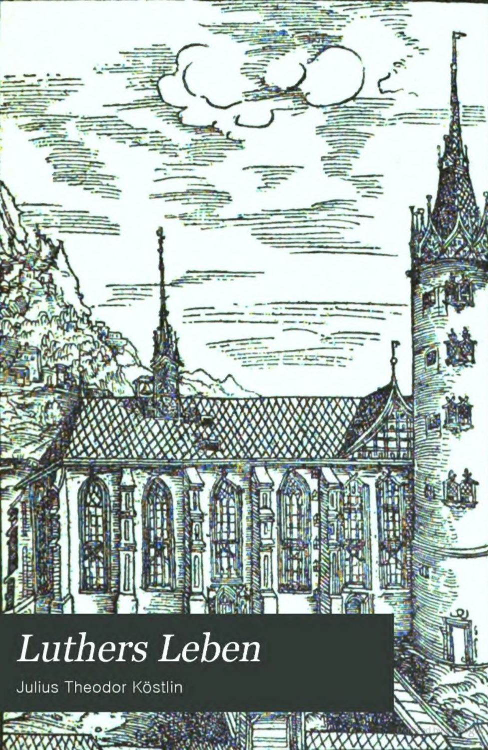
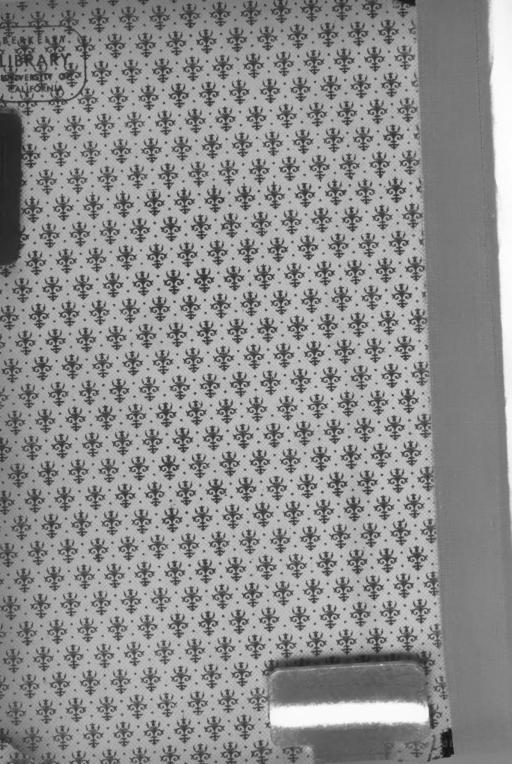


Luthers Leben

Julius Theodor Köstlin


BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Luthers Leben.

Digitized by Google

Digitized by Google

Luther
nach dem Gemälde Cranachs in der Stadtkirche zu Weimar.

Digitized by Google

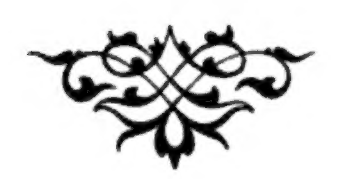
Luthers Leben

von

Julius Köstlin.

Mit authentischen Illustrationen:
64 Abbildungen im Text und 5 Beilagen.

Siebente Auflage.



Leipzig.
Fues's Verlag (R. Reisland).
1889.

Digitized by Google

BR325
K619

Meiner lieben Frau

Pauline

mit den Worten Luthers:

„Gottes höchste Gabe auf Erden ist
ein fromm, freundlich, gottesfürchtig
und häuslich Gemahl haben."

488

Digitized by Google

Vorwort.

Kein Deutscher hat auf das religiöse Leben und von hier aus auf die ganze Geschichte seines Volkes so mächtig wie Luther eingewirkt, keiner mehr als er in seiner Persönlichkeit die Eigenart desselben getheilt und eben auch hierdurch unter ihm wirksam und volksthümlich werden können. Wenn wir die Männer der Vergangenheit vor unserer Erinnerung in neues Leben rufen, wird er für uns Deutsche immer in erster Linie stehen: für uns Protestanten der Gegenstand einer Liebe und Verehrung, der auch die unbefangenste geschichtliche Untersuchung keinen Eintrag thun, für Andere ein Stein des Anstoßes, den auch Lästerung und Lüge nicht überwältigen wird. —

Die voranstehenden Worte, welche diesem Buch bei seinem ersten Erscheinen um Weihnachten 1881 zum Eingang dienten, dürfen gewiß mit besonderem Gewicht in dem Jahre wiederholt werden, wo das Jubiläum der Geburt Luthers wiederkehrt und unser Buch, nachdem seine beiden ersten Auflagen schnell vergriffen worden sind, zur Feier desselben neu sich einstellen darf.

Digitized by Google

Wie ich bei der ersten Ausgabe auf mein größeres Werk „Martin Luther, sein Leben und seine Schriften, 2 Bände“, und auf die dort gegebenen historischen und kritischen Belege mich stützte, so habe ich jetzt und namentlich für einzelne in den neuen Auflagen vorgenommene Aenderungen auf die neue Bearbeitung jenes Werkes hinzuweisen, die gleichfalls jetzt in die Oeffentlichkeit getreten ist. — Die Illustrationen sind seit der zweiten Auflage durch das Facsimile eines Ablaßbriefs vom Jahr 1517 und die Wiedergabe mehrerer Titelblätter luther'scher Schriften bereichert.

Möge denn das Buch auch fernerhin tüchtig erfunden werden, einem weiten Kreise deutscher Leser den großen christlichen und deutschen Mann lebendig zu vergegenwärtigen.

September 1883.

J. Köstlin,
Professor der Universität Halle-Wittenberg.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erstes Buch.

Luthers Kindheit und Jugend, bis zum Eintitt ins Kloster 1483—1505.

1. Kapitel. Geburt und Eltern 1
2. „ Luther als Kind und Schüler, bis 1501 11
3. „ Der Student in Erfurt und sein Uebergang ins Kloster 1501—1505 31

Zweites Buch.

Luther als Mönch und Professor bis zum Eintritt in die reformatorischen Kämpfe 1505—1517.

1. Kapitel. Im Erfurter Kloster, bis 1508 45
2. „ Berufung nach Wittenberg. Romreise 63
3. „ Luther als theologischer Lehrer, bis 1517 . . . 70

Drittes Buch.

Der Bruch mit Rom bis zum Wormser Reichstag 1517—1521.

1. Kapitel. Die 95 Thesen 90
2. „ Der Ablaßstreit 104
3. „ Luther nach Rom citirt; vor Cajetan; appellirt an ein Conzil 117

Digitized by Google

		Seite
4. Kapitel.	Miltitz und die Leipziger Disputation mit ihren Folgen	132
5. „	Luthers andere Thätigkeit, Schriften und inneres Fortschreiten bis 1520	163
6. „	Verbindung mit Humanisten und Adel	182
7. „	Luther an den christlichen Adel deutscher Nation und von der babylonischen Gefangenschaft	203
8. „	Die Bannbulle und Luthers Entgegnung	219
9. „	Der Wormser Reichstag	240

Viertes Buch.

Vom Wormser Reichstag bis zum Bauernkrieg und Luthers Eintritt in den Ehestand.

1. Kapitel.	Luther auf der Wartburg bis zu seinem Besuch in Wittenberg 1521	266
2. „	Der weitere Wartburgaufenthalt und die Rückkehr nach Wittenberg 1522	286
3. „	Luthers Auftreten und neue Thätigkeit in Wittenberg 1522	296
4. „	Luther und sein reformatorisches Wirken im Gegensatz gegen den Katholizismus bis 1525	312
5. „	Der Reformator den Schwärmern und Bauern gegenüber, bis 1525	330
6. „	Luthers Heirath	352

Fünftes Buch.

Luther und der kirchliche Neubau bis zum ersten Religionsfrieden 1525—1532.

1. Kapitel.	Ueberblick	364
2. „	Reformatorische Thätigkeit und persönliches Leben bis 1529	372
3. „	Erasmus und Heinrich VIII. Streit mit Zwingli und Genossen bis 1528	400
4. „	Der kirchliche Gegensatz im deutschen Reich. Der Türkenkrieg. Das Marburger Gespräch 1529	412

Digitized by Google

Seite
5. Kapitel. Der Augsburger Reichstag und Luther auf Coburg 1530 430
6. „ Vom Augsburger Reichstag zum Nürnberger Religionsfrieden 1532; Tod Kurfürst Johanns . . 457

Sechstes Buch.

Vom Nürnberger Religionsfrieden bis zu Luthers Tod.

1. Kapitel. Luther unter Johann Friedrich. Die Jahre 1532 bis 1534. 474
2. „ Verhandlungen über ein Conzil und über Einigung unter den Protestanten. Legat Vergerius 1535. Wittenberger Concordie 1536 496
3. „ Verhandlungen über ein Conzil und über Einigung unter den Protestanten. Fortsetzung: Der Tag in Schmalkalden 1537; Friede mit den Schweizern; Luthers Freundschaft mit den böhmischen Brüdern 510
4. „ Andere Thätigkeiten und Händel 1535—39. Erzbischof Albrecht und Schönitz. Agricola 524
5. „ Luther und die Fortschritte und inneren Schäden des Protestantismus 1538—41 537
6. „ Luther und die Fortschritte und inneren Schäden des Protestantismus 1541—44 554
7. „ Häusliches und Persönliches aus Luthers späterer Lebenszeit 570
8. „ Letztes Lebensjahr und Tod 599

Verzeichniß der Illustrationen.

Seite

Titelbild: Luther nach dem Gemälde Cranachs in Weimar.
Abbildung 1. Wappen der Lutherfamilie 2
" 2. Luthers Vater nach Cranach v. J. 1527 . . 8
" 3. Luthers Mutter nach Cranach v. J. 1527 . 9
" 4. Luthers Klosterzelle in Erfurt 50
" 5. Staupitz nach dem Bild im St. Peter-Kloster zu Salzburg. 58
Beilage 1. Facsimile aus Luthers Psalter v. J. 1513 f. 72
Abb. 6. Titel und Vorrede der Bußpsalmen v. J. 1517 83
" 7. Spalatin nach Cranach 85
" 8. Erasmus nach Dürer 87
" 9. Leo X. nach Raphael 91
Beil. 2. Ablaßplacat v. J. 1517, Facsimile 92
" 3. Ablaßbrief, Facsimile 92
Abb. 10. Erzbischof Albrecht nach Dürer 94
" 11. Titelblatt einer Flugschrift aus den Anfängen der Reformation mit Darstellung des Ablaßhandels 96
" 12. Abbildung der Schloßkirche zu Wittenberg v. J. 1509 99
" 13. Kaiser Maximilian nach Dürer 139
" 14. Herzog Georg von Sachsen nach einem alten Holzschnitt 147
" 15. Luther nach Cranach v. J. 1520 153
" 16. Dr. Joh. Eck nach einem alten Holzschnitt 154
" 17. Melanchthon nach Dürer 167

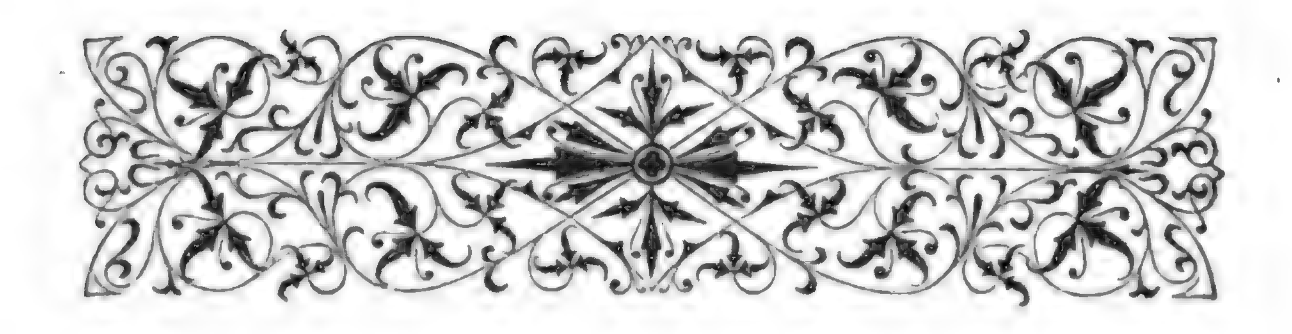
Digitized by Google

			Seite
Abb.	18.	Lukas Cranach von ihm selbst	171
„	19.	W. Pirkheimer nach Dürer	187
„	20.	Ulrich v. Hutten nach einem alten Holzschnitt	192
„	21.	Fr. v. Sickingen nach einem alten Kupferstich	196
„	22.	Titelblatt der Schrift „An den christlichen Adel ꝛc.“ 1520	212
„	23.	Titelblatt der Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ 1520	224
„	24.	Titelblatt der Schrift „Auf des Bocks zu Leipzig Antwort“	235
„	25.	Karl V. nach B. Beham v. J. 1531	244
„	26.	Luther nach Cranach v. J. 1521	256
„	27.	Facsimile vom Drucke des kaiserlichen Edicts gegen Luther v. J. 1521	266
„	28.	Luther als Junker Georg nach Cranach	269
„	29.	Bugenhagen nach Cranach	302
„	30.	Facsimile aus der ersten Ausgabe von Luthers Neuem Testament v. J. 1522	304
„	31.	Thomas Münzer nach einem alten Holzschnitt	349
„	32.	Luther nach Cranach v. J. 1525	358
„	33.	Katharina L., geb. v. Bora, nach Cranach v. J. 1525	359
„	34.	Luthers Ring von Katharina	363
„	35.	Luthers Doppelring	363
„	36.	Facsimile einer Unterschrift Friedrichs des Weisen	367
„	37.	Die Kurfürsten Friedrich der Weise, Johann und Johann Friedrich nach Cranach	368
„	38.	Philipp v. Hessen nach Brosamer	370
„	39.	Luther nach Cranach v. J. 1528	390
„	40.	Luthers Frau nach Cranach v. J. 1528	391
„	41.	Zwingli nach einem alten Kupferstich	403
„	42.	Ueberschrift und Unterschriften der Marburger Artikel v. J. 1529, Facsimile	425
„	43.	Veit Dietrich nach einem alten Holzschnitt	435
„	44.	Siegel Luthers nach Briefen seit dem Jahre 1517	446
„	45.	Luthers Wappen nach alten Drucken	446
„	46.	Das Neue Testament aus der ersten Gesammtausgabe der Bibelübersetzung	480

Digitized by Google

			Seite
Abb.	47.	Illustration aus dem Neuen Testament von 1534: Euangelion Sanct Matthes	481
„	48.	Butzer nach dem Reusner'schen Original-Holzschnitt	494
„	49.	Agricola nach Cranach	533
„	50.	Titelblatt der Schrift „Wider den Hans Worst"	549
„	51.	Jonas nach Cranach	555
„	52.	Luther nach Cranach (in seinem sog. Stammbuch)	571
„	53.	Wittenberg nach einem Kupferstich v. J. 1546	574
„	54.	Das Lutherhaus, frühere Kloster	575
„	55.	Die Lutherstube	576
„	56.	Lenchen Luther nach Cranach	581
„	57.	Luthers Hausthüre v. J. 1540	587
„	58.	Johann Mathesius nach einem alten Holzschnitt	591
„	59.	Luther nach Cranach v. J. 1546	610
„	60.	Trinkglas, von Luther dem Jonas verehrt	611
Beil.	4.	Luthers Brief an seine liebe Hausfrau vom 7. Februar 1546	614
Abb.	61.	Ueberschrift des Briefs vom 7. Februar 1546	614
„	62.	Luther auf dem Todtenbett	620
„	63.	Luthers Todtenmaske	621
Beil.	5.	Facsimile des Schlusses von Luthers Testament v. J. 1542 (vgl. S. 587 f.)	am Schlusse.

Die sieben Initialen, am Eingang jedes Buches und am Eingang des Schlußkapitels, sind dem Neuen Testamente der ersten Ausgabe der vollständigen deutschen Bibel Luthers v. J. 1534 entnommen.



Erstes Buch.

Luthers Kindheit und Jugend bis zum Eintritt ins Kloster. 1483—1505.

Erstes Kapitel.

Geburt und Eltern.

en 10. November 1483 wurde einem jungen Ehepaare Hans und Margarethe Luder in Eisleben, wo jener als Bergmann seinen Unterhalt suchte, ihr erstes Kind, unser Martin Luther, geboren.

Sie waren dorthin kurz zuvor aus Möhra, der alten väterlichen Heimath, hinübergezogen. Der Ort, in den alten Urkunden auch More und Möre genannt, liegt zwischen den niederen Hügeln, in welche das Thüringer Waldgebirge nach Westen gegen das Werrathal hin ausläuft, 2 Meilen südlich von Eisenach, gegen 1 Meile nördlich von Salzungen, ganz nahe der heutigen Werra-Eisenbahn, welche diese beiden Städte verbindet. Luther stammt so recht aus der Mitte des deutschen Landes. Landesherr war dort der Kurfürst von Sachsen.

Möhra war ein bescheidenes Dorf, ohne eigenen Geistlichen, nur mit einer Kapelle, Filial einer benachbarten Pfarrei Hausen. Die Bevölkerung aber bestand größtentheils aus selbständigen Bauern mit Haus und Hof, Vieh und Pferden. Daneben wurde im fünfzehnten Jahrhundert der Bergbau versucht, indem man nach Kupfererz im Kupferschiefer grub, woran gegenwärtig noch Schieferhalden und Schlackenhaufen erinnern. Der Boden war für den Landbau nicht sehr ergiebig, theilweise moorig, woher auch der Name des Ortes geleitet wird. Die grundbesitzenden Bauern blieben zu strenger Arbeit genöthigt. Es waren handfeste, derbe Leute.

Aus dieser Bauernschaft ist Luther hervorgegangen. „Ich bin", so äußerte er selbst einmal im Gespräch mit seinem Freund Melanchthon, „eines Bauern Sohn, mein Vater, Großvater, Ahnherrn sind rechte Bauern gewest", worauf Melanchthon meinte, Luther hätte, wenn er am Orte der Ahnen geblieben, wohl Schultheiß im Dorfe oder auch ein oberster Knecht über die andern werden mögen. Zu seinem väterlichen Geschlecht gehörten in Möhra mehrere Familien und Häuser, und auch in der Umgegend war es verbreitet. Der Name wurde damals Luder, daneben auch Ludher, Lüder, Leuder geschrieben. Der Namensform Luther begegnen wir bei unserem Luther erst, nachdem er Wittenberger Professor geworden war, kurz ehe er in seine reformatorischen Kämpfe eintrat, und erst von ihm aus ist sie dann auch auf die anderen Linien seines Geschlechts übergegangen. Der Name ist übrigens ursprünglich nicht Familienname, sondern Personname, eins mit dem Namen Lothar, welcher seinem Ursprung nach einen im Heere Berühmten bedeutet. In dem ohne Zweifel sehr alten Geschlecht erbte sich auch ein eigenthümliches Wappen fort, nämlich eine von der Seite gesehene Armbrust mit 2 Rosen neben ihr. So sehen wir es noch auf dem Siegel von Luthers Bruder Jakob.

Abb. 1.

Die Herkunft des Wappens ist unbekannt; jene Zusammensetzung läßt darauf schließen, daß die Familie sich mit einer anderen oder deren Besitze verschmolzen habe.

Noch von Luthers Lebzeiten her besitzen wir Urkunden, welche zeigen, wie an jenem derben Charakter der Möhraer Bauern namentlich auch dortige Verwandte Luthers Theil hatten, leicht bereit zur Selbsthülfe und dabei zum Gebrauche der Faust. Fest hat dann dieses Geschlecht im Lauf der Zeiten und unter schweren Heimsuchungen und großen Umwälzungen, die über Möhra besonders im dreißigjährigen Krieg ergingen, sich behauptet. Gegenwärtig bestehen dort noch drei Familien Luther, die sämmtlich Landwirthschaft betreiben. Noch bis auf die Gegenwart hat man bei manchen Angehörigen der Lutherfamilien und auch bei anderen Bewohnern Möhra's eine auffallende Aehnlichkeit mit Martin Luthers Gesichtszügen beobachten wollen. Nicht minder bedeutsam findet ein gegenwärtiger Kenner der dortigen Bevölkerung die ihr im allgemeinen eigene besondere Tiefe des Gefühls und Festigkeit des Sinnes. Auch das Haus, welches Luthers Großvater bewohnt hatte, oder welches vielmehr an der Stelle des von ihm bewohnten hernach erbaut worden, meinte man gegenwärtig noch bezeichnen zu können, jedoch ohne sichere Begründung. Neben diesem „Stammhaus" Luthers steht jetzt sein Bild in Erz aufgerichtet.

In Möhra also ist noch Luthers Vater Hans zum Manne herangewachsen. Sein Großvater hieß Heine, das heißt Heinrich; wir hören während Luthers Lebzeiten nichts von ihm. Seine Großmutter starb erst i. J. 1521. Die Frau des Hans war eine geborene Ziegler; nahe Verwandte von ihr finden wir nachher in Eisenach (die andere alte Angabe, wonach sie eine geborene Lindemann war, ist wohl aus einer Verwechselung von ihr und von Luthers Großmutter hervorgegangen).

Was Hans nach Eisleben zog, war der Bergbau, der

auch hier im Kupferschiefer getrieben wurde. Derselbe stand hier und überhaupt in der Grafschaft Mansfeld, zu der Eisleben gehörte, in einer Blüthe, die er in der Gegend von Möhra nie erreicht hat, und war eben um jene Zeit in lebhaftem Aufschwung begriffen. In Eisleben entstanden bald nachher zwei neue Stadttheile durch Ansiedlung von Bergleuten. Hans hatte, soweit wir wissen, zwei Brüder und möglicherweise auch noch mehr Geschwister, so daß das väterliche Erbgut getheilt werden mußte. Er war wohl der älteste unter den Brüdern, von denen einer, Heinz, der Besitzer eines Hofes, noch i. J. 1540, zehn Jahre nach Hans' Tod, am Leben war. Aber in Möhra galt keinesfalls das Erstgeburtsrecht, wonach der Grundbesitz auf den ältesten vererbte, sondern entweder fand gleiche Theilung statt, oder fielen, wie es auch in anderen Gegenden üblich war, die Güter vielmehr dem jüngsten zu; für das letzte spricht eine spätere Bemerkung Luthers selbst, daß in der Welt nach bürgerlichem Recht der jüngste Sohn Erbe des väterlichen Hauses sei. So konnte in dem Bauernsohn der Trieb entstehen, an anderem Ort und durch andere Arbeit einen reicheren Unterhalt zu gewinnen. Immer übrigens ist's beim Sprossen eines solchen bäuerlichen Geschlechtes Beweis besonders selbständigen, unternehmenden, emporstrebenden Sinnes.

Wir dürfen nicht übergehen, was man neben und statt diesem Grunde zur Ursache seines Wegzuges aus der alten Heimath hat machen wollen. Wiederholt nämlich ist neuerdings, und zwar von protestantischen Schriftstellern, behauptet worden, der Vater unseres Reformators habe den Folgen eines in Möhra begangenen Frevels sich entziehen wollen. Es verhält sich hiemit so. Noch zu Lebzeiten Luthers ist seinem Freunde Jonas von dem katholischen Gegner Witzel in leidenschaftlichem Streit zugerufen worden: „ich könnte den Vater deines Luthers einen Todtschläger (oder Mörder) nennen". Ein paar Jahrzehnte nachher nennt wirklich den

Reformator der ungenannte Verfasser einer in Paris erschienenen gegnerischen Schrift „den Sohn des Möhraer Todtschlägers". Sonst hat sich bei Freund und Feind keine Spur einer solchen Nachricht auffinden lassen. Erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts taucht dann mit einem Male, nämlich gelegentlich in einem amtlichen Bericht über Bergbau bei Möhra, offenbar auf Grund mündlicher sagenhafter Ueberlieferung, die bestimmtere Angabe auf, daß Luthers Vater einen Bauern, der Pferde im Gras hütete, mit den eigenen Pferdezäumen von ungefähr todt geschlagen habe. In unserer Zeit endlich haben Reisende auch von Einwohnern Möhra's sich die Geschichte erzählen, ja gar die verhängnißvolle Wiese sich zeigen lassen. Aber eben nur wegen des Anspruchs auf Geltung, den eine solche Ueberlieferung neuerdings gemacht hat, und nicht als ob derselbe berechtigt wäre, hat sie hier nicht unerwähnt bleiben dürfen. Denn was man jetzt in Möhra erzählen hören kann, davon hat nachweislich noch vor wenigen Jahrzehnten Niemand in der dortigen Bevölkerung etwas gewußt, sondern es ist erst durch Fremde in sie hineingetragen worden, hat bei ihr seither auch schon verschiedene Variationen angenommen. Die Flucht eines Frevlers aus dem fürstlich sächsischen Orte Möhra ins Mansfeldische ist, da ja dieses nur wenig entfernt war und gleichfalls unter kursächsischer Hoheit stand, widersinnig und verträgt sich bei Hans Luther vollends nicht mit der geachteten Stellung, zu der er hier, wie wir sehen werden, sehr bald gelangte. Gerade die Thatsache, daß jenes Gerede über ihn, auf welches Witzel sich bezog, seinen Gegnern nicht unbekannt blieb, ist in Verbindung mit der andern Thatsache, daß sie nirgends davon einen weiteren Gebrauch machten, ein klarer Beweis dafür, wie wenig sie einen derartigen Vorwurf ernstlich zu erheben wagten. Luther hat aus ihrer Mitte bei seinen Lebzeiten hören müssen, daß sein Vater ein ketzerischer Böhme, daß seine Mutter eine schlechte Bademagd, daß er selbst ein Wechselbalg,

ja aus einem Umgang seiner Mutter mit dem Teufel hervorgegangen sei. Wie hätten sie nicht vielmehr vom Todtschlag oder Mord seines Vaters reden müssen, wenn sie dafür wirklichen Grund gehabt hätten. Was auch immer für ein Vorfall zu jenem Gerede Anlaß gegeben haben mag: ein Vergehen oder Verbrechen des Vaters dürfen wir dabei nicht annehmen. Nur etwa an einen unvorsätzlichen Akt könnten wir dabei denken, an eine That des Zufalls oder der Nothwehr. Weiteres können wir darüber nach jenen zwei einzigen alten Andeutungen nicht mehr sagen; sie reden, wie wir sehen, auch nicht einmal ausdrücklich von dem Zusammenhang zwischen dem angeblichen Frevel und dem Umzug nach Eisleben.

Den Tag und auch die Stunde, in welcher dort ihr Erstgeborener zur Welt kam, hat die Mutter fest im Gedächtniß bewahrt. Es war Nachts zwischen 11 und 12 Uhr. Nach der herrschenden Sitte wurde er gleich Tags darauf getauft, und zwar in der Petri-Kirche. Es war der Tag des heiligen Martinus; nach ihm ist er genannt worden. Die Erinnerung an das Haus seiner Geburt hat sich in Eisleben erhalten; es liegt im untern Stadttheil, ganz nah bei der genannten Kirche. Verschiedene große Feuersbrünste, welche Eisleben verwüsteten, haben es unzerstört gelassen. Doch bestehen vom ursprünglichen Gebäude jetzt nur noch die Mauern des Erdgeschosses; in diesem zeigt man noch ein nach der Straße liegendes Zimmer, in welchem der Reformator zur Welt gekommen. Jene Kirche ist bald nach seiner Geburt neu gebaut worden und hat dann den Namen Peter- und Pauls-Kirche erhalten; im gegenwärtigen Taufstein derselben soll noch ein Rest des alten enthalten sein.

Schon als der Knabe ein halbes Jahr alt war, zogen seine Eltern weiter, nach der etwa anderthalb Meilen entfernten Stadt Mansfeld. Je stärker damals der Zuzug von Bergleuten nach Eisleben, dem bedeutendsten Orte der Grafschaft war, desto leichter erklärt es sich, wenn Luthers Vater seine Erwartungen dort nicht erfüllt fand und besseren

Aussichten am anderen Hauptorte des reichen Bergbaugebietes folgte. Hier, in Stadt Mansfeld, oder, wie es wegen seiner Lage und im Unterschied von Kloster Mansfeld heißt, in Thal-Mansfeld, kam er unter eine Bevölkerung, die ganz im Bergbau lebte und webte. Die Ortschaft liegt an einem Bache, eingeklemmt zwischen Hügeln, Vorbergen des Harzes. Ueber ihr ragte die schöne, stattliche Burg der Grafen, denen sie zugehörte. Der Charakter der Landschaft ist ernster, die Luft rauher als in der Möhraer Gegend. Luther selbst nannte seine Mansfelder Landsleute Harzlinge. Es ist auch dieser Harzbevölkerung im allgemeinen rauhere Art als der Thüringer eigen. Dem, was wir vorhin von den Möhraern gehört, stellt sich ein Sprichwort zur Seite, das Luther von seinen Harzlingen anführt: „Ich habe je währle gehort: wer schlägt, wird wieder geschlagen."

Anfangs hatten Luthers Eltern auch in Mansfeld noch mit ihrem Fortkommen zu ringen. Luther hat später einmal geäußert: „Mein Vater ist ein armer Häuer*) gewest, die Mutter hat all ihr Holz auf dem Rücken eingetragen, damit sie uns erziehen könnte; sie haben es sich lassen blutsauer werden; jetzt würdens die Leute nicht mehr so aushalten." Nur dürfen wir hiebei nicht vergessen, daß solch Holztragen damals weniger als heut zu Tage Zeichen der Armuth war. Allmählich gestalteten sich ihre Verhältnisse günstiger. Indem der ganze Bergbau den Grafen zugehörte und diese die einzelnen Antheile daran, Schmelzfeuer genannt, in Pacht und zwar theils in Erbpacht, theils in Zeitpacht gaben, gelang es auch dem Hans Luther, zwei Oefen zu bekommen, wenn auch nur in Zeitpacht. Noch schneller als im äußern Wohlstand muß er in der Achtung seiner neuen Mitbürger gestiegen sein. Der Magistrat der Stadt bestand aus einem Schultheißen, den sogenannten Thalherren und Vieren „von der Gemeinde". Unter diesen

*) Berghauer, Schieferhauer nannten sie sich.

Vieren erscheint jener schon 1491 in einer öffentlichen Urkunde. Die Zahl seiner Kinder wurde groß genug, um ihn in steter Sorge für Nahrung und Erziehung derselben zu erhalten. Es wurden ihrer mindestens sieben: denn wir wissen von drei Brüdern und drei Schwestern unseres Luther.

Abb. 2. H. Luther nach dem Gemälde Cranachs v. J. 1527.

Unter die Zahl der reichen Familien Mansfelds, die Erbfeuer besaßen und aus deren Mitte die Thalherren hervorgingen, hat die luthersche sich nicht aufgeschwungen. Aber sie verkehrte mit ihnen und war ihnen zum Theil nahe befreundet. Auch seinen Grafen war der alte Luther persönlich

bekannt und stand bei ihnen in Achtung. Auf die persönliche Bekanntschaft derselben mit seinem Vater und mit ihm hat i. J. 1520 der Reformator den Lästerreden gegenüber, die über seine Herkunft in Umlauf gesetzt waren, sich öffentlich berufen. Hans Luther erwarb sich mit der Zeit

Abb. 3. Marg. Luther nach dem Gemälde Cranachs v. J. 1527.

ein eigenes ansehnliches Wohnhaus in der Hauptstraße der Stadt. Wenigstens ein kleiner Rest desselben ist unter Umbauten bis auf die Gegenwart stehen geblieben. Noch sehen wir dort eine Eingangspforte mit einem gut gearbeiteten Rundbogen aus Sandstein, der oben das lutherische Wappen

mit Rosen und Armbrust und dazu die Inschrift J. L. 1530 trug. Ohne Zweifel hat ihn Hans' Sohn Jakob in jenem Jahr, in welchem sein Vater starb und er das Haus übernahm, so herstellen lassen. Erst in der neuesten Zeit ist der Stein so in Verwitterung gerathen, daß das Wappen und zum Theil auch die Inschrift sich abgelöst hat.

Schilderungen der Persönlichkeit der Eltern haben wir erst aus der Zeit, als sie am Ansehen und Ruhm ihres Martin Theil bekamen. Oefters erschienen sie da bei ihm in Wittenberg. Sie bewegten sich schlicht und würdig unter seinen Freunden. Vom Vater hebt Melanchthon hervor, daß er durch Reinheit des Charakters und Wandels überall Achtung und Liebe sich gewonnen habe. Von der Mutter sagt er, die würdige Frau habe sich, wie durch andere Tugenden, so namentlich durch Keuschheit, Gottesfurcht und Umgang mit Gott im Gebet ausgezeichnet. Luthers Freund, Hofprediger Spalatin, glaubte, sie eine seltene, musterhafte Frau nennen zu dürfen. Ueber das Aeußere der beiden Eltern berichtete der Schweizer Keßler i. J. 1522, daß sie kleine und kurze Personen seien, die der Sohn Martin an „Länge und Leibreiche" übertreffe; er schildert sie ferner als ein „braunlicht Volk". Fünf Jahre später hat Lukas Cranach die Bilder der Beiden gemalt, die wir jetzt auf der Wartburg sehen; es sind die einzigen, die wir von ihnen besitzen*). Die Gesichtszüge der Beiden haben dort eine gewisse Härte: sie lassen auf herbe Arbeit im Lauf eines langen Lebens schließen. Dabei zeigt Mund und Auge des Vaters einen aufgeweckten, lebendigen, energischen und gescheiten Ausdruck. Er hat auch, wie sein Sohn Martin bemerkt, bis ins Greisenalter einen „festen harten Leib" behalten. Die Mutter sieht mehr vom Leben ermüdet aus,

*) Seltsamer Weise hat man später und noch in unsern Tagen auch ein Bild, das Martin Luthers Frau in ihrem Alter darstellt, für ein Bild seiner Mutter angesehn.

dabei aber ergeben, still und sinnig; ihr hageres Gesicht mit starkem Knochenbau trägt einen milden Ernst. Spalatin staunte, als er sie 1522 zum ersten mal sah, darüber, wie sehr ihr Luther in der Haltung des Leibes und in den Gesichtszügen gleiche. In der That findet sich eine gewisse Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Bilde in den Augen und dem untern Theil des Gesichtes. Aus dem übrigens, was wir oben vom Aussehen späterer in Möhra lebender Luther hörten, müßte zugleich auf eine Aehnlichkeit mit seinem väterlichen Geschlecht geschlossen werden.

Zweites Kapitel.

Luther als Kind und Schüler,

bis 1501.

Wie nun Martin Luther als Kind dieser Eltern in Mansfeld und weiter hin heranwuchs und geistig sich entwickelte, darüber und eben so über die Umgebung, in der er sonst sich bewegte, fehlt es uns ganz an Nachrichten aus Anderer Mund. Wem hätte der Knabe dort ins Auge fallen sollen, um Gegenstand späterer Geschichtsschreibung zu werden? Wir können hiefür nur vereinzelte gelegentliche Aeußerungen von ihm selbst benützen, die theils in seinen Schriften uns begegnen, theils aus seinem Munde von Freunden, wie von Melanchthon oder seinem späteren Arzt Ratzeberger oder seinem Schüler Mathesius und Anderen aufgenommen und der Nachwelt aufgezeichnet worden sind. Sie sind sehr unvollständig, jedoch bedeutsam genug für das Verständniß des Ganges, welchen sein inneres Leben genommen und der zum künftigen Beruf ihn vorbereitet hat. Und bedeutsam und wichtig dürfen wir zugleich das nennen, daß jene Gegner, die schon vom Anfang seiner

kirchlichen Kämpfe an seinem Ursprung nachspürten und Nachtheiliges dort gegen ihn ausfindig zu machen suchten, ihrerseits durchaus keinen Beitrag zur Geschichte seiner Kindheit und Jugend ans Licht gebracht haben, obgleich der Reformator genug Widersacher am Ort seiner Heimath und seiner Eltern hatte und namentlich auch ein Theil der Mansfelder Grafen bei der römischen Kirche beharrte. Es waren also wenigstens keine ungünstigen oder dunklen Züge aus dem Hause seiner Eltern oder aus seinem Jugendleben beizubringen. Statt dessen haben dann Spätere zum Theil dasjenige, was wir von ihm selbst wissen, seltsam zu seinem Nachtheil zu deuten sich bemüht.

Man redet wohl von einem Paradiese der Kindheit. Luther selbst hat später sich erfreut und erbaut am Leben und Wohlgefühl der Kleinen, die weder die Sorgen des äußeren Lebens, noch innere Seelennoth kennen und froh und frei der Güte ihres Gottes genießen. In seinen Erinnerungen aus dem eigenen Leben jedoch spiegelt sich, soweit er sie ausspricht, nicht der Sonnenschein einer solchen Kindheit wieder. An der herben Zeit, welche die Eltern anfangs in Mansfeld durchzumachen hatten, mußten auch die Kinder, besonders der Erstgeborene, theilnehmen. Wie jene in strenger Arbeit ihre Tage hinbrachten und streng gegen sich selbst darunter aushielten, so war wohl auch der Ton im Haus ein überwiegend ernster und strenger. Der gerade, ehrenfeste, strebsame Vater war redlich darauf bedacht, aus seinem Sohn einen tüchtigen Mann zu machen, der es wohl auch in der Welt noch weiter als er selbst brächte, forderte aber auch Entsprechendes von ihm und hielt streng auf sein eigenes väterliches Ansehen. Nach seinem Tod gedachte der Reformator in rührenden Worten an die wohlthuende Liebe, die er bei einem solchen Vater genossen, an den süßen Umgang, den er mit ihm habe pflegen dürfen. Aber es hat nichts Befremdliches, wenn er in der Kindheit, die zärtlicher Liebe besonders bedarf,

doch zu sehr jene Strenge des Vaters zu fühlen bekam. Er sei, sagt er, einmal so sehr von ihm gestäupt worden, daß er ihn geflohen habe und ihm gram geworden sei, bis derselbe ihn wieder an sich gewöhnt habe. Auch seine Mutter hat Luther in Gesprächen über Kinderzucht als Beispiel dafür angeführt, wie Eltern im Strafen aus bester Absicht zu weit gehen, die Unterschiede, die zu machen seien, übersehen und die Rücksicht, die man bei der Behandlung der Kinder auf die eigene Art eines jeden nehmen müsse, unterlassen können. Jene habe ihn einmal um einer geringen Nuß willen, die er weggenommen, geschlagen bis Blut geflossen sei. Dem gegenüber bemerkt er, in der Kinderzucht müsse bei der Ruthe der Apfel sein; man dürfe auch Kinder wegen eines Vergehens an Nüssen oder Kirschen nicht so züchtigen, wie wenn sie Geld und Kasten angriffen. Seine Eltern, sagt er, haben es herzlich gut gemeint, ihn aber so enge gehalten, daß er schüchtern und kleinmüthig geworden sei. Was er erfuhr, war nicht lieblose Härte, die das kindliche Gemüth abstumpft und zu verstecktem durchtriebenem Wesen führt. Die wohlgemeinte und aus wirklich sittlichem Ernst hervorgehende Strenge hat bei ihm eine Strenge und Zartheit des eigenen Gewissens befördert, womit er dann auch nachher Gott gegenüber jede Schuld tief und peinlich empfand, auch ihm gegenüber aber die Angst nicht los wurde und zugleich sich zur Sünde machte, was nicht einmal Sünde war. Er selbst hat als Wirkung jener Zucht weiterhin das bezeichnet, daß er in ein Kloster gelaufen und Mönch geworden sei. So äußerte er sich, obgleich er zugleich erklärte, daß man die Kinder lieber von der Wiege an mit Ruthen streichen, als ohne Strafe aufwachsen lassen solle und daß es eine große Barmherzigkeit sei, dem jungen Volk seinen Willen zu beugen, ob's auch Mühe und Arbeit koste und Drohungen und Schläge erfordere.

Auf Erfahrungen, die er selbst in Folge der anfänglichen Dürftigkeit des elterlichen Hauses gemacht hat, weisen

uns spätere Aeußerungen von ihm zurück über armer Leute Söhne, die sich aus dem Staub heraus arbeiten und viel leiden müssen, nichts zum Stolziren und Pochen haben, aber sich drücken und stillschweigen und Gott vertrauen lernen und denen Gott auch gute Köpfe gebe.

Ueber Luthers Stellung zu seinen Geschwistern hat ein Bekannter des Mansfelder Lutherhauses und besonders seines Bruders Jakob berichtet, daß er mit diesem von Kindheit an die innigste brüderliche Gemeinschaft gepflegt und daß er nach der Angabe seiner Mutter aufs Wohlverhalten der jüngeren Geschwister mit Wort und That leitenden Einfluß geübt habe.

Schon in sehr jungen Jahren muß er von seinem Vater zur Schule gebracht worden sein. Einem „guten alten Freund", dem Mansfelder Bürger Oemler, hat er noch lange nachher, ein paar Jahre, ehe er selbst starb, eine Erinnerung daran in eine Bibel geschrieben, wie jener als der ältere ihn, das noch schwache Kind, mehr denn einmal auf seinen Armen in und aus der Schule getragen habe: ein Beweis — natürlich nicht, wie ein katholischer Gegner im folgenden Jahrhundert meinte, dafür, daß man den Jungen zum Schulbesuch nöthigen mußte, sondern dafür, daß er noch in einem Alter stand, wo ihm das Tragen wohlthat. Das Schulgebäude, im unteren Theile noch jetzt erhalten, lag am oberen Ende des zum Theil mit steilen Straßen am Hügel aufgebauten Städtchens. Die Kinder wurden dort nicht blos im Lesen und Schreiben, sondern auch in den Anfangsgründen des Latein unterwiesen, ohne Zweifel aber in sehr ungeschickter mechanischer Weise. Aus den Erfahrungen heraus, die er dort gemacht, redet Luther später von argen Quälereien mit decliniren und conjugiren, und anderen Aufgaben, welche die Schüler in seiner Jugend haben durchmachen müssen. Die Härte seines Lehrers hat er dort noch ganz anders als die Strenge seiner Eltern empfunden. Die Schulmeister, sagt er, seien zu jener Zeit

Tyrannen und Henker, die Schulen Kerker und Höllen gewesen, und trotz Schlagen, Zittern, Angst und Jammer habe man nichts gelernt. Er selbst, sagt er, habe einst an einem Vormittag fünfzehnmal Schläge bekommen ohne seine Schuld, indem er hätte aufsagen sollen, was man ihn nicht gelehrt hatte. Bis in sein vierzehntes Lebensjahr mußte er diese Schule besuchen.

Dann wünschte ihn sein Vater auf eine bessere und höher stehende Lehranstalt zu bringen. Er schickte ihn deshalb zuerst nach Magdeburg. Leider ist uns die Schule, die Luther da besuchen sollte, nicht weiter bekannt. Sein Freund Mathesius berichtet uns, die dortige Schule, das heißt wohl die Stadtschule, sei „vor viel andern weit berühmt gewesen". Luther selbst sagt später einmal, er sei dort zu den „Nullbrüdern" in die Schule gegangen. Nullbrüder oder Nollbrüder aber nannte man die sogenannten Brüder vom gemeinsamen Leben, einen Verein frommer Geistlicher und Laien, die sich fest, doch ohne Gelübde zusammengethan hatten, um sich untereinander in der Sorge für ihr Seelenheil und einem gottseligen Wandel zu fördern und ebenso für das sittliche und religiöse Wohl des Volkes durch Predigt des göttlichen Wortes, Unterricht, Seelsorge zu arbeiten. So nahmen sie sich besonders der heranwachsenden Jugend an. Auch das damals erwachte Streben, die Schätze der alten römischen und griechischen Literatur neu zu heben und durch sie die wissenschaftliche Bildung der Gegenwart zu erneuern, hatte in Deutschland vorzugsweise bei ihnen eine Stätte gefunden. Seit 1488 bestand auch in Magdeburg eine Niederlassung derselben, die von Hildesheim, einem ihrer Hauptorte, ausgegangen war. Eine eigene Lehranstalt nun haben sie Allem nach dort nicht gehabt. Aber sie mögen eben der städtischen Schule ihre Dienste gewidmet haben. Dahin also ließ der Bergmann Luther i. J. 1494 seinen Erstgeborenen ziehen. Er war wohl durch den ihm befreundeten Bergvogt Peter Reinicke

darauf gebracht worden. Mit dessen Sohn Johann nämlich oder, wie Mathesius sich ausdrückt, durch Johann Reinicke, schickte er ihn dorthin. Mit diesem Johann, der später gleichfalls eine ansehnliche Stelle beim Mansfelder Bergwesen einnahm, ist unser Luther zeitlebens freundschaftlich verbunden geblieben. Nur ein Jahr jedoch ließ ihn sein Vater in Magdeburg, dann versetzte er ihn auf eine Schule in Eisenach. Wir wissen nicht, ob er die Erwartungen, welche der junge Ruf der Magdeburger Anstalt erregt hatte, zu wenig erfüllt fand, oder ob andere Rücksichten, etwa die auf einen leichteren Unterhalt des Sohnes ihn zum Wechsel bestimmten. Es ist überhaupt nur sein Eifer für eine bessere Ausbildung seines Sohnes, was hier uns in die Augen fällt. Vom Unterricht, welchen dieser wirklich dort empfangen, haben wir gar keine Nachricht mehr.

Nur Ratzeberger erzählt uns etwas, was er von Luther aus seinem Leben in Magdeburg vernommen hatte, und zwar eine Einzelheit, die ihm als Arzt bemerkenswerth erschien. Derselbe sei nämlich dort einmal von brennendem Fieber und großem Durst geplagt worden und man habe ihm das Trinken in der Fieberhitze versagt. Da habe er an einem Freitag, als die Hausgenossen zu einer Predigt sich begeben und ihn zu Hause allein gelassen haben, sich des Durstes nicht länger zu erwehren gewußt, sei auf Händen und Füßen abwärts in die Küche gekrochen, habe daselbst ein Gefäß voll frischen Wassers mit großer Lust ausgetrunken und darauf seine Kammer kaum wieder erreichen können, sei aber dann in einen tiefen Schlaf versunken und auf diesen vom Fieber frei geblieben.

Die Unterstützung, die ihm sein Vater geben konnte, reichte nicht hin, um dort und ebenso nachher in Eisenach die Kosten seines Unterhalts und Schulbesuchs zu decken. Er mußte sich helfen nach der Weise der armen Schüler, die, wie er selbst es später ausdrückt, vor den Thüren den Brodreigen singen, sich kleine Gaben oder Parteken einsammeln:

„Ich selbst", sagt er, „bin auch ein solcher Partekenhengst gewest, sonderlich zu Eisenach, in meiner lieben Stadt". Auch in der Umgegend zog er so mit seinen Genossen herum. Zu wiederholten Malen, auf Kanzel und Katheder, hat er später eine kleine Scene davon (die übrigens schon seiner Mansfelder Schulzeit angehörte) erzählt. Sie sangen so um Weihnachten auf den Dörfern vierstimmige Lieder, mit denen man die Geburt des Knaben in Bethlehem zu feiern pflegte. Als sie dieß vor einem einzeln stehenden Bauernhof gethan hatten, trat der Bauer heraus und rief mit rauher Stimme: Wo seid ihr, ihr Buben? Er hatte zwei Bratwürste für sie in der Hand, sie aber liefen vor Schreck und Angst davon, bis er ihnen nachrief und sie die Würste holen ließ. So, sagte Luther, sei er damals durch jene Schrecken der Schulzucht eingeschüchtert gewesen. Seinen Zuhörern aber wollte er dann in dieser Erzählung ein Exempel geben dafür, wie des Menschen Herz gar auch Kundgebungen des gütigen barmherzigen Gottes sich oft zur Furcht und zum Verderben deute und wie man bei Gott anhaltend und ohne Blödheit oder „Schamhütlein" betteln müsse. — Daß auch Schüler aus besseren Ständen, wie hier der Sohn einer Mansfelder Magistratsperson, und solche, welche im Verlangen nach höherer Bildung fremden Schulen nachzogen, auf die bezeichnete Weise die ihnen mangelnden Mittel zu ergänzen suchten, war in jener Zeit nicht selten.

Nach Eisenach schickte ihn dann sein Vater im Gedanken an zahlreiche Verwandte, die in der Stadt und Umgegend lebten, von denen uns übrigens aus jener Zeit nur Einer, Namens Konrad, welcher Küster an der Eisenacher Nikolaikirche war, genannt wird. Auch ihre Verhältnisse waren jedenfalls nicht der Art, um ihm alle die nöthige äußere Unterstützung zu gewähren.

Jetzt aber führte ihn sein Singen in die Hände der Frau Cotta, die mit wohlthuender Liebe des heranreifenden Knaben sich annahm und deren Gedächtniß nun mit dem

des Reformators im deutschen Volke fortlebt. Ihr Mann, Konrad oder Kunz, war einer der angesehensten Bürger der Stadt, aus einem adeligen, durch Handel reich gewordenen Geschlecht italienischen Ursprungs. Sie, Ursula Cotta, stammte aus der Eisenacher Familie Schalbe. 1511 ist sie gestorben. Sie gewann, wie Mathesius uns erzählt, als „andächtige“ Frau eine sehnliche Zuneigung zu dem Knaben um seines Singens und herzlichen Gebets willen und nahm ihn zu sich an ihren Tisch. Aehnliche Wohlthätigkeit genoß er dann auch von Seiten eines Bruders oder Verwandten derselben, ferner von einer den Franziskaner-Mönchen in Eisenach zugehörigen Anstalt, der die Schalbe'sche Familie mit reichen Stiftungen sich eng verbunden hatte und welche deshalb das Schalbe'sche Collegium hieß. Bei Frau Cotta hat Luther wohl auch zum erstenmal das Leben in einem Patrizierhaus kennen und in ihm sich bewegen gelernt.

In Eisenach hat er endlich auch einen förderlichen Schulunterricht vier Jahre lang genossen. Er verkehrte noch Jahrzehnte später freundschaftlich und dankbar mit einem nachmaligen Pfarrer Wiegand, der einst in Eisenach sein Schulmeister gewesen sei. Ratzenberger nennt als den dortigen Schulmeister „einen ansehnlichen gelehrten Mann und Poeten Johannes Trebonius“, von dem er erzählt, daß derselbe jedesmal beim Eintritt in die Schulstube sein Barett abgenommen habe, da Gott unter den anwesenden Jungen manchen zu einem Bürgermeister oder Kanzler oder hochgelehrten Doktor ausersehen haben werde, was, wie unser Erzähler beisetzt, hernach an Doktor Luther reichlich wahr geworden sei. Sonst wissen wir von einem Lehrer oder Gelehrten dieses Namens Nichts, können auch nicht mehr sagen, wie es mit der Stellung der beiden Lehrer an der Schule, die mehrere Klassen hatte, sich verhielt. Die Art aber, wie der Unterricht dort gegeben wurde, hat Luther selbst nachher dem Melanchthon gelobt. So erwarb sich

Luther dort die volle Kenntniß des Latein, welche die Hauptvoraussetzung fürs Universitätsstudium war. Er lernte es schreiben, nicht blos in Prosa, sondern auch in Versen, was uns zeigt, daß auch die Eisenacher Schule schon an den oben erwähnten humanistischen Bestrebungen theilnahm. Glücklich entfaltete sich jetzt sein lebendiger Geist und scharfer Verstand, er holte nicht blos bisher Versäumtes herein, sondern eilte auch den Altersgenossen voran.

Indem wir aber in ihm den künftigen Glaubenshelden, Lehrer und Kämpfer heranwachsen sehen, ist das wichtigste für uns die Frage nach dem Gang, den von jener Kindheit an seine religiöse Entwicklung genommen hat.

Er, der später zu so gewaltigem Kampf mit der bestehenden Kirche fortschritt, hat doch immer dankbar anerkannt, wie auch in ihr und unter allen von ihm gerügten Verderbnissen derselben die Grundlagen für ein christliches Leben, die Bedingungen für die Seligkeit, die Grundwahrheiten des Christenthums und die Mittel der erlösenden und beseligenden Gottesgnade sich noch fort erhalten haben, und war beim eigenen Wirken und Lehren daran anzuknüpfen bemüht. Anerkannt hat er namentlich, was von ihr auch er selbst von Kindheit an empfangen hat. In diesem Hause, sagt er einmal, sei er, wie getauft so auch katechisirt oder in der christlichen Wahrheit unterwiesen worden und werde es deshalb immer als sein Vaterhaus ehren. Die Kirche wollte wenigstens darauf halten, daß die Kinder in der Schule und zu Haus das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß, das Vaterunser und die zehn Gebote auswendig lernten, beteten, auch Psalmen und christliche Lieder sangen. Auch gab es schon einzelne gedruckte Auslegungen zu jenen Hauptstücken. Von alten christlichen Liedern in deutscher Sprache, von denen jetzt ein überraschend reicher Schatz gesammelt ist, war wenigstens eine gewisse Anzahl auch in allgemeinem kirchlichem Gebrauch, besonders für die Festzeiten. „Feine Lieder" nennt sie Luther. Er war dafür

besorgt, daß sie in den evangelischen Gemeinden fortlebten. Den Gesängen, die wir seiner eigenen Dichtergabe verdanken, liegen zum Theil solche alte Verse zu Grunde. Für Weihnachten z. B., wo, wie wir vorhin hörten, singende Schüler herumzogen, haben wir aus jener Zeit noch das Lied „Ein Kindelein so löbelich". Den ersten Vers unseres von Luther herstammenden Pfingstgesangs „Nun bitten wir den heiligen Geist" führt er selbst unter jenen altüblichen feinen Liedern auf. — Aus der heiligen Schrift wurden wenigstens die kirchlichen Lesestücke, Evangelien und Episteln, für Jung und Alt bei den Gottesdiensten in der Muttersprache vorgetragen. Längst fanden auch Predigten darüber in dieser Sprache statt, und es gab gedruckte Predigtsammlungen zum Gebrauch der Geistlichen.

An den Orten, wo Luther aufwuchs, stand es in dieser Beziehung wohl auch noch verhältnißmäßig besser, als an manchen andern. Denn im allgemeinen fehlte doch sehr viel daran, daß, was in dieser Hinsicht von frommen Kirchenmännern und Schriftstellern und Vereinen, wie jenen des gemeinsamen Lebens empfohlen und erstrebt, oder auch in kirchlichen Verordnungen vorgezeichnet wurde, wirklich so zur Geltung gekommen und durchgeführt worden wäre. Schwere Vorwürfe konnten nachher die Reformatoren, ohne thatsächliche Widerlegung fürchten zu müssen, deshalb wider das gleichzeitige katholische Kirchenwesen erheben. Die gröbsten Mängel und Blößen wurden durch die Visitationen, welche durch sie vorgenommen wurden, offen an den Tag gelegt und wir müssen daraus auch auf die faktischen Zustände der ihrem Wirken vorangegangenen Jahrzehnte zurückschließen. Es kam vor, daß, auch wo Eltern und Schulmeister jene Katechismusstücke lehrten, diese doch den jungen Christen niemals in kirchlichem Unterricht erklärt wurden. Ja den Gegnern der Reformation wurde geradezu vorgehalten, daß dieser Unterricht trotz kirchlicher Vorschriften bei ihnen fehle, daß man die Kinder vielmehr im Tragen

von Prozessionsfahnen und heiligen Kerzen u. s. w. einübe. Man stieß bei jenen Visitationen auf Geistliche, die nicht einmal selbst mit jenen Hauptstücken vertraut waren. Daß er auch persönlich in seiner Jugend die Erfahrung so arger Zustände hätte machen müssen, bemerkt Luther in seinen späteren Klagen nicht.

Der Hauptmangel und Nothstand aber, den er später dort erkannt hat und unter welchem, wie er später sich bewußt wurde, sein Inneres schon vom Kindesalter an litt, betraf vielmehr die Art, wie ihm im Jugendunterricht und von der Kanzel aus der Inhalt der christlichen Heilswahrheit dargestellt und entstellt, und das religiöse Verhalten, das ihm hiemit vorgezeichnet worden sei.

Er selbst wollte nachher die Christenkinder in der frohen Gewißheit auferzogen haben, daß Gott ihnen ein liebender Vater, Christus ein treuer Heiland sei und daß sie mit freiem kindlichem Vertrauen diesem Vater nahen und so auch, wenn ein Gewissen von Sünde und Schuld in ihnen wach werde, sofort Vergebung bei demselben suchen dürfen und sollen. So, sagt er, sei er selbst nicht gelehrt worden. Schon von Kindheit an war er vielmehr ganz in diejenige Auffassung des Christenthums und diejenige Form der Religiosität, gegen welche hernach, wie wir sehen werden, sein reformatorisches Grundzeugniß sich richtete, hineingestellt und darin festgebannt.

Da stand für ihn Gott in unnahbarer Erhabenheit und furchtbarer Heiligkeit da. Christus, der Heiland, Versöhner und Mittler, dessen Offenbarung nur eben denen, die sein Heil abweisen, zum Strafgericht ausschlagen muß, stellte sich ihm wesentlich selbst als drohender Richter dar. Dagegen suchte man diesem Herrn selbst gegenüber Fürsprache und Vermittelung bei Maria und den andern Heiligen. Gerade gegen Ende des Mittelalters hat ihr Kultus noch mannigfach sich gesteigert und bereichert. Besondere Ehre und Pflege wurde Einzelnen an einzelnen Orten, in einzelnen

Kreisen, zu Gunsten einzelner Interessen zu Theil. Der Ritter Georg war der spezielle Heilige der Stadt und Grafschaft Mansfeld; noch steht sein Bild auch über dem Eingang des alten Schulhauses. Unter den Bergleuten blühte gegen Ende des Jahrhunderts schnell der Dienst der heiligen Anna, Mutter der Maria, auf, nach welcher z. B. auch die 1496 erbaute Bergstadt Annaberg genannt ist. Luther erinnerte sich später noch, daß das „große Wesen" von ihr aufgekommen sei, als er ein Knabe von fünfzehn Jahren war; und namentlich ihrem Schutz wollte er dann auch selbst sich ergeben. Es fehlt in derselben Zeit nicht an frommen Schriften, die, während sie treu den katholischen Glauben wahren wollen, vor Ueberschätzung der Heiligen und davor, daß man seine Hoffnung mehr auf sie, als auf Gott setze, ernstlich warnen; aber wir sehen eben aus der Warnung, wie sehr sie nöthig war, und aus den ferneren geschichtlichen Zuständen, wie wenig sie fruchtete. Auf Luther nun haben schöne Züge der Heiligengeschichten eine Anziehungskraft geübt, die er auch später nie verläugnet hat; und vollends von Maria, der Mutter Gottes, hat er immer in gar zarter, ehrender Weise geredet, nur beklagend, daß man sie zur Abgöttin machen wolle. Aber von seinem früheren Glaubensstande sagt er, Christus sei damals für ihn auf einem Regenbogen gesessen als strenger Richter (so fand er ihn dann auch z. B. auf einem alten Steinbild der Wittenberger Pfarrkirche und auf dem alten, noch heut im Gebrauch befindlichen Siegel derselben dargestellt); von diesem Christus weg sei man dahin gefallen auf die Heiligen, daß sie einem Patrone seien; Maria habe man angerufen, daß sie ihrem Sohne ihre Brust zeigen und ihn hiemit gnädig stimmen möge. Ein Beispiel dafür, welche Betrügereien auch mitunter bei solchem Kultus getrieben wurden, kam nachher in die Hände von Kurfürst Johann Friedrich, dem Freunde Luthers, und zwar wahrscheinlich aus einem Eisenacher Kloster. Es war ein aus Holz geschnitztes Bild

der heiligen Jungfrau mit dem Jesuskind auf dem Arm, mit einer geheimen Vorrichtung versehen, vermöge deren das Kind, wenn Leute vor ihm beteten, erst von ihnen weg zur Mutter sich hinkehrte und erst, wenn sie diese Mittlerin angerufen, mit ausgestreckten Aermchen ihnen sich zuneigte.

Andererseits sah dort der Sünder, dem die Sorge um seine Seligkeit und der Gedanke an das göttliche Gericht bange machte, sich auf eigene Bußübungen und fromme Leistungen angewiesen, mit denen er dem gerechten Gott genügen sollte. Hiefür empfing er Urtheil und Gebot durch die Kirche im Beichtstuhl. Unsere Reformatoren selbst und namentlich Luther haben nachher hohen Werth darauf gelegt, daß einer vor einem christlichen Beichtvater oder auch anderem christlichen Bruder das angefochtene Herz ausschütten und aus seinem Munde den Trost der Vergebung sich holen könne, die Gott dem reichen Glauben an seine erbarmende Liebe schenke. Dort aber, sagen sie, habe man hievon nichts erfahren, sondern die Gewissen seien mit Aufzählen der einzelnen Sünden gemartert und mit allerhand ihnen vorgeschriebenen äußerlichen Büßungen belastet worden; und eben darauf, daß jeder zu dieser kirchlichen Zucht herangezogen werde, regelmäßig dazu sich einstelle und auf keinem anderen Weg Frieden mit Gott suche, ward die erziehende Thätigkeit der Kirche bei Jungen und Alten vorzugsweise hin gerichtet.

Luther hat, wie schon bemerkt, später immer anerkannt und dessen sich getröstet, daß doch auch unter solchen Zuständen vom einfachen Worte der biblischen Heilsbotschaft noch so viel an die Herzen dringen konnte, um einen Glauben zu erwecken, der trotz aller dort aufgerichteten Schranken und verwirrenden Lehrsatzungen sich mit innigem Verlangen und kindlichem Vertrauen der lautern göttlichen Gnade in die Arme werfe und so wirklich der Vergebung froh werde. Auch hat er, wie wir sehen werden, selbst durch Männer der bestehenden Kirche heilsame Weisungen

dafür in folgenden Jahren empfangen; und jener Charakter katholisch-kirchlicher Religiosität beherrschte wenigstens nicht überall in gleichem Maße das christliche Leben in Deutschland während seiner Jugendzeit. Aber mit seinem eigenen Innern kam er schon als Knabe ganz unter den Einfluß desselben zu stehen; ihn jedenfalls hat da Niemand in den kindlichen Genuß des Evangeliums eingeführt. Zurückblickend auf sein nachfolgendes Mönchthum und sein ganzes vorangegangenes Leben hat er später ausgesprochen, er habe da nie seiner Taufe auf Christum sich getrösten können und immer darum besorgt sein müssen, wann er einmal durch eigene Frömmigkeit einen gnädigen Gott bekommen könne; durch solche Gedanken sei er nachher zur Möncherei getrieben worden.

An Männern, welche über Mißbräuche und Verderbnisse des kirchlichen Lebens und insbesondere der Geistlichkeit sich ausließen, hat es schon vor und während Luthers Jugendzeit nicht gefehlt. Längst waren solche Stimmen auch ins Volk gedrungen und hatten aus der Mitte des Volkes selbst sich erhoben. Geklagt wurde gleich sehr über Tyrannei der päpstlichen Hierarchie und Eingriffe derselben auch in die weltlichen Ordnungen und das bürgerliche Leben, wie über Verweltlichung und grobe Unsittlichkeit bei Geistlichen und Mönchen. Den Höhepunkt sittlicher Verderbniß erreichte damals der päpstliche Stuhl in Papst Alexander VI. Wir erfahren jedoch nichts von Eindrücken und Einflüssen, welche in dieser Beziehung an Luther in den Umgebungen, unter denen er aufwuchs, herangetreten wären. Die Kunde von solchen Aergernissen, wie sie damals in Rom schamlos, gleichsam am hellen Tage, getrieben wurden, mochte doch dorthin nur langsam dringen. Hinsichtlich der fleischlichen Vergehungen des Klerus, von denen wir zu Ehren unseres deutschen Volkes sagen dürfen, daß vorzugsweise an ihnen sein Gewissen Anstoß nahm, hat Luther später die jedenfalls sehr beachtenswerthe Bemerkung

gemacht, daß während seines Knabenalters die Priester wohl ein Zusammenleben mit Frauenspersonen sich erlaubt, ungezügelter Unkeuschheit aber und ehebrecherischer Gelüste sich nicht verdächtig gemacht haben, während erst seither die frechste Ausschweifung eingerissen sei.

Von der Treue, mit welcher in seiner Heimat Mansfeld an der überlieferten Kirchlichkeit festgehalten wurde, zeugen verschiedene Stiftungen jener Jahre, die alle auf Altäre und an ihnen zu haltende Messen sich beziehen. Auch Bergvogt Reinicke, der Freund des Luther'schen Hauses, ist unter den Stiftern: er sorgte für Gottesdienste und Lobgesänge zur Ehre der Mutter Gottes und des heiligen Georg.

Eine eigenthümliche Haltung in religiöser und kirchlicher Hinsicht nehmen wir bei Luthers Vater wahr; eine ähnliche kam indessen damals ohne Zweifel bei manchen biederen, schlicht frommen Bürgersleuten vor. Er hielt auf gottesfürchtigen Wandel. In seinem Haus wurde später noch davon erzählt, wie er oft über dem Bette seines kleinen Martin gebetet, wie er auch als Freund der Gottseligkeit und der Wissenschaft mit Geistlichen und Schuldienern Freundschaft gepflegt habe. Worte frommen Nachdenkens aus seinem Munde blieben unserm Luther von Kindheit an eingeprägt. So erzählt Luther noch in einer Predigt seiner letzten Lebensjahre, er habe oft seinen lieben Vater sagen gehört, daß, wie dieser selbst schon von seinen Eltern gehört, viel mehr Menschen, die da essen, auf Erden seien, als Garben von allen Aeckern der Welt eingesammelt werden möchten; so wunderbar wisse Gott die Menschen zu erhalten. Dabei folgte er mit seinen Mitbürgern den Satzungen und Sitten seiner Kirche. Als in dem Jahr, in welchem er seinen Sohn nach Magdeburg gehen ließ, zwei neue Altäre des Mansfelder Gotteshauses einer Anzahl Heiliger geweiht und den Personen, die an ihnen Messe hören würden, sechzig Tage Ablaß verheißen wurden, war

unter den ersten, die hievon Gebrauch machten, Hans Luther mit jenem Reinicke und andern Mitgliedern des Magistrats. Die Gegner des Reformators haben, während sie ihn von ketzerischen Böhmen herstammen lassen wollten, auf seinen wirklichen Vater keinen Schatten des Verdachts ketzerischer Gesinnung fallen lassen können. Und eben so wenig läßt sein Sohn später, nachdem der Vater mit ihm aus jenem Kirchenthum ausgeschieden war, je etwas davon hören, daß er von diesem irgend welche polemische oder kritische Aeußerung gegen dasselbe von seinen Jugendjahren her in Erinnerung gehabt hätte. Aber ein eigenes Urtheil und einen dem gemäßen eigenen Willen hat er daneben doch ruhig und fest behauptet. Fest stand er namentlich im Bewußtsein der väterlichen Rechte und Pflichten, auch Ansprüchen gegenüber, die von jener Seite her kamen. So hat er, wie Luther erzählt, als er einmal todtkrank lag und der Pfarrherr ihn ermahnte, der Geistlichkeit etwas zu bescheiden, aus einfältigem Herzen geantwortet: „Ich hab viel Kinder, denen will ich's lassen, die bedürfen's besser." Wir werden sehen, wie unbeugsam er, als sein Sohn ins Kloster ging, aller Würde und Verdienstlichkeit des Mönchstandes gegenüber das Gottesgebot geltend machte, daß Kinder den Eltern gehorchen sollen. Auch dessen erinnerte sich später Luther noch, wie sein Vater einmal das vortreffliche Testament eines Mansfelder sterbenden Grafen hoch gerühmt habe, der allein auf das bittere Leiden und Sterben des Herrn Christus aus dieser Welt habe scheiden und ihm seine Seele befehlen wollen; er selbst, bemerkt Luther, hätte damals, als junger Schüler, eine Stiftung für Kirchen oder Klöster für ein ansehnliches Testament gehalten. So ist jener dann nachher auch der Heilslehre, die sein Sohn vortrug, ohne Bedenken und mit voller Ueberzeugung zugefallen. Immer aber verträgt sich auch mit Aeußerungen der gedachten Art ein tadelloser Wandel in den Formen des Lebens und Glaubens, die einmal von der Kirche zum

Gesetz gemacht waren, ein Verzicht auf Kritisiren und Räsoniren über kirchliche Angelegenheiten, für die er sich nicht berufen wußte, und namentlich eine völlige Enthaltung davon vor den Ohren seiner Kinder. Was ferner die positive religiöse Einwirkung auf diese anbelangt, so wurden solche Eindrücke und Anregungen, wie jenes Wort vom Mansfelder Grafen geben konnte, doch immer durch die Strenge und Herbheit der väterlichen Zucht überwogen.

Den Lehren der Kirche endlich von jenem Wege des Heiles durch Vermittlung der Heiligen und der Kirche und durch eigene Leistungen, an welche Luther sich von Jugend auf gewiesen sah, gingen zur Seite die dunkeln, durch jene Kirche zwar nicht hervorgebrachten, aber doch gut geheißenen Volksvorstellungen von teuflischen Mächten, welche nicht blos die Seele des Menschen bedrohen, sondern auch durch das ganze natürliche Leben hin ein zauberhaftes, grausiges Spiel treiben. Viel hat bekanntlich auch Luther selbst sich mit dem Teufel nach dieser Seite hin zu thun gemacht, öfters auch über menschliche, vom Bösen kommende Zauberei und besonders über das Treiben von Hexen sich ausgelassen. Er war da vor allem deß gewiß, daß wir in Gottes Hand vor Jenem gesichert seien und über ihn triumphiren dürfen. Aber auch er meinte, sein boshaftes Wirken erkennen zu müssen in plötzlich hereinbrechenden schweren Naturereignissen oder Unfällen, in Wettern, Feuersbrünsten u. s. w. Von den menschlichen Zaubereien, die in großer, bunter Menge unter dem Volk erzählt und geglaubt wurden, hat er einen Theil für unglaubhaft erklärt, einen Theil auf bloße, vom Teufel bewirkte Sinnestäuschung zurückgeführt. Aber daran, daß Hexen wunderbar Einem leiblichen Schaden anthun, daß sie namentlich Kinder beschädigen, ja an Seele und Leib verhexen können, hat auch er nicht gezweifelt.

Schon in seinem frühesten Knabenalter und aus seiner nächsten Umgebung, ja vornehmlich wieder aus seinem elterlichen Hause hatte Luther solche Vorstellungen in sich

aufnehmen müssen und sind sie auf immer wenigstens für seine Phantasie eine Macht geworden. Sie haben überhaupt eben damals unter dem deutschen Volk in merkwürdiger Weise um sich gegriffen, in wundersamen Gebilden weiter sich entfaltet, für die kirchliche und bürgerliche Gesetzgebung Geltung gewonnen, Inquisition und grausame Strafen gegen die angeblich mit dem Teufel Verbündeten hervorgerufen und unter solchem Verfahren sich selbst weiter bereichert und gesteigert. Ein Jahr nach Luthers Geburt war die wichtigste päpstliche Bulle erschienen, auf welche die Hexenprozesse sich gestützt haben. Gerade als Knabe vernahm Luther besonders viel von Hexen, während er später meinte, man höre jetzt nicht mehr so oft von ihnen, und ohne Bedenken erzählte er von jenen später noch, daß sie Vieh und Menschen Uebles zugefügt, auch Wetter und Hagel erzeugt haben. Ja von seiner eigenen Mutter wußte er, daß dieselbe unter den Zaubereien einer Nachbarin viel gelitten habe; diese, sagt er, „schoß ihr die Kinder, daß sie sich zu Tode schrieen". Solche Eindrücke und Anschauungen gehören wesentlich mit zu den düstern Zügen, die im Bilde von Luthers Jugend sich uns darbieten und für das Verständniß seines ferneren inneren Lebensganges von hoher Bedeutung sind.

Nur dürfen wir, wenn wir alle diese Züge der Religiosität und des Aberglaubens uns vergegenwärtigen, uns darum doch nicht das ganze Bild des Knaben und Jünglings durch sie beherrscht denken. Er war darum doch, wie Mathesius ihn schildert, ein hurtiger und fröhlicher junger Gesell geworden. Bei seinen eigenen späteren Aeußerungen über sich und sein früheres Leben haben die Veranlassungen, nämlich sein Kampf gegen das Fortbestehen derjenigen allgemeinen kirchlichen Zustände, unter denen er selbst dort zu leiden hatte, es mit sich gebracht, daß er eben diese Seiten seines früheren Lebens so hervorhob. Wie Manches dort auch auf ihn drücken und ernste Schatten in die frohe

Jugendzeit bei ihm hineinwerfen mochte: unter dem Druck hielt eine frische elastische Naturkraft Stand, die ihm angeboren und anererbt war und die nachher auf neuem religiösem Lebensgrund in neuer und reicher Weise bei ihm an den Tag tritt. Auch die kindliche Freude an der Natur um ihn her, die nachher den ernsten Theologen und Kämpfer eigenthümlich auszeichnete, müssen wir schon auf seine ursprüngliche Geistesart und das Leben des Knaben in der Natur zurückführen.

Davon, wie er von Kindheit an mit dem Volke zusammengelebt hat, zeugt die natürliche Weise, mit der er nachher, während die ganze ihm zu Theil gewordene Bildung im Latein sich bewegte, seines Volkes Sprache zu reden verstand und mit der auch urwüchsige Derbheiten dieser Sprache oft selbst einen wissenschaftlichen oder einen geweihten oder erhabenen Vortrag bei ihm durchbrachen. Bei keinem Theologen ferner, ja wohl überhaupt bei keinem namhaften deutschen Schriftsteller seines Jahrhunderts begegnen uns so viele dem Volksmund entstammte Sprichwörter, als bei ihm, dem sie ungesucht in Büchern, Predigten und akademischen Vorlesungen, wie in Gesprächen und Briefen sich aufdrängten. Auch deutscher Volkssagen und Volksbücher, wie von Dietrich von Bern und anderen Helden, oder von Eulenspiegel oder Markolf, würde er später schwerlich so häufig, als er es thut, gedenken, wenn er nicht Bekanntschaft mit ihnen schon in der Jugend gemacht hätte. Er hat dann theils gescholten über unnütze, ja schandbare Märchen und „Geschwätze", die darin sich finden, und vollends über Geistliche, die gar mit dergleichen ihre Predigten würzten, theils auch sich anerkennend geäußert — z. B. über „Etliche, die von dem Dietrich und anderen Riesen Lieder gemacht und damit viel großer Sachen kurz und schlecht dargegeben haben". An ein Behagen aber, mit dem er selbst einst Solches gelesen oder angehört haben mochte, erinnert uns seine Bemerkung: „Wenn man ein

Märlein vom Dietrich von Bern sagt, das kann man behalten, ob man's gleich nur einmal höret".

Den Orten, an denen er aufgewachsen, bewahrte er Zeitlebens eine treue Anhänglichkeit. Eisenach blieb ihm, wie wir oben hörten, seine liebe Stadt. Insbesondere war ihm Mansfeld theuer als sein Heimathsort und die ganze Grafschaft als sein „Vaterland"; nicht ohne Stolz nennt er sie, aus der er stamme, eine „edle, berühmte Grafschaft". Auch die Bergleute, die seine Landsleute und seines lieben Vaters Schlägelgesellen seien, hielt er Zeitlebens werth. Ein weiter Gesichtskreis jedoch hat unter den Bürgern der kleinen Bergstadt Mansfeld und da, wo er nachher die Schule besuchte, sich für ihn nicht geöffnet. Schon hiemit und weiter dann mit seinem nachfolgenden stillen Mönchsleben müssen wir die Eigenthümlichkeit seines späteren großartigen Wirkens in Zusammenhang setzen, daß er darin zwar die höchsten und umfassendsten Aufgaben für seine Kirche und sein ganzes deutsches Volk mit weitem Blick und warmem Herzen erfaßt, aber beim Beginn seiner Arbeiten und Kämpfe nur gar wenig von der großen Welt und ihrer Politik und auch von den allgemeinen Verhältnissen des deutschen Vaterlandes verstanden, ja mitunter eine fast kindliche rührende Einfalt in dieser Hinsicht gezeigt hat.

Jene letzten Jahre seines Schulbesuchs hatten ihn dann also auch tüchtig auf dem Weg zu der gelehrten Bildung gefördert, die ihm sein Vater zu theil werden lassen wollte. So ausgerüstet durfte er, achtzehn Jahre alt, im Sommerhalbjahr 1501 die Universität Erfurt beziehen.

Drittes Kapitel.

Der Student in Erfurt und sein Uebergang ins Kloster, 1501—1505.

Unter den deutschen Hochschulen nahm diese, die bereits ein hundertjähriges glückliches Bestehen hinter sich hatte, damals eine glänzende Stelle ein, während sie dem jungen Mansfelder auch durch ihre Lage sich empfahl. Sie habe, sagt Luther später, ein solches Ansehen und einen solchen Ruf gehabt, daß alle anderen ihr gegenüber für kleine Schützenschulen angesehen worden seien. Seine Eltern vermochten ihm jetzt die nothwendigen Mittel fürs Studium an einem solchen Orte zu geben: mein lieber Vater, erzählt er, hielt mich dort mit aller Liebe und Treue und hat durch seinen sauern Schweiß und Arbeit dahin geholfen, da ich hin kommen bin. In ihm selbst war ein glühender Durst nach gelehrtem Wissen erwacht; an der Quelle aller Wissenschaften, wie Melanchthon sagt, hoffte er ihn dort befriedigen zu können. Er begann mit einem vollständigen Kursus derjenigen Wissenschaft, welche für die Grundlage aller übrigen galt und selbst in die anderen einführen sollte, nämlich der philosophischen, so wie diese damals aufgefaßt wurde. Sie sollte mit den Gesetzen und Formen des Denkens und Wissens überhaupt, mit den Lehren von der Sprache, wobei die lateinische zu Grund gelegt wurde, oder mit Grammatik und Rhetorik, zugleich mit den höchsten Problemen und letzten Gründen des Seins und auch mit einer gewissen allgemeinen Naturlehre und Himmelskunde oder Astronomie sich beschäftigen. Ein vollständiges Studium derselben war nicht blos für gelehrte Theologen erforderlich, sondern häufig wurde von ihm aus erst zur Rechtswissenschaft und auch zur Medizin übergegangen.

Als Luther von Eisenach nach Erfurt kam, war an ihm noch nichts, was ihm so die Aufmerksamkeit Anderer hätte zuwenden sollen, daß dadurch irgend welche gleichzeitige Berichte über ihn veranlaßt worden wären. Hinlänglich bekannt aber sind uns die bedeutendsten Lehrer, zu deren Füßen er dort saß, und die allgemeine Art der geistigen Nahrung, die ihm bei ihnen zu Theil wurde. Auch ist er dort unter eine Reihe von älteren und jüngeren Männern, Lehrern und Studiengenossen eingetreten, die später als Freunde oder Gegner auch über sein damaliges Leben und Streben noch günstiges oder ungünstiges Zeugniß abzulegen im Stande waren.

Für den ersten Meister in der Philosophie galt damals auf der Erfurter Hochschule Jodocus Trutvetter aus Eisenach, der drei Jahre nach Luthers Ankunft auch Doktor der Theologie und Lehrer der theologischen Fakultät wurde. Nächst ihm war Bartholomäus Arnoldi von Usingen als Lehrer der philosophischen Fächer angesehen und beliebt. Vorzüglich bei ihnen und namentlich bei dem ersten hat Luther sich zu bilden gesucht.

Die Philosophie, welche damals in Erfurt herrschte, und besonders auch in Trutvetter einen rüstigen Vertreter hatte, war die der späteren Scholastik. Es ist herkömmlich geworden, mit dem Begriff der Scholastik oder der mittelalterlichen theologischen und philosophischen Schulwissenschaft überhaupt die Vorstellung einer Denk- und Lehrweise zu verbinden, welche zwar mit den höchsten Fragen des Wissens und Seins sich beschäftigte, dabei aber keine selbständigen Wege einzuschlagen oder vom Ueberlieferten abzuweichen wage, vielmehr in Allem, was mit dem religiösen Glauben wirklich oder auch nur vermeintlich zusammenhänge, den dogmatischen Satzungen der Kirche und der Autorität der gefeierten alten Kirchenlehrer sich unterwerfe und mit dem eigenen Verstand und Scharfsinn in einen trockenen Formalismus und unfruchtbare spitzfindige Streitfragen hineingerathen

sei. Diese Vorstellung pflegt nicht genug die große Gedankenarbeit zu würdigen, womit hier doch bedeutende Geister einen kirchlichen Lehrgehalt, der ihnen und ihren Mitchristen mit dem innersten Leben verwachsen war, zu durchdringen und zugleich jenen allgemeinen Fragen an der Hand der alten, ihnen nur höchst mangelhaft bekannten Philosophen, vorzüglich des Aristoteles, nachzugehen sich bemühten. Sie trifft aber jedenfalls am meisten für jene spätere Zeit und Richtung der Scholastik zu. Die Zuversicht, mit welcher ältere Meister das dem Glauben Feststehende auch mit den Mitteln ihrer Wissenschaft verständlich machen und begründen zu können meinten, war geschwunden; um so mehr sollte den Geboten der Kirche gegenüber die Wissenschaft schweigen. Zugleich ließ Muth und Eifer nach auch für die Beschäftigung mit alten philosophischen Fragen über die Wirklichkeit und das wirkliche Sein der Dinge überhaupt, worauf unser Erkennen als solches sich richtet. Es war darüber gestritten worden, ob wir unseren ein Allgemeines ausdrückenden Begriffen oder Ideen Realität beilegen dürfen, also mit ihnen wahrhaftig das Wirkliche gedacht und erkannt haben, oder ob sie bloße, das Einzelne zusammenfassende Worte seien, während wirkliche Existenz nur diesem Einzelnen zukomme. Damals war die sogenannte nominalistische Richtung die herrschende geworden, welche jenes bestritt und dieses behauptete. Weiter endlich zogen diese Neueren oder die sogenannten „Modernen" von den Fragen über die Wirklichkeit überhaupt und das Verhältniß unseres Denkens zu ihr sich jetzt mit Vorliebe auf die Ausführung einer bloßen Logik oder Dialektik zurück, welche nur die Formen des Denkens und der das Gedachte ausdrückenden Sätze, die Bestandtheile der verschiedenen Begriffs- und Wortbildungen, die Beziehungen der Sätze und Urtheile zu einander u. s. w., überhaupt die Gegenstände der bei uns sogenannten formalen Logik im weitesten Umfang zu ihrer Aufgabe machen wollte. Da hat dann auch jener

berüchtigte scholastische Scharfsinn mit seinen Subtilitäten, seinen feinen Distinctionen, seinen spitzfindigen Fragen, seinen sophistischen Schlüssen den Höhepunkt erreicht.

Wesentlich jener Logik nun hat auch Trutvetter sich gewidmet, zu ihr seine Studenten herangezogen, über sie gerade damals eine Reihe von Lehrbüchern veröffentlicht. Ihm war es Ernst mit seiner Wissenschaft. Verglichen mit Anderen hat er jenen Abwegen gegenüber Vorsicht und besonnenes Maß gezeigt und keine Neigung zu den Händeln und Klopffechtereien, in welchen jener Scharfsinn so häufig seine Lust suchte. Aehnliches gilt von seinem Collegen Usingen. Der Beiden allgemeiner Standpunkt aber entspricht dem oben Gesagten. — Auch eine große Belesenheit in älterer und neuerer, natürlich besonders scholastischer Literatur, in theils sehr bedeutenden, theils auch sehr obskuren Schriftstellern, hat Trutvetter an den Tag gelegt und sich darin gefallen. Es läßt sich denken, wie er hierin auch auf dem Katheder sich erging und Ansprüche an seine Schüler stellte.

Zur gleichen Zeit hatte auf der Erfurter Hochschule und bei ihrer philosophischen Fakultät frisch und kräftig jenes Studium des klassischen, lateinischen und griechischen Alterthums begonnen, mit welchem eine neue Wissenschaft auflebte, ja eine neue Zeit für unsere geistige Bildung anbrach. Wir hatten auf die Regungen und Einflüsse des Humanismus schon bei den Schulen hinzuweisen, welche Luther in Magdeburg und Eisenach besucht hat. Jetzt stand Luther an einer der vornehmsten Pflegestätten dieser „guten edlen Künste und Wissenschaften" in Deutschland, ja an dem Orte, wo damals die reichste Blüthe derselben zur Entfaltung kam. Erfurt durfte sich rühmen, daß zum erstenmal innerhalb unseres Vaterlandes in einer seiner gelehrten Werkstätten Griechisches mit griechischen Lettern gedruckt wurde, nämlich beim Druck einer Grammatik, in dem Jahr, in welchem Luther auf die Universität kam. Es waren

besonders die Dichtungen der Alten, welche bei der akademischen Jugend Begeisterung und Nacheiferung erweckten. Für den wissenschaftlichen Ausdruck und gelehrten Verkehr befleißigte man sich der fließenden und eleganten lateinischen Sprache, wie man sie bei den alten Vorbildern kennen lernte; weit wichtiger noch wurde die freie Bewegung des Denkens, in welche diese einführten, und die neue Welt der Anschauungen, welche bei ihnen sich erschloß.

Wie diese Jünger des Alterthums das barbarische Latein und die Geschmacklosigkeiten der überlieferten, mönchischen und scholastischen Bildung verachteten, so ging dann von hier auch ein Widerspruch aus gegen den Inhalt der scholastischen Lehre, gegen die kirchlichen Glaubenssatzungen, ja gegen die religiöse Anschauung des Christenthums überhaupt. Die Geschichte zeigt uns sehr verschiedene Wege, welche die Humanisten in dieser Hinsicht gegangen sind, und in verschiedener Weise werden wir dieselben später besonders auch mit der Bahn unseres Reformators zusammentreffen und für den Lauf der Reformation Bedeutung gewinnen sehen. Bei Vielen hat ein aufrichtiges sittlich religiöses Streben mit dem Drange nach freier geistiger Bildung sich verbunden und sie nach einer Besserung der kirchlichen Zustände trachten lassen. Als dann das Feuer der reformatorischen Kämpfe entbrannte, sind sie theils Luthern und den anderen religiösen Führern neben ihm gefolgt, theils haben sie, vor den tiefgreifenden Entscheidungen zurückschreckend und vor Allem nur um ihre eigenen wissenschaftlichen Güter besorgt, vielmehr zu vorsichtigem Maßhalten ermahnt und sich selbst auf den Dienst ihrer Musen zurückgezogen. Andere brachen mit dem christlichen Glauben und nicht minder den Grundsätzen christlich-sittlichen Lebens. Sie gefielen sich in einem neuen, bald mehr der sinnlichen Lust ergebenen und grob unsittlichen, bald mehr feinen, künstlerisch angelegten und auf ästhetischen Genuß ausgehenden Heidenthum. Gerade diese jedoch haben darum nicht etwa die Waffen gegen die

Kirche auch ihrerseits erhoben, vielmehr größtentheils an die äußeren Formen der Kirche fort und fort sich anbequemt, in den Lehren, Ordnungen und Zuchtmitteln derselben etwas Unentbehrliches für die große Menge gesehen, über welche sie sich vornehm erhaben wußten, wohl auch selbst dieses Regiment in der Kirche geführt und diese Herrschaft und ihre Früchte sich behagen lassen. In Italien, in Rom und am päpstlichen Stuhle ist die zuletzt bezeichnete Richtung schon um jene Zeit ungescheut an den Tag getreten. Dagegen haben damals die bedeutendsten Träger der neuen Wissenschaft unter den Deutschen, auch wenn sie gegen die Barbarei im Mönchthum und Klerus zu Felde zogen, doch für sich und ihre Schüler noch treu auf dem Boden der mütterlichen Kirche beharren wollen. Und namentlich in Erfurt war das Verhältniß zwischen ihnen und den Vertretern jener Schulphilosophie und Schultheologie ein friedliches, unbefangenes, freundliches. Einem Trutvetter lieferten jene für seine trockenen Schriften einleitende, empfehlende und preisende lateinische Verse; er wiederum befleißigte sich auch schon einer gebildeteren Sprache.

Talentvolle Jünger der klassischen Wissenschaft schlossen sich in Erfurt zu einem jugendlichen Bunde zusammen. An heiterem Jugendgenuß mit Geselligkeit, Poesie und Wein ließen sie es nicht fehlen; aber die gute Sitte wollten sie nirgends verletzt haben. Verschiedene Männer, die wir später in der Geschichte Luthers zu nennen haben, gehörten damals diesem Kreise an: so der unter dem Namen Crotus Rubianus bekannt gewordene Johann Jäger, der Freund Ulrich Huttens, und Georg Spalatin (eigentlich Burkhard aus Spelt), der spätere vertraute Mitarbeiter unseres Reformators. Beide waren schon drei Jahre auf der Universität, als Luther dieselbe bezog. Drei Jahre nach ihm erschien dort Eoban Heß, das glänzendste Talent und die liebenswürdigste Erscheinung unter den jungen Humanisten und Poeten Deutschlands.

So waren die wissenschaftlichen Mittel beschaffen, welche Luther in der philosophischen Fakultät in Erfurt vorfand. In so weit öffneten sich ihm dort auch verschiedene Wege geistiger Bildung. Er warf sich auf jene Philosophie in ihrem ganzen Umfange und machte sich besonders in den verwickelten und dornichten Gängen jener Logik heimisch, während er daneben auch Früchte der neu erwachten Alterthumswissenschaft soweit als möglich mit zu genießen bedacht war.

Was das Letztere betrifft, so trieb er vor Allem Ovid, Virgil, Cicero, ferner, wie es bei den Schülern des Humanismus üblich war, auch dichterische lateinische Erzeugnisse neuer Meister. Sein Augenmerk jedoch war weniger darauf gerichtet, sich die klassische Sprache anzueignen oder überhaupt formell an jenen sich zu bilden, als vielmehr darauf, fruchtbare Sprüche menschlicher Weisheit und Bilder aus dem menschlichen Leben und der Geschichte der Völker dort zu gewinnen. Er hat es gelernt, inhaltsvolle und kräftige Gedanken klar und nachdrücklich in gelehrtem Latein auszusprechen, war sich aber selbst wohl bewußt, wie sehr seiner Sprache die Eleganz, Feinheit und Anmuth jener Neueren fehle, hat auch nach dieser nie gestrebt. Auch persönlichen freundschaftlichen Umgang hat er mit Gliedern jenes jungen Humanistenkreises gepflogen. Der vorhin erwähnte Crotus konnte ihn später daran erinnern, wie sie beide einst zu Erfurt in vertraulichem Umgang mit einander den edeln Künsten obgelegen seien. Aber die der Nachwelt erhaltenen zahlreichen Briefe und Gedichte, welche die aufstrebenden Erfurter Humanisten hinterlassen haben, gedenken seiner nirgends. Als „gelehrter Philosoph" und als „Musiker" hat er damals, wie derselbe Crotus erinnert, sich unter den Genossen einen Namen gemacht; zu den „Poeten", was der jungen Humanisten Lieblingstitel war, hat er doch nicht gehört. Manche, ja schon Luthers Freund und Mitarbeiter Melanchthon, haben bedauern wollen, daß er nicht mehr

vom bildenden Geiste jener edlen Wissenschaften und Künste durchdrungen und dadurch in seiner derben Natur und Art gemildert worden sei. Aber für die rücksichtslose Entschiedenheit und Energie des Kampfes, den er hernach zu führen hatte, war dort wenig zu gewinnen; leicht hielten vielmehr diejenigen geistigen Reichthümer und Genüsse, welche dort geschätzt und gepflegt wurden, nicht blos von solchen Kämpfen, sondern auch von scharfem, tiefem Eindringen in die höchsten sittlich religiösen Fragen und dem damit verbundenen, oft peinlichen inneren Ringen zurück. Ueber den Verdiensten des Humanismus, die Luther auch als Reformator wieder lebhaft anerkannte, dürfen wir ferner nicht vergessen, wie sehr derselbe vom Leben des deutschen Volkes und der Gemeinschaft mit diesem sich entfernte, eine Scheidewand geistiger Aristokratie aufrichten half und die edelsten Talente eben so ungelenk in der eigenen natürlichen Muttersprache, wie gewandt in der Handhabung fremder, anerlernter, künstlicher Formen werden ließ. Luther ist, indem er jenen Einflüssen nicht weiter sich öffnete, ein Deutscher geblieben.

Die Philosophie also hat ihn festgehalten und zu dem Andern nur wenig Zeit gelassen. Hier strebte er den höchsten Aufgaben menschlichen Erkennens nach. Auf diese wies ja auch jene spätere Scholastik immer noch hin, so sehr sie mit ihrer eigenen Gedankenarbeit in schlechten Formen hängen blieb. Zugleich indessen übten eben auch diese Formen mit der Uebung, die sie für seinen natürlichen Scharfsinn und Verstand mit sich brachten, ihre Anziehungskraft auf ihn aus. Namentlich auch das Disputiren liebte er: Kampfspiele hierin waren damals auf den Universitäten allenthalben beliebt und eingeführt. Nachher, sobald der Inhalt des biblischen Lebenswortes seinem inneren Verständniß sich erschloß und er hier den Gegenstand echter theologischer Wissenschaft erkannte, hat er freilich Zeit und

Arbeit, die er auf jene Studien verwandt habe, beklagt, ja wie mit Ekel von ihnen geredet.

Auf ein geselliges Leben, das er daneben mit Freunden führte, hat schon jenes Wort des Crotus uns hingewiesen. Die Musik also, zu der er schon als herumziehender Schüler in geistlichen Gesängen sich begabt zeigte, hat er weiter gepflegt und heiter in jenen Kreisen geübt. Er bekam eine nicht starke, aber weithin vernehmbare, hohe Stimme. Zum Singen lernte er jetzt auch das Lautenspiel, und zwar ohne Lehrmeister; er benützte dazu eine Zeit, wo er wegen einer Verletzung am Bein zu Hause liegen mußte.

In jenen philosophischen Studien schritt er so rasch voran, daß er mit seinem dritten Semester den ersten akademischen Grad in der philosophischen Fakultät, nämlich den eines Baccalaurius, erlangen konnte. Dieser ging nach dem allgemeinen Brauch der Universitäten dem des Magisters, der dem heutigen Doctor der Philosophie entspricht, voran. Die Prüfung dafür, welche Luther am Michaelistag 1502 bestand, sollte nach der Vorschrift schon auf die wichtigsten unter der Philosophie zusammengefaßten Gebiete sich erstrecken. Es kann freilich noch nicht gar streng damit genommen worden sein. Die Hauptarbeit erforderte erst der Fortschritt zur Magisterwürde. Sie wurde ihm zu Anfang des Jahres 1505 zu Theil. Das durfte er an sich selbst erleben, was er später, von Erfurts ehemaligem Ruhme redend, so schildert: „Wie war es eine so große Majestät und Herrlichkeit, wenn man daselbst magistros promovirte und ihnen Fackeln für trug und sie verehrte; ich halte, daß keine zeitliche, weltliche Freude dergleichen gewesen sei.“ Melanchthon, dem noch verschiedene Universitätsgenossen Luthers davon berichten konnten, erzählt von ihm, das Talent des jungen Mannes sei damals von der ganzen Hochschule bewundert worden.

Nach dem Willen seines Vaters und dem Rath von Verwandten sollte er jetzt zum Rechtsgelehrten sich ausbilden.

In diesem Beruf, meinten Jene, werde er am besten seine Gaben verwerthen und vor der Welt etwas leisten können. Und auch für dieses Fach besaß die Erfurter Hochschule eine der angesehensten wissenschaftlichen Größen jener Zeit in Henning Goede, der eben jetzt im kräftigsten Mannesalter stand. So begann denn Luther juristische Vorlesungen zu hören. Auch werthvolle Bücher, namentlich ein Corpus Juris, ließ ihn sein Vater sich anschaffen.

Aber eine ganz andere Wendung seiner Laufbahn bereitete sich in seinem inneren religiösen Leben vor.

Er selbst hat, wie wir schon oben hörten, später öfters die Einflüsse bezeichnet, welche darauf schon von seiner Kindheit an unter der häuslichen Zucht, unter den Erlebnissen der Schule und unter der kirchlichen Unterweisung hin leiteten. Die Gedanken, daß er fromm werden und allen den strengen Forderungen Gottes genügen solle, daß er alle Verfehlungen seines Lebens gut machen und den Himmel mit sich versöhnen müsse, daß ein zürnender Richter dort throne und ihn mit Verdammniß bedrohe, hat er bei aller wissenschaftlichen Arbeit und allem Genuß des Studentenlebens auf die Dauer nicht los werden können. Innere Stimmen solcher Art müssen in einem Menschen von empfänglichem und zartem Gewissen um so ernster und lauter werden, je mehr er, zum Jüngling und Mann heranreifend, der eigenen Verantwortlichkeit vor Gott wie der eigenen Selbständigkeit sich bewußt wird. Den religiösen Uebungen, an die Luther von Kindheit an gewöhnt war, blieb er als Student treu. Nicht blos mit Gebet pflegte er seinen Tag anzufangen, sondern auch mit Kirchgang, d. h. Besuch der Messe. Aber eine neue und erfreuliche Belehrung über den Weg zu Gott und zur Seligkeit wurde ihm auch hier nirgends zu Theil. Die Stadt Erfurt hatte einen ernsten und kräftigen Prediger Namens Sebastian Weinmann, der scharf die allgemeinen Laster rügte und Verderbnisse des kirchlichen Lebens aufdeckte und den auch die Studenten

gerne hörten; für jene inneren Bedürfnisse aber hatte ihm auch dieser nichts zu bieten. Ein Ereigniß für ihn war es, als er einmal auf der Universitätsbibliothek eine lateinische Bibel fand. Er hatte, obgleich schon zwanzig Jahre alt, bis dahin überhaupt noch nie eine Bibel zu Gesicht bekommen. Jetzt erst merkte er, daß darin so viel mehr enthalten sei, als in den Kirchen verlesen und ausgelegt werde. Mit Lust las er im Alten Testament die Geschichte von Samuel und seiner Mutter Hanna, die ihm gerade in die Hände fiel. Noch aber wußte er aus dem Buche nichts weiter für sich zu machen. — Es waren keine sonderlichen Vergehungen, etwa jugendliche Excesse, um deren willen Luther vor Gottes Zorn sich ängstigte. Die gut katholischen und dem Reformator hernach feindlichen Männer in Erfurt, die ihn dort als Studenten gekannt hatten, haben nie etwas Ungünstiges dieser Art von ihm bezeugt oder auch nur angedeutet. Bezeichnend für die Art, wie er selbst sein sittliches Leben beurtheilte, ist ein Wort von ihm, das einer seiner Studiengenossen und nächsten Freunde überliefert hat; Luther, so erzählte dieser, habe damals beim Händewaschen immer und immer wieder gesagt: „Je länger wir uns waschen, je unreiner wir werden.“ Er meinte ohne Zweifel die vielen kleinen Verfehlungen im Thun, Reden und Denken, die trotz menschlicher Vorsicht jeder Tag wieder mit sich bringt und die, so geringfügig sie andern scheinen mochten, seinem Gewissen Versündigung gegen Gottes heiliges Gesetz waren. Und noch weitere beängstigende Fragen stiegen jetzt in seinem angefochtenen Gemüth auf, und sein scharfsinniges, grübelndes Denken führte, anstatt sie lösen zu können, nur immer tiefer in sie hinein. War es denn nur auch Gottes eigener Wille, daß er einmal wahrhaft rein und hierdurch selig werden sollte? Stand nicht in Gottes Willen und Rathschluß, von welchem Alles abhängt und im Voraus bestimmt ist, für ihn der Weg zur Hölle oder der Weg zum Himmel schon unabänderlich fest? Und zeigte ihm

nicht das Vergebliche seines eigenen bisherigen Strebens, daß eben jenes Loos über ihn verhängt sei? Er gerieth dann in Gefahr, auch an einem solchen Gott selbst irre zu werden. Biblische Aussprüche wie die von der Furcht, in der man demselben dienen müsse, wurden ihm unerträglich und verhaßt. Es konnte ihn eine Stimmung der Verzweiflung anwandeln, worin er gar Gott zu lästern versucht war. Das nannte er später die schwerste Anfechtung, wie er selbst sie schon als Jüngling erfahren habe.

Leibliche Zustände mögen dazu beigetragen haben, solche Vorgänge in seiner Seele zu steigern. Wir hören auch aus der Zeit, da er Baccalaurius war, von einer Krankheit, die schon Todesgedanken in ihm erweckte. Der greise Vater eines seiner Freunde (aus welchem spätere Ueberlieferung einen alten Priester gemacht hat) sprach damals zu ihm: „Laßt Euch nit leid sein, Ihr werdet noch ein großer Mann werden": ein Wort, das sich ihm dann doch auch eingeprägt hat. Erschreckend mußte eine plötzliche Todesgefahr in derselben Zeit auf ihn wirken. Als er nämlich einmal an Ostern zu seinen Eltern reisen wollte und eine Stunde von Erfurt entfernt war, verletzte ihm die Seitenwaffe, welche er nach Studentensitte mit sich führte, durch einen Zufall die Hauptader des Beines. Während ein Freund, der ihn begleitete, nach einem Arzte lief und ihn allein lassen mußte, drückte er, auf dem Rücken liegend, die Wunde zu, das Bein aber schwoll an. In der Todesangst rief er da: „Maria hilf!" Er wäre, sagt er später, damals auf Maria dahingestorben. In der folgenden Nacht erneuerte sich der Schrecken, indem die Wunde aufbrach, und wieder rief er die Mutter Gottes an. Eben damals indessen hat er, als er in der Genesung begriffen war, das Lautenspiel vorgenommen.

Aufs Tiefste erschütterte ihn dann einige Monate, nachdem er Magister geworden, der plötzliche Tod eines uns

nicht weiter bekannten Freundes, der erstochen oder durch einen andern Zufall plötzlich dahingerafft wurde.

Wohl mochte, wenn es so in seinem Innern stürmte und Regungen der Schwermuth übermächtig wurden, auch ein Gedanke daran schon in ihm aufgetaucht sein, ob er nicht endlich in der von der Kirche empfohlenen mönchischen Heiligkeit sein Heil versuchen, die Welt ganz verläugnen und auf alle die bisher von ihm erstrebten Erfolge verzichten sollte. Traurig pflegte, wie er selbst sich später ausdrückte, damals er, der junge Magister, einherzugehen.

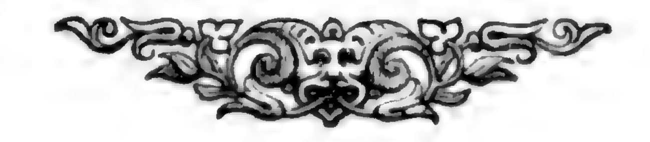
Da wurde er plötzlich und rasch zu gewaltsamer Entscheidung fortgerissen.

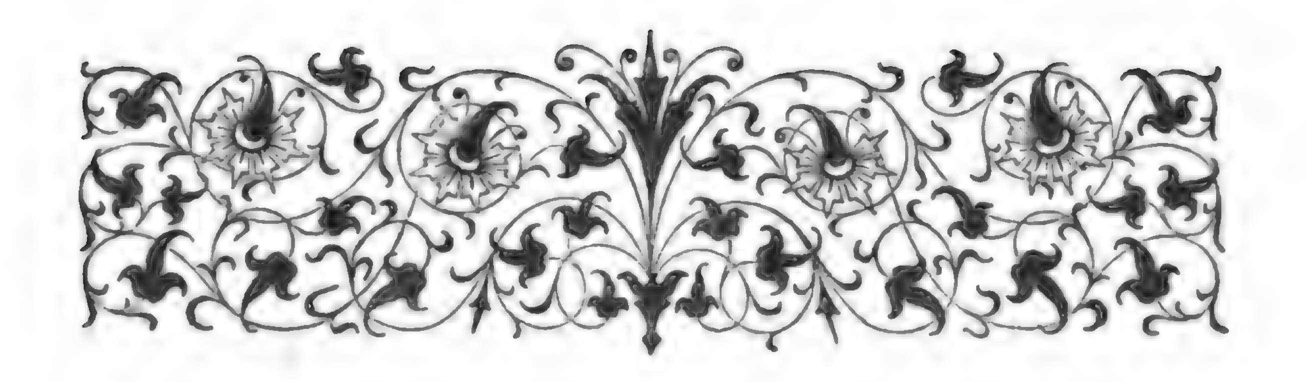
Er machte in jenem Jahre 1505 gegen Ende des Monats Juni, wo verschiedene kirchliche Feiertage zusammentreffen, einen Besuch bei den Seinigen in Mansfeld; möglich, daß er dort Auffrischung und Erheiterung für sich suchte. Allein von dort zurückkehrend war er am 2. Juli, dem Feiertag der Heimsuchung Mariä, schon Erfurt nahe gekommen, als beim Dorfe Stotternheim (auf jetzigem Weimar'schen Gebiet) ein grauenhaftes Gewitter über ihm losbrach. Ein mächtiger Blitzstrahl vom Himmel her zuckte vor ihm. Von Schreck durchbebt fiel er zur Erde nieder und rief: „Hilf, liebe Sankt Anna, ich will ein Mönch werden." In den folgenden Tagen, als er wieder in der Ruhe zu Erfurt war, wollte ihn dieses Wort doch auch wieder reuen. Viele riethen ihm von dem darin angelobten Schritte ab. Er aber war sich bewußt, ein Gelübde gethan und mit demselben Erhörung gefunden zu haben. Dadurch wußte er sich allem Schwanken und Bangen gegenüber gebunden. Auch Zustimmung von Seiten seines Vaters meinte er nicht erst einholen zu müssen; nach seiner und seiner Kirche Ueberzeugung hätte ihn eine Einsprache desselben doch nicht entbinden können. So riß er sich los aus dem Kreis, in dem er bisher gelebt. Am 16. Juli lud er noch einmal seine besten Freunde zu sich, um von ihnen

Abschied zu nehmen. Noch versuchten sie ihn zurückzuhalten; er erwiderte ihnen: „heute seht Ihr mich und nimmermehr." Am andern Tag, dem Tage des heiligen Alexius, gaben sie ihm noch mit Thränen das Geleite an die Pforten des in der Stadt gelegenen Augustinerklosters, das ihn, wie er meinte, für immer aufnehmen sollte.

Es sind vorzugsweise Aeußerungen Luthers selbst, nach welchen wir diesen merkwürdigen Vorgang uns noch so vergegenwärtigen können. Erst die Sage hat jenem unbekannten Freunde, dessen Tod ihn erschreckt hatte, den Namen Alexius gegeben und hat ferner denselben in jenem Gewitter an seiner Seite vom Blitz erschlagen werden lassen.

Von seinem Mönchsgelübde sagt der spätere Luther, es sei ein erzwungenes gewesen, ihm abgedrungen durch Schrecken und Angst des Todes. Damals aber zweifelte er nicht, daß Gott ihn dringe. Und so sagt er nachher auch: „Ich gedachte nie wieder aus dem Kloster zu gehen; ich war der Welt rein abgestorben, bis daß es Gott Zeit däuchte."



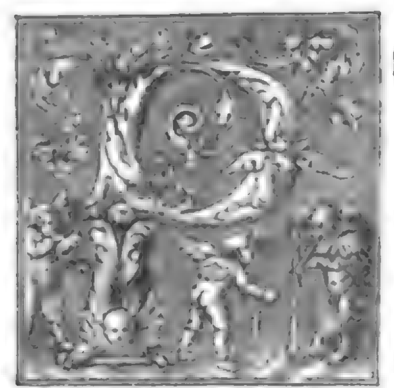


Zweites Buch.

Luther als Mönch und Professor bis zum Eintritt in die reformatorischen Kämpfe. 1505—1517.

Erstes Kapitel.

Im Erfurter Kloster, bis 1508.



Plötzlich war bei Luther seine Entscheidung fürs Mönchsleben erfolgt. Aber sie war in seinem Innern wohl motivirt; und wohl überlegt war auch die Wahl des Klosters, in das er ging.

Die Augustinermönche, bei welchen Luther sich zum Eintritt meldete, gehörten damals zu den geachtetsten Mönchsorden in Deutschland. Soviel schon damals über Verderbnisse im Mönchsleben, über Müßiggang, Scheinheiligkeit und grobe, fleischliche Unsittlichkeit mit Recht geklagt und gespottet wurde: ihrer Viele meinten doch, indem sie nach ihren Gelübden auf eheliches Leben und Eigenthum verzichteten und ihren

Willen schlechthin unter die Gebote ihrer Oberen und die Satzungen des Ordens beugten, hiemit aufrichtig ihrem Gott zu dienen und zu einem besonderen Stande der Heiligkeit und des Verdienstes aufgestiegen zu sein; auf äußere Zucht wenigstens wurde allgemein gehalten. Unter den deutschen Klöstern dieses Ordens hatte ferner seit längerer Zeit eine größere Anzahl solcher sich hervorgethan, welche, während anderwärts Versäumnisse und Verderbnisse eingerissen seien, wieder auf strenge Beobachtung ihrer alten, angeblich vom heiligen Augustin herstammenden Regeln dringen wollten; es handelte sich freilich bei Vielem, auf was sie drangen, um sehr kleinliche, äußerliche Dinge. Sie bildeten unter sich einen Verband, welchem ein sogenannter Ordensvicar, ein Generalvicar für Deutschland, vorgesetzt war. In diesem Verband stand auch das Erfurter Kloster. Die Augustinermönche waren vorzugsweise bei den höheren und gebildeten Klassen der städtischen Bevölkerung wohl gelitten und in Ansehen. Sie sollten für Predigt und Seelsorge thätig sein, auch für theologisches Studium in ihrer Mitte sorgen. Dem Erfurter Kloster gehörte der vorhin genannte Lehrer Luthers, Arnoldi, an. Daneben zogen indessen die Mönche, da auch der Orden kein Eigenthum besitzen, sondern mit allen seinen Gliedern von Almosen leben sollte, in der Stadt und auf dem Land umher, um Gaben an Geld, Brot, Käse und anderen Lebensmitteln einzusammeln.

Nach den allgemeinen Vorschriften des Ordens wurde dem, der zum Eintritt sich meldete, die Bitte nicht sogleich gewährt, sondern erst zugewartet, ob es ihm damit Ernst sei. Dann wurde er zunächst als sogenannter Novize auf mindestens Ein Probejahr aufgenommen. So lange war auch noch Rücktritt für ihn möglich.

Luther gedachte jetzt doch seiner Eltern, ihnen seinen Entschluß vorzulegen. Die Klosterbrüder aber erinnerten ihn hiegegen, daß man Vater und Mutter um Christi und

seines Kreuzes willen verlassen müsse, und daß Keiner, der die Hand an den Pflug lege und zurücksehe, zum Reich Gottes tüchtig sei. Als er dann doch seinem Vater schrieb, wallte dieser zornig auf im Bewußtsein seines väterlichen Rechtes dem Sohne gegenüber. „Mein Vater," erzählt Luther später, „wollte darüber toll werden, war übel zufrieden und wollte mir's nicht gestatten; er antwortete mir schriftlich wieder und hieß mich Du — zuvor hieß er mich Ihr, weil ich Magister war — und sagte mir alle Gunst ab." Da verlor der Vater zwei seiner Söhne an einer Pest. Eben dieselbe Seuche war auch in der Stadt Erfurt so heftig ausgebrochen, daß von dort um die Zeit der Ernte ganze Schaaren von Studenten mit ihren Lehrern hinwegflüchteten, und jener erhielt eine Nachricht, sein Sohn Martin sei auch erlegen. Seine Freunde trieben ihn dann an, er solle Gott sein Liebstes opfern, indem er diesen Sohn, der ihm dennoch erhalten geblieben war, in den Gott geheiligten Stand treten lasse. So ließ sich der Vater endlich überreden; er ergab sich darein, wie Luther sich ausdrückt, mit einem unwilligen, traurigen Willen.

Mit feierlichen Gesängen, Gebeten und andern Gebräuchen wurde der Neuling unter die Novizen aufgenommen. Er wurde auch schon in die Tracht seines Ordens eingekleidet. Ueber einem weißen wollenen Hemde wurde ihm eine Kutte und Kapuze aus schwarzem Tuch mit einem schwarzen ledernen Gürtel umgelegt. Beim Auskleiden und Ankleiden wurden lateinische Worte über ihn gesungen, daß ihm der Herr den alten Menschen ausziehen und den neuen nach Gott geschaffenen Menschen anlegen möge. Ueber die Kutte erhielt er ein sogenanntes Scapulier, nämlich ein schmales Stück Tuch über Schulter, Brust und Rücken und herabreichend bis zu den Füßen; dies sollte bedeuten, daß er das Joch des Herrn auf sich nehme, der gesprochen: „Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht." Damit wurde er einem für die Novizen bestellten Meister übergeben,

der dieselben in die Uebungen der mönchischen Gottseligkeit einleiten, ihren Wandel beaufsichtigen, über ihre Seele wachen sollte.

Vor Allem sollte bei ihnen der eigene Wille gebrochen werden. Sie sollten lernen, alles ihnen Aufgetragene ohne Widerspruch zu leisten, und zwar um so bereitwilliger, je mehr es dem eigenen Sinne zuwider sei. Neigung zum Hochmuth sollte dadurch überwunden werden, daß man einem gerade die niedrigsten Dienstleistungen auferlegte. Freunde Luthers berichten uns, daß namentlich er so in seiner ersten Zeit die verächtlichsten täglichen Arbeiten mit Auskehren und Ausfegen habe verrichten müssen, und daß es eifersüchtigen Brüdern ein besonderes Vergnügen gewesen sei, wenn auch er, der bisherige stolze junge Magister, mit dem Bettelsack auf dem Rücken an der Seite eines darin schon geübteren Mönches durch die Stadt habe ziehen müssen. Zuerst habe dann die Universität sich darin seiner als ihres Gliedes angenommen und ihm wenigstens einige Erleichterung ausgewirkt. Aus Luthers eigenem Munde hören wir später nie eine Klage über solche besondere Belastung und Quälerei. Er ließ sich, soweit sie statthatte, dadurch nicht zurückschrecken; begehrte er doch selbst besonderer Leistungen, mit denen er sich Gottes Gunst verdienen könnte. Seines Novizenmeisters oder „Pädagogen" hat er noch als Reformator dankbar gedacht: es sei ein feiner alter Mann gewesen, ein zweifellos echter Christ unter der verdammenswerthen Kutte. Mit vorgeschriebenen Gebeten und andern gottesdienstlichen Verrichtungen war jeder Tag schon für die Novizen reichlich und gleichmäßig ausgefüllt. Für den Tag, beziehungsweise die Nacht, waren je sieben bis acht Gebetsstunden oder Horen festgesetzt. Da hatten die Brüder, die noch nicht Priester waren, insbesondere jedesmal fünfundzwanzig Vaterunser mit dem Ave Maria zu beten, während den Priestern reichere Gebetsformeln vorbehalten waren. Auch in gewisse theologische Studien aber, zu deren Leitung

zwei gelehrte Väter des Klosters angestellt waren, wurde Luther wohl schon damals eingeführt. Das wichtigste endlich war für ihn, daß ihm jetzt eine Bibel, nämlich die allgemein von der Kirche gebrauchte lateinische Bibelübersetzung, in die Hand gegeben wurde. Gerade um diese Zeit war bei jenen Augustiner-Klöstern eine neue, durch den Ordensvicar Staupitz entworfene Fassung ihrer Statuten in Kraft getreten, welche begieriges Lesen, andächtiges Hören und eifriges Lernen der heiligen Schrift zur Pflicht machte. An Lehrern darin fehlte es Luthern, das Verständniß wurde ihm sehr schwer. Mit wahrem Hunger aber las er sich in seine Bibel hinein und ließ nicht mehr von ihr.

Nach Ablauf des Probejahrs erfolgte die feierliche Aufnahme in den Orden. „Bis in den Tod" gelobte Luther hier nach den Regeln des heiligen Vater Augustin zu leben und dem allmächtigen Gott, der Jungfrau Maria und dem Prior des Klosters Gehorsam zu leisten. Zuvor waren ihm jene Ordenskleider aufs Neue umgelegt worden, nachdem man sie mit Weihwasser und Weihrauch gesegnet hatte. Der Prior nahm sein Gelübde an und besprengte ihn, der sich jetzt auf der Erde in der Form eines Kreuzes niederwarf, mit Weihwasser. Am Schluß der Handlung beglückwünschten ihn die Ordensbrüder, daß er jetzt sei wie ein unschuldig Kind, das frisch aus der Taufe komme. Er erhielt jetzt eine eigene Zelle mit Tisch, Bettstätte, Stuhl. Sie lag gegen den von einem Kreuzgang umgebenen Klosterhof hinaus. Erst vor wenigen Jahren (am 7. März 1872) hat eine Feuersbrunst sie zerstört.

Durch ein unlösbares Gelübde hatte Luther so dem Stande sich verbunden, in welchem er den Himmel zu gewinnen trachtete.

Reichlich wurden ihm denn auch die Mittel, von welchen er dieses erhoffte, in seinem Kloster dargeboten.

Suchte er die Gunst der Maria und anderer Heiligen, die ihn vor Gottes und Christi Richterstuhl vertreten sollten, so fand er in seinem Orden eine glühende Verehrung, namentlich der heiligen Jungfrau und alle Anweisung zu

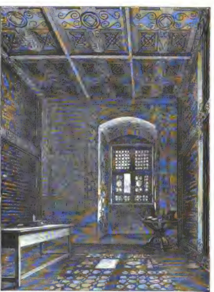


Abb. 4. Luthers Klosterzelle in Erfurt, wie sie späterhin erhalten worden ist.

ihrem Dienste. Die Lehre von der unbefleckten Empfängniß der Maria, die erst in unseren Tagen Pius IX. zum kirchlichen Dogma zu erheben gewagt hat, wurde von den Augustinern eifrig verfochten und stand für Luther auch noch nach dem Beginn seines reformatorischen Kampfes fest.

Digitized by Google

Einer seiner beiden theologischen Lehrmeister im Kloster, Johannes von Paltz, schrieb Ueberschwengliches zu ihren Ehren, deren geistliche Kinder alle Christen seien. Unter ihren Mantel, sagt Luther, habe er damals kriechen müssen dem Herrn Christus gegenüber. Unter der Menge der andern Heiligen erlas sich Luther einundzwanzig, die seine ständigen Nothhelfer sein sollten. Wir bemerken besonders, daß dazu neben der heiligen Anna, dem heiligen Georg und anderen namentlich auch der Apostel Thomas gehörte: von diesem, der selbst einst so an Kleingläubigkeit und Kleinmuth gelitten, hoffte er wohl besonderes Mitgefühl. Wir erwähnten schon die vorgeschriebenen Gebete, die einen großen Theil des Tages ausfüllten. Er wurde angehalten, vor Allem jedes Wort pünktlich zu lernen und aufzusagen. Nachher äußerte er, in den Klöstern werden die Horä gelesen, wie Elstern, Dohlen oder Papageie reden.

Wollte er büßend der Sünden los werden, die ihn so lange gequält hatten und ihm täglich neu aufs Gewissen fielen, so stand im Kloster das kirchliche Mittel der Beichte jederzeit für ihn bereit. Mindestens einmal wöchentlich mußte jeder Ordensbruder Privatbeichte vor dem Beichtiger ablegen. Alle Sünden mußten darin pünktlich vorgelegt werden, wenn man Vergebung für sie erlangen wollte. Luther bemühte sich, alles, was er von Jugend auf gethan hatte, seinem Beichtvater vorzutragen, so daß es diesem selbst zu viel wurde. Durch eine vollständige innere Zerknirschung, die dem unendlichen Gewicht der Sünde entspräche, sollte der Beichtende sich der Vergebung würdig machen, die ihm dann der Priester in der Absolution zuerkannte; nach der herrschenden Lehrweise wurde indessen das, was einem an der vollkommenen Zerknirschung fehlte, durch das Sakrament der Absolution ausgefüllt. Die Strafen aber, die Gott über die Schuldigen verhängt habe, sollten mit dieser Absolution oder Vergebung nicht abgethan sein;

sie mußten vielmehr durch eigene Leistungen, welche einem der Priester auflegte, durch Gebete, Almosen, Fasten und andere Kasteiungen, abgebüßt werden. Dem, welchem nicht vergeben war, drohte die Hölle; dem, welcher nicht abgebüßt hatte, wenigstens die Angst und Qual des Fegefeuers. Dies war und blieb die kirchliche Lehre des Katholizismus.

So war jetzt Luther dazu aufgefordert und angeleitet, recht methodisch die peinliche Selbstprüfung zu betreiben, die ihn schon vor dem Eintritt ins Mönchthum gedrückt hatte, und einmal alle die Heilmittel, welche hier ihm dargeboten wurden, auszunutzen. Aber je mehr er in seinem Leben und in seiner Gesinnung nachforschte, desto mehr Uebertretungen des vollkommenen Gotteswillen fand er darin vor und desto schwereres Gewicht nahmen sie für sein Gewissen an. Es waren nicht etwa, wie man bei dem kräftigen Jüngling meinen könnte, vorzugsweise Regungen sinnlicher Lust, die durch den Zwang des Klosters noch mehr gestachelt wurde. Vielmehr besonders Regungen des Zornes, Hasses, Neides gegen seine Brüder und Nächsten hatte er sich vorzuwerfen, sowie auch feindlich Gesinnte wohl schon damals vornehmlich der Selbstüberhebung ihn beschuldigten und wie sein Naturell auch später noch besonders leicht im Zorn ihn aufbrausen ließ. Derartige Regungen und Worte und Handlungen, die daraus hervorgingen, wurden für sein Gewissen zu Todsünden, wenn sie auch dem die Beichte hörenden Priester zu gering schienen, als daß sie hätten aufgezählt werden müssen. Dazu kamen eine Menge kleinlicher Vergehungen gegen Satzungen der Kirche und des Klosters mit Bezug auf äußere Ordnungen und Formen des Gottesdienstes, der Gebete u. s. w., woraus die Kirche, so geringfügig sie uns erscheinen müssen, ihrerseits doch schwere Sünden zu machen pflegte. Es entstand endlich in seinem Gemüth eine stete Unruhe, in der er nach Sünden suchte, auch wo überhaupt keine zu finden waren. Was er schon früher beim Händewaschen äußerte, daß man

bei allem Waschen nur immer unreiner werde, mußte er jetzt erst recht bei sich erfahren. Indem er darüber zerknirscht sein sollte, fühlte er wohl Pein und Furcht im Uebermaß, aber doch nie in der Weise, daß er sich sagen konnte, das Böse werde hiedurch vor Gott gut gemacht. Die Absolution wurde wieder und wieder über ihn ausgesprochen, aber wer gab ihm Sicherheit dafür, daß er die Vorbedingungen für sie ganz erfüllt habe und demnach wirklich ihrer sich getrösten dürfte? Die Büßungen nahm er bereitwillig auf sich und leistete mit Beten, Fasten, Nachtwachen von sich aus noch viel mehr als die Regel des Klosters forderte oder sein Beichtvater ihm auferlegte. Sein Leib war von der harten Kindheit her darauf vorbereitet, dergleichen auszuhalten, hatte dann aber doch an den Folgen davon auf die Dauer zu leiden. Luther konnte sich später das Zeugniß geben, daß er ihn damals mit dergleichen Uebungen vielmehr zermartert und zerplagt habe, als alle seine Feinde und Verfolger den ihrigen.

Mit großem Fleiß legte er sich jetzt, so weit ihm die anderen klösterlichen Pflichten Zeit ließen, auf das Studium der Theologie. Vornehmlich arbeitete er die Schriften der späteren scholastischen Theologen durch, mit denen er theilweise schon während seines philosophischen Cursus' sich zu beschäftigen hatte. Von einzelnen unter ihnen, wie namentlich von dem Engländer Occam, dessen Scharfsinn er besonders schätzte, lagen auch Schriften vor, die ihn mit Bezug auf Fragen des äußeren Kirchenthums schon auf eigenthümliche Bahnen hätten leiten können, wenn er jetzt nach dieser Seite hin Empfänglichkeit gehabt hätte. Sie waren nämlich gegen die absolute Gewalt des Papstes in der Kirche und gegen seine Uebergriffe in das Gebiet des Kaisers und Staates aufgetreten. Aber dem Mönchsorden, welchem Luther sich ergeben, und den Theologen, die er hier zu Lehrmeistern bekommen hatte, lag eine solche Richtung ferne. Jener Paltz hat sich vor Andern durch

Verherrlichung der vom Papst gespendeten Ablässe hervorgethan. Der ganze Orden und besonders jene deutschen Klöster desselben waren dem Papst auch durch verschiedene Vergünstigungen verbunden. Luther selbst hielt mit aller der Aengstlichkeit, mit welcher er die kirchlichen Mittel fürs Heil seiner Seele gebrauchen wollte, auch an allen Ordnungen der Hierarchie fest.

Was auch beim gelehrten theologischen Studium sein wärmstes persönliches Interesse auf sich zog, blieb immer die schwere Frage, wie der Sünder zum ewigen Heil gelangen könnte. Und was er darüber in den Schriften jener Theologen zu lesen und von den gelehrten Meistern des Klosters zu hören bekam, war nur geeignet, das vergebliche innere Ringen und die Noth und Angst bei ihm zu vermehren. Der große Kirchenvater, nach welchem sein Orden sich nannte und auf den die Ordensregeln zurückgeführt wurden, hatte einst auf Grund der Erfahrungen, die er selbst im Kampf mit Sünde und Fleisch gemacht, mit großem Nachdruck und in siegreichem Streit mit Gegnern die Lehre ausgeführt, daß es, wie der Apostel sage, nicht an des Menschen Laufen, sondern an Gottes Erbarmen, nicht am menschlichen Wollen, sondern an dem Gnadenwillen Gottes liege, der allein den Sünder umwandle und ihm fürs Gute das Können und Wollen verleihe. Aber an Verständniß und Kenntniß dieser Theologie Augustins fehlte es seinem Orden so gut wie jenen Scholastikern. Wohl wurde gelehrt, daß der Himmel für uns Menschen zu hoch sei, um anders als durch Gottes Gnade gewonnen werden zu können; aber zugleich auch, daß der Sünder schon mit seinen natürlichen Kräften so viel vor Gott leisten könne und solle, um hiedurch sich die Gnade zu verdienen, die ihm dann zum Himmel weiter helfen werde. Wer sie so erlangt hatte, sollte befähigt sein und sich angetrieben fühlen, sogar noch mehr zu leisten, als Gottes Gebote fordern. Auch der Hinweis auf das bittere Leiden und Sterben des Heilandes

Christus wurde von den Theologen, an welche Luther sich zu halten hatte, nicht versäumt und oft (wie z. B. von seinem Lehrer Paltz) in überschwenglich gefühlvollen Worten den Christen ans Herz gelegt. Aber der Nachdruck fiel dann nicht auf die erlösende Liebe, der sie hier getrost vertrauen durften, sondern darauf, daß sie nun auch ihrerseits dem für sie Geopferten sich opfern und in seiner Nachfolge und zur Tilgung der eigenen Schuld Todespein auf sich nehmen müssen. Immer wieder und immer mehr sah so Luther Ansprüche Gottes vor sich, denen er doch nie zu genügen vermochte. Die ärgste Anfechtung hat ihm vollends der Gedanke bereitet, daß Gott selbst nun einmal den Willen habe, ihn unter diesem vergeblichen Abmühen zu Grunde gehen und schließlich der Hölle anheimfallen zu lassen. Und gerade bei jenen späteren Scholastikern fand er nun zwar nicht eine Theorie, nach der Gott einen Theil der Menschen im Voraus schlechthin für die Verdammniß bestimmt hätte, wohl aber eine solche allgemeine Auffassung Gottes, welche statt heiliger Liebe vielmehr ein willkürliches, unumschränktes Wollen zu seinem Wesen machte.

Ein paar Jahre lang hat Luther unter solchem Streben und Leiden im Kloster verbracht. Sein geistliches Leben, wie man es nannte, in strenger Zucht und Weltentsagung ist damals auch in andern Klöstern rühmend zum Vorbild vorgehalten worden. Mitunter fühlte auch er selbst sich innerlich hoch emporgehoben, ja wie unter die Chöre der Engel versetzt — „ein hoffährtiger Heiliger“, wie er später sich nannte. Aber die entgegengesetzte Grundstimmung herrschte bei ihm. Er hat später oft seinen Zustand geschildert, um Andere vor gleichen Wegen zu warnen. So spricht er von Schülern des Gesetzes, die es mit ihren Werken versuchen wollen, immer arbeiten, härene Hemden tragen, sich kasteien, fasten und peitschen, Alles, um endlich dem Gesetz Gottes zu genügen. Ein solcher sei er auch gewesen. Aber er habe auch erfahren, wie es gehe, wenn man

angefochten werde und der Tod oder andere Gefahr einen schrecke; wie man da verzweifle, ja vor Gott gleichwie wie vor dem leidigen Teufel fliehen möchte und lieber hätte, daß gar kein Gott wäre. Es kam bei ihm zu inneren Zuständen und Anfällen, in welchen er mit Seele und Leib unterliegen zu müssen meinte. So erzählt er später einmal, indem er von den Qualen des Fegefeuers redet, von einem Menschen, unter dem er ohne Zweifel sich selbst versteht: solche Pein habe derselbe öfters lebend ausgestanden, nur in kurzen Zeitmomenten, aber so heftig und höllisch, daß keine Zunge es aussagen und keine Feder es beschreiben könne; hätten sie bis zu Ende angehalten, oder auch nur eine halbe Stunde, ja nur den zehnten Theil einer Stunde gewährt, so hätte er ganz zu Grunde gehen und seine Gebeine zu Asche werden müssen. Er selbst sah nachher darin Heimsuchungen besonderer Art, die Gott nicht über Jeden kommen lasse. Das aber stand ihm dann als gewisses und allgemein giltiges Ergebniß fest, daß jene Gesetzesschule, wie er es nennt, in Wahrheit Jedem so wenig wie ihm die Seligkeit bringen könne; daß man vielmehr gerade durch sie lernen müsse an sich selbst und allen eigenen Ansprüchen zu verzagen. Und zwar war, wie wir ja nach allem Bisherigen wissen, nicht etwa blos und nicht zunächst die schlechte Aeußerlichkeit der kirchlichen und klösterlichen Satzungen und seiner eigenen Erfüllung derselben die Ursache davon, daß er nie zum Frieden des Gewissens kam; sondern was ihn am tiefsten ängstigte und am meisten verfolgte, waren gerade die inneren Regungen, mit denen er sich in einem Widerstreit gegen Gottes ewige Forderungen wußte, während er selbst mit seiner eigenen Erfüllung derselben sich Gott meinte versöhnen zu müssen.

So haben die Erfahrungen, die er dort machte, ihn zu der Grunderkenntniß hingeführt, von der nachher seine reformatorische Predigt ausgehen sollte. Er ist damals, als er im Kloster so sich hervorthat, wegen seiner wunderbaren

und energischen Bekehrung mit einem Apostel Paulus verglichen worden. In ganz anderem Sinne sollte er diesem dann in Wahrheit vergleichbar werden. So hatte einst Paulus in seinem Pharisäerstande vor Anderen sich abgemüht, nach dem Gesetz und den Satzungen der Väter vor Gott gerecht zu werden. So hat er dort sich als der „elende Mensch" fühlen müssen (Röm. 7, 24) und hat hernach auf die gründlichen Erfahrungen hin, die er dort gemacht, das alles für Unrath und Schaden geachtet, um vielmehr allein durch Gottes Gnade und den Heiland Christus im Glauben gerecht, frei und selig zu werden.

Wie indessen innerhalb der katholischen Kirche jene auf den Weg des Heils bezüglichen kirchlichen Satzungen, Dogmen und Schultheorien doch nie ganz den Gedanken an die einfachen biblischen Zeugnisse und kirchlichen Bekenntnisse von einer vergebenden Gottesliebe und erlösenden und versöhnenden Gnade haben verdrängen und schlicht fromme Christen nicht haben enthalten können, im tiefsten Herzensgrund einfach bei ihr Zuflucht zu suchen, so hat gerade das Erfurter Kloster, wo Luthers innere Entwickelung nach jener Seite hin einen solchen Höhepunkt erreichte, auch die ersten für ihn bedeutungsvollen Winke und Weisungen nach dieser andern Seite hin ihm nahe gebracht. Sie fanden bei ihm schwer und nur allmählich Eingang neben jenem Standpunkt, den er so energisch und consequent eingenommen hatte. Um so mehr sollte derselbe dann, als ihm von ihnen aus weiteres Licht aufging, auch mit vollster Consequenz von ihm überwunden werden.

Schon jener klösterliche Erzieher Luthers, unter welchem wir den Novizenmeister zu verstehen haben werden, machte tiefen Eindruck auf ihn, indem er ihn an die Worte des apostolischen Glaubensbekenntnisses von der Vergebung der Sünden erinnerte und ihm, der dies nicht auf sich zu beziehen wagte, vorhielt, daß der Herr selbst geboten habe zu hoffen. Eben derselbe verwies ihn hierfür auf eine Stelle

in den Predigten des heiligen Bernhard, wo dieser innige Prediger, während er mit seiner gelehrten Theologie ganz in den kirchlichen Auffassungen des Mittelalters sich bewegte, eben auf jenen Glauben an die Vergebung dringt und auf den Ausspruch des Apostel Paulus sich beruft, daß der Mensch aus Gnaden gerecht werde durch den Glauben. Solche einzelne Worte schlugen bei Luther ein und blieben in ihm haften, wenn ihre Frucht auch erst nach und nach

Abb. 5. Staupitz nach dem Bild im St. Peter-Kloster zu Salzburg.

in ihm reifte. Auch seinen Lehrer Arnoldi rühmte er dankbar wegen der Tröstungen, die er zu geben wußte.

Weitaus den größten, heilsamsten und anhaltendsten Einfluß endlich hat dort im Kloster der Generalvicar jener deutschen Klöster, Johann von Staupitz, auf ihn gewonnen. Das war ein gewichtiger Mann, von edlem frommen Gemüth und feinem, weitblickendem Geiste. Er hatte sich in den Formen jener Schultheologien gebildet; aber er vertiefte

sich in die heilige Schrift, bezog sie vor allem auf sein inneres Leben und wußte hiezu auch Andere anzuweisen. Er strebte nach einem innerlichen und praktischen Leben in Gott, das auch in seinem Ausdruck durch jene Formen sich nicht mehr einschnüren ließ. Scharfen Conflicten und Kämpfen war er abgeneigt; aber milde und besonnen suchte er in seinem Wirkungskreise zu pflanzen und das Gepflanzte in Gottes Namen weiter wachsen zu lassen.

Bei seinen Besuchen in Erfurt fiel ihm der junge begabte, gelehrte und strebsame, tiefsinnige und schwermüthige Mönch auf. Er nahm sich seiner väterlich in vertrauten Gesprächen und Briefen an, und wie einem Vater schloß ihm Luther das Herz mit seinen Sorgen auf. Wollte ihm dieser alle seine vielen kleinen Sünden beichten, so wollte er vor allem unterschieden haben, was wirklich Sünde sei und was nicht; von selbst erdachten Sünden, oder von solchem Humpelwerk, wie Luther ihm vortrage, wollte er nichts hören: das sei nicht derjenige Ernst, den Gott wolle. Luther quälte sich mit einer Buße, die wesentlich in Pein, Strafleiden, Abbüßen bestehen sollte. Staupitz belehrte ihn, daß Buße nach dem Sinn der heiligen Schrift eine innere Umkehr und Umwandlung sei, welche von der Liebe zur Gerechtigkeit und zu Gott ausgehen müsse; und nicht in den eigenen guten Vorsätzen zu einem besseren Leben, zu denen doch die Kraft noch fehle oder in eigenen Leistungen, die dem Gesetz Gottes doch nicht genug thun, ließ er ihn den Frieden mit Gott suchen, sondern auf Gottes Gnade solle er harren und vertrauen und in Christus, den Gott für unsere Sünden habe leiden lassen, nicht den drohenden Richter, sondern vielmehr den Heiland sehen. Auf diesen wies er ihn namentlich hin, wenn Luther über jenen geheimen ewigen Willen Gottes grübelte und daran verzweifeln wollte: in Christi Wunden leuchte Gottes ewiger Rathschluß uns entgegen. Wollten die Anfechtungen bei ihm doch nicht aufhören, so lehrte er auch in ihnen

erziehende Mittel der göttlichen Liebe erkennen. Er dachte hiebei an Versuchungen zum Stolz, denen gegenüber sie ihm heilsam sein möchten, und zugleich an große Aufgaben, zu denen Gott ihn wohl vorbereiten wolle. In einfacher, praktischer Weise und aus den Erfahrungen seines eigenen Lebens heraus pflegte er so zu ihm und mit ihm zu sprechen. In seinem fortgesetzten, vertrauten Verkehr mit ihm hat dann während der späteren Jahre sichtlich auch seine eigene Theologie sich weiter gebildet und sein früherer hilfsbedürftiger Schüler ist selbst ein Führer für ihn geworden. Dieser aber hat auch dann noch und Zeitlebens mit dankbarer Liebe ihn seinen geistigen Vater genannt und Gott gedankt, daß er ihm aus seinen Anfechtungen durch Dr. Staupitz herausgeholfen habe, ohne den er darin ersoffen und in der Hölle wäre.

Den sicheren Grund jedoch für seine Ueberzeugungen und sein inneres Leben und die Grundlage für all sein späteres Lehren und Wirken hat Luther erst im eigenen fortgesetzten Studium der heiligen Schrift gefunden. Eben auch hiezu regte Staupitz an, mußte aber dann selbst über Luthers unermüdlichen Fleiß und Eifer darin staunen. Für die Auslegung der Schrift standen ihm nur sehr geringe Hilfsmittel zu Gebote. Er selbst ging überall auf den Mittelpunkt der christlichen Heilswahrheit und auf die höchsten Fragen des sittlich-religiösen Lebens aus. Ein einziger gewichtiger Ausspruch konnte seinen Geist tagelang beschäftigen. Bedeutsame Worte, die er noch nicht zu fassen vermochte, hafteten tief in ihm und er trug sie still in sich herum. So, sagte er, habe zum Beispiel damals das Gotteswort bei Ezechiel „ich will nicht den Tod des Sünders ꝛc." ihn ergriffen.

Erst das letzte, dritte Jahr seines Erfurter Klosterlebens brachte, so weit wir sehen, die entscheidende Wendung für sein inneres Kämpfen und Arbeiten mit sich.

Noch im zweiten Jahre, am 2. Mai 1507, empfing er nach dem Beschluß seiner Vorgesetzten feierlich die Priesterweihe. Indem er es so weit gebracht hatte, sollte sein Vater zum erstenmal, seit er gegen seinen Willen ins Kloster gegangen war, ihn wiedersehen. Es wurde eigens ein für denselben bequemer Tag angesetzt, damit er an der hohen Feier persönlich theilnehmen könne. Mit einem stattlichen Geleite von Freunden und Verwandten kam er nach Erfurt geritten. Aber in seinen Gedanken über jenen Schritt seines Sohnes war er sich gleich und fest geblieben. Beim Festmahl, das im Kloster für den jungen Priester gehalten wurde, suchte dieser ihm noch eine freundliche Aeußerung darüber abzugewinnen, indem er fragte, warum er doch damals so sehr gezürnt habe, während es doch im Kloster ein feines gottseliges Wesen sei. Da hub der Vater vor allen den Herren an: „Ihr Gelehrten, habt ihr nicht gelesen in der heiligen Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll?" Und als er erinnert wurde, wie sein Sohn damals vom Himmel her gerufen und getrieben worden sei, erwiderte er: „Wollte nur Gott, daß es kein Teufelsgespenste wäre." Er gab zu verstehen: „Ich muß allhier sein, essen und trinken, wollte aber lieber davon sein."

Für Luther aber brachte die hohe Würde, zu der er mit diesem Tag sich erhoben sah, noch neue Furcht und Bangen mit sich. Vor Gott sollte er jetzt als Priester treten, Christi Leib, ja Christum selbst und Gott durch seine Weiheworte in der Messe auf dem Altar gegenwärtig werden lassen, den Leib Christi als Opfer dem lebendigen ewigen Gotte darbringen. Dabei waren wieder eine Menge Formen zu beobachten, bei denen schon ein Versehen Sünde war. Als er damals seine erste Messe hielt, überwältigte ihn dies alles so, daß er kaum am Altar zu bleiben vermochte; er wäre, sagt er später, schier davon gestorben.

Den sorgsamen Dienst, den er seinen Heiligen widmete, verband er jetzt auch mit seinen priesterlichen Verrichtungen.

Indem er jeden Morgen Messe las, rief er hiebei von seinen einundzwanzig besonderen Heiligen jedes Mal drei an, so daß er in der Woche an allen herumkam.

Für jene wichtigsten Lebensfragen drang er jetzt in seinem Schriftstudium allmählich zu dem für ihn entscheidenden Lichte durch. Schon jener apostolische Ausspruch, welchen er beim heiligen Bernhard hervorgehoben fand, wies ihn darauf hin. Indem er auf diese seine innere Entwickelung am Schluß seines Lebens zurückblickt, berichtet er: ihm habe damals vorzugsweise zu schaffen gemacht das Wort des Paulus von der Gottesgerechtigkeit, die im Evangelium offenbar werde, Römerbr. 1, 17. Lange habe er es nicht ertragen können, weil er dabei mit der ganzen herrschenden Theologie an die Eigenschaft der Gerechtigkeit Gottes gedacht habe, vermöge deren Gott die Sünder oder Ungerechten strafe. Tag und Nacht habe ihn der Sinn und Zusammenhang der apostolischen Rede beschäftigt. Endlich habe der barmherzige Gott ihn erkennen lassen, daß Paulus und das Evangelium vielmehr eine Gerechtigkeit verkündigen, welche uns durch Gottes Gnade geschenkt werde, indem Gott denen, die an sein Gnadenwort glauben, die Sünden vergebe, sie gerecht mache und ihnen das ewige Leben gebe. Damit habe sich ihm die Pforte des Paradieses erschlossen und von hier aus sei ihm auch der ganze übrige Inhalt des göttlichen Heilswortes klar geworden. Doch eben nur allmählich, in der letzten Zeit seines Erfurter Aufenthalts und noch in den nächstfolgenden Jahren ist er so weit gelangt.

Vom Empfang der Priesterweihe an erhielten die Mönche den Ehrennamen der Väter, Patres. Die Pflicht, mit einem Bruder auf Almosen auszugehen, war Luthern auch jetzt noch nicht abgenommen. Aber auch in wichtigen Ordensgeschäften wurde er schon jetzt verwendet: so bei Verhandlungen mit einem hohen erzbischöflichen Beamten, wo er großen Eifer für das geistliche Leben und für seinen Orden zeigte.

Die Gelehrsamkeit der Schultheologen seiner Zeit hatte er, während er jetzt schon die eigenen Wege einschlug, mit seinem scharfen Verstand und glücklichen Gedächtniß sich reichlich angeeignet. Noch war er so kaum 25 Jahre alt geworden, als Staupitz, mit der Fürsorge für die neugestiftete Universität Wittenberg beauftragt, in ihm den rechten Mann für einen Lehrstuhl dort erkannte.

Zweites Kapitel.

Berufung nach Wittenberg. Romreise.

Wittenberg war damals eine noch ganz junge Hochschule. Erst im Jahre 1502 hatte sie der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen gestiftet, der damals nicht blos durch Umsicht und Besonnenheit, sondern auch durch treue Fürsorge für sein Land, aufrichtige Liebe zur Wissenschaft und tiefe Religiosität unter den deutschen Fürsten hervorragte. Sein Land war nicht reich. Wittenberg war eine dürftige, schlecht gebaute, etwa 3000 Einwohner zählende Stadt. Seine Weisheit aber bewährte der Fürst hier vor Allem durch richtige Wahl der Männer, die er für sein Werk zu Rathe zog und deren Händen er die Leitung desselben übergab. Sie wiederum waren vor Allem darauf bedacht, begabte und zuverlässige Lehrer für die Anstalt zu gewinnen. Rein ihren wissenschaftlichen Kräften und nicht äußerem Prunk und üppigem Studentenleben sollte diese ihre Anziehungskraft verdanken. Die Fürsorge für die Theologie vertraute Friedrich dem von ihm auch persönlich hochgeschätzten Staupitz an, wie denn dieser nebst dem besonders durch Vielseitigkeit ausgezeichneten Gelehrten Pollich von Melrichstadt (oder Mellerstadt) auch schon die Hauptthätigkeit bei der

Stiftung der Hochschule in seinem Dienst geübt hatten. Staupitz trat selbst in die theologische Fakultät als ihr erster Dekan ein. Eine fortgesetzte regelmäßige Wirksamkeit an derselben machten ihm seine vielfachen Ordensgeschäfte und die hiedurch veranlaßten Reisen unmöglich. Gerade auch als Ordensvicar aber suchte er den theologischen Bedürfnissen der Universität zu dienen und wiederum durch die hier dargebotenen Bildungsmittel die Glieder seines Ordens zu fördern. Schon vordem hatten die Augustiner-Mönche eine Niederlassung in Wittenberg, von der man indessen nur sehr wenig hört. Seit dem Jahre 1506 wurde ein ansehnliches Klostergebäude für sie aufgeführt. Bald traten junge Mönche des Klosters und hernach auch mehr und mehr Augustiner-Mönche, die von auswärts kamen, als Studenten bei der Universität ein und erwarben sich akademische Grade. Der Schutzheilige der Universität war neben der Jungfrau Maria der heilige Augustin.

Es gelang im Jahr 1507, den hoch angesehenen Trutvetter aus Erfurt auf einen theologischen Lehrstuhl nach Wittenberg zu ziehen.

Zu Anfang des Winters 1508—1509, als Staupitz zum zweiten Mal das Dekanat der theologischen Fakultät führte, wurde Luther, für ihn selbst unerwartet und plötzlich, dorthin berufen. Es war nicht blos der Rath und Wunsch des väterlichen Freundes, sondern der Wille des Ordensvorstehers, dem er zu folgen hatte.

Wie er bis dahin erst philosophischer Magister war und noch keinen der für einen theologischen Docenten erforderlichen akademischen Grad inne hatte, so hatte er hier zunächst nur jene philosophischen Wissenschaften vorzutragen, mit denen wir ihn vordem als Studenten in Erfurt beschäftigt sahen. Mit ihnen pflegten auch sonst Theologen beauftragt zu werden, wie denn gleich der erste Dekan der philosophischen Fakultät in Wittenberg ein Theologe, und zwar gleichfalls ein Mitglied des Augustiner-Ordens gewesen

war. Aber von Anfang an wünschte Luther dieses Fach mit dem der Theologie vertauschen zu können, und hiebei meinte er, wie er sich ausdrückte, diejenige Theologie, welche den Kern der Nuß und das Mark des Weizens und das Mark der Knochen durchforsche. Soweit war er sich also auch schon bewußt für seine christliche Erkenntniß wie für sein inneres Leben den festen Boden gefunden zu haben, auf welchem stehend er ja auch erst Andere lehren konnte. Sofort, während ihm die ersten philosophischen Vorlesungen Arbeit machten, bereitete er sich auch schon darauf vor, die Stufenleiter jener theologischen Grade zu beschreiten. Auch hier machte den Anfang das Baccalauriat, und dieses selbst hatte in der theologischen Fakultät drei verschiedene Stufen, deren jede durch eine wissenschaftliche Prüfung und Disputation erreicht werden mußte. Die erste war die eines biblischen Baccalaurius, durch welche man zu Vorlesungen über die heilige Schrift befugt wurde. Die zweite Stufe oder die eines Sentenziarius, führte zur Befugniß und Verpflichtung, Vorlesungen über das Hauptlehrbuch der mittelalterlichen Schultheologie, die sogenannten Sentenzen des Petrus Lombardus, zu halten; wer hierin bestimmtes geleistet hatte, erreichte hiemit die dritte Stufe. Ueber dem Baccalauriat mit diesen seinen Stufen stand endlich der Lizentiatenrang mit dem Rechte, die gesammte heilige Theologie zu lehren, und die förmliche, feierliche Aufnahme unter die Doctoren der Theologie. Schon am Schluß jenes Winterhalbjahres, am 9. März 1509, wurde Luther so biblischer Baccalaurius. Nach Verlauf eines halben Jahres konnte er gemäß den Statuten der Universität jene zweite Stufe erreichen, und gleich im Laufe des folgenden Halbjahrs erfüllte er die Vorbedingungen dazu.

Doch ehe ihm mit dem Beginne des Winterhalbjahrs die neuerworbenen Rechte des Sentenziarius bei der Universität zufielen, wurde er durch seine Ordensvorgesetzten nach Erfurt zurückgerufen. Wir kennen die Ursache nicht,

wissen nur, daß er auch bei der dortigen theologischen Fakultät als Dozent eintrat, indem er die Anerkennung jenes in Wittenberg erworbenen akademischen Ranges erlangte. Und gegen drei Semester verblieb er hier. Dann trat er wieder bei der Wittenberger Universität ein, um ihr fortan für immer zuzugehören. Trutvetter war gegen Ende des Jahres 1510 von Wittenberg weg wieder einem Rufe nach Erfurt gefolgt. Mit dem Bedürfniß, das hiemit für die Wittenberger Fakultät eintrat, mag der neue Wechsel bei Luther zusammengehangen haben. Jedenfalls war seine Stellung in Wittenberg jetzt eine beträchtlich andere als das erste Mal: kein bejahrter Theologe berühmten Namens stand dort mehr vor ihm.

Zunächst aber wurde ihm noch ein anderer Auftrag von Seiten seines Ordens zu Theil: ein Beweis, welches Vertrauen auch nach anderen Seiten hin seinem Eifer für die Sache des Ordens, seinem praktischen Verstand und seiner Energie geschenkt wurde. Es handelte sich um ein Verhältniß, in welches nach Staupitz' Wunsch andere deutsche Augustinerklöster zu dem bisherigen Verbande jener reformirten Klöster und zum Ordensvicar derselben treten sollten. Da jene hiegegen Widerspruch erhoben, wurde Luther im Jahr 1511, ohne Zweifel auf Staupitz' Veranlassung, in dieser Angelegenheit nach Rom geschickt, wo die Entscheidung darüber gefällt werden mußte. Der Weg dorthin und ebenso der Heimweg mochte leicht sechs Wochen und noch darüber in Anspruch nehmen. Nach Brauch und Vorschrift wurden immer zwei Mönche mit einander ausgesandt und ihnen wohl noch ein Laienbruder zu Dienst und Geleit beigegeben. Sie pflegten den Weg zu Fuß zu machen, und zwar reisten Luther und sein Mitgesandter auf dem Hinweg wahrscheinlich durch die Schweiz. In Rom nahm das Augustinerkloster Maria del Popolo die Ordensgenossen auf. So kam Luther nach der großen Weltstadt, an den Sitz des Oberhauptes der Kirche. Vier Wochen lang hat er dort sich aufgehalten,

seine Geschäfte betrieben, in der Stadt und vor allem ihren kirchlichen Merkwürdigkeiten und Heiligthümern sich umgesehen.

Ein bestimmtes Ergebniß der Verhandlungen, welche dort zu führen waren, ist uns nicht bekannt. Wir sehen nur, daß Staupitz, der Ordensvicar, auch mit Klöstern, von denen solcher Widerspruch ausgegangen war, nachher wieder in freundlichem Vernehmen stand und auf unliebsame Neuerungen nicht weiter drang.

Das Wichtigste dieser Reise aber sind für uns die allgemeinen Wahrnehmungen und Erfahrungen, welche Luther damals in Italien und vor allem am Sitze des Papstthums gemacht hat. Oft ist er hernach unter seinem Wirken und Kämpfen in Gesprächen und Schriften auf sie zurückgekommen und hat ausgesprochen, wie bedeutungsvoll ihm hiefür dasjenige, was er dort gehört und gesehen habe, nunmehr geworden sei.

Mit der Andacht eines Pilgers langte er in der Stadt an, nach der er längst mit heiliger Ehrfurcht geblickt hatte. Es war unter seinen Anfechtungen sein Wunsch gewesen, in ihr einmal eine rechte Generalbeichte ablegen zu können. Als er sie sah, fiel er auf die Erde nieder, hob seine Hände auf und sprach: Sei gegrüßt, du heiliges Rom. Sie sei ja, so erklärte er später noch, rechtschaffen heilig von den heiligen Märtyrern und ihrem Blute, das dort vergossen sei. Zürnend erzählte er später von sich, er sei dann dort wie einer der tollen wallfahrenden Heiligen durch alle Kirchen und Klüfte gelaufen und habe alles geglaubt, was daselbst erlogen und erstunken sei. Gern hätte er durch Messelesen und andere Leistungen an besonders geheiligten Stätten auch für das Seelenheil von Freunden etwas gewonnen: es sei ihm, sagt er, schier leid gewesen, daß seine Eltern noch lebten, weil er sonst dort sonderliches hätte thun können, um sie aus dem Fegfeuer zu erlösen.

Aber Befriedigung für sein Inneres fand er in dem allen nicht und gerade im Gegensatz dazu regte sich in ihm jenes Bewußtsein eines anderen Weges zum Heil, das bereits in ihm angebrochen war. Indem er die Stufen einer heiligen Treppe, die einst vor dem Richthaus des Pilatus gestanden haben sollte, knieend und unter Gebet hinaufklomm, wozu dort noch heutzutag reiche päpstliche Ablässe einladen, da fiel ihm das Prophetenwort aus dem Römerbrief (1, 17) ein: Der Gerechte wird seines Glaubens leben.

Von fruchtbarer Belehrung und Trost fürs Seelenleben konnte er bei den römischen Priestern und Mönchen nichts finden. Sehr anerkennenswerth erschien ihm die äußere Geschäftsverwaltung und die feine geordnete Behandlung juristischer Angelegenheiten beim päpstlichen Stuhle. Aber erschrecklich klang ihm, was er vom sittlich-religiösen Leben und Treiben an diesem Mittelpunkte der Christenheit vernahm: von der Sittenlosigkeit unter dem Klerus und besonders seinen höchsten Würdenträgern, bei der es noch für rühmlich galt, wenn sie nicht gar in unnatürliche Ausschweifungen und Laster sich verirrte, von der Leichtfertigkeit, mit der das Heiligste behandelt wurde, von dem frivolen Unglauben, den die Hirten und Herren der Kirche unter einander ungescheut aussprachen und zur Schau trugen. Er klagt, wie er dort die Priester habe „rips raps Messe halten sehen, als trieben sie ein Gaukelspiel"; in der Zeit, in der er eine Messe habe halten können, seien jene mit sieben fertig geworden; ihn habe einer zur Schnelligkeit angetrieben mit den Worten: „Fort, fort, schick' uns'rer Frau ihren Sohn bald wieder heim". Er hörte ferner darüber scherzen, daß Priester, während sie Brot und Wein in der Messe weihen sollten, dazu lateinisch die Worte sprachen: „Brot bist du und Brot bleibst du, Wein bist du und Wein bleibst du". Oft erwähnte er nachher noch, wie man im Italienischen den Namen Bon Christian, guter Christ, verächtlich anwende — auf Leute, die dumm genug seien, noch

an die christliche Wahrheit zu glauben und an jenen Dingen Anstoß zu nehmen. Man glaube nicht, was dort für Büberei und Schande im Schwang gehe, wenn man es nicht selbst gesehen und gehört habe. Für das aber, was er damals erfahren zu haben versichert, haben wir noch genug Zeugnisse aus den Kreisen selbst, deren Leben und Treiben ihm so anstößig wurde.

Zugleich mußte er an dem geringschätzenden Tone sich ärgern, womit dort über die dummen Deutschen oder deutschen Bestien geredet wurde, auf die man in Rom keine Rücksicht zu nehmen habe.

Er staunte die Pracht und Herrlichkeit an, mit der der Papst in Rom auftritt. Er redet wie einer, der es selbst mit angesehen, von den Umzügen, die derselbe dort wie ein Triumphator halte. Aber frisch waren in Rom damals noch die Gräuelgeschichten im Umlauf vom letztvorangegangenen Papst Alexander, und seinen Kindern, von Brudermord, Giftmischerei, Blutschande und Anderem. Vom gegenwärtigen, Julius II., hörte Luther nichts Rühmliches, als daß er energisch und klug seine weltlichen Geschäfte treibe, Krieg führe, Geld sammle, politische Bündnisse stifte und zerreiße, eingehe und breche. Eben um jene Zeit kam er von einem Feldzug zurück, bei welchem er selbst die blutige Erstürmung einer Stadt geleitet hatte. Auch dafür hatte Luther offnes Auge, daß er in der heiligen Stadt treffliche, scharfe Polizei eingeführt habe und die Gassen rein halten lasse, weshalb nicht viel Pestilenz dort gewesen sei. Aber er sah so in ihm einen bloßen Weltmann und hat ihn später einen gewaltigen Blutmenschen gescholten.

Solche Wahrnehmungen haben damals die Autorität der Hierarchie, die so schlimme Vertreter hatte, für ihn nicht erschüttert, später jedoch, als er das päpstliche Amt selbst angreifen mußte, ihm sein Urtheil und seine Entschlüsse sehr erleichtert. Da hat er geäußert: „Ich wollte nicht hunderttausend Gulden dafür nehmen, daß ich nicht auch Rom

gesehen hätte; ich müßte sonst sorgen, ich thäte dem Papst Unrecht; aber was wir sehen, das reden wir."

Auch unter den Ruinen der alten Weltstadt trieb er sich herum und staunte darin die Reste vergangener weltlicher Herrlichkeit an. Die Werke neuer Kunst, welche Papst Julius damals ins Leben zu rufen begann, scheinen seine Aufmerksamkeit nicht sonderlich auf sich gezogen zu haben. Schon war damals der Papst auch zum Bau der neuen Peterskirche geschritten: Der Ablaß, dessen Ertrag die Ausführung des großartigen Unternehmens ermöglichen sollte, hat nachher den Kampf zwischen dem Wittenberger Augustinermönch und dem Papstthum herbeigeführt.

Drittes Kapitel.

Luther als theologischer Lehrer,
bis 1517.

Nachdem Luther in sein Wittenberger Kloster zurückgekehrt war, wurde er Unterprior desselben.

Bei der Universität sollte er jetzt vollends in alle Rechte und Verpflichtungen des theologischen Lehramtes eintreten, indem er Lizentiat und Doctor wurde. Wieder war es der Vorgesetzte und Freund Staupitz, der darauf drang, während er selbst hierauf die Universität verlassen und ganz seinem Ordensamte sich widmen wollte. Kurfürst Friedrich, der auf Luther besonders durch eine Predigt desselben aufmerksam geworden war, erwies ihm hier zum ersten Mal persönliche Theilnahme: er erbot sich, die Kosten der Promotion für ihn zu bestreiten. Luther widerstrebte: noch Jahrzehnte nachher zeigte er seinen Freunden gern einen Birnbaum im Hof des Klosters, unter welchem er damals mit Staupitz verhandelt, dieser aber auf seiner

Forderung bestanden habe. Mußte er doch des Gewichts der Aufgabe, die er übernahm, um so tiefer sich bewußt sein, je mehr er auch für sich selbst noch im Ringen nach wahrem und neuem theologischen Lichte begriffen war. Nachher, nachdem sein Beruf in gar ungeahnte und unabsehbare Arbeiten und Kämpfe ihn hineingeführt hatte, war es ihm Beruhigung, daß er ihn damals so ohne eigenen Willen aus Gehorsam übernommen habe. Und unter den Lasten und Gefahren desselben konnte er dann auch wohl äußern: „Hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß, so sollten mich zehn Rosse nicht dazu gezogen haben."

Nach den nöthigen Vorbereitungen und herkömmlichen Leistungen erhielt er am 4. October 1512 die Lizentiatenrechte und wurde am 18. und 19. feierlich zum Doctor promovirt und proclamirt. Als Lizentiat gelobte er, die evangelische Wahrheit nach Kräften zu vertheidigen: namentlich diesen Eid muß er später im Auge gehabt haben, wenn er gerne darauf sich berief, daß er seiner allerliebsten heiligen Schrift geschworen habe, sie treulich und lauter zu predigen. Der darauf noch folgende Doctoreneid verpflichtete, sich eitler, von der Kirche verdammter und frommen Ohren anstößiger Lehren zu enthalten. Des Gehorsams gegen den Papst wurde in Wittenberg nicht wie auf andern Universitäten gedacht.

Wie Staupitz, so erwarteten auch Andere von Anfang an Eigenthümliches und Bedeutendes von dem neuen Lehrer. Pollich, jene erste Größe des alten Wittenberg, der im folgenden Jahre starb, sprach schon aus, dieser Mönch werde eine Umwälzung in der Lehrweise hervorbringen, welche bisher die Alleinherrschaft auf den Schulen habe. Es soll ihm, wie wir nachher auch noch von Andern hören, bei Luther namentlich die Tiefe seiner Augen aufgefallen sein; er schloß daraus auf wundersame Ideen.

Eine neue Theologie kündigte sich bei Luther in der That sogleich in dem Gegenstande an, auf welchen er als

Doctor seine Vorlesungen richtete und ausschließlich gerichtet ließ. Das sollte allein die heilige Schrift sein, sie, deren Studium in der Schultheologie allgemein hintangesetzt war, die mancher Doctor der Theologie kaum gekannt haben soll, und von welcher weg schon der Baccalaurius zu jenen scholastischen Sentenzen und einer ihnen folgenden Ausführung der kirchlichen Dogmen weiter zu eilen pflegte.

Luther begann mit Vorlesungen über die Psalmen. Es ist seine erste theologische Arbeit, die der Nachwelt erhalten blieb. Noch besitzen wir einen lateinischen Text des Psalters, den er mit fortlaufenden Anmerkungen zum Behuf seiner Lectionen versehen hatte (vgl. das nebenstehende Facsimile einer Seite daraus), und ferner, von seiner Hand geschrieben, den Text von Vorlesungen, die er darüber hielt. Auch hier erklärt er, daß seine Aufgabe ihm durch ein Gebot auferlegt worden sei; er bekannte offen, selbst noch viel zu wenig die Psalmen zu verstehen; das Verhältniß zwischen jenen Anmerkungen und Vorlesungen zeigt auch, wie er fortwährend im Weiterarbeiten begriffen war. Unseren Anforderungen an eine Psalmenauslegung und auch denen, welche er selbst später machte, entspricht seine damalige nicht. Er folgt der mittelalterlichen Weise noch ganz darin, daß er in den Worten der Psalmisten überall bildliche, allegorische Beziehungen auf Christus, sein Heilswerk und seine Gemeinde meint finden zu müssen. So aber wurde es ihm möglich, nun in einer Erklärung der Psalmen auch schon die Grundzüge derjenigen Heilslehre vorzutragen, welche im Lauf der letzten Jahre in der inneren Arbeit seines Geistes und seinem theologischen Studium sich allmälig für ihn festgestellt hatte. Und zwar bemerken wir hier neben dem Ertrag seiner eigenen Forschung in der Schrift und besonders den Briefen des Paulus nunmehr auch den Gebrauch von Schriften des heiligen Augustin. Erst nachdem er Jahre lang dem Orden angehört und nachdem er selbständig in seine Bibel sich vertieft hatte,

i
I
z
g
e
z
e
e
r
j
f
2
n
n
d
a
ſe
e:
ſc
n
ſe
m
hi
S
ai
E
nc

waren diese ihm bekannt geworden. Vorzüglich durch sie fand er sich jetzt im Verständniß der Lehre des Paulus gefördert und wiederum ihre Lehre von der göttlichen Gnade, die wir schon oben zu erwähnen hatten, auf die des Paulus begründet. Der Meister des Ordens wurde ihm so zum ersten Meister unter den menschlichen Theologen.

Von den Vorlesungen über die Psalmen ging Luther dann während der folgenden Jahre zur Auslegung derjenigen Briefe weiter, welche für ihn die Hauptquelle seiner neuen Erkenntniß von Gottes Gnade und Gerechtigkeit waren, des Briefs an die Römer und des an die Galater.

Im Kloster wurde Luthern auch die Leitung des theologischen Studiums der Brüder übertragen. Zur Seite trat ihm hierin sein Freund Johann Lange (oder Lang), der schon im Erfurter Kloster mit ihm zusammen gewesen war. Dieser zeichnete sich durch eine seltene Kenntniß des Griechischen aus und wurde hiedurch wohl auch noch für Luther selbst förderlich, während er seinerseits ihm für reichste wissenschaftliche Anregungen anderer Art sich dankbar bezeigte. Durch gleiche Gesinnung und persönliche, für immer fortbestehende Freundschaft war ihm ferner der Prior des Klosters, Wenzeslaus Link, verbunden, der schon seit 1508 sein Genosse im Kloster und bei der Universität gewesen und 1509 um dieselbe Zeit mit ihm als biblischer Baccalaurius, 1510 als Doctor ins theologische Lehramt eingetreten war. Das neue Streben und Leben, welches hier erwacht war, zog mehr und mehr auch aus der Ferne begabte junge Mönche herbei. Das Kloster, noch nicht ganz ausgebaut, hatte kaum genug Raum für sie und Mittel für ihren Unterhalt.

Als ferner im Jahr 1515 jene unter sich verbundenen Klöster auf einem Kapitelstag zu Gotha neue Vorsteherwahlen vorzunehmen hatten, wurde Luther, unter dem fortbestehenden Ordensvicariat des Staupitz, zum Districtsvicar für Meißen und Thüringen ernannt. Er bekam hiemit die Aufsicht über elf Klöster, zu welchen er im folgenden Jahr

eine Visitationsreise antrat. Persönlich, mündlich und ebenso in Briefen sehen wir ihn da mit hingebendem Eifer für das geistige Wohl der ihm Anvertrauten, für Zucht gegen schlechte Brüder, für Tröstung Angefochtener, wie für die weltlichen, wirthschaftlichen oder auch rechtlichen Angelegenheiten der Klöster wirken.

Neben dem akademischen Lehramt lag ihm ein zweifaches Predigtamt ob. Zunächst hatte er in seinem Kloster zu predigen, womit er wohl auch schon in Erfurt den Anfang gemacht hatte. Beim neuen Klosterbau in Wittenberg war die Kirche noch nicht fertig: in einer danebenstehenden kleinen und dürftigen, aus Holz und Lehm aufgerichteten, baufälligen Kapelle begann er das Evangelium zu verkündigen und die Kraft seiner Beredsamkeit zu entfalten. Als dann der neue Wittenberger Stadtpfarrer Simon Heinz, den der Magistrat 1516 in dieses Amt einsetzte, wegen Leibesschwäche und Kränklichkeit sich zum Predigen wenig geeignet zeigte, drang die städtische Gemeinde in Luther, auch Predigtdienste in ihrer Kirche zu übernehmen. Mit großer Frische, Energie und Arbeitskraft genügte er den verschiedenen Aufgaben. Es konnte kommen, daß er eine Woche hindurch an jedem Tag, oder daß er an Einem Tag dreimal predigte; in der Fastenzeit 1517 hielt er täglich zweimal Predigten neben seiner akademischen Vorlesung. Der Eifer, mit dem er diese Verkündigung des göttlichen Wortes für die Gemeinde im Gottesdienst betrieb, war ebenso eigenthümlich und neu wie jene höchste Bedeutung, welche er den Vorträgen über die heilige Schrift auf dem Katheder beilegte.

Von jenen ersten Vorlesungen Luthers über die Psalmen und den Römerbrief sagt Melanchthon: Nach langer und dunkler Nacht habe man hier ein neues Licht der christlichen Lehre aufgehen sehen; hier habe Luther den Unterschied des Gesetzes und Evangeliums gezeigt, hier den auf Kathedern und Kanzeln herrschenden Irrthum widerlegt, als ob Menschen mit ihren Werken sich Vergebung der Sünden ver-

dienen und vor Gott durch äußere Zucht gerecht sein könnten, wie einst Lehre der Pharisäer gewesen sei; zum Sohn Gottes habe Luther wieder hingerufen; wie Johannes der Täufer auf das Gotteslamm hingewiesen habe, das unsere Sünden getragen, so habe jener gezeigt, daß um des Sohnes Willen die Sünden aus Gnaden vergeben werden und daß man solche Wohlthat im Glauben aufnehmen müsse.

In der That liegt die christliche Grundanschauung, auf welcher das innere Leben des Reformators ruht, für welche er in den Kampf ging und welche ihm Kraft und frischen Muth für die Kämpfe gab, ihren wichtigsten Zügen nach schon in den Vorlesungen und Predigten jener Jahre vor uns und nimmt zu an Klarheit und Bestimmtheit. Das neue Licht, von dem wir ihn oben reden hörten, ist hier wirklich für ihn angebrochen. Diejenige Grundwahrheit, die er später als den Artikel bezeichnet hat, mit welchem eine christliche Kirche stehe und falle, steht schon hier für ihn fest, ehe er etwas davon ahnt, daß sie ihn in Zwiespalt mit der katholischen Kirche bringen, ja daß sein Eintreten für sie Anlaß zu einem kirchlichen Neubau werden sollte. Die Grundfrage, um die es hier immer für ihn sich handelte, blieb immer die, wie er, d. h. der sündhafte Mensch, vor Gott bestehen und Heil und Seligkeit gewinnen könne. Eins hiemit wurde für ihn jene Frage nach der Gottesgerechtigkeit. Und jetzt erschrak er nicht mehr vor der strafenden Gerechtigkeit, mit welcher der heilige Gott dem Sünder droht, sondern er erkannte jene im Evangelium geoffenbarte Gerechtigkeit (Röm. 1, 17; 3, 25), dadurch der gnädige Gott die Gläubigen gerecht macht, indem er selbst sie in die rechte Stellung zu sich versetzt und innerlich umwandelt und fortan wie Kinder seiner beseligenden Vaterliebe genießen läßt. Indem Luther jetzt lehrt, daß den Glaubenden dies zu Theil werde, weist er vor allem die Meinung ab, als ob der Mensch je durch äußere Leistungen seinerseits die Sünde gut machen und Gottes Gunst sich verdienen könnte. Er erinnert in Betreff der sittlichen Werke

überhaupt, daß gute Früchte immer schon einen guten Baum voraussetzen, auf dem allein sie wachsen können, und daß so vom Menschen Gutes erst dann ausgehen könne, wenn er in seinem Innern, seiner innern Stellung, Richtung und Beschaffenheit gut geworden sei: es müsse einer gerecht sein, ehe er Gerechtigkeit wirke. Der Glaube aber ist es, der ihm im Innern des Menschen die entscheidende Bedeutung für die Gemeinschaft mit Gott hat. Denn erst allmälig kann des Menschen eigenes Inneres in Hingabe an Gott durch Mittheilungen Gottes wahrhaft recht beschaffen und das Böse ausgetilgt werden. Hätte Luther auf eine solche eigene Rechtbeschaffenheit, die dem heiligen Gott hätte genügen sollen, noch die Seligkeit zurückgeführt, so wäre er an dieser Seligkeit im Bewußtsein seiner noch fortwährenden Sünde und Schwäche fort und fort verzweifelt. Und alles das Wirken des göttlichen Geistes und seiner Gaben in unserm Innern setzt ja schon voraus, daß wir der vergebenden Gnade und Huld Gottes bereits theilhaftig und in seine Gemeinschaft aufgenommen sind. Hiezu, so lehrt Luther mit Paulus, gelangen wir einfach durch den Glauben an die frohe Botschaft seiner Gnade, an seine Barmherzigkeit und seinen Sohn, den er uns zum Erlöser geschenkt. Den Glauben nennt er so schon in seinen ersten Anmerkungen zum Psalter den Mittelpunkt, das Mark, den kurzen Weg. Der schlimmste Feind ist ihm Selbstgerechtigkeit; er bekennt auch bei sich selbst noch mit diesem kämpfen zu müssen.

Hierin also fand Luther mit dem Zeugnisse des großen Apostels die Theologie Augustins im Einklang. Indem er mit dieser sich beschäftigte, lernte er namentlich über die Macht der Sünde und die Unfähigkeit des Menschen, sie mit eigenen Kräften zu überwinden, immer schärfer urtheilen. Jenen Glauben aber lehrte ihn Paulus doch noch anders verstehen, als auch Augustin denselben verstanden hatte. Er ist ihm nicht blos ein Anerkennen objektiver Wahrheiten oder geschichtlicher Thatsachen, sondern Luther versteht darunter

mit einer Klarheit und Bestimmtheit, die auch in Augustins Lehrweise fehlt, das Vertrauen des Herzens auf die im Heilswort dargebotene Gnade, die persönliche Zuversicht zum Heilande Christus und dem, was er uns erworben. Mit diesem Glauben also und vermöge dieses Heilandes, auf den er vertraut, bestehen wir dann vor Gott, haben schon die Gewißheit der Gotteskindschaft und Seligkeit und sind des Geistes von oben, der nun auch das Innere nach allen Seiten hin mehr und mehr durchheiligt, theilhaftig. Für Augustin dagegen und für alle katholischen Theologen, die an ihn sich anschlossen, ist das, womit wir vor Gott bestehen sollen, vielmehr jene ganze innere Rechtbeschaffenheit, die Gott mit seinem Geist und seinen Gnadenwirkungen im Menschen selbst herstelle, oder, wie man es auszudrücken pflegte, die ihm von Gott eingegossene Gerechtigkeit. Da wurde dann das Gute, das jetzt im Christen selbst sei, so hoch angeschlagen, daß er vermöge desselben gar Verdienst vor dem gerechten Gott sich erwerben und noch über das von ihm Geforderte leisten könne. Aber das Gewissen, das nach Luthers strengem Maßstab solche Tugenden und Leistungen und die vorangegangenen und noch fortwährenden Sünden abschätzte, konnte Sicherheit über Vergebung, Gnade und Seligkeit nicht erlangen. Eben in jenem einfachen Glauben hatte Luther sie gefunden. Eigener Verdienste bedurfte er dazu nicht. Die wahrhaft guten, gottgefälligen Früchte aber sollte der frohe Geist der Kindschaft mit seinem eigenen freien Trieb im Christen erzeugen. Es währte lange, bis dieser Unterschied von seinem Hauptlehrer unter den Theologen Luthern selbst zum Bewußtsein kam. Wir aber sehen ihn schon von jenen Anfängen an in den Grundzügen hervortreten und endlich eben auf Grund der apostolischen Lehre klar und scharf in der Theologie des Reformators sich ausprägen.

Hiemit hängt unmittelbar zusammen, was Melanchthon dort über Gesetz und Evangelium geäußert hat. Luther

selbst hat nachher stets erklärt, an einer richtigen Erkenntniß des Verhältnisses beider zu einander hänge das ganze Verständniß der göttlichen Heilsoffenbarung und christlichen Heilswahrheit; und auch dieses Verhältniß hat er schon in den letzten Jahren vor dem Beginn seiner kirchlichen Kämpfe in seiner Weise, auf Grund der damals von ihm vorgetragenen Paulinischen Briefe, ans Licht gestellt. Das Gesetz ist ihm der Inbegriff der heiligen Forderungen Gottes mit Bezug auf Willen und Wirken, die der Sünder doch nicht erfüllen könne, das Evangelium, die frohe Botschaft und Darbietung jener vergebenden Gottesgnade, die eben im einfachen Glauben angenommen sein wolle. Durch jene, sagt Luther, werden so die Sünder gerichtet, verurtheilt, getödtet; er selbst habe darunter schwitzen und sich ängstigen müssen, wie unter den Händen eines Stockmeisters und Henkers. Das Evangelium erst richte die Zerschlagenen auf und mache sie lebendig durch den Glauben, den die gute Botschaft selbst in den Herzen erwecke. Gott aber wirke in beiden: dort ein Werk, das ihm, dem Gott der Liebe, eigentlich fremd sei, hier das ihm eigene Werk der Liebe, für das er aber eben durch jenes die Sünder erst zubereiten müsse.

Indem Luther auf diesem Weg weiter arbeitete, wurde er seit dem Jahre 1516 auch mit den Predigten des frommen, tiefen mittelalterlichen Theologen Tauler († 1361) bekannt, und um dieselbe Zeit fiel ihm ein alter, nicht lange nach Tauler abgefaßter theologischer Tractat in die Hände, der dann durch ihn den Namen „deutsche Theologie" erhalten hat. Zum erstenmal und in ihren edelsten Vertretern trat ihm hier die christliche und theologische Richtung entgegen, welche man als die praktische deutsche Mystik des Mittelalters zu bezeichnen pflegt. Im Gegensatz gegen den Werth, welchen ein veräußerlichtes mittelalterliches Kirchenthum auf äußerliche Werke und gesetzliche Uebungen legte, lernte er hier die innigste Vertiefung christlich-religiöser Gesinnung kennen. Im Gegensatz gegen die fruchtlosen

formalistischen Auseinandersetzungen und logischen Operationen eines scholastischen Verstandes fand er ein Streben und Ringen des ganzen inneren Menschen mit Gemüth und Willen nach unmittelbarer Gemeinschaft mit Gott und Einigung mit ihm, der selbst die ihm ergebene Seele in diese Einigung mit sich ziehen und sie selbst darin „gottförmig" werden lassen wolle. Auch bei einem Augustin war ihm eine solche Tiefe der Betrachtung und solche Innigkeit christlichen Gemüthes nicht begegnet. Dazu freute er sich seiner deutschen Muttersprache, in welche er diesen Schatz gefaßt sah; und es war wohl das edelste Deutsch, das er bis dahin zu lesen bekommen hatte. Wunderbar fühlte er sich von dieser Theologie ergriffen: er kenne, schrieb er einem Freund, keine, die mehr mit dem Evangelium übereinstimmte, als die jener Tauler-schen Predigten. Jenen Tractat gab er gleich im Jahre 1516 (damals noch nicht ganz vollständig) und dann wieder 1518 heraus. Es war die erste Publikation von seiner Hand. Seine ferneren Predigten und Schriften zeigen, wie er jetzt aus diesen Quellen trank und davon sich durchdringen ließ. Für die ganze Durchbildung seines Innern und seiner Theologie haben die hier empfangenen Einflüsse bleibende Bedeutung bekommen.

Was die Sünde anbelangt, so lernte er sie jetzt ihrer tiefsten Wurzel und ihrem Grundcharakter nach im eigenen Willen, in Eigenliebe und Selbstsucht erkennen. Zur Gemeinschaft mit Gott gehört ihm, daß das Herz von allem kreatürlichen sich ablöse und mit diesem seinen Willen sich in den Tod gebe, ganz zu nichte werde und Gott allein in sich schaffen und wirken lasse. So soll, wie er auf dem Titel jener deutschen Theologie sagt, Adam in uns sterben und Christus erstehen. Aber der mystischen nicht minder als der Augustinischen Theologie gegenüber hat doch die Eigenthümlichkeit seiner auf dem Schriftwort ruhenden Auffassung des Heilsweges sich behauptet und, nachdem sie durch jene Einflüsse hindurchgegangen war, dann vollends in ihrer

Selbständigkeit unter seinen reformatorischen Kämpfen sich entfaltet. Ihm ist für seine Gemeinschaft mit Gott doch nie, wie es bei jener Mystik erscheint, die Selbstvernichtung der Persönlichkeit und ihre Abkehr von allem Weltlichen und Endlichen das Entscheidende, und ein blos leidendes Verhalten zu Gott und eine hierin empfundene Seligkeit ist ihm nicht das Letzte oder Höchste. Vernichtet soll jene werden nur so fern sie mit ihrem Willen gegen Gott sich stellt, ganz niedergeworfen, sofern sie hiebei gar Ansprüche auf Eigengerechtigkeit und Verdienst vor Gott erheben möchte. Der Weg zur wirklichen Gottesgemeinschaft aber bleibt ihm wesentlich jener kurze Weg des Glaubens, in welchem die gebrochene Persönlichkeit die Hand der göttlichen Barmherzigkeit ergreift und durch sie nun auch voll aufgerichtet wird. Christus ist für sie erschienen, damit sie, wie die Mystik mit der heiligen Schrift sagt, mit ihm sterbe und ihm in Selbstentäußerung nachfolge. Für jenen Glauben aber steht Christus vor allem als der Heiland da, der für uns gestorben ist und mit seinem heiligen Leben und Wandel vor Gott für uns eintritt, damit so der Gläubige durch ihn Versöhnung und Seligkeit habe. Was wir so an diesem Heiland haben, hat Luther damals und mit ähnlichen Worten auch später in seiner eigenen mystischen Anschauung und Sprache kurz so zusammengefaßt: „Herr Jesu, du hast an dich genommen, was mein ist und mir gegeben, was dein ist.“ — Wir können die Unterschiede zwischen Luther und der deutschen mittelalterlichen Mystik überhaupt auf eine verschiedene Würdigung des allgemeinen Verhältnisses zwischen Gott und der menschlich-sittlichen Persönlichkeit zurückführen. Im Hintergrund steht dort neben der christlich-religiösen Auffassung eine metaphysische, für welche Gott ein absolutes, über alle Bestimmung erhabenes, reich erscheinendes und doch abstract leeres Sein ist, das überhaupt kein Fürsichsein des Endlichen neben sich duldet. Für Luther bleibt die Grundbestimmung in Gott, daß er

der vollkommen Gute, und in seiner Erhabenheit und Heiligkeit Liebe sei. Dieser Gott ist es, der den glaubenden Sünder aufrichtet und gerecht macht. Von hier aus hat Luther dann auch Kraft und Energie zum Hervortreten in den Kampf gewonnen, während die fromme Mystik duldend in der Stille verharrte. Von hier aus ist er sich hernach der christlichen Freiheit und sittlichen Verpflichtung mit Bezug auf's Leben in der Welt und seine Aufgaben bewußt geworden, während jene weltflüchtig blieb. Die innere Verwandtschaft übrigens zwischen der Richtung eines Tauler und dem lutherischen Standpunkt hat auch fernerhin stets in einer Anziehungskraft sich kundgegeben, welche jene von Luther so warm empfohlenen Predigten immer wieder auf Glieder der evangelischen mehr als auf Glieder der katholischen Kirche geübt haben.

Was Christus für uns gelitten und gethan und wie wir durch ihn die Gottesgerechtigkeit, Frieden und wahres Leben erlangen: diese praktisch-religiösen Gedanken durchdrangen jetzt alle Vorträge Luthers. In die lebenbringende Erkenntniß hievon wollten auch seine gelehrten theologischen Vorlesungen einführen, während sie die dogmatischen Untersuchungen, Grübeleien und Speculationen der Schultheologien bei Seite ließen. Anfangs hatte auch er noch bei seinen Predigten im Kloster einzelne philosophische Ausführungen und Hinweisungen auf Aristoteles und berühmte Scholastiker in seine Darstellungen biblischer Wahrheiten aufgenommen, wie es Brauch gelehrter Kanzelredner war. Aber schon in jenen Jahren hat er dies völlig abgestreift, hat ferner, was die Form der Predigt betrifft, an die Stelle eines steif logischen Aufbau's den schlichten, lebendigen, kräftigen Fluß der Rede treten lassen, der ihn dann vor allen Predigern seiner Zeit ausgezeichnet hat. Vor seiner städtischen Gemeinde hielt er in den Jahren 1516 und 1517, um sie in den Zusammenhang der christlich-religiösen Wahrheit einzuführen, auch eine Reihe von Predigten über die zehn

Gebote und das Vaterunser. Für die christlichen Leser insgemein ließ er ferner i. J. 1517 eine Erklärung der sieben Bußpsalmen im Druck erscheinen. Er wollte sie ihnen, wie der Titel besagte, nach ihrem schriftlichen Sinn auslegen, und zwar zur Förderung wahrer Erkenntniß der Gnade Christi und Gottes und zugleich des eigenen Ich („sein selben"). Es ist die erste von ihm verfaßte Schrift, die er selbst veröffentlicht hat und die erste in deutscher Sprache, die wir überhaupt von ihm besitzen (denn die später publizirten Vorlesungen sind von ihm lateinisch gehalten und die ältesten Predigten, die wir noch von ihm haben, in lateinischer Sprache von ihm zu Papier gebracht worden). Titel und Vorrede geben wir hier nach dem ursprünglichen Drucke wieder.

Gewaltig wird endlich in Luther auch schon der Drang rege, kraft der von ihm errungenen Wahrheit die Lehre und Lehrweise jener Schultheologie zurückzuweisen, die er selbst in eitler Arbeit durchgemacht hatte und unter welcher er jene verdunkelt und gehemmt sah. Zugleich wandte er sich gegen Aristoteles, den heidnischen Philosophen, von welchem sie ihren leeren und verkehrten Formalismus habe, dessen Physik zu nichts tauge und der besonders in seiner Auffassung des sittlichen Lebens und sittlich Gutem blind sei, indem er vom Wesen und Grund jener wahren Gerechtigkeit nichts wisse. Die wirkliche, ursprüngliche Aristotelische Philosophie hatten die Scholastiker, wie auch Luther ihnen vorwarf, überhaupt nicht verstanden. Das wirklich Große und Bedeutungsvolle aber, das wir in der Entwicklung menschlichen Denkens und Wissens ihr zuerkennen müssen, lag freilich fern ab von jenen tiefsten Fragen des innern sittlich-religiösen Lebens, die Luthers Geist ganz erfüllten, und jenen Wahrheiten, für die er erst wieder zu zeugen hatte. Besonders scharf brachte Luther seine an Augustin sich anschließende Lehre über menschliche Unfähigkeit und göttliche Gnade und seinen Widerspruch gegen die

Die Sieben puszpsalm mit deutscher auszlegung nach dem schrifftlichen synne zu Christi vnd gottis gnaden/ neben seyns selben. ware erkentniß. grundlich gerichtet.

Allen lieben glidmaßen Christi die diß puchleyn leßen.

Gnade vnd frid von gott/dass nit ymand wunder habe lieben frunde christi. von dem text. dißer sieben psalmen/ Ist zu wissen/dass. der selb. yn etlichen versen. vmb klerer vorstands willen/vber die gemeynen translation/ nach der translation sancti Hieronymi genomen ist/ auch dar zu beholffen die translation doctoris Johannis Reuchlin yn seyner hebreischer septene.

Die gloße aber vnd außlegung/ wie wol/ sie villeicht new. adder auch nit schrifftlich synnes ynhaltend/ von etlichen/mag angesehen werden. hatt es myr doch nit gezymet. ßo nyder die christen zu achten. ader zweyfelen das Christus also nah bey yhn sey. er werde yhn woll sagen/wie sie das alles richten sollen/ Meyne vormessenheyt aber/die psalmen auß zulegen sunderlich yns deutsche. befilh ich frey/ yn eyns iglichen gutduncken zu vrteylen/dan nit myr nach dyr sundern gote alleyn lob vnnd ere an ende Amen.

F. Martinus Luder Augustiner zu Wittenberg.

1517

Abb. 6. Titel und Vorrede der Bußpsalmen.

bisher herrschenden Schulen und ihren Aristoteles in Thesen zum Ausdruck, über welche Schüler von ihm im Lauf der zuletzt genannten Jahre disputirten. Auch das Urtheil anderer, wie namentlich seines Lehrers Trutvetter, über die von ihm eröffnete Polemyk wünschte er zu erfahren.

Schon durfte er sich freuen, daß in Wittenberg seine oder, wie er sie nannte, die Augustinische Theologie zum Sieg durchdringe. Ihr schlossen sich von den Theologen, die dort schon vor ihm und zwar ganz in scholastischer Weise gelehrt hatten, namentlich Carlstadt an, der ihn jetzt in dieser Richtung bald noch zu überbieten strebte und späterhin in eigenem reformatorischen Eifer mit dem Reformator Luther in Streit gerieth, und Nicolaus von Amsdorf, den wir hernach stets an Luthers Seite als persönlichen Freund und strengsten Lutheraner werden stehen sehen. In Erfurt erhielt jetzt Luthers ehemaliges Kloster seinen Freund und Gesinnungsgenossen Lange, der aus Wittenberg, dorthin zurückkehrte, zum Prior, während freilich seine ehemaligen Lehrer in seine neuen Wege sich nicht finden konnten. Sehr wichtig wurde ferner für Luthers Wirken und Stellung seine Freundschaft mit Georg Spalatin, dem Hofprediger und Geheimschreiber Kurfürst Friedrichs des Weisen, einem gewissenhaften, lauter gesinnten Theologen und einem Mann von vielseitiger Bildung und ruhigem, besonnenen Urtheil. Er war (vgl. oben S. 36) mit dem ihm gleichaltrigen Luther in Erfurt, als dieser dort zu studiren anfing, noch eine Weile als Student zusammen gewesen und nachher in Wittenberg, wohin er als Prinzenerzieher kam, ihm innig vertraut geworden. Luther schätzte in ihm einen aufrichtigen, warmherzigen Freund und nicht minder der Kurfürst einen treuen, umsichtigen Rathgeber. Namentlich durch ihn blieb nun der wohlwollende Blick des Fürsten fortwährend auf Luther gerichtet, dem er seine Aufmerksamkeit auch durch Geschenke, wie einmal durch eine Gabe schönen Tuchs, das Luther für eine Kutte fast zu gut fand, bezeigte. Spalatin, einst

Mitglied jenes Erfurter Poetenkreises, blieb mit demselben auch nachher in Verbindung, verkehrte ferner brieflich mit dem Haupte der Humanisten, Erasmus und vermittelte so für Luther Beziehungen auch nach diesen Seiten hin. — Im übrigen Deutschland sehen wir die durch Luther vertretene „Theologie Augustins“ oder „des heiligen Paulus“

Abb. 7. Spalatin nach L. Cranach.

zuerst bei Nürnberger Freunden festen Boden gewinnen; i. J. 1517 kam W. Link dorthin als hochgeschätzter Prediger.

Wir sahen, wie Luther als Student auch selbst schon mit jungen Humanisten in Erfurt Gemeinschaft pflegte. Jetzt, während er auf seine Weise in der Theologie weiter strebte, öffnete er sich zugleich den allgemeinen, durch den Humanismus vertretenen wissenschaftlichen Interessen. Dem

Digitized by Google

berühmten Mutianus Rufus in Gotha, in welchem jene Poeten damals ihren gefeierten Meister verehrten und mit welchem ebenso seine Freunde Lange und Spalatin ehrerbietig verkehrten, trat auch er wenigstens mit einem Briefe nahe. Als der Humanist Reuchlin, damals der erste Kenner und Lehrer des Hebräischen in Deutschland, wegen der Einsprache, welche er gegen die Verbrennung der jüdischen, rabbinischen Bücher erhob, von eifernden Theologen und Mönchen verketzert wurde und darüber ein heftiger Kampf der Humanisten gegen die Finsterlinge entbrannte, sprach Luther, durch Spalatin um sein Urtheil befragt, sich sehr entschieden für jenen aus und gegen seine Widersacher, welche Mücken seien und Kameele verschlucken möchten; sein Herz, sagte er, sei von dieser Sache so voll, daß seine Zunge es nicht aussagen könne. Die Mittel kecker Satyre jedoch, mit denen sein vormaliger Universitätsfreund Crotus und andere Humanisten in Schriften wie den berühmten „Briefen der dunklen Männer" jene Gegner lächerlich machten, waren nicht nach seinem Sinne. Die Sache war ihm eine zu ernste.

Die erste Stelle unter den Männern, welche die Wissenschaft des Alterthums neu belebten und für die Gegenwart und namentlich auch die Theologie fruchtbar zu machen suchten, hat durch umfassende Kenntnisse, Feinheit des Geistes und unermüdliche vielseitige Leistungen der schon genannte Erasmus eingenommen. Eben jetzt, i. J. 1516, erschien von ihm auch eine epochemachende Ausgabe des Neuen Testaments mit Uebersetzung und erklärenden Anmerkungen. Luther erkannte seine hohen Gaben und Verdienste an und wünschte, er möge damit den ihm gebührenden Einfluß ausüben. In Briefen an Spalatin nennt er ihn „unser Erasmus". Aber schon jetzt hat er auch ihm gegenüber seine Selbständigkeit behauptet und ein freies Urtheil über ihn sich erlaubt. Er bedauert bei ihm ein doppeltes: vor allem, daß auch ihm, wie es in der That der Fall war, das Verständniß für jene Grundlehren des

Paulus von der menschlichen Sünde und Gesetzesgerechtigkeit und von der wahren Gottesgerechtigkeit fehle; und ferner,

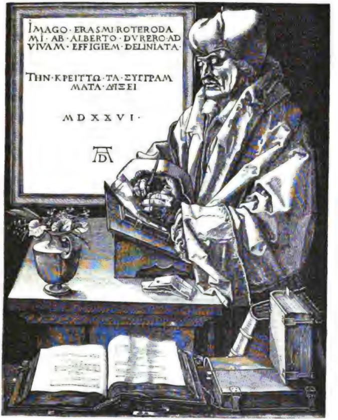


Abb. 8. Erasmus nach A. Dürer.

daß auch er die Schäden der Kirche, über welche jeder Christ mit tiefem Schmerz zu Gott klagen müsse, zu einem Gegenstand des Lachens mache. Er wollte indessen sein Urtheil

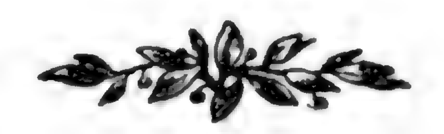
über ihn geheim gehalten haben, um damit nicht den schlechten eifersüchtigen Gegnern des Mannes Vorschub zu leisten.

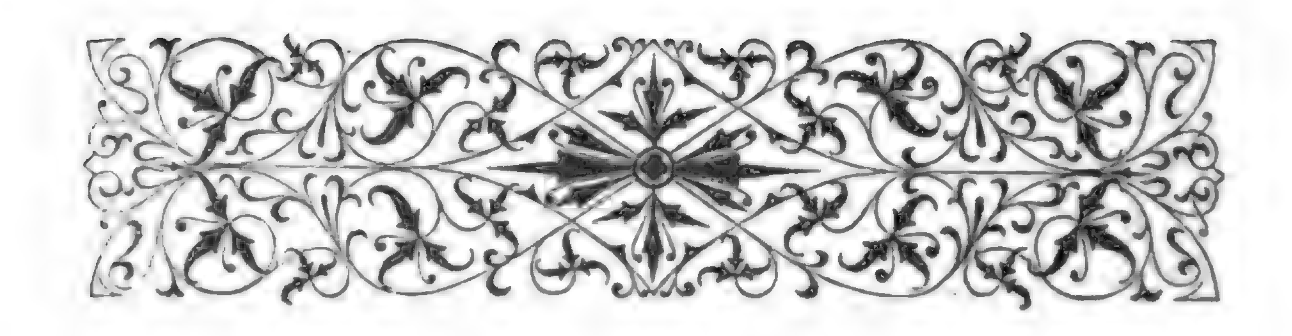
Es fehlte schon jetzt nicht an Erbitterung und Anfeindung, die Luthers Wort und Wirken bei den Vertretern der bisher herrschenden theologischen und kirchlichen Anschauungen wach rief. Aber davon, daß er mit dem bisherigen Kirchenthum, seinen Autoritäten und Grundformen werde brechen müssen, hatte er selbst noch keine Ahnung. Auch nahm man auf dieser Seite Anlaß zu einem richterlichen Einschreiten gegen ihn erst, als er hernach zu Folgerungen sich getrieben sah, durch welche die Gewalt der Hierarchie und zugleich ihr Gelderwerb bedroht war.

Noch äußerte und hegte er kein Bedenken gegen die gesetzlichen Bande, welche jeden Christen dem kirchlichen Priesterthum und seiner Macht unterthan erhielten. Wohl zeigte er in jener Heilslehre bereits den Weg, der die Seele im einfachen Glauben an das allen dargebotene Gnadenwort zu ihrem Gott und Heiland führte. Aber er wußte es nicht anders, als daß jeder doch auch dem Priester beichten, bei ihm Absolution holen und alle die von der Kirche verordneten Strafen und Leistungen auf sich nehmen sollte. Und in jener Lehre selbst wußte er sich ja mit Augustin, dem angesehensten Lehrer der abendländischen Kirche, eins, während die entgegenstehenden Auffassungen zwar thatsächliche Herrschaft, aber doch nie eine förmliche kirchliche Sanction jener Lehre gegenüber erhalten hatten. Eifernd deckte er schon viele praktische Mißbräuche und Verirrungen des kirchlich-religiösen Lebens auf. Aber es waren bisher doch nur solche, welche damals und schon längst zuvor auch von Andern beklagt und bekämpft wurden und welche die Kirche nie ausdrücklich für Bestandtheile ihrer eigenen Ordnungen erklärt hatte. Er läßt sich aus über Aberglauben im Heiligendienst, über abgeschmackte Legenden, über eine heidnische Weise, die Heiligen um zeitliche Güter anzurufen. Aber das, daß man die Heiligen um

ihre Fürsprache bei Gott bitte, rechtfertigt auch er noch gegen böhmische, aus dem Hussitenthum hervorgegangene Ketzerei, und betend ruft er selbst noch in Predigten die heilige Jungfrau an. Er will, daß die Priester und Bischöfe viel besser und gewissenhafter, als gegenwärtig der Fall sei, ihre Pflicht thun, um's Wohl der Seelen, anstatt um weltliche Dinge sich kümmern, namentlich ihre Heerden mit Gottes Wort weiden, und er sieht im Amt eines Bischofs wegen der schweren damit verbundenen Aufgaben und Versuchungen ein gefährliches Amt, das er deshalb seinem Staupitz nicht wünschen wollte. Aber der göttliche Ursprung und das göttliche Recht der hierarchischen Aemter des Papstthums, Episkopats und Priesterthums, und die Unfehlbarkeit der also regierten Kirche steht ihm unantastbar fest. Die Böhmen, die von ihr sich losgesagt haben, sind ihm „unselige Ketzer". Ja er selbst trug damals noch diejenigen Folgerungen vor, mit welchen die römische Kirche und Theologie hernach namentlich auch die Grundsätze und Ansprüche unserer Reformation niederschlagen zu können meinte: leugne man jene kirchliche und päpstliche Gewalt, so könne Jeder gleich gut sagen, er sei vom heiligen Geist erfüllt, es werde Jeder seine eigene Herrschaft aufrichten und es gebe so viele Kirchen als Köpfe.

Nur gegen Mißbräuche, welche nicht im Sinn und Willen der katholischen Kirche selbst seien, wollte er auch dann noch sich erheben, als ihn die Aergernisse des Ablaßhandels auf den Kampfplatz riefen. Erst als ihm in diesem Kampfe Papst und Hierarchie seine evangelische Heilslehre und seinen Genuß des christlichen Heiles rauben wollten, hat er von jener evangelischen Grundlage aus an die Grundfesten dieses Kirchenthums die Hand gelegt.



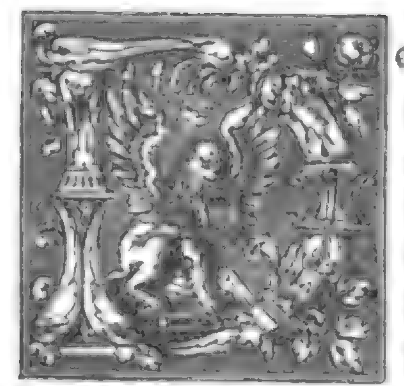


Drittes Buch.

Der Bruch mit Rom, bis zum Wormser Reichstag. 1517—1521.

Erstes Kapitel.

Die 95 Thesen.

en Anlaß zu dem Kampfe, der zur großen Trennung in der Christenheit geführt hat, gab der großartigste kirchliche Prachtbau, den nach dem Willen der Päpste die neue italienische Kunst schaffen sollte, jener Bau der Peterskirche, der schon zur Zeit, als Luther in Rom war, begonnen hatte. Denn für ihn sollte der Ablaß die Mittel beibringen. Auf Julius II. war Leo X. als Papst gefolgt. Sofern die neue Zeit berufen war, die Künste nach verschiedenen Seiten hin neu zu beleben, die Wissenschaft der Alten wieder an's Licht zu ziehen und den gebildeten, hochgestellten Klassen der Gesellschaft hiedurch eine Quelle reicher geistiger Genüsse zu erschließen, wäre Leo ganz der Mann für sie gewesen. Fremd aber blieb

Digitized by Google

ihm, während er heiter in solchen Bestrebungen und Genüssen sich bewegte, die Sorge und die inneren Schäden der Heerde, die er an Christi Statt zu weiden vorgab. Der sittlich leichtfertige Ton, der am päpstlichen Stuhle herrschte, wurde wie ein Bestandtheil der neuen Bildung angesehen. Was christlichen Glauben betrifft, so wird Leo eine gottlose Aeußerung darüber nachgesagt, wie einträglich die Fabel von Christus gewesen sei. Er fühlte keinerlei Bedenken, für das Gotteshaus, das, wie er sagte, die Gebeine der heiligen Apostel schützen und verherrlichen sollte, durch schmutzigen, seelenverderblichen Handel das Geld beizuschaffen. Zugleich pflegten die Päpste von den Ablaßgeldern, welche für diesen und für andere Zwecke, z. B. für Krieg gegen die Türken, eingingen, ungescheut Abzüge für anderweitige Bedürfnisse ihrer eigenen Kasse zu machen.

Abb. 9. Leo X., nach Raphael.

Wir müssen indessen, um das Ablaßwesen und Luthers Angriff auf dasselbe zu würdigen, uns erst die Bedeutung genauer vergegenwärtigen, welche ihm von den Lehrern der Kirche beigelegt wurde. Hört man einfach aussprechen, daß Erlaß oder Vergebung der Sünden für Geld verkauft werde, so muß das freilich Anstoß erzeugen, wo irgend noch ein sittliches, christliches Gewissen sich regt. Man müßte sich dann auch wundern, daß Luther nur so vorsichtig und allmälig, wie wir sehen werden, dazu fortschritt,

Digitized by Google

den ganzen Ablaß zu verwerfen. Aber nicht so schroff und nicht so einfach lauteten die Sätze, mit denen man diesen erklärte und rechtfertigte. Man blieb dabei, daß die Vergebung der Sünden durch die Buße, nämlich mittelst des sogenannten Bußsacramentes mit dem Act der Privatbeichte und priesterlichen Absolution, gewonnen werden müßte. Da spricht der Beichtvater demjenigen, der ihm Sünden gebeichtet hat, für diese die Absolution zu, womit ihm die Schuld vergeben und die ewige Strafe erlassen ist, und vom Beichtenden wird hierbei eine gewisse Zerknirschung des Herzens gefordert, wenn auch eine unvollkommene, die nur aus Furcht vor der Strafe hervorgehen möge, für genügend befunden wird, da solche Unvollkommenheit durch das Sacrament ergänzt werde. Aber, so wird nun gesagt, der also Absolvirte hat auch dann noch schwere Lasten zeitlicher Strafen abzutragen, Strafbüßungen, welche ihm die Kirche aufzulegen hat, und Züchtigungen, welche Gottes Gerechtigkeit beim Erlaß der ewigen Strafe doch noch über ihn verhängt. Ist er sie in diesem irdischen Leben nicht los geworden, so muß er sie, ob ihm auch die Hölle nicht mehr droht, in den Qualen des Fegefeuers abbüßen. Mit Bezug auf sie tritt der Ablaß ein: die Kirche begnügt sich mit leichteren Leistungen, wie damals mit einem Geldbeitrag für den heiligen Bau in Rom. Und auch dem gab man eine gewisse rechtliche Begründung: die Kirche nämlich habe über einen Schatz von Verdiensten zu verfügen, welchen Christus und seine Heiligen durch ihre guten Werke vor dem gerechten Gotte zusammengebracht haben und dessen Reichthümer jetzt nach der Verfügung des Stellvertreters Christi den Ablaßkäufern zugute kommen sollen. Auf diese Weise konnten jetzt Büßungen, an denen man jahrelang schwer zu tragen gehabt hätte, in kleine, rasch abgemachte Geldleistungen umgesetzt werden. Die Zerknirschung, welche zum Empfang der Sündenvergebung gehöre, ließ man auch dann nicht unerwähnt: so in den offiziellen Ankündigungen

:ipis Apl'orum de urbe: a. S. D. N. dño Leo
Christophoro de Forlivio: tituli scte Marie
rali: ipsius indulgentie Cōmissario & exe/
nibus ad unum annum: & deinde ad bñpla
t pōtificatus eiusdem Anno Quinto.

ituit & deputat super exequutiōe dicte bulle: rndissimum in
& Cōmissarium principalem cū plenitudine potestatis/oīum
.

concedere: sp̄e ab ipsis cōstituto/q uere penitentes/& confessi
eputandis offerētes iuxta ipsius Cōmissarii & subdelegandorum

gatorum/aut subdelegandorum/consequi possunt omnes indul
.

inam: in subsidiū ipsius Fabrice sancti Petri: iuxta ipsius Cō/
: Coufessorem/pbrm secularem/uel cuiusuis ordinis/etiā mē/
ccasione machinationis in personam summi pontificis/ & nie/
r apostolicarum: Delationis armorum: & aliorum phibitorum ad partes
usibus/totiens quotiens id petierint/absoluere/& in mortis arti

ne interdicti incursis: & quarum absolutio dicte sedi esset reseruata.
ie sacramentū ministrare: Etiā in die Paschatis: & in mortis

B.

(s bei Strafe der Exkommunikation)

des Ablasses und in den Ablaßbriefen oder Bescheinigungen, in welchen den Einzelnen gegen ihr Geld der Ablaß zuerkannt wurde. Aber in diesen Urkunden und vollends in den Predigten, mit welchen man die Menge zum Kauf herbeirief, wurde das Gewicht so nachdrücklich als möglich auf das Zahlen gelegt. Daneben wurde der Beichte und mit ihr wohl auch jener Zerknirschung gedacht, davon aber, daß der eigentliche Schulderlaß hierdurch und nicht durch das Zahlen bedingt sei, geflissentlich geschwiegen: „Vollkommene Vergebung aller Sünden" wurde demjenigen angekündigt, der seinen Beitrag in den Kasten geworfen habe, nachdem er gebeichtet und Zerknirschung empfunden. Für die Seelen im Fegefeuer war vollends nichts gefordert als das Geld, das die Lebenden für sie darbrachten; hier galt: „Sobald der Groschen im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegefeuer springt." Dabei waren für die einzelnen Vergehen Taxen angesetzt, z. B. für Ehebruch sechs Dukaten.*)

Für einen großen Theil Deutschlands wurde der Ablaßhandel, der dem Bau der Peterskirche dienen sollte, vom Papste dem Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg in Commission gegeben. Wie bei dem Anlaß der reformatorischen Bewegungen, so wird dieser höchste deutsche Kirchenfürst auch während ihres Verlaufes wieder in wichtiger Stellung mit dem, was er unterließ und that, uns begegnen. Albrecht, Bruder des Kurfürsten von Brandenburg und Vetter des Hochmeisters des deutschen Ordens in Preußen, stand im Jahre 1517, obgleich erst siebenundzwanzig Jahre alt, bereits an der Spitze jener beiden großen deutschen Kirchenprovinzen; zu seinem Magdeburger Sprengel gehörte auch Wittenberg. Wie ihn sein Glück so rasch emporgehoben hatte, so trug er sich auch ferner mit hohen Gedanken. Mit Theologie aber hatte er sich wenig beschäftigt. Er liebte es, als Freund der neuen humanistischen Wissenschaft,

*) Vgl. zum Ablaß: Beil. 2 und 3.

wie namentlich eines Erasmus, und als Pfleger der schönen Künste, vornehmlich der Baukunst, zu glänzen und einen Hofhalt zu führen, dessen Pracht seiner Würde und Kunstliebe entspräche. Dazu reichten seine Mittel nicht aus, zumal

Abb. 10. Erzbischof Albrecht nach Dürer's Kupferstich v. J. 1522.

er schon bei dem Eintritt in sein Mainzer Erzbisthum dem Papst nach der herkömmlichen Ordnung für das sogenannte Pallium, ein Kleidungsstück, das die Päpste als Abzeichen dieser Würde verliehen, eine schwere Summe hatte bezahlen und dafür vom Hause Fugger in Augsburg 30000 Gulden hatte entlehnen müssen, und seinem ganzen Streben und

Digitized by Google

Treiben ging so zeitlebens die Geld- und Schuldennoth zur Seite. Es gelang ihm jetzt, mit dem Papste das Geschäft dahin abzuschließen, daß er selbst vom Ertrag des Ablaßhandels die Hälfte behalten durfte, um davon dem Fugger jenes Geld zu bezahlen. Hinter den Ablaßpredigern, welche des Himmels Gnade den zahlenden Gläubigen verkündigten, standen Agenten jenes Handelshauses, die das ihrige einzogen. Das Größte im Betreiben des Handels leistete mit Dreistigkeit und einem für diese Zwecke geschickten populären Reden und Schreien der Dominikanermönch Johann Tetzel, ein in sittlicher Hinsicht übel berüchtigter Mensch, den der Erzbischof als Untercommissär angenommen hatte.

Zeitgenossen schildern uns, mit welch hoher, wohlberechneter Feierlichkeit ein solcher Commissär auftrat und seine hochgepriesene Thätigkeit eröffnete. In einer Prozession mit Gesang und Glockengeläute, Fahnen und Kerzen zogen ihm Priester, Mönche und Magistrate, Schulmeister und Schüler, Mann, Weib und Kind entgegen. Unter vollem Orgelklang geleitete man ihn in die Kirche. Inmitten des Gotteshauses, vor dem Altar, wurde ein großes rothes Kreuz aufgepflanzt; daran hängte man eine seidene Fahne, die das päpstliche Wappen trug. Vor das Kreuz wurde eine große eiserne Truhe gesetzt, um das Geld aufzunehmen; Exempel einer solchen aus jener Zeit werden jetzt noch an manchen Orten gezeigt. Mit täglichen Predigten, Gesängen, Umzügen um das Kreuz u. s. w. sollte das Volk eingeladen und angeregt werden, das ihm hier dargebotene unvergleichliche Mittel zur Seligkeit zu ergreifen. Auch dafür, daß die Ohrenbeichte schnell ganzen Massen im Einzelnen abgenommen werden konnte, wurde gesorgt. Das Ziel war die Bezahlung, auf welche hin die „zerknirschten" Sünder vom Commissär einen sogenannten Ablaßbrief erhielten, worin er ihnen mit gewichtigem Hinweis die ihm verliehene Vollmacht bezeugte, daß sie vollkommen absolvirt seien und Jedermann sie demnach zu achten habe.

On Aplas von Rom
kan man wol selig werden
durch anzaigung der götlichen
hailigen geschrifft.

Abb. 11. Titelblatt einer Flugschrift aus den Anfängen der Reformation mit Darstellung des Ablaßhandels.

Digitized by Google

Auch Proben davon, wie Tetzel predigte und gepredigt haben wollte, besitzen wir noch. Mit Hinweis auf den Ablaß wird da dem Volke zugerufen, daß alle, und sonderlich die großen Sünder, Mörder, Räuber u. s. w., zu ihrem Gott umkehren und die Arznei, die der Höchste in seiner Gnade und Weisheit für sie geschaffen habe, empfangen sollen. Der heilige Stephanus habe einst sich zur Steinigung hingegeben, der heilige Laurentius seinen Leib zum Rösten, der heilige Bartholomäus seine Haut zu grausamem Tode: ob dagegen sie nicht einmal eine kleine Gabe opfern wollen, um selig zu werden? Von den Seelen im Fegefeuer heißt es: „Sie, eure Eltern und andere Angehörige, schreien zu euch: wir sind in den härtesten Qualen, ihr könntet uns mit einem kleinen Almosen erlösen und wollt nicht; wir haben euch erzeugt, ernährt, unser zeitlich Gut euch gelassen, und ihr seid so grausam, daß ihr uns, die ihr so leicht frei machen könntet, in den Flammen liegen laßt!"

Allen, welche irgendwie, direct oder indirect, öffentlich oder im Verborgenen, den Ablaß heruntersetzen, gegen ihn murmeln oder ihm sonst Eintrag thun wollen, wurde angekündigt, daß sie eben hiemit nach päpstlichem Edict schon der Excommunication verfallen seien und von ihr nur durch den Papst oder einen Beauftragten desselben absolvirt werden könnten.

Nachdem Luther das Ablaßwesen anzugreifen gewagt hatte, gaben auch Vertheidiger desselben und heftige Gegner des Reformators zu, daß damals „geizige Commissarien, Mönche und Pfaffen unverschämt vom Ablaß gepredigt und mehr auf das Geld, denn auf Beichte, Reue und Leid gesetzt haben." Unter dem christlichen Volke erhob sich Anstoß und Aergerniß. So wurde gefragt, ob denn Gott das Geld so sehr liebe, daß er einen um eines heillosen Groschens willen in den ewigen Martern lassen sollte; oder warum der Papst nicht aus Liebe das ganze Fegefeuer leere, wenn er doch um einer so geringen Sache willen, nämlich wegen

des Beitrags zu einem Kirchenbau, unzählige Seelen davon frei mache. Aber Keiner von Jenen fand es damals gerathen, gegen den groben Unfug, an dessen Früchten dem Papst und Erzbischof so viel gelegen war, ein offenes Wort zu sprechen und die Schmähungen und Lästerungen eines Tetzel auf sich zu ziehen.

Nun kam dieser auch an die Grenzen des kursächsischen Gebietes und in die Nähe Wittenbergs; innerhalb seines Landes nämlich wollte ihn der Kurfürst nicht zulassen, damit nicht zu viel des Geldes weggeschleppt werde. Namentlich in Jüterbok schlug jener seinen Handel auf. Auch Beichtkinder Luthers beriefen sich auf Ablaßbriefe, die sie dort erhalten hatten.

Luther warnte vor dem Vertrauen darauf schon im August 1516 seine Gemeinde in einer Predigt, verhehlte auch Bedenken nicht, die er gegen das Ablaßwesen überhaupt hegte, während er zugleich bekannte, über manche darauf bezügliche Fragen noch ungewiß und unwissend zu sein. Noch bestimmter sprach er sich aus in einer Predigt zum Kirchweihfeste der Wittenberger Schloß- und Stiftskirche, 31. October 1516, also schon gerade ein Jahr ehe er an dieser seine berühmten Thesen anschlug. Nachdem er dort die Gemeinde ermahnt hatte, die Kirchweihe zu einer rechten Weihe der Herzen werden zu lassen, warnte er sie vor dem „Pomp der Ablässe", der jetzt vor der Thüre stehe: sie sollen sich dadurch nicht verleiten lassen, die wahrhafte Buße zu versäumen, sollen wissen, daß sie durch jene nur von kirchlichen Auflagen entbunden werden können, sollen auch Leistungen und Strafen, die dem Bußfertigen heilsam seien, sich nicht zu entziehen suchen. Er scheute sich nicht, mit solchen Reden auch seinem eigenen, ihm so gnädigen Landesherrn ans Herz zu greifen. Friedrich der Weise nämlich, der in seiner aufrichtigen Frömmigkeit noch die überschwengliche Verehrung des Mittelalters für Reliquien theilte und eine reiche Sammlung derselben bei seiner Schloßkirche zu Wittenberg angelegt

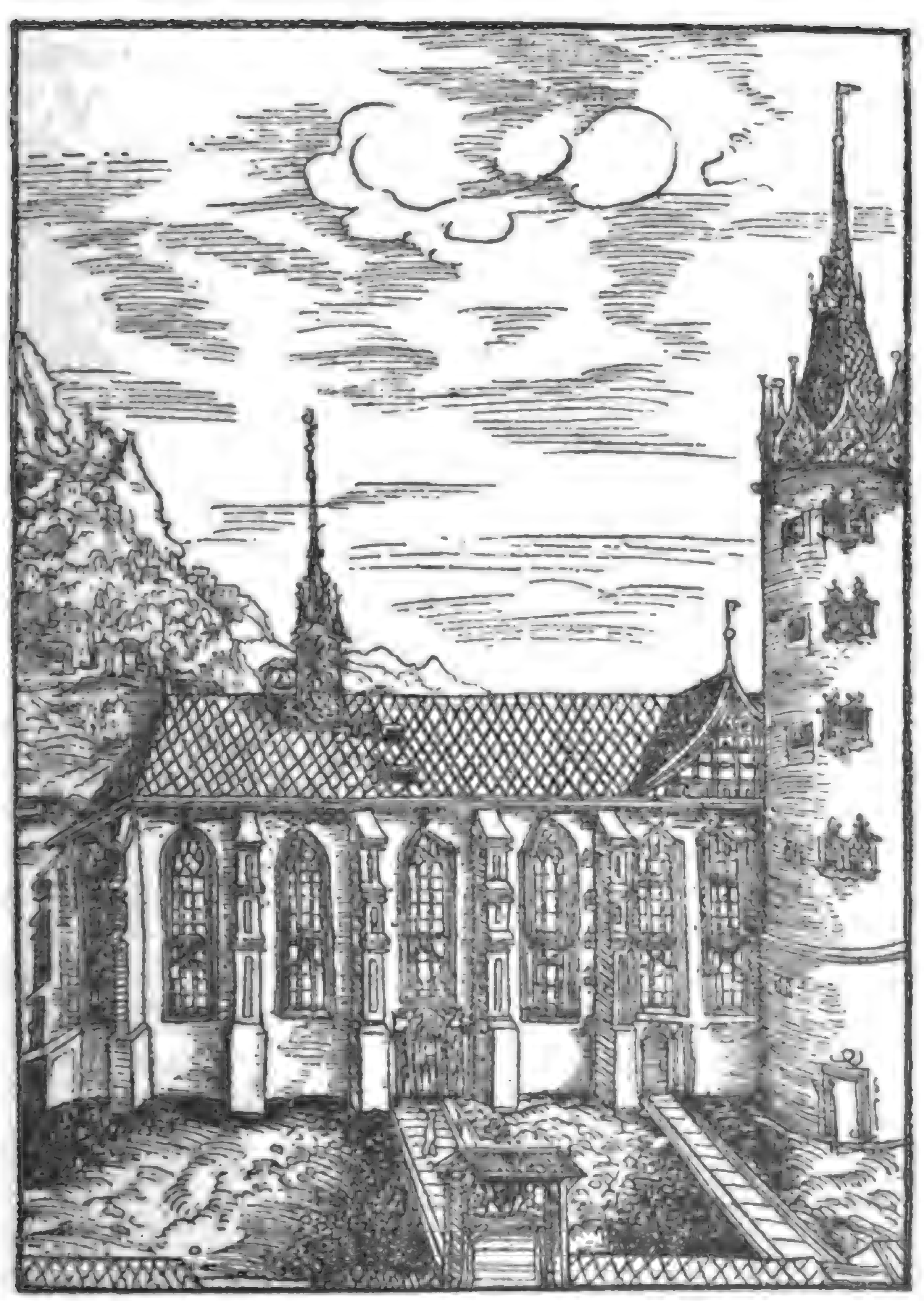


Abb. 12. Abbildung der Schloßkirche in dem Wittenburger „Heiligthumsbuch“ v. J. 1509 (der Berg im Hintergrund ist Zugabe des Künstlers).

hatte und fortwährend zu bereichern bedacht war, erfreute sich ausgedehnter Ablässe, die der Papst freigebig allen gewährte, welche bei einer jährlichen Ausstellung dieser heiligen Schätze andächtig an den 19 Altären der Kirche sich betheiligten. Noch vor wenigen Jahren hatte er ein „Heiligthumsbuch“ drucken lassen, das über 5000 solcher Reliquien aufzählte, und zeigte, wie man hier über 500000 Tage Ablaß gewinnen könne. Luther aber predigte wider die verderblichen Einflüsse der Ablässe auf die rechte Buße abermals und noch schärfer gerade als jene Reliquienausstellung mit ihren Ablässen wiederkehrte, im Februar 1517. Er erzählte später selbst, daß er mit solchem Predigen bei Friedrich „schlechte Gnade verdient“ habe. Und auch die Ehre und das Interesse seiner Universität kam dabei in Betracht: denn jene Kirche war mit ihr verbunden, die Stiftsherrnstellen wurden an ihre Professoren verliehen, die Einkünfte des Stifts kamen ihr zugute.

Luther sagt später von sich, er sei damals ein junger Doctor gewesen, hitzig, frisch aus der Esse gekommen. Er brannte danach, gegen den Unfug einzuschreiten. Aber noch hielt er an sich. Er wandte sich mit brieflichen Vorstellungen darüber an einige Bischöfe. Die einen nahmen ihn wohl gnädig auf, andere lachten, Keiner wollte in der Sache etwas thun.

Jetzt wollte er seine Gedanken vom Ablaß, seine eigenen Grundsätze, seine Bedenken und Zweifel den Theologen und Kirchenmännern insgemein öffentlich vortragen, öffentliche Verhandlung darüber anregen, Kampf darüber wachrufen und bestehen. Das that er durch die 95 lateinischen Sätze, die er am 31. October, dem Vorabende des Allerheiligentages und des Kirchweihfestes der Wittenberger Stiftskirche an die Thüren dieser Kirche anschlug.

Thesen für eine Disputation sollten es sein, so wie damals öffentliche Disputationen überhaupt eine wichtige Stelle im Leben, Wirken und Kämpfen der Universitäten und Theo-

logen einnahmen und man durch sie nicht blos das wissenschaftliche Denken üben, sondern auch die Wahrheit an's Licht bringen wollte. Luther gab ihnen die Ueberschrift:

„Disputation zur Erklärung der Kraft der Ablässe.

Aus Liebe und Streben, die Wahrheit an das Licht zu stellen, wird über Nachfolgendes disputirt werden zu Wittenberg unter dem Vorsitz des ehrwürdigen Vaters Martin Luther ... Diejenigen, welche nicht gegenwärtig darüber mit uns handeln können, mögen solches schriftlich thun. Im Namen unseres Herrn Jesu Christi. Amen."

Auch das, daß zur Zeit eines hohen Festes besondere Acte und Veröffentlichungen und so auch Disputationen bei einer Universität vorgenommen und daß die Thüren einer mit einer Universität verbundenen Kirche zu hierauf bezüglichen Anschlägen benützt wurden, entsprach den damaligen Gebräuchen.

Der Inhalt der Thesen zeigt, daß es ihrem Verfasser wirklich um eine Disputation in jenem Sinne zu thun war. Er ist entschlossen, gewisse Grundwahrheiten, die ihm feststehen, mit aller Schärfe zu verfechten; Einzelnes war wohl auch ihm noch disputabel, er sucht es auch für sich erst noch in der Verhandlung mit Anderen klarzustellen.

Gemäß dem Zusammenhang, in welchem das Ablaßwesen mit jener kirchlichen Auffassung der Buße stand, geht er aus von dem Wesen wahrer christlicher Buße; im Sinne Jesu und der heiligen Schrift aber will er dieses verstanden haben, sowie einst ihn selbst zuerst Staupitz darüber belehrt hatte. Er beginnt mit der These „Unser Herr und Meister Jesus Christus, da er spricht: thut Buße u. s. w., will, daß das ganze Leben der Gläubigen Buße sei." Er meint, wie die weiteren Thesen es aussprechen, die wahre, innerliche Buße, den Schmerz über die Sünde, den Haß gegen das eigene sündhafte Ich, woraus dann auch rechtes Wirken nach außen und Abtödtung des sündhaften Fleisches hervorgehen müsse. Die Schuld könne der Papst den Bußfertigen

nur erlassen, sofern er erkläre, daß sie ihnen von Gott erlassen sei.

Sodann erklären die Thesen nachdrücklich, daß Gott die Schuld Keinem vergebe, ohne ihn zugleich in Demuth dem seine Stelle vertretenden Priester zu unterwerfen, und erkennen die Strafleistungen an, welche die kirchliche Gesetzgebung bei jenem äußeren Sacrament der Buße auferlegte. Daran aber knüpfen sich nun die Hauptsätze über den Ablaß im Gegensatz zur üblichen Ablaßverkündigung. Ablaß geben nämlich könne der Papst eben nur für das, was er selbst und das kirchliche Gesetz so auferlegt habe; ja der Papst selbst verstehe nur den Erlaß dieser Auflagen, wenn er einen vollständigen Erlaß aller Strafen verheiße. Und nur auf die Lebenden richten sich die Strafen, welche die kirchliche Bußdisciplin auferlege; nichts könne nach ihren Gesetzen für das Jenseits auferlegt werden.

Weiter erklärt Luther: Wenn einer wahrhaft Reue hege, so komme ihm völliger Erlaß von Strafe und Schuld auch ohne Ablaßbriefe zu. Und zugleich meint er andererseits, ein solcher werde gern selbst Strafen auf sich nehmen, ja lieben.

Dennoch will er den Ablaß, wenn er in jenem richtigen Sinne verstanden werde, keineswegs angefochten haben, sondern nur das lose Geschwätz der Ablaßkrämer: gebenedeiet, sagt er, sei, wer hiegegen einschreitet, verflucht, wer gegen die Wahrheit der apostolischen Ablässe redet. Aber er findet es sehr schwer, vor dem Volke diese zu preisen und zugleich wahre Buße den Leuten ans Herz zu legen. Er will auch gelehrt haben, daß ein Christ besser thue, Geld für Arme, als für Ablaßkauf auszugeben, und daß, wer einen Armen neben sich darben lasse, nicht Ablaß, sondern Gottes Zorn sich zuziehe. — Mit scharfen und höhnischen Worten rügt er das Treiben jener Prediger und legt den Abscheu, den er dagegen hegt, mit sicherem Tone auch dem Papste bei. Man müsse, sagt er, die Christen lehren, daß, wenn der Papst es wüßte, er seine Peterskirche lieber in Asche auf-

gehen als mit der Haut und dem Fleisch und den Knochen seiner Schafe erbaut werden ließe.

Entsprechend dem, was die vorangehenden Thesen über den Ernst und die Leidenswilligkeit der wahrhaftigen Buße und über eine zu fleischlicher Sicherheit verführende Ablaßpredigt gesagt hatten, schließt Luther mit folgenden Sätzen:

„Darum fort mit allen jenen Propheten, die zu Christi Volk sprechen: Friede, Friede, da doch kein Friede ist! Wohl allen den Propheten, die zu Christi Volk sprechen: Kreuz, Kreuz, da es doch kein Kreuz ist! Vermahnen muß man die Christen, daß sie ihrem Haupte Christus durch Pein, Tod und Hölle nachstreben und also vielmehr durch mancherlei Trübsal, als durch Friedenssicherheit in das Himmelreich einzugehen sich getrösten."

Katholischerseits pflegt man der Heilslehre Luthers vorzuwerfen, daß sie durch das Vertrauen auf Gottes freie Gnade und durch Geringschätzung der guten Werke zu sittlicher Trägheit verleite. Aber der unbeugsame sittliche Ernst eines christlichen Gewissens, das durch die Verführung zu sittlicher Leichtfertigkeit, zu trügerischer Beruhigung über Sünde und Schuld und zur Hintansetzung wahrhaft sittlicher Früchte gegen den Werth der schlechten Ablaßgelder empört war, hat vielmehr diese seine Thesen hervorgerufen und durchdrungen, in denen wir mit Recht den Beginn unserer Reformationsgeschichte sehen. In demselben Ernste hat er hier zum ersten Male öffentlich die kirchliche, päpstliche Gewalt angegriffen: insoweit nämlich, als sie nach seiner Ueberzeugung in das Gebiet eingriff, das der himmlische Herr und Richter sich vorbehalten hat. Dies war's, was der Papst und seine Theologen und Kirchenmänner am Wenigsten dulden konnten.

Noch am nämlichen Tag übersandte Luther dem Erzbischof Albrecht, seinem „in Ehrfurcht zu fürchtenden, gnädigsten Herren und Hirten in Christo", einen Brief, dem die Thesen beigelegt waren. Nach einem demüthigen Ein-

gang bat er ihn darin auf das dringendste, den anstößigen, verderblichen Reden, mit denen seine Sendlinge den Ablaß priesen, zu steuern, und erinnerte ihn an die Rechenschaft, welche er für die seiner bischöflichen Sorge anvertrauten Seelen ablegen müsse.

Zweites Kapitel.

Der Ablaßstreit.

Wer vernommen hat, daß die große Bewegung der deutschen Reformation und hiemit die Gründung der evangelischen Kirche auf die 95 Thesen Luthers zurückzuführen sei, und dann diese in ihrer ganzen Ausdehnung liest, möchte vielleicht über die Bedeutung, zu der sie gekommen seien, sich wundern. Sie bezogen sich zunächst doch nur auf ein vereinzeltes Stück der christlichen Lehre, nicht einmal auf die ganze Grundfrage, wodurch eigentlich der Sünder zur Vergebung der Schuld und zur Seligkeit gelange, sondern nur auf jenen Erlaß der an die Buße geknüpften Strafen. Gegen die wesentlichsten Bestandtheile der kirchlichen Bußtheorie, gegen die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte, der priesterlichen Absolution u. s. w. enthielten sie keine positive Aussage; daß es ein Fegefeuer gebe, setzten auch sie voraus. Manches von dem, was sie bekämpften, hatte noch keiner der großen mittelalterlichen Theologen zu behaupten gewagt: so die Meinung, als ob der eigentliche Schulderlaß von Seiten Gottes durch den Ablaß sich vollzöge. Manches ferner in der damals herrschenden Ablaßtheorie stützte sich zwar auf die Autorität des scholastischen Meisters Thomas von Aquin, war jedoch von anderen Scholastikern nicht angenommen und nie durch einen kirchlichen Beschluß zum

Dogma erhoben worden. Weit schärfer und durchgreifender als Luther in seinen Thesen hatten einzelne Theologen schon in früheren Zeiten das ganze Ablaßwesen angegriffen. Hierzu kommt, was eine Wirkung der Thesen in weiteren Kreisen der deutschen Christenheit betrifft, daß sie nicht blos in lateinischer Sprache abgefaßt waren, sondern auch großentheils in Schulausdrücken und Begriffen, die ein Laie schwer verstehen konnte, sich bewegten.

Aber die Thesen machten sofort ein Aufsehen, das auch Luthers eigene Erwartungen weit übertraf. Sie liefen, wie er später sagt, schier in vierzehn Tagen durch ganz Deutschland, wurden auch sogleich in deutscher Sprache verbreitet. Denn sie fanden den Boden vorbereitet durch einen Unwillen, den das schamlose von ihnen bekämpfte Treiben längst weithin erregt hatte, während doch bis dahin Niemand, wie Luther es ausdrückt, der Katze die Schellen hatte anbinden, Niemand dem lästernden Geschrei der Ablaßkrämer und der ihnen verbündeten Mönche sich hatte preisgeben, der drohenden Verketzerung sich hatte aussetzen wollen.

Auf der anderen Seite hatte, nachdem ein solcher Ablaßhandel fortgesetzt und immer neu durch die deutsche Christenheit hin ohne Widerspruch im Gang erhalten worden war, auch die kecke Zuversicht, mit der er betrieben wurde, immer mehr sich gesteigert. Für die Lehre des heiligen Thomas, auf welche man hiebei sich berief, stand vor Allem der ganze mächtige Dominicanerorden ein. Und diesem gehört ja auch der Ablaßcommissär Tetzel zu. Immer mehr waren ferner bis dahin die Lehren von der Gewalt des Papstes und von der Unfehlbarkeit, die allen seinen Entscheidungen zukomme, gesteigert worden. Auch dafür wirkten vorzüglich die Schriften des Thomas. Und das Größte darin hatte soeben ein sogenanntes allgemeines Concil geleistet, das in Rom kurz nach Luthers Besuch daselbst ein paar Jahre lang um den Papst versammelt

war: zu einem „andern Gott" auf Erden hatte es den Papst gemacht.

Tetzel, der bisher nur als Prediger für die große Menge, oder als „Clamant", Marktschreier, sich bekannt gemacht hatte, stellte jetzt Luthers Sätzen zwei Reihen eigener Thesen in scholastisch-wissenschaftlicher Form gegenüber. Ein Theologe der Universität Frankfurt a. d. Oder, Konrad Wimpina, an welchen Erzbischof Albrecht ihn gewiesen hatte, half ihm dazu. Die genannte Universität ernannte ihn darauf hin gar zum Doctor der Theologie und trat so für seine Sätze ein. Dreihundert Dominicanermönche waren, als er dort eine akademische Disputation über sie hielt, um ihn geschaart. Was er jetzt über den Ablaß vortrug, waren die Lehrbestimmungen des heiligen Thomas. Zugleich aber stellte er die Frage über jene Autorität des Papstes in den Mittelpunkt des Streites; er und seine Patrone hatten wohl erkannt, daß sie für Luther am verhängnißvollsten werden müßte. „Man muß," sprach er aus, „die Christen belehren, daß das Urtheil des Papstes in dem, was den Glauben anbelangt und zur menschlichen Seligkeit nöthig ist, schlechterdings nicht irren kann, und daß alle auf Glaubenssachen bezüglichen Observanzen, für welche der päpstliche Stuhl sich ausgesprochen hat, unter die katholischen Wahrheiten gehören, wenn man sie auch in der heiligen Schrift nicht vorfindet." Mit deutlicher Beziehung auf seinen Gegner, wenn auch ohne ihn zu nennen, will er die Christen davon belehrt haben, daß, wer ketzerischen Irrthum vertheidige, für excommunicirt zu halten und den schrecklichsten Strafen verfallen sei. Weiterhin sprach er aus, was dann immer Luthern und dem Protestantismus entgegengehalten worden ist, daß, wenn man die Autorität der Kirche und des Papstes nicht anerkenne, ein jeder nur noch das ihm Wohlgefällige glauben und in der heiligen Schrift finden und so die gemeine Christenheit in große Gefahr der Seelen gerathen werde.

Neben Tetzel und Genossen, die Luther gering achtete, erhob sich ferner gegen ihn ein weit bedeutenderer und für ihn unerwarteter Gegner in Johann Eck, Professor an der Universität Ingolstadt und Kanonikus zu Eichstädt. Er besaß sehr ausgebreitete Kenntnisse in neuerer und älterer kirchlicher scholastischer Theologie, einen gewandten, schlagfertigen Verstand, mit dem er sie in Disputationen zu verwenden wußte, ein hohes Selbstgefühl dieser seiner Gaben und ein keckes Streben, sich überall mit ihnen geltend zu machen, während er durch tiefe Sorgen um die höchsten Heiligthümer, die Gegenstand des Streites wurden, sich nicht zu sehr anfechten ließ. Er suchte auch mit anderen Kreisen als denen der scholastischen Theologie freundliche und für ihn selbst ehrenvolle Beziehungen zu unterhalten: so mit humanistischen Gelehrten und so seit kurzem auch mit Luther und dessen Collegen Carlstadt, wobei der Nürnberger Jurist Scheurl die gegenseitige Annäherung vermittelt hatte. Luther hatte noch nach der Herausgabe seiner Thesen freundschaftlich an Eck geschrieben. Jetzt wurde er durch kritische Gegenbemerkungen (unter dem Titel „Obelisken") überrascht, welche dieser gegen dieselben erscheinen ließ. Ihr Ton war ebenso verletzend, grob und gehässig, wie ihr Inhalt oberflächlich. Sie führten namentlich schon das wohlberechnete Schlagwort ein, daß, was Luther vorbringe, böhmisches Gift, hussitische Ketzerei sei. Als über einen solchen Bruch der jungen Freundschaft dem Eck Vorwürfe gemacht wurden, behauptete er, seine Sätze nur für seinen Eichstädter Bischof und nicht zum Zweck der Veröffentlichung niedergeschrieben zu haben.

Luther selbst war, so scharf auch seine Ablaßthesen zum Kampfe riefen, doch nicht darauf gefaßt, daß dieser sofort ein Streit um die höchsten kirchlichen Prinzipien für ihn werden sollte. In jener späteren Aeußerung, wo er von der schnellen Verbreitung seiner Thesen durch Deutschland erzählt und von dem Ruhme redet, den er damals

wegen seines „Dreingreifens“ geerntet habe, fährt er fort: „Der Ruhm war mir nicht lieb, denn ich wußte selbst nicht, was der Ablaß wäre, und das Lied wollte meiner Stimme zu hoch werden.“ Weithin freute man sich des Mannes, der so kühn in den Thesen sprach, während die Menge der Doctoren und Bischöfe stillschwieg; aber noch stand er vor der Oeffentlichkeit allein dem Sturm, den er wider sich erregt hatte, gegenüber. Er verhehlt nicht, daß ihn da hin und wieder Befremden und Bangigkeit über diese seine Stellung anwandelte. Allein schon hatte er auch gelernt, fest für sich allein auf dem Worte der Schrift zu stehen und auf der Wahrheit, die ihm Gott hier gewiß mache. Nur bestärkt wurde er darin durch jene Entgegnungen: denn er mußte staunen über ihre völlige Armuth an Beweisgründen, die seinen Folgerungen aus dem einfachen Schriftwort Stand halten könnten, und über die blinde Zuversicht, mit der sie nur die Aussprüche ihrer scholastischen Autoritäten wiederholten. Getrost spricht er seinen Freunden das Bewußtsein aus, daß er, was er lehre und jene bekämpfen, von Gott selbst empfangen habe. Er weiß auch, daß er nach dem Worte des Apostels Paulus predigen müsse, was den heiligsten Juden ein Aergerniß und den weisesten Griechen eine Thorheit sei. Er ist nicht minder dazu bereit, daß Jesus Christus, sein Herr, auch von ihm wie einst von diesem Apostel sagen möge: „Ich will ihm zeigen, wie viel er leiden muß um meines Namens willen.“ Seine römisch-kirchlichen Gegner haben freilich eben hierin erst recht die maßlose Selbstüberhebung eines einzelnen Subjectes sehen wollen.

So beschäftigte er sich denn jetzt, während er seine eifrige Thätigkeit an der Universität und auf der Wittenberger Kanzel fortsetzte und auch wieder und wieder zu kleinen, einfach erbaulichen Schriften die Feder ergriff, fortan rastlos mit Streitschriften, in welchen er theils der Angriffe sich erwehren, theils die vorgetragenen Sätze weiter

begründen und feststellen, den Weg wahrer christlicher Erkenntniß weiter verfolgen will. Er wandte sich sofort auch deutsch an die deutsche Christenheit, zuerst in einem „Sermon vom Ablaß und Gnade". Die innere Erregung, in der er schreibt, giebt sich von nun an auch in jener Heftigkeit und Derbheit der Sprache kund, die seiner Polemik immer eigen geblieben ist. Wir müssen uns dabei an den Ton erinnern, der damals nicht blos bei gemeinen Mönchen, sondern auch im Streit von Theologen und Gelehrten insgemein sich hören ließ und in welchem besonders jene Gegner ihm vorangingen. Bei ihm erkennen wir in seiner ganzen Art der Polemik, wie wir sie bei späteren Anlässen noch mehr wahrnehmen werden, eine gewaltige, vulkanartig losbrechende Naturkraft, die doch immer in den hingebendsten Dienst für seine hohen, gewissenhaft übernommenen Aufgaben gestellt blieb; und neben den heftigsten Ausbrüchen jener Art vernehmen wir doch immer wieder die zarten Ausdrücke einer lauteren christlichen Wärme und Gluth und eine dem heiligen Gegenstand entsprechende Hoheit der Sprache.

Zwischen diese Arbeiten und Kämpfe hinein hatte er gegen Mitte April 1518 zu einem Convent seiner Ordenscongregation nach Heidelberg zu reisen, wo ihren Ordnungen gemäß der Ordensvicar nach dreijähriger Amtszeit neu gewählt werden sollte. Schon fürchtete man von der Erbitterung seiner Gegner Nachstellungen, welche sie ihm unterwegs bereiten möchten. Er selbst zögerte nicht, der Pflicht, die ihn dorthin rief, zu folgen.

Kurfürst Friedrich, der ihm jedenfalls dafür, daß er seine Lande vor Tetzel bewahren half, Dank wußte, von jedem Eingreifen in den Streit aber jetzt und fernerhin geflissentlich sich fern hielt, erwies bei dieser Gelegenheit seine ungeminderte Huld und Fürsorge für ihn in einem Brief an Staupitz: „Nachdem Ihr," schreibt er, „Martinum Luder zu einem Capitel gen Heidelberg erfordert, so ist er

willens, solch Capitel, wiewohl wir ihn nicht gern von unserer Universität beurlaubt, zu besuchen und Gehorsam zu leisten; weil Ihr uns doch hiervor angezeigt, daß Ihr uns einen eigenen Doctor an diesem Mann ziehen wollt, an dem wir fast gut Gefallen haben . . ., so ist unser Begehr, Ihr wollet daran uns förderlich sein, daß er auf's erste wieder allhier komme und nicht verzogen noch aufgehalten werde." Auch gab er Luthern warme Empfehlungen mit an den Bischof Lorenz von Würzburg, über welche Stadt der Weg führte, und an den Pfalzgrafen Wolfgang in Heidelberg. Bei beiden fand er, der von Vielen schon als Ketzer verschrieen war, sehr freundliche, wohlthuende Aufnahme.

Ganz ungetrübt zeigte sich ferner in Heidelberg sein Verhältniß zu seinen Ordensbrüdern und vor allem zu seinem Staupitz. Dieser wurde hier wieder im Ordensvicariat bestätigt; das Districtsvicariat ging von Luther auf seinen vertrauten Freund Lange (oben S. 73) über, der aus Wittenberg nach Erfurt zurückgekehrt und dort Prior geworden war. Die Frage über den Ablaß wurde gar nicht in die Verhandlungen des Convents hineingezogen. Einer Disputation aber, die nach einem auch sonst üblichen Brauch an den Convent sich anschloß, präsidirte Luther und stellte für sie Thesen auf aus seiner Grundlehre über des Menschen Sünde und Unvermögen und die Gerechtigkeit aus Gottes Gnade in Christo und gegen die aristotelisch-scholastische Philosophie und Theologie. Mit Spannung richteten hier verschiedene jüngere Männer Auge und Ohr auf ihn, die später selbst Genossen seines Wirkens wurden, wie Johann Brenz, Erhardt Schnepf, Martin Butzer. Sie bewunderten, wie er aus der Schrift zu schöpfen verstehe und nicht blos scharf und offen, sondern auch anmuthig und fein zu reden wisse. So diente die Reise dazu, seinen Ruf und Einfluß weiter auszubreiten.

Als er am 15. Mai nach fünfwöchentlicher Abwesenheit wieder in Wittenberg angelangt war, brachte er vor

allem ausführliche lateinische Erklärungen über den Inhalt seiner 95 Thesen (unter dem Titel „Resolutionen") zum Abschluß: die größte und bedeutendste Arbeit, welche er in dieser Periode des Streites erscheinen ließ.

Die wichtigste Frucht, welche der Verlauf des Streites überhaupt für ihn und sein weiteres Wirken getragen hat und welche wir so namentlich in der ebengenannten Schrift beobachten können, war der Fortschritt, zu welchem er im eigenen Denken und Forschen geführt und getrieben wurde. Neue Fragen erhoben sich; die inneren Zusammenhänge der Wahrheit traten ihm an's Licht; neue Consequenzen drängten sich hervor: noch machte es ihm Mühe, sie zu bewältigen.

In seinen Thesen wollte Luther den Ruf Jesu zur Buße nicht auf jenes kirchliche Bußsacrament mit der Ohrenbeichte und den vom Priester auferlegten Büßungen und Genugthuungen beziehen, ohne darum diesem überhaupt eine göttliche Einsetzung oder biblische Begründung zu bestreiten. Jetzt erkannte er und sprach offen aus, daß diese kirchlichen Acte nicht von Christus, sondern nur vom Papst und der Kirche eingesetzt seien.

Der Streit über den Ablaß, den der Papst mit Bezug auf jene Leistungen ertheilte, führte jetzt namentlich auf die Lehre von den sogenannten Schätzen der Kirche, aus welchen der Papst hiebei schöpfe. Indem Luther das Recht, Ablaß in dem von ihm gemeinten Sinne auszuspenden, dem Papste beließ, verwahrte er sich dagegen, daß die Verdienste Christi jener Schatz seien und über diese so vom Papst verfügt werden sollte; er wollte dafür einfach nur auf die päpstliche Schlüsselgewalt zurückgehen. Jetzt wurde ihm nachgewiesen, daß er hiermit der ausdrücklichen, in den kirchlichen Rechtsbüchern stehenden Erklärung eines Papstes, Clemens VI., widerspreche, wonach allerdings Christi Verdienste im Ablaß ausgetheilt werden. Luther, der in seinen Sätzen gegen den Ablaßmißbrauch noch nichts hatte vortragen wollen, was nicht doch auch dem wahren Sinne

des Papstes gemäß wäre, beharrte jetzt doch unbedenklich auch auf solchem Widerspruch: denn jene Aussage des Papstes dort habe nicht den Charakter einer dogmatischen Festsetzung, und man müßte auch zwischen einer Festsetzung durch den Papst und einer Annahme der Kirche durch ein Concil noch unterscheiden.

Auf den Kern seiner Heilslehre, wie er sie schon vor dem Ablaßstreit zu predigen angefangen hatte, kam Luther mit der Frage zurück, wodurch denn der Christ zur Vergebung der unendlichen Sündenschuld selbst, zu Versöhnung mit Gott, Gerechtigkeit, Frieden und Seligkeit gelange. Erkannt und verkündigt hatte er schon zuvor, daß es geschehe durch den Glauben, d. h. durch jenes herzliche Vertrauen auf die im Evangelium geoffenbarte Gottesgnade und den Heiland Christus. Wie verhielten sich dazu die Acte jener kirchlich vorgeschriebenen Buße, wie namentlich die Absolution, die bei dem Priester geholt werden mußte? Luther erklärte jetzt, daß Gott allerdings seine Vergebung dem danach begierigen Sünder durch den dazu berufenen Diener der Kirche, den Priester, wolle zusprechen lassen, daß aber der Glaube hiebei einfach an das göttliche Verheißungswort selbst, kraft dessen und in dessen Dienst der Priester handle, sich zu halten habe. Und zugleich sprach er auch schon aus, daß dieses Verheißungswort einem angefochtenen Christen so auch durch einen anderen christlichen Bruder zugesprochen werden könne und ihm, wenn er es gläubig ergreife, die volle Vergebung bringen werde. Dazu fand er eine Aufzählung der einzelnen Sünden, für die einer Vergebung suche, nicht nöthig: genug, wenn dem Priester oder Bruder, bei dem man Trost suche, das bußfertige und gläubige Verlangen nach dem Gnadenworte kundgegeben werde. Von hier aus ergab sich weiter einerseits, daß die priesterliche Absolution und das Sacrament dem Empfänger nichts nütze, wenn er nicht auch innerlich im Glauben diesem Gott und Heiland sich zuwende, das

ihm zugesprochene Wort gläubig erfasse und eben durch dasselbe zum Glauben sich anregen lasse. Andererseits folgte, daß ein an jenes Wort sich haltender bußfertiger und gläubiger Christ, dem der Priester willkürlich die nachgesuchte Absolution versage, der göttlichen Vergebung darum doch theilhaftig werden könne und wirklich theilhaftig werde. Zerschnitten war hiemit das mächtigste Band, mit welchem das herrschende Kirchenthum die Seelen an seine hierarchischen Organe fesselte. Auf's Tiefste hat Luther den Menschen vor Gott gedemüthigt, durch dessen Gnade allein der Sünder in demüthig hinnehmendem Vertrauen selig werden könne. In Gott und durch diesen Glauben aber lehrt er ihn frei und der Seligkeit gewiß werden. Christus, sagt er, hat nicht gewollt, daß der Menschen Seligkeit in der Hand oder Willkür eines Menschen stehe.

Den äußeren Leistungen und Strafen, welche Kirche und Papst auflegten, wollte er darum doch nicht sich entziehen. Auf diesem äußeren Gebiete allerdings erkannte er dem Papst fort und fort eine von Gott stammende Gewalt zu Hier, meinte er, müsse der Christ auch Mißbrauch der Gewalt und ungerechtes Leiden durch sie geduldig tragen.

Der ganze Streit endlich drängte vor allem zu einer Entscheidung darüber hin, wer denn die umstrittene Wahrheit festzustellen, wo man überhaupt die höchsten Normen und Quellen christlicher Wahrheit zu suchen habe. Erst allmählich und sichtlich unter eigenem Ringen haben hier Luthers Anschauungen und Grundsätze Klarheit und Consequenz gewonnen. Auch innerhalb der katholischen Kirche übrigens stand bis dahin die Lehre über die höchste Autorität in Fragen des christlichen Glaubens und Lebens keineswegs so fest, als von Protestanten und Katholiken häufig vorausgesetzt wird. Denn jene Lehre von der Infallibilität des Papstes und von der unbedingten Autorität, die demnach seinen Aussprüchen zukomme, ist, so zuversichtlich sie von jenen Verehrern des heiligen Thomas vorgetragen und von

den Päpsten acceptirt wurde, doch zum Dogma der römisch-katholischen Kirche erst im Jahre 1870 erhoben worden. Die andere Auffassung, daß auch der Papst irren könne und die höchste Entscheidung erst einem Conzil zustehe, hatte bis dahin Theologen zu Vertretern, die doch auch kein Papst wie Ketzer zu behandeln wagte. Auf Grund derselben hatte eben damals noch die Pariser Universität, der keine unter den Hochschulen der Christenheit an Ansehen vorging, vom Papst an ein zu berufendes allgemeines Conzil appellirt. In Deutschland waren die Meinungen zwischen ihr und der absolutistisch-päpstlichen Theorie im Ganzen getheilt. Auch die Ansicht endlich, daß weder die Entscheidungen eines Conzils noch die eines Papstes schlechthin unfehlbar seien, sondern gegen jene möglicherweise noch an ein besser gebildetes Conzil appellirt werden dürfe, wurde noch in Schriften des 15. Jahrhunderts ungestraft vorgetragen. Nur darüber durfte kein Zweifel laut werden, daß die auch von den Päpsten anerkannten Entscheidungen der bisherigen allgemeinen Conzilien schlechthin lautere, göttliche Wahrheit enthalten und daß dem Irrthum nie die christliche Universalkirche anheimfallen könne, hinsichtlich deren dann aber eben noch die Frage blieb, in wem sie wahrhaft und endgiltig vertreten sei.

Luther nun folgte schon jetzt thatsächlich dem Inhalte der Schriftoffenbarung so, wie derselbe beim eigenen, selbständigen, gewissenhaften Forschen sich ihm darstellte und von den Mittelpunkten aus, die er in den neutestamentlichen und besonders Paulinischen Schriften gewonnen hatte, sich für seine Erkenntniß gestalte. Aber nimmermehr wollte er doch die Uebereinstimmung mit der Kirche, in der er stand, aufgeben. Auch jetzt noch beklagte er, dem Eck „böhmisches Gift" vorwarf, die von Hus ausgegangenen böhmischen Brüder, welche dünkelhaft über die übrige Christenheit sich erheben. Einem Thomas freilich, der ihm nur ein Scholastiker neben anderen war, widersprach er

ungescheut; aber noch sehen wir bei ihm keinen Gedanken sich regen daran, daß je die Gesammtkirche auf einem jener Conzilien sich geirrt haben sollte, und auch noch nicht daran, daß ein künftiges Conzil etwa über die gegenwärtig vorliegenden Streitpunkte eine irrthümliche Entscheidung fällen könnte; den Verketzerungen gegenüber, welche man schon jetzt gegen ihn sich erlaube, will er eben auf eine solche wahrhaft kirchliche Entscheidung warten; und doch hat er auch wieder nirgends geradezu ausgesprochen, daß er, wenn etwa jetzt ein Conzil zusammenträte, seiner Entscheidung von vorn herein und unbedingt sich unterworfen haben wollte. Und ihm selbst steht schon vor jeder solchen Entscheidung seine Ueberzeugung fest; sein Gewissen, sagt er, lasse ihn nicht davon weichen; er stehe im gegenwärtigen Streite nicht allein, sondern mit ihm stehe die Wahrheit sammt allen den Anderen, die seine Zweifel an jener Kraft des Ablasses theilen.

Noch wurde es ihm sogar schwer, den Päpsten, während er die Lehre von ihrer Unfehlbarkeit zurückwies, auch wirkliche Irrthümer in ihren Aussprüchen vorzuwerfen. Jener Erklärung Clemens VI. gegenüber wurde er, wie wir sahen, jetzt doch dazu hingedrängt. Gegenüber dem gegenwärtigen Haupte der Kirche wollte er, so weit es irgend anging, in Uebereinstimmung und Unterwürfigkeit verbleiben. Es war kein bloßer Schein, wenn er in den 95 Thesen seine Auffassung des Ablasses wie die des Papstes selbst hinstellen wollte. Er hat das mindestens von ganzer Seele gehofft und gewünscht; auch später noch, gegen Ende seines Lebens, erzählt er, wie er damals die gute Zuversicht gehegt habe, der Papst werde beim Streit gegen die unverschämten Ablaßhändler sein Patron werden. Auch nachher pflegte er Leo wie einen tüchtig gesinnten Mann und gebildeten Theologen anzusehen, der nur leider in eine grundverderbte Umgebung und böse Zeit hineingestellt sei. Noch stand ihm fest, daß demselben jedenfalls das oberste

Hirtenamt in der Christenheit und die ganze im kanonischen Recht bezeichnete Gewalt von Gott übertragen sei. Die Pflicht der Demuth und des Gehorsams, die ihm, dem Mönche, bis zum Uebermaß sich eingeprägt hatte, mußte nicht minder als die Scheu vor Gefahren und Stürmen, die ihm und der Christengemeinde bevorstehen möchten, ihn vor dem Gedanken zurückschrecken, daß er wirklich auch gegen jenen zeugen und kämpfen sollte. Er wagte es, die oben genannten „Resolutionen" dem Papste selbst zu dediciren. Das Schreiben an Leo, worin er dies that (vom 30. Mai 1518), zeigt recht die eigenthümliche, freilich in sich zwiespältige, unhaltbare Stellung, in der er jetzt sich befand. Er ist, wie er sagt, entsetzt über die Anklagen der Ketzerei und des Abfalls, die gegen ihn erhoben seien. Er berichtet, wie er, der am liebsten in der Stille bliebe, in seinen durch ein öffentliches Aergerniß hervorgerufenen Thesen nicht Dogmen habe aufstellen, sondern nur in christlichem Eifer, oder, wie Andere sagen mögen, in jugendlichem Feuer zu einer Disputation habe einladen wollen, und möchte jetzt unter dem Schutze des Papstes selbst seine gegenwärtigen Erklärungen ausgehen lassen. Aber zugleich versichert er, daß sein Gewissen unschuldig und ruhig sei, und erklärt auch kurzweg: widerrufen kann ich nicht. Dennoch wirft er sich am Schluß des Schreibens demüthig dem Papste zu Füßen mit den Worten: „Belebe, tödte, nimm an, verwirf, wie Dir beliebt." Er will seine Stimme als die des in ihm redenden Herrn Christus anerkennen. Er will, wenn er den Tod verdient habe, sich dessen nicht weigern. Aber jene Erklärung, daß er nicht widerrufen könne, ließ er stehen.

Drittes Kapitel.

Luther nach Rom citirt; vor Cajetan; appellirt an ein Konzil.

Schwer lag Luthern das Werk, das er gewagt, auf der Seele; ernstlich war er besorgt, im Kampfe für die Wahrheit mit seiner Kirche im Frieden zu bleiben, ihr selbst damit zu dienen. Dagegen nahm Papst Leo, wie es seinem ganzen Charakter gemäß war, die Angelegenheit Anfangs leicht und war, als sie gefährlich zu werden drohte, nur einfach darauf bedacht, mit den Mitteln der päpstlichen Gewalt den unruhigen deutschen Mönch unschädlich zu machen. Aus der ersten Zeit werden zwei Aeußerungen von ihm erzählt: Bruder Martin sei wohl ein schönes Ingenium, der Streit nur ein Gezänke neidischer Mönche; und: ein betrunkener Deutscher habe die Thesen geschrieben, er werde, wenn er wieder nüchtern sei, anders gesinnt sein.

Als der unbedingteste und dreisteste Vertreter der päpstlichen Machtvollkommenheit aber erhob sich aus Leo's nächster Umgebung der Dominikaner und Thomist Silvester Mazolini von Prierio (Prierias) mit einer Schrift gegen Luther. Der Papst, erklärte er hier, müsse für die römische Kirche selbst gelten, die römische Kirche für die allgemeine christliche Kirche; diese ist ihm kurzweg und schlechthin im Papste repräsentirt. Dabei behandelte er mit welschem, römischem Hochmuth den obscuren Deutschen so verächtlich wie möglich: er wollte nur in aller Kürze die „hündisch bissigen" Sätze desselben abthun.

Ein Vierteljahr nach dem Erscheinen von Luthers Thesen wies dann Leo den General des Augustinerordens an, „den Menschen zu besänftigen"; die Flamme, meinte er, werde noch leicht sich ersticken lassen. Weiter aber schritt

er zur Einsetzung eines Ketzergerichts für Luther, und wie dieses entscheiden sollte, war schon daraus zu ersehen, daß der einzige gelehrte Theologe in demselben Silvester Prierias war. Von diesem Gericht erhielt Luther am 7. August eine Citation: binnen sechzig Tagen sollte er vor ihm in Rom erscheinen. Feind und Freund konnten dessen gewiß sein, daß keine Wiederkehr von dort für ihn zu erwarten wäre.

Zugleich wurde päpstlicherseits bei Kurfürst Friedrich darauf hingearbeitet, daß er Luthers sich nicht annehmen möge, und namentlich sollte der päpstliche Legat, Cardinal Thomas Dio von Gaëta (Cajetan genannt), der in Deutschland erschienen war, in dieser Sache beim Kurfürsten und bei Kaiser Maximilian wirken. — Die Universität Wittenberg dagegen trat für ihr Mitglied ein, dessen Theologie jetzt dort herrschte, und dessen biblische Vorlesungen Schaaren von Zuhörern begeisterten. Eben damals trat ihm der erst einundzwanzigjährige Philipp Melanchthon, einer der größten Kenner der griechischen Sprache, als Lehrer zur Seite, und schon wurde auch der Freundschaftsbund geknüpft, in welchem dann die beiden Meister Wittenbergs zeitlebens zusammen gewirkt haben. Die Universität erbat sich für Luther, daß er wenigstens in Deutschland möge gerichtet werden.

Luther bekam das Buch des Prierias erst kurz vor seiner Citation zu Gesicht. Er erschrak erst, daß die Sache jetzt vor den Papst komme und die ganze Kirche in den Papst gesetzt sein sollte; er fragte sich: „was soll's werden?" Aber den Inhalt der hochmüthigen Schrift seines hochgestellten Gegners fand er zum Lachen schwach und ärmlich. Gleich nach dem Empfang der Citation erklärte er in einer Gegenschrift gegen Jenen nicht blos, daß die Kirche nur in einem Conzil vertreten sei, sondern ging jetzt zu dem Satze weiter, daß auch ein Conzilbeschluß irren könnte und daß ein Thun der Kirche überhaupt noch kein endgiltiger Beweis für eine Glaubenswahrheit sei. Der Citation gegenüber sprach auch er durch Spalatin seinem Fürsten den

Wunsch aus, auf deutschem Boden gerichtet zu werden. Gerade jetzt ferner, wo er mit der Excommunication bedroht war, veröffentlichte er eine Predigt über den Bann, wonach ein Christ auch unter dem kirchlichen Bann oder Ausschluß aus der äußeren Kirchengemeinschaft in der wahren Gemeinschaft Christi und seiner Gläubigen bleiben kann und dann im Excommunicirtwerden das edelste Verdienst für sich sehen darf.

Beim Papst war inzwischen die anfängliche hochmüthige Sicherheit ganz in leidenschaftliche Hast umgeschlagen. Schon am 23. August, also lange ehe jener Termin für Luther abgelaufen war, forderte er den Kurfürsten auf, dieses „Kind der Bosheit", das auf seinen Schutz poche, dem Legaten zur Abführung auszuliefern. Und hiermit stimmen ganz überein zwei damals geheim gehaltene Erlasse vom gleichen Tage und vom 25. August, der eine an den Legaten selbst, der andere an den für Sachsen bestellten Provinzial- oder Ordensvorstand der dortigen Augustinerklöster (zu unterscheiden vom Vicar jener Congregationen, was der in Rom selbst schon verdächtig gewordene Staupitz war). Darin wurde jeder der beiden angewiesen, schleunig mit allen Mitteln die Verhaftung des Ketzers zu bewirken; seine Anhänger sollten mit ihm festgenommen, jeder Ort, wo man ihn dulde, mit dem Interdict belegt werden. Das Verfahren des Papstes erscheint so unerhört, daß protestantische Geschichtsschreiber an die Echtheit der Erlasse nicht glauben wollten; bald aber werden wir Cajetan selbst auf ein solches in seinen Händen befindliches Breve hindeuten sehen.

Da beginnen nun in der Geschichte Luthers und in der Entwickelung des reformatorischen Kampfes anderweitige allgemeine Verhältnisse, Interessen und Bewegungen des kirchlichen und politischen Lebens der deutschen Nation einen indirecten und directen Einfluß zu üben, nach welchem vor allem auch der Papst seine Schritte zu bemessen hatte.

Während die tiefsten Fragen über den Weg des Heiles und über die Gründe und Normen christlicher Wahrheit, in welche der Ablaßstreit immer weiter hineinführte, erst durch Luther angeregt worden waren, hatten Mißbräuche, Uebergriffe und Gewaltthaten des Papstes auf dem äußerlich kirchlichen Gebiete, mit welchem das politische und volkswirthschaftliche überall zusammenhing, längst den Gegenstand bitterer Klagen und heftiger Beschwerden in Deutschland gebildet. Diese wurden von Fürsten und Reichsständen erhoben, welche durch keine Theorien oder Dogmen von göttlicher Autorität und Unfehlbarkeit des Papstes zum Schweigen gebracht, noch durch einfachen Bannfluch zu Boden geworfen werden konnten. Sie wurden vorgetragen, ohne daß man damit Erörterungen über das göttliche Recht des Papstthums überhaupt verbunden hätte. Mußten aber nicht die Glieder der Nation und Kirche, welche in dieser Hinsicht erregt waren, zu dem Manne sich hinwenden, der dem ganzen Baum, auf welchem jene Früchte wuchsen, die Axt an die Wurzel legte, und mindestens die Möglichkeit sich offen halten, sein Wirken irgendwie sich dienlich zu machen? Luther zeigte seinerseits anfangs merkwürdig geringe Bekanntschaft mit solchen Zuständen und mit den lauten Stimmen, welche in dieser Hinsicht längst namentlich auf Reichstagen erschollen waren; indessen war er ja eben mit dem Ablaß schon auf dieses Gebiet hinübergetreten. Die Sorge, die er bei jenem Handel für das Wohl der Seelen und die wahre christliche Sittlichkeit hegte, machte ihn zum Verbündeten Derer, welche vor dem massenhaften Abfluß des Geldes nach Rom erschraken, und davon, daß man hier den christlichen Schafen ihr Fell abziehe, hatten auch seine Thesen geredet.

Auch sonst war die kirchliche Politik des päpstlichen Stuhles mit den politischen Zuständen und Vorgängen Deutschlands aufs Engste verflochten. Machte er doch in der Theorie Anspruch darauf, auch die staatlichen

Ordnungen zu überwachen und zu bestimmen. In der Praxis versuchte er wenigstens überall sich Einfluß zu verschaffen und zu wahren. Mit Bezug auf Deutschland handelte es sich für ihn vor allem darum, daß das Kaiserthum nicht wieder zu einer Macht gelange, die seiner Gewalt im Allgemeinen und seinem italienischen Landbesitz gefährlich werden könnte.

So hoch die Päpste von ihren unwandelbaren göttlichen Rechten und Vollmachten in ihren Erlassen sprachen und ihre Theologen und Juristen darüber predigen ließen, so kluge politische und diplomatische Rücksicht wußten sie doch bei ihrem praktischen Vorgehen auf die Verhältnisse zu nehmen.

Während des Sommers 1518 tagte nun in Anwesenheit des Legaten ein Reichstag zu Augsburg. Der Papst wünschte von ihm die Bewilligung einer großen Reichssteuer, die zum Kriege gegen die Türken dienen sollte, von der es aber hieß, er wolle sie für ganz andere Zwecke verbrauchen. Zugleich arbeitete der bejahrte und seinem Ende entgegengehende Kaiser Maximilian daran, die Nachfolge im Kaiserthum seinem Enkel Karl zu sichern, auf dessen Haupte dann die damals mächtig erstarkte spanische Krone mit der deutsch-römischen Kaiserkrone sich vereinigte. Daneben blieb es dort Hauptaufgabe für Cajetan, bei Maximilian und Friedrich seinen Einfluß zu Ungunsten Luthers auszuüben. Den Erzbischof Albrecht, der durch Luthers Angriff auf den Ablaßhandel so schwer mitgetroffen war, ernannte er dort im Auftrage des Papstes feierlich zum Cardinal.

Von Maximilian hätte man nach mancherlei Erfahrungen und Kämpfen, die er mit Päpsten gehabt, erwarten können, er werde Luther mindestens vor dem Aeußersten schützen, wenn ihm auch ein Gedanke daran nicht zuzutrauen war, daß er wohl selbst mit Hilfe dieses Mannes eine große national-kirchliche Reform in's Leben rufen könnte. Er sprach auch gegen den kursächsischen Rath Pfeffinger den Wunsch

aus, sein Fürst möge den Mönch bewahren, weil man seiner vielleicht einmal bedürfe. Aber er einigte sich mit dem Papst über die Steuer und hoffte ihn für seine eigenen politischen Absichten zu gewinnen. Ihm gegenüber äußerte er sich dann in Betreff des Ablaßstreites dahin, daß hier allerdings der Kirche Gefahr drohe und er die darauf zu richtenden päpstlichen Maßregeln unterstützen wolle.

Die Steuerforderung aber stieß im Reichstag und Reich auf die ungünstigste Stimmung; eine längst genährte Erbitterung wurde ihr gegenüber laut. Es wurde damals eine anonyme Flugschrift aus der Feder eines Würzburger Domherrn Fischer verbreitet, welche ungestüm erklärte, daß die habsüchtigen Herren in Rom nur Betrug an den „trunkenen Deutschen" üben wollen und die wahren Türken in Italien zu suchen seien. Sie kam auch nach Wittenberg und in die Hände Luthers; zum ersten Male hören wir jetzt auch ihn über solche „römische Schlauheit" sich äußern; dem Papst warf er indessen hiebei nur vor, daß er sich durch seine habgierigen Florentiner Verwandten mißbrauchen lasse. Der Reichstag benützte die Steuervorlage zum Anlaß, eine ganze Liste alter Beschwerden aufzustellen: über die großen Summen, die der päpstliche Stuhl unter dem Titel von Annaten von den deutschen Pfründen einziehe und unter anderen Vorwänden erpresse, über rechtswidrige Eingriffe in die Besetzung deutscher Kirchenstellen, über stete Verletzung der mit ihm abgeschlossenen Concordate u. s. w. Die Vorlage wurde abgelehnt und darauf kam noch eine Eingabe des Bischofs und Klerus von Lüttich zum Vortrag, die über das lügnerische, räuberische, geizige Treiben der römischen Kurtisanen in einem so scharfen und heftigen Tone loszog, daß Luther, als er sie später gedruckt zu lesen bekam, sie für ein nur fingirtes bischöfliches Schreiben hielt.

Grund genug für Cajetan, die Aufregung nicht noch dadurch zu steigern, daß er an den Wittenberger Vorkämpfer gegen den römischen Ablaß die Hand anzulegen versuchte.

Dazu stattete ihm jetzt Kurfürst Friedrich selbst in dieser Angelegenheit einen Besuch ab. Er, aus dessen Händen Cajetan den Luther hätte fordern müssen, war einer der mächtigsten und der persönlich geachtetste unter den Reichsfürsten, sein Einfluß namentlich auch wichtig für eine bevorstehende Kaiserwahl. So versprach ihm denn Cajetan, während eben jetzt jenes Breve aus Rom an ihn abgegangen war, er wolle Luther in Augsburg vernehmen, mit väterlichem Wohlwollen behandeln und wieder von sich lassen.

Demgemäß wurde Luther nach Augsburg beschieden.

Es war seinen Freunden und ihm selbst doch bange, als er nach dem entfernten Orte aufbrechen mußte, wo dem Kurfürsten bei aller Fürsorge doch keinerlei äußere Macht zu seinem Schutze zur Verfügung stand, und zu dem päpstlichen Legaten, vor dem er als Ketzer verklagt war und der ihn vom eigenen theologischen Standpunkte aus nur verurtheilen konnte: denn Cajetan war eifriger Thomist so gut wie Prierias, hatte auch zuvor schon als Vertheidiger des Ablasses und des päpstlichen Absolutismus sich bekannt gemacht. Luther erzählt später von sich: „Mein Gedanke unterwegs war: nun muß ich sterben, und oft sagte ich: ach wie eine Schande werde ich meinen lieben Eltern sein."

Im bescheidensten Aufzuge ging er hin. Er machte den Weg zu Fuße bis in die Nähe von Augsburg, wo ihn Unwohlsein und Schwäche befiel und er deshalb einen Wagen nahm. Ein anderer, jüngerer Wittenberger Mönch, sein Schüler Leonhard Baier, begleitete ihn. In Nürnberg schloß sich ihm auch sein jetzt dort angestellter Freund Link an. Er entlehnte von diesem eine Kutte, weil die seinige für Augsburg zu schlecht war.

Am 7. October langte er hier an.

Die Umgebung, in die er kam, und die Art der Verhandlungen, die ihm bevorstanden, waren ihm völlig neu und fremd. Doch traf er Männer, die freundlich und

umsichtig seiner sich annahmen: mehrere ihm günstige Augsburger Herren, namentlich den angesehenen Patrizier Dr. Konrad Peutinger, und zwei Räthe seines Kurfürsten. Sie wiesen ihn an, vorsichtig und mit Beobachtung aller der nöthigen Formen, in denen er nicht bewandert war, sich zu benehmen.

Seine Ankunft zeigte Luther sogleich dem Legaten an, der ihn auch gleich empfangen wollte. Jene aber hielten ihn zurück, bis sie zu seiner Sicherheit vom Kaiser, der in der Nähe auf der Jagd sich befand, ein Geleitsschreiben für ihn erlangt hatten. In leichtfertiger und, wie Luther meinte, echt italienischer Weise wollte ihn inzwischen ein vornehmer Freund Cajetans, Urbanus von Serralonga, bereden, daß er sich stellen und einfach den sechs Buchstaben „Revoca (revocire)" Folge geben möge. Lachend fragte ihn derselbe, ob er denn meine, daß sein Landesherr seinetwegen das Land auf's Spiel setzen werde. Luther erwiderte: „Das will ich nicht." Jener fuhr fort: „Wo wollt Ihr dann bleiben?" Luther: „Unter dem Himmel."

Dem Melanchthon schrieb Luther in jenen Tagen: „Hier giebt es nichts neues, als daß die Stadt des Geredes von mir voll ist und alle den Menschen sehen wollen, der wie ein Herostratus einen solchen Brand angestiftet habe. Du sei ein Mann, wie Du es bist, und unterweise die Jünglinge richtig; ich gehe dahin, für sie und für Euch geopfert zu werden, wenn es Gott so gefällt. Denn lieber will ich umkommen und, was mir das schwerste ist, des süßen Verkehrs mit Euch für immer verlustig gehen, als daß ich gut Gesagtes widerrufen sollte."

Am 11. October empfing Luther den Geleitsbrief und gleich Tags darauf erschien er vor Cajetan. Demüthig, wie man ihn vorher angewiesen hatte, legte er sich vor dem Vertreter des Papstes ganz auf sein Angesicht nieder, erhob sich, als dieser ihn aufstehen hieß, zuerst nur auf die Kniee und richtete endlich sich vollends auf.

Der Cardinal redete ihn gnädig und mit einer Höflichkeit, die Luther bei seinen Gegnern nicht gewohnt war, an, forderte aber im Namen und Auftrage des Papstes ohne Weiteres von ihm, daß er seine Irrthümer widerrufe und verspreche, künftig ihrer und alles dessen, was die Kirche verwirren könnte, sich zu enthalten. Als Hauptirrthümer bezeichnete er ihm die zwei Sätze, daß der Ablaßschatz der Kirche nicht die Verdienste Christi seien und daß zum heilsamen Empfang des Sakraments Glauben für den Empfänger nöthig sei. In Betreff des zweiten Punktes waren die religiösen Gesichtspunkte und Interessen, von denen Luther ausging, seinem scholastischen Standpunkte ganz fremd und unverständlich: seine Umgebung kicherte und lachte über Luthers Ausführungen; auch hierin jedoch forderte er unbedingten Widerruf. Der erste Punkt war entscheidend für die Anerkennung der päpstlichen Autorität. Auf's Gewichtigste hielt der Cardinal-Legat Luthern jene ausdrückliche Erklärung des Papstes Clemens entgegen; er wollte nicht glauben, daß er einer päpstlichen Bulle zu widersprechen wage, und meinte, er habe sie wohl gar nicht gelesen. Er selbst lehrte ihn in den stärksten Ausdrücken eine über Conzil, Kirche und Schrift stehende päpstliche Autorität. — Auf einen Disput über die zu widerrufenden Sätze erklärte der Legat von vorn herein sich nicht einlassen zu können, und er wollte ohne Zweifel anfangs auch nicht so viel sich darauf einlassen, als er dann doch that. Er wollte nur väterliche Zurechtweisung geben, mit väterlicher Freundlichkeit, wie er sagte, die Sache beilegen. Aber in Wahrheit, sagt Luther, habe er die bloße, reine, unbeugsame Gewalt geltend gemacht. Nur Zeit zu weiterer Ueberlegung konnte Luther sich noch von ihm erbitten.

Von Seiten Luthers, den hierbei die vorhin genannten Männer und der soeben in Augsburg angelangte Staupitz beriethen, wurde jetzt noch der Versuch gemacht, dem Gang seiner Sache eine andere Wendung zu geben, andere

gewichtige Urtheile für dieselbe beizuziehen, ihm selbst zu einer öffentlichen Vertheidigung Raum zu verschaffen. Begleitet von mehreren der ihm befreundeten Juristen, einem Notar und Staupitz, trug er am folgenden Tage dem Legaten eine kurz und förmlich abgefaßte Verwahrung vor: er könne nicht widerrufen, ohne überführt zu sein, und müsse alles, was er gesagt, noch immer für wahr und katholisch halten; nichts desto weniger sei er ein irrthumsfähiger Mensch und unterwerfe sich einer legitimen Entscheidung der Kirche; er erbiete sich hiemit, öffentlich seine Sätze zu verantworten, sei auch bereit, über sie das Urtheil der Doctoren von Basel, Freiburg, Löwen oder auch Paris zu vernehmen.

Lächelnd wies der Legat Luther mit solchen Anträgen ab, gestattete jedoch, daß er ihm selbst noch eine längere schriftliche Erwiderung in Betreff der gestern ausgehobenen Hauptpunkte übergebe.

Schon Tags darauf, am 14. October, brachte sie ihm Luther. Aber eben in ihr beharrte er erst recht klar und bestimmt auf den Grundsätzen, in welchen seine Gegner den Umsturz aller kirchlichen Autorität und der Fundamente des christlichen Glaubens sahen. Denn wiewohl er sich hier noch Mühe gab, sogar jene Worte des Papstes Clemens in einem schriftgemäßen Sinne zu deuten, erklärte er doch grundsätzlich mit Entschiedenheit: die päpstlichen Decrete können irren und gegen die heilige Schrift streiten; sogar der Apostel Petrus habe einst (Galat. 2, 11 ff.) wegen einer Abweichung von der Wahrheit sich zurechtweisen lassen müssen, geschweige denn seine Nachfolger; ein jeder gläubige Christ stehe über dem Papst, wenn er bessere Beweisstellen und Gründe als dieser für sich habe. Er bat Cajetan noch um Fürsprache bei Leo X., daß dieser seine nach Licht suchende Seele nicht durch Ungnade in die Finsterniß hinausstoßen möge, wiederholte aber: er könne Nichts gegen sein Gewissen thun; man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen; er hege die vollste Gewißheit, die heilige Schrift für sich zu

haben. Cajetan, dem er diese Schrift persönlich überreichte, wollte ihn noch einmal eines Besseren belehren. Sie geriethen in lebhaften, heftigen Wortwechsel. Cajetan aber schnitt denselben ab mit dem Rufe: „Revocire“. Falls Luther nicht widerrufe oder dem Gericht in Rom sich stelle, bedrohte er ihn und alle seine Anhänger mit dem Banne und die Orte, wohin er sich wenden möchte, mit dem Interdict: er habe hierfür bereits ein Mandat des päpstlichen Stuhls in den Händen. So entließ er ihn mit den Worten: Widerrufe oder komm mir nicht wieder vor die Augen.

Gleich nachher redete derselbe doch noch recht freundlich mit Staupitz, um Luther, dem er gar wohl wolle, durch ihn noch umzustimmen. Luther aber schrieb noch am nämlichen Tage seinem beim Kurfürsten befindlichen Freunde Spalatin und seinen Freunden in Wittenberg, daß er nicht weichen werde. Der Legat habe sich dem Staupitz freundlich in seiner Sache erboten, aber sie beide trauen dem Welschen nicht weiter als sie sähen; wolle derselbe Gewalt gegen ihn brauchen, so werde er jene schriftliche Antwort, die er ihm gegeben, veröffentlichen; Cajetan möge ein namhafter Thomist sein, sei aber ein unklarer, unverständiger Theolog und Christ und deshalb zu einem Urtheil in dieser Sache ebenso ungeschickt, als ein Esel zur Harfe. Er berichtete auch schon, daß für ihn eine Appellation in möglichst guter Form aufgesetzt werde. Ferner deutete er den Wittenbergern an, er werde vielleicht an einen andern Ort, in die Verbannung, gehen: in der That dachten seine Freunde daran, ihn nach Paris zu bringen, wo die Universität die Lehre von der päpstlichen Allgewalt noch von sich wies. Schließlich sagt er in diesem Briefe: er wolle nicht dadurch zum Ketzer werden, daß er das widerrufe, wodurch er Christ geworden sei; eher wolle er sich verbrennen, vertreiben und verfluchen lassen.

Die Appellation, von der er hier sprach, wandte sich

„von dem nicht wohl unterrichteten Papste an den besser zu unterrichtenden". Am 16. October legte er sie in aller dafür erforderlichen Förmlichkeit vor einem öffentlichen Notar nieder. Während Staupitz und Link, ihrer eigenen Sicherheit wegen verwarnt und nichts Gutes mehr hoffend, jetzt Augsburg verließen, hielt Luther noch länger dort aus. Ja er wandte sich am 17. October noch mit einem Schreiben an Cajetan, um ihm auch das äußerste, was ihm möglich schien, zuzugestehen. Veranlaßt, wie er sagt, durch das Andrängen seines lieben Vaters Staupitz und Bruders Link erbot er sich, fernerhin die ganze Ablaßsache ruhen zu lassen, falls auch denjenigen Einhalt gethan würde, durch deren Treiben er zu dieser Tragödie erregt worden sei; auch bekannte er, im Streite zu heftig und unbescheiden geworden zu sein. Mit Bezug auf jenes Zugeständniß äußerte er in späteren Zeiten unter Freunden, daß ihn Gott nie tiefer habe sinken lassen, als da er so viel nachgegeben habe. Schon Tags darauf aber zeigte er dem Legaten seine Appellation an und daß er seine Zeit nicht länger unnütz in Augsburg zubringen wolle. Von jenem erhielt er darauf keine Antwort mehr.

Bis zum 20. wartete er noch. Ihm und auch seinen Augsburger Gönnern war fraglich, ob nicht schon Maßregeln getroffen seien, ihn festzuhalten. Diese ließen ihm daher des Nachts ein Pförtlein der Stadtmauer öffnen und gaben ihm einen alten, mit den Wegen bekannten Ausreiter mit. So eilte er hinweg, wie er selbst später beschrieben hat, auf harttrabendem Klepper, in der einfachen Mönchskutte, ohne Beinkleider; nur mit Kniehosen, ohne Sporen, ohne Messer und Wehr. Am ersten Tage ritt er 8 Meilen weit, bis zum Städtchen Monheim. Als er Abends in die Herberge kam und im Stall abstieg, konnte er nicht mehr stehen und fiel stracks in die Streu. Er reiste so zu Pferd bis Wittenberg, wo er am Jahrestag seiner 95 Thesen gesund und freudig wieder eintraf. Unterwegs hatte er

Kenntniß von jenem Breve des Papstes an Cajetan erhalten: er wollte es nicht für echt gelten lassen. Seine Appellation war inzwischen in Augsburg dem Cardinal übergeben, auch durch seinen Notar an der Thüre des Domes angeschlagen worden.

Aus Augsburg folgte ihm ein Schreiben Cajetans an den Kurfürsten mit bitteren Klagen über ihn nach; in der besten Hoffnung auf seine geistige Genesung sei er auf's Aergste von ihm getäuscht worden; der Kurfürst solle um seiner Ehre und seines Gewissens willen ihn jetzt entweder nach Rom schicken oder wenigstens aus seinen Ländern wegjagen, da er sich nicht wolle auf väterliche Weise zur Erkenntniß seines Irrthums bringen lassen. Friedrich gab erst nach vier Wochen eine ruhige Antwort, welche zeigt, wie jene Verwahrung Luthers in Augsburg ganz seinem eigenen Sinne entsprach: er hätte erwartet, daß Luthern kein Widerruf zugemuthet würde, ehe seine Sache genügend untersucht und erörtert worden wäre; es gebe eine Menge Gelehrter, auch auf fremden Universitäten, von denen er bisher noch keine Gewißheit darüber habe erhalten können, daß Luthers Lehre unchristlich sei, während allerdings Leute, deren persönliches und finanzielles Interesse darunter gelitten, seine Gegner geworden seien; man möge doch gemäß seinem Erbieten das Urtheil einiger Universitäten einholen und ihn an einem sicheren Orte disputiren lassen. Luther selbst aber, dem sein Fürst jenes Schreiben mittheilen ließ, erklärte sich sogleich bereit, in die Verbannung zu gehen, ließ auch von neuen Kundgebungen und weiteren Schritten sich nicht zurückhalten.

Er ließ einen Bericht über seine Verhandlungen mit Cajetan drucken sammt einer Rechtfertigung an die Leser. Und in diese nahm er Sätze gegen das Papstthum auf, die vollends das ganze Fundament desselben erschütterten. Schon in jenen Resolutionen zu seinen Thesen hatte er nebenbei und ohne daß es weiter beachtet worden wäre, von einer

Zeit geredet, in welcher dasselbe noch nicht die Oberhoheit über die gesammte Kirche besessen habe; damit war verneint, daß es, wie in der römischen Kirche behauptet und zum Dogma gemacht wurde, diesen Primat kraft einer ursprünglichen Einsetzung durch Christus und vermöge unwandelbaren göttlichen Rechtes besitze. Jetzt sprach er dies mit aller Bestimmtheit aus: nur in dem Sinne sei die päpstliche Monarchie eine göttliche Stiftung, in welchem auch jede in der geschichtlichen Entwickelung emporgekommene weltliche Gewalt so heißen könne; zum Wesen der Kirche Christi gehöre sie nicht; nicht mit äußeren Geberden komme ja das Reich Gottes (Lucas 17, 20).

Ohne zu warten, bis aus Rom selbst eine Antwort käme, gab er dann jeden Gedanken an einen Erfolg, den er noch bei dem Papste mit ihr haben könnte, auf. Schon am 28. November appellirte er in einer förmlich und feierlich aufgesetzten Urkunde vom Papst an ein zu berufendes allgemeines christliches Conzil. Er war hiemit dem Bannfluch, den er täglich erwartete, zuvorgekommen. Mit Rom hatte er, wenn dieses nicht selbst seine ein Jahrtausend alten Ansprüche und Errungenschaften aufgab, hiedurch für immer gebrochen.

Nachdem die Schranken der Scheu, die Luther vor dem hinter dem Ablaß stehenden Papstthum hegte, für ihn gesunken waren, nachdem er den Vertreter des Papstes in Augsburg kennen gelernt, seinen Forderungen und Drohungen Stand gehalten und seinen gefährlichen Händen sich entzogen hatte, beseligte ihn nun ein kühnes Gefühl der Freiheit. Sein Blick erweiterte sich und die feindlichen Mächte wurden ihm in ihrer ganzen tiefen Verwerflichkeit und Ungöttlichkeit offenbar. Ein gährender Kampfesmuth trieb seinen Geist desto energischer voran. Auch der Gedanke, daß er irgend wohin flüchten müßte, und die Ungewißheit, wohin, hemmte ihn nicht. Er gedachte, nur um so freier vollends sich in den Kampf zu werfen, wenn er auch durch

keine Verpflichtungen gegen seinen Fürsten und seine Universität mehr gebunden wäre. Indem er damals seinem Freunde Link von seinen neuen Publikationen und seiner Appellation Mittheilungen machte, forderte er diesen auf, daraus zu ersehen, ob er wohl richtig ahne, daß der Antichrist, von welchem Paulus (2. Theſſ. 2) rede, in der römischen Curie regiere, und kündigte ihm an: „Weit größeres gebärt schon meine Feder; ich weiß nicht, woher mir diese Gedanken kommen; diese Sache hat meines Erachtens noch nicht recht angefangen, statt daß die hohen Herren in Rom schon auf ihr Ende hoffen dürften.“ Und indem er von neuen päpstlichen Erlassen und Maßregeln, die gegen ihn ergangen sein sollten, dem Spalatin, durch den ihn der Kurfürst immer zur Mäßigung mahnen ließ, Nachricht gab, erklärte er: „Je mehr jene wüthen und auf Gewaltthat sinnen, desto weniger erschrecke ich; nur um so freier noch werde ich gegen die römischen Schlangen werden; — ich habe mich zu Allem bereit gemacht und harre auf Gottes Rath.“

Auf Verbannung oder Flucht war er wirklich in jedem Augenblick gefaßt. In Wittenberg ängstigte man sich mit Gerüchten von Anschlägen, die päpstlicherseits gegen seine Freiheit und sein Leben gemacht seien. Seine Freunde drangen darauf, daß er in Sicherheit gebracht werden müsse. Fortwährend war von einer Flucht nach Frankreich die Rede: war er doch eben jetzt in seiner Appellation dem Vorgange der Pariser Universität gefolgt. Wir sehen freilich nicht, wie sie ihn sicher dorthin hätten bringen oder anderswo eine sichere Stelle für ihn hätten finden sollen. Einige riethen auch dringend, der Kurfürst selbst möge ihn in Haft und Verwahrung nehmen und dem Legaten schreiben, daß er ihn zu künftiger Verantwortung an sicherem Orte bereit halte; Luther trug dies dem Spalatin vor mit dem Beifügen: „Das Urtheil über diesen Rath gebe ich Deiner Klugheit anheim; ich stehe in den Händen

Gottes und der Freunde.“ In der gleichen Besorgniß veranlaßte Friedrich selbst zu Anfang Dezembers eine vertrauliche Besprechung zwischen ihm und Spalatin auf Schloß Lichtenberg. Auch er wünschte, daß Luther, wie dieser darüber an Staupitz berichtete, „lieber anderswo eine Stätte hätte“, widerrieth ihm jedoch, so schnell nach Frankreich wegzugehen. Seinen eigenen Rath und Willen gab er noch nicht kund. Luther erklärte, daß er jedenfalls, wenn der Bannfluch gekommen sei, nicht mehr in Wittenberg bleiben werde. Bis dahin behielt sich auch der Fürst seinen Entschluß vor.

Viertes Kapitel.

Miltitz und die Leipziger Disputation mit ihren Folgen.

Jene Gerüchte von Gefahren, durch welche Luther neuerdings von Rom aus bedroht sei, hatten guten Grund. Schon war in Deutschland ein neuer von dort aus entsandter Agent, der päpstliche Kammerherr Karl v. Miltitz.

Seine Sendung war darauf berechnet, das größte Hemmniß, das der Citation des Wittenberger Ketzers nach Rom oder seiner Gefangenführung dorthin entgegen stand, nämlich den Schutz, mit welchem sein Landesherr ihn deckte, zu beseitigen. Miltitz war aus einem adeligen sächsischen Geschlechte, selbst geborener sächsischer Unterthan und dem kurfürstlichen Hofe befreundet. Er erschien mit einer hohen päpstlichen Gnadenbezeugung für Kurfürst Friedrich. Dieser hatte schon früher den Wunsch geäußert, die goldene Rose zu empfangen, mit welcher der Papst (auch heutzutage noch) fürstliche, um die Kirche oder um seinen Stuhl verdiente

Persönlichkeiten auszuzeichnen beliebt (derselbe pflegt sie in der Fastenzeit am Sonntag Lätare feierlich in einer Kapelle zu weihen und nicht minder feierlich durch Gesandte überreichen zu lassen). Sie ihm zu überbringen war Miltitz beauftragt. Dazu wurde er bereits unter dem Datum des 24. Oktober 1518 mit einer ganzen Reihe päpstlicher Erlasse ausgerüstet.

Vor Allem gehörte hiezu ein zweifaches Breve Leos X. an Friedrich. Dieser, sein geliebter Sohn, soll, wie Leo hier sagt, die heiligste Rose empfangen, die mit heiligem Chrisma berührt, mit wohlriechendem Moschus besprengt, mit apostolischem Segen geweiht sei, eine allerwürdigste Gabe und Ausdruck eines hohen Mysteriums, zum Denkmal und Pfande der väterlichen Liebe und des sonderlichen Wohlwollens des Papstes, durch einen vom Papst eigens für ihn erlesenen und hiermit auf's beste empfohlenen Gesandten u. s. w. Solche köstlichste Gabe, welche die Kirche durch die Hand ihres Pontifex ihm überreichen lasse, solle die höchste Freude anzeigen über die Erlösung des menschlichen Geschlechtes durch das kostbare Blut Jesu Christi und der kostbare uns erquickende und labende Leib unseres Erlösers werde füglich der Rose verglichen u. s. w. Recht bezeichnend für die päpstliche Redeweise reiht sich an solche hochklingende und weitschweifige Sätze der eigentliche Zweck: so möge nun der göttliche Duft dieser Blume das Herz Friedrichs, des lieben Sohnes, im Innersten durchdringen, damit derselbe, hiervon erfüllt, dasjenige, was Karl (Miltitz) ihm auseinandersetzen werde und wovon das andere päpstliche Schreiben an ihn handle, mit seinem frommen Sinn um so besser aufnehmen und in seiner edlen Brust hegen und des Papstes heiliges und frommes Begehren um so glühender der auf ihn gesetzten Hoffnung gemäß erfassen möge. Das andere Breve aber spricht, nachdem es zuerst vom Aufgebot gegen die Türken geredet, über Luther aus: vom Satan komme dieser Sohn des Verderbens her, der vornehmlich in

Friedrichs Landen notorische Ketzerei predige; weil man das reudige Schaf nicht dürfe die Heerde des Himmels anstecken lassen und weil solches auch des Fürsten Ehre und Gewissen beflecken müßte, sei Miltitz mit Maßregeln gegen jenen und seine Anhänger beauftragt und werde Friedrich im Herrn ermahnt, demselben darin mit seiner Autorität und Gunst beizustehen.

Päpstliche Schreiben ganz im selben Sinn bekam Miltitz an Spalatin, als Friedrichs Geheimschreiber, und an den kurfürstlichen Rath Degenhard Pfeffinger mit. Namentlich wurde darin dem Spalatin, dem vertrautesten Rathgeber Friedrichs in religiösen Dingen, zu Gemüthe geführt, wie abscheulich die ketzerische Frechheit jenes „Einen Sohnes des Satans" und wie gefährlich sie für den edlen Namen des Kurfürsten sei. Wie der Fürst, so wurden ferner auch der Stadthauptmann und Magistrat von Wittenberg in einem Breve aufgefordert, dem Miltitz Beistand zu leisten, damit er die päpstlichen Befehle gegen den vom Teufel angestifteten Ketzer Luther frei und ungehindert vollziehen möge. Dem entsprechende Erlasse soll Miltitz für eine Menge deutscher Städte bei sich geführt haben, damit sie ihm, wenn er dort Luther festgenommen hätte, sicheren Durchzug mit dem Gefangenen nach Rom gewährten. Er war, wie es hieß, im Ganzen mit mehr als siebzig Breve bewaffnet.

Was die Rose betrifft, so hatte Miltitz strengsten Befehl, ihre wirkliche Uebergabe an Friedrich nur in Uebereinstimmung mit Cajetans Rath und Willen zu vollziehen. Sie wurde in Deutschland zunächst beim Fuggerschen Kaufhaus zu Augsburg deponirt. Offenbar sollte vorgebeugt werden, daß er nicht voreilig und aus Begier nach dem für ihn selbst in Aussicht stehenden Dank und Lohn die hohe Gabe aus seinen Händen lasse, ehe man hoffen dürfte, daß sie ihrem Zweck wirklich dienen werde.

Gegen Mitte Dezembers wurde in Deutschland durch Cajetan auch eine päpstliche, am 9. November erlassene

Bulle veröffentlicht, welche die Lehre vom Ablaß gemäß der von Luther bekämpften Theorie endgiltig feststellte und, wiewohl ohne diesen zu nennen, vor den Irrthümern, die von gewisser Seite her neuerdings darüber verbreitet worden seien, mit Banndrohung verwarnte.

So sehr schien hiernach der Papst Luthern gegenüber jeden versöhnlichen oder vermittelnden Gedanken ausgeschlossen zu haben. Und dennoch muß daneben, wie der Verlauf zeigte, in seinen geheimen Instructionen für Miltitz diesem Gesandten Raum gelassen worden sein, nach Umständen auch noch andere Wege zu versuchen.

Nachdem Miltitz über die Alpen gereist war, wollte er zuerst in Süddeutschland Cajetan sprechen und besuchte nun hier, da dieser zum Kaiser nach Oesterreich verreist war, den ihm längst befreundeten Pfeffinger auf dessen Familiengütern in Baiern. Mit ihm weiter reisend, langte er erst am 25. Dezember zu Gera im Vogtlande an und meldete sich von dort aus dem in Altenburg befindlichen Spalatin. Unterwegs hatte er fortwährend Gelegenheit gehabt, unter Gebildeten und Leuten des gemeinen Volkes eine Theilnahme für den Mann, gegen den er ausgesandt war, und eine Stimmung gegen Rom wahrzunehmen, von der man in Rom nichts wußte und wissen wollte. Er war ein junger, gewandter Lebemann, der mit Leuten aller Art sich einließ und zu sprechen wußte, auch selbst wohl hin und wieder über römische Zustände und Vorgänge Aeußerungen that, welche freie Gegenäußerungen hervorriefen. Auch schrieb Tetzel, den er zu sich laden wollte, kläglich: die deutsche Bevölkerung sei gegen ihn durch Luther so sehr erregt, daß er bei einer Reise seines Lebens nicht sicher wäre. So entschloß sich Miltitz rasch mit der ihm eigenen Leichtigkeit des Sinnes zu einem Versuch, Luther auf andere Weise unschädlich zu machen. Nachdem er dem Kurfürsten in Altenburg seinen Besuch abgestattet, verstand er sich dazu, mit jenem dort freundlich zu verhandeln.

Die merkwürdige Zusammenkunft fand in der ersten Woche des neuen Jahres zu Altenburg bei Spalatin statt.

Miltitz trug alle mögliche Offenheit und Freundlichkeit, ja Herzlichkeit zur Schau. Er selbst äußerte gegen Luther: seit hundert Jahren habe in Rom kein Handel so viel Noth gemacht, als dieser gegenwärtige; gern würde man dort zehntausend Dukaten geben, um einen weiteren Fortgang desselben abzuschneiden. Er selbst erzählte: er habe auf seiner ganzen Reise die Gesinnungen erforscht und gefunden, daß, wo Einer auf des Papstes Seite stehe, allemal drei für Luther gegen den Papst seien; er würde, auch wenn er 25000 Mann zur Verfügung hätte, sich mit ihnen nicht getrauen Luther durch Deutschland nach Rom zu entführen. Dazu bemerkte er über seine Person: „o Martinus, ich glaubte, Ihr wärt so ein alter Theolog, der hinterm Ofen bei sich selbst disputirt hätte; jetzt sehe ich, wie Ihr noch jung, frisch und kräftig seid." Indem er an Luther Ermahnungen und Vorwürfe über den der römischen Kirche zugefügten Schaden richtete, begleitete er sie mit Thränen. So meinte er diesen zutraulich und für seine Pläne biegsam zu machen.

Luther zeigte dem gegenüber, wie auch er klug sein könne: er ließ, wie er selbst erzählt, jenen nicht merken, daß er in solchen Thränen Krokodilsthränen erkenne. In der Sache war er bereit, wie vorher unter den Drohungen eines päpstlichen Gesandten, so jetzt unter dem Zureden und Anerbieten des anderen alles seinem Gewissen Mögliche, aber auch nichts darüber, zuzugestehen und dann die Sache getrost ihren Gang weiter gehen zu lassen.

Während Miltitz auf die Forderung eines Widerrufs verzichtete, verstand sich Luther dazu, einen Brief an den Papst zu richten, worin er bekenne, zu scharf gewesen zu sein, und eine Erklärung für die deutsche Christenheit ausgehen zu lassen, welche Ehrerbietung gegen die römische Kirche ausspreche und anbefehle. Luthers Sache mit den

gegen ihn erhobenen Anklagen sollte vor das Gericht eines deutschen Bischofs kommen, wobei er jedoch, falls er dem Urtheil sich nicht unterwerfen könnte, sich eine Wiederaufnahme seiner Appellation vorbehielt. Er selbst wollte von weiterem Streit abstehen, ebenso aber sollte auch dem Widerpart Stillschweigen auferlegt werden.

Als sie so weit sich verständigt hatten, hielten sie noch ein heiteres Abendessen mit einander. Zum Abschied erhielt Luther einen Kuß von Miltitz.

In einem Bericht über die Conferenz, welche Luther dem Kurfürsten erstattete, sprach er die Hoffnung aus, die Sache möge bei beiderseitigem Schweigen „sich selbst zu Tode bluten", und zugleich die Besorgniß, daß, wenn weiter gefochten werde, „das Ding allererst recht werde herausfahren und aus dem Schimpf ein Ernst werden."

Er schrieb jetzt wirklich das versprochene Blatt für's Volk. Seinem eigenen Standpunkt vergab er darin nichts, so daß es, auch wenn er den Streit fernerhin ruhen ließ, nicht scheinen konnte, als hätte er etwas zurückgenommen. Den Ablaß ließ er gelten, aber doch immer nur als Ersatz für jene Genugthuung und mit der Erklärung, daß Gutes thun viel besser sei als Ablaßkauf. Er drang darauf, daß man in christlicher Liebe und Eintracht zur römischen Kirche, in welcher Petrus und Paulus und hundert Märtyrer ihr Blut vergossen, auch trotz der ihr anhaftenden Sünden und Schäden sich halten und ihrer Gewalt sich fügen solle, wolle jedoch diese nur auf äußerliche Dinge bezogen haben. Sätze, welche über das hier Zugestandene hinausgingen, wollte er für etwas angesehen haben, was keinesfalls vor's Volk oder den gemeinen Mann gehöre: man möge es, sagte er, den theologischen Schulen überlassen, die Gelehrten mögen es unter sich ausfechten. Seine Gegner freilich hätten hiemit ihre Grundprinzipien aufgeben müssen: denn ihnen war dies, daß Ablaß und Kirchengewalt mehr zu bedeuten habe, eine für die Seligkeit unerläßliche Glaubenswahrheit.

An den Papst schrieb Luther unter dem 3. März 1519. Der Brief begann wieder mit Ausdrücken tiefster persönlicher Demuth, unterschied sich aber mit seiner ruhigen festen Haltung schon bedeutsam von jenem Schreiben des vorigen Jahres an Leo. Ebenso gewichtig wie ruhig wies er dem Gedanken gegenüber, daß Luther seine Sätze widerrufen sollte, jetzt namentlich auch darauf hin, daß diese unter dem Andringen der Gegner wider sie schon über alles Erwarten weit verbreitet und in die Herzen eingedrungen seien, bei den Deutschen jetzt auch Wissenschaft und Urtheil in hoher Blüthe stehe: er würde so, wenn er sich zum Widerruf nöthigen ließe, erst recht zu Anklagen und Schmähungen der römischen Kirche Anlaß geben; um ihrer eigenen Ehre willen müsse er es verweigern. Uebrigens habe er bei seinem Streit gegen den Ablaß nur darum sich bemüht, daß diese Mutterkirche nicht durch fremde Habsucht befleckt werde und daß man das Volk nicht irre führe und es die Liebe dem Ablaß hintansetzen lehre.

Inzwischen war schon am 12. Januar Maximilian gestorben. Er war der letzte volksthümliche Kaiser, dessen Deutschland sich erfreute, in seiner Eigenthümlichkeit ein echter Sohn seiner Nation, an Seele und Leib mit reichen Gaben ausgestattet, ein Herr von hohem Muth und warmem Gemüth, geschickt, mit Hohen und Niedrigen umzugehen, sich in Achtung zu setzen und Liebe zu gewinnen. Auch Luther hören wir später oft noch in anhänglicher Erinnerung von ihm reden, von seiner Güte und Artigkeit gegen Jedermann, seinem Bemühen, treue, geschickte Diener aus allen Ständen heranzuziehen, seinen treffenden Aussprüchen, seiner Geschicklichkeit in Scherz und Ernst, ferner von den Nöthen, die er in seinem Regiment und mit seinen Fürsten hatte, von dem Hohn, den er durch Welsche erleiden mußte, auch von dem Humor, mit dem er über sich selbst und seine kaiserliche Herrschaft sich äußerte; Gott, sagte er einmal nach Luthers Erzählung, habe das weltliche und geistliche

Abb. 13. Kaiser Maximilian nach A. Dürer.

Regiment gut bestellt, jenes mit einem Gemsensteiger, dieses mit einem trunkenen Pfaffen (Papst Julius); er nannte sich einen König der Könige, weil seine deutschen Fürsten immer nur königlich das, was ihnen selbst gefalle, thun. Mit den hohen Ideen und Entwürfen, die er als Herrscher hegte, stand er vor dem Volk als würdiger Vertreter des Kaiserthums da, wenngleich sein Auge in Wahrheit mehr auf sein eigenes Haus und seine Hausmacht, als auf allgemeine Reichsinteressen gerichtet war. Jene kirchlichen Beschwerden der deutschen Nation, die wir beim Reichstag des Jahres 1518 vernahmen, hatte er längst lebhaft mitgefühlt, wenn er auch dort klüger fand, sich nicht bei ihnen zu betheiligen. Er ließ sich darüber und über die zu erstrebenden Reformen ein Gutachten von dem Humanisten Wimpheling aufsetzen. Ja er hatte einst im Kampf gegen Papst Julius auf ein reformatorisches allgemeines Conzil hingewirkt. Es wird sich, so eitel ein solches Fragen in der geschichtlichen Betrachtung ist, doch immer wieder die Frage aufdrängen, welch eine Wendung die Wirksamkeit Luthers und die Geschicke unserer Nation und Kirche genommen hätten, wenn Maximilian seine kaiserlichen Pläne mit den Interessen, für die Luther kämpfte, geeinigt und so als Führer einer großen nationalen Bewegung sich erhoben hätte. Jetzt war er dahin gegangen, ohne die Bedeutung dieses Mönchs mehr, als seine oben erwähnte Aeußerung über ihn in Augsburg andeutete, begriffen zu haben.

Sein Tod vermehrte übrigens die Rücksichten, die päpstlicherseits auf Kurfürst Friedrich genommen werden mußten. Denn bis zur neuen Kaiserwahl war dieser jetzt Reichsverweser für Norddeutschland, und für die Wahl war an seinem Einfluß besonders viel gelegen. Am 28. Juni wurde dann Maximilians Enkel, der neunzehnjährige König Karl von Spanien gewählt. Er war dem deutschen Leben und Wesen fremd, was hernach das deutsche Volk und sein Reformator stets hat fühlen müssen. Für den Papst jedoch

bestanden jene Rücksichten auch fernerhin fort, denn dem neuen Herrscher gegenüber mußte er mindestens alle Vorsicht üben, da dieser wußte, daß er seine Wahl möglichst zu hintertreiben bemüht war. Andererseits war dieser dem Kurfürsten verpflichtet, dem er seine Erwählung vorzugsweise zu danken hatte, konnte auch für die nächste Zeit noch nicht persönlich in Deutschland als Regent erscheinen.

Miltitz hatte während dieser Zeit seinen Plan weiter verfolgt, ohne daß wir doch ersehen könnten, was seine eigentlichen letzten Absichten waren. Zum Richter in Luthers Sache ersah er sich mit seiner Zustimmung unter den deutschen Erzbischöfen den von Trier, bewog diesen auch, darauf einzugehen. Er traf zu Anfang Mai's in der erzbischöflich Trierschen Stadt Coblenz mit dem Legaten Cajetan zusammen und lud jetzt auch Luther ein, dort vor dem Erzbischof zu erscheinen.

Aber noch wußte Miltitz davon, wie man seine Verhandlungen mit Luther in Rom aufgenommen habe, durchaus nichts zu sagen. Sollte Luther aus dem sicheren Wittenberg weg ohne den Willen seines treuen Landesherrn, welcher selbst hierbei nur Mißtrauen zeigte, auf's Ungewisse hin die weite Reise zu den zwei päpstlichen Gesandten wagen? man müßte, schrieb er an Miltitz, ihn ja für einen Thoren halten, wenn er es thäte; überdies wüßte er nicht einmal, woher das Geld zur Reise nehmen. Was damals in dieser Sache zwischen Rom und Miltitz verhandelt worden ist, lag überhaupt für Luther und liegt auch für uns noch im Dunkeln.

Während dieser Versuch einer Vermittelung (wenn wir ihn anders dafür gelten lassen) so in der Schwebe blieb, hatte sich nun ein ernstes Kampfspiel vorbereitet, das den scheinbar gedämpften Sturm erst vollends zum Ausbruch brachte.

Luthers College Carlstadt, der beim Erscheinen von Luthers Thesen anfangs selbst ängstlich geworden, dann

aber auf den Bahnen der neuen Wittenberger Theologie ausgehalten und vorwärts gestrebt hatte, lag wegen des Angriffs auf Luther, den Eck sich erlaubt, schon seit dem Frühjahr 1518 mit diesem in einer schriftstellerischen Fehde. In seinem Auftrag verhandelte Luther in Augsburg, wo er im Oktober auch Eck traf, mit diesem über eine öffentliche Disputation, in der die Beiden die Sache mit einander ausfechten wollten. Er hoffte, wie er gegen Eck und gegen Freunde sich äußerte, es werde einen würdigen Kampf um die Wahrheit geben, und man werde sehen, daß Theologen nicht blos streiten, sondern auch mit einander sich verständigen können. So schien zunächst wenigstens zwischen ihm und Eck ein friedliches Verhältniß wieder hergestellt. Als Ort für die Disputation wurde die Universität Leipzig verabredet. Herzog Georg von Sachsen, unter welchem Leipzig stand, gab seine Zustimmung und wies den Widerspruch der dortigen theologischen Fakultät, der die Sache bedenklich vorkam, ab.

Als aber gegen Ende des Jahres Eck Sätze, die er dort vertheidigen wollte, veröffentlichte, las Luther mit Befremden, daß sie hauptsächlich Punkte betrafen, die viel mehr er selbst als Carlstadt behauptet hatte; auch bezeichnete Eck hiebei diesen ausdrücklich als „Vorfechter" Luthers. Nur einer der Sätze bezog sich auf eine speziell auch von Carlstadt vertretene Lehre, nämlich die von der Knechtung des Willens im sündhaften Menschen. Zu jenen Punkten aber gehörte besonders die Behauptung, daß die römische Kirche ihre Oberhoheit über die ganze Christenheit in den ersten Jahrhunderten nicht besessen haben sollte. Sie hatte Eck aus den oben erwähnten neueren Publikationen Luthers herausgesucht; bei Carlstadt hatte er nichts davon lesen oder hören können.

Luther wallte auf. In einem öffentlichen an Carlstadt gerichteten Schreiben bemerkte er, daß Eck die dem Carlstadt angekündigten Frösche oder Fliegen vielmehr gegen ihn los

lasse, und rief dem Eck selbst zu: er wolle ihn nicht anklagen, daß er so heimtückisch, unfein und untheologisch dem Carlstadt Fremdes zum Vorwurf gemacht, wolle nicht darüber klagen, daß er ihn selbst aus schnöder Speichelleckerei gegen den Papst wieder in's Spiel hereingezogen habe; er wolle nur zeigen, daß man seine verschlagenen Wendungen wohl verstehe, und ihn freundlich ermahnen, künftig um seines eigenen Ruhmes willen in seinen Kniffen ein wenig anständiger zu sein; Eck möge denn seine Lenden mit dem Schwert umgürten und den Triumphen, deren er von andern Orten her sich rühme, auch einen aus Sachsen hinzufügen, um endlich ruhen zu können auf seinen Lorbeeren; er möge das, womit er gegen ihn schwanger gehe, zur Welt bringen, möge das, was ihn längst im Magen drücke, von sich geben und seine ruhmrednerischen Drohungen endlich zum Schlusse führen.

Luther hegte ja ohnedies den Wunsch, die Wahrheit, wegen der er verketzert werde, in einer öffentlichen Disputation verfechten zu dürfen: vergebens hatte er ihn dem Legaten in Augsburg vorgetragen. Jetzt forderte er, in Leipzig selbst mit als Kämpfer zugelassen zu werden. Und namentlich eben über den päpstlichen Primat wollte er dort offen und einschneidend den Streit aufnehmen.

Seinen Freunden wurde gerade bei diesem Punkt bange um ihn. Er aber rüstete mit großem Fleiß seine Waffen, indem er die kirchlichen Rechtsbücher und die Geschichte der kirchlichen Rechte durchstudirte, mit denen er bisher noch nie so sich beschäftigt hatte. Was er behauptete, bestätigte sich ihm hier vollends. Ja er fand, daß die tyrannischen päpstlichen Ansprüche, wenngleich schon über ein Jahrtausend alt, doch erst durch die päpstlichen Rechtsbücher der letzten vier Jahrhunderte zur Herrschaft gelangt seien und nur auf sie ihre Geltung stützen können. Dagegen zeuge wider jenen Primat die Geschichte der vorangegangenen Jahrhunderte, das nicänische Conzil (v. J. 325) und die heilige Schrift.

So sprach er jetzt in einer These aus, ließ auch eine Erläuterung dazu im Druck erscheinen.

Auf die hohe Bedeutung dieser historischen Aussage für den Glauben und die ganze Auffassung des christlichen Heiles und der wahren Gemeinde oder Kirche Christi ist schon oben aufmerksam gemacht worden. Zum Wesen dieser Kirche gehört hienach die Stellung unter einem Papste nicht mehr. Hat doch auch der Verlauf der Geschichte, in welcher Gott die abendländischen Christen ähnlich unter eine äußere Gewalt des Papstes kommen ließ, wie Völker unter verschiedene fürstliche Gewalten zu stehen kommen, keineswegs die gesammte Christenheit unter sie gestellt, oder stellen sollen. Die Millionen morgenländischer Christen, die nicht unter ihr stehen und deshalb vom Papst als Schismatiker verdammt werden, sind, wie Luther jetzt besonders betont, darum doch Glieder der Christenheit, der Kirche, des Leibes Christi. Gemeinschaft des Heiles ist nicht blos in der Gemeinschaft der römischen Kirche. Für die Gesammtchristenheit oder jene allgemeine Kirche giebt es kein anderes Haupt als Christus. Zugleich fand jetzt Luther auch schon und sprach es aus, daß die Bischöfe ihre Stellung über den einzelnen Gemeinden und ihren Hirten erst nach der apostolischen Zeit erhalten haben: auch der Episkopat hört hiermit auf, ein wesentlicher, nothwendiger Bestandttheil der Kirche zu sein. Was ist denn das Wesentliche für den Bestand der Kirche und wie weit dehnt sie sich aus? Luther antwortet schon jetzt mit dem Grundsatz des evangelischen Protestantismus: sie ist nicht blos bei Rom, sondern nur da und überall da, wo Gottes Wort gepredigt und geglaubt wird, wo christlicher Glaube, Hoffnung und Liebe lebt, wo eine innerlich Christo als ihrem Bräutigam verbundene Christenheit besteht. Diese allgemeine Kirche, sagt Luther, ist auch im Glaubensbekenntniß gemeint, wenn es sagt: „Ich glaube eine heilige katholische Kirche, die Gemeinde der Heiligen.“

Die äußere Gewalt nun, welche das Papstthum im kirchlichen Regiment, im Auflegen äußerlicher Leistungen und Strafen ausübte, erschien Luthern insoweit als etwas religiös Indifferentes, für das Seelenheil Gleichgiltiges. Anders aber verhielt es sich mit dem Anspruch auf göttliches Recht, den das Papstthum hiebei erhob, und auf die Ausdehnung seiner Gewalt und Willkür über die Seelen und Gewissen, über die Gemeinschaft der Gläubigen, ja gar über das Loos der abgeschiedenen Seelen. Hier erkannte Luther einen Eingriff in die Rechte, die Gott sich selbst vorbehalten, und eine Verkehrung der wahren, durch Christus gestifteten, in der Schrift bezeugten Heilsordnung. Hier sah er einen menschlichen Machthaber und Tyrannen, der sich selbst an Christi und Gottes Stelle setzte. Es graute ihm, wie er Freunden schrieb, beim Lesen der päpstlichen Decrete immer weiter hineinzublicken in das Treiben der Päpste mit ihren Forderungen und Satzungen, in dieses Schmieden menschlicher Gesetze, in diese neue Kreuzigung Christi, in diese Mißhandlung und Verhöhnung seines Volkes. Wie er früher schon äußerte, daß bei der gegenwärtigen päpstlichen Curie wohl der Antichrist herrsche, so flüsterte er jetzt (in einem Brief vom 13. März 1519) dem Spalatin ins Ohr: ich weiß nicht, ob der Papst der Antichrist selbst, oder ein Apostel von ihm ist; widerchristlich erschien ihm nunmehr so das Institut des Papstthums selbst mit seinen Prinzipien und Früchten. Ueber jene Rechtsbücher sagt er in einem andern Brief: „Wenn dem römischen Stuhl das Dahinsterben seiner Ablässe schon so geschmerzt hat, was wird er erst thun, wenn seine Decrete nach Gottes Willen ihr Leben aushauchen müssen? nicht als ob ich im Vertrauen auf eigene Kraft vor dem Sieg prahlte, wohl aber vertraue ich der göttlichen Barmherzigkeit, die den menschlichen Satzungen zürnt."

Um Zulassung zur Disputation lag Luther dem Herzog Georg dringend an. Sein Kurfürst, dem wohl selbst eine

öffentliche, freie, wissenschaftliche Verhandlung der Streitfragen erwünscht war, gab ihm die Erlaubniß dazu. Seine Verabredungen mit Miltitz konnten ihn nicht zurückhalten, da ja das von ihm ausbedungene Stillschweigen auf Seiten seiner Gegner nicht eingehalten und ihnen auch weder von Miltitz noch von einer anderen kirchlichen Behörde anempfohlen worden war. Bei jener Bitte jedoch mußte er es sich gefallen lassen, daß Georg ihn an Eck verwies, mit dem er sich erst geeinigt haben müsse, und dieser ihn vergeblich auf Antwort warten ließ. Endlich stellte der Herzog einen Geleitsbrief aus für Carlstadt und Diejenigen, die er mit sich bringen werde: unter diesem Titel kam auch Luther mit; auf Georgs Manneswort und Fürstenwort durfte er hiebei sicher trauen.

Gegen die ganze Disputation wirkte und protestirte von Anfang an der Bischof von Merseburg, welcher Kanzler der Leipziger Universität und der geistliche Obere der dortigen Fakultät war. Sie mußte für ihn schon deswegen unzulässig sein, weil Ecks Thesen auch den Streit über den Ablaß wieder vornahmen, der durch die päpstliche Bulle für immer entschieden und abgethan sein sollte. Er berief sich gegen sie auf die päpstlichen Befehle. Sie wurde nun, indem sie trotz dieser Einsprache mit der herzoglichen Genehmigung stattfand, zu einem um so wichtigeren Ereignisse.

Herzog Georg hegte auch selbst lebhafte Theilnahme für sie. Er war ein kräftiger, gerader und derber Charakter. An den kirchlichen Ueberlieferungen, in denen er aufgewachsen war, hielt er treu und zäh fest; es wurde ihm schwer, seinen Blick zu erweitern. Aber es war ihm ehrlich um die Wahrheit zu thun. Er wünschte, daß im Kampf um sie auch seine eigenen Gelehrten rüstig sich tummelten. Als er von den Bedenken der Leipziger Theologen gegen die Disputation hörte, äußerte er: sie fürchten wohl, in ihrem Müßiggang und Saufen gestört zu werden, und meinen, wenn sie einen Schuß hören, gleich, er treffe sie. Weil eine außerordentlich

Abb. 14. Herzog Georg von Sachsen, nach einem alten Holzschnitt

Digitized by Google

Menge von Zuhörern für die Disputation zu erwarten war, ließ er für sie den großen Saal seines Schlosses, der Pleissenburg, einräumen und schmücken. Zwei seiner Räthe beauftragte er, ihr vorzustehen. Er wollte auch selbst bei ihr erscheinen. Wie viel lag an dem Eindruck, den sie und bei ihr namentlich Luther auf ihn machen mochte.

Am 24. Juni zogen die Wittenberger in Leipzig ein, Carlstadt an der Spitze. Ein Augenzeuge hat es später so beschrieben: „Sie fuhren zum Grimmischen Thor ein, und ihre Studenten, 200 an Zahl, liefen neben den Wagen daher mit Spießen und Hellebarden und geleiteten also ihre Herren, und Dr. Carlstadts Fuhr voran, darnach Dr. Martinus und Philippus (Melanchthon) auch, in einem Rollwagen (leichten Korbwagen), und hatten alle keinen behangenen oder bedeckten Wagen; und wie sie also zum Grimmischen Thor einzogen, und kamen vor die Thür am Kirchhof der Pauler Kirche, da zerbricht dem Dr. Carlstadt sein Wagen, daß der Dr. herab in den Koth fiel; aber Dr. Martinus und sein Achates (treuer Gefährte) Philippus fuhren vorüber." — Während sie so hereinfuhren, wurde ein bischöflicher Erlaß, der die Disputation bei Strafe des Bannes verbot, an den Kirchthüren angeschlagen, aber nicht respectirt. Ja der Magistrat ließ den Mann, der den Anschlag anheftete, gefangen setzen, weil er es ohne seine Erlaubniß gethan.

Vor dem Beginn der Disputation wurden noch gewisse Bedingungen, unter welchen sie gehalten werden sollte, festgesetzt. Ihre Verhandlungen sollten durch Notare niedergeschrieben werden: Eck hatte dem widerstrebt, da er hierdurch in seiner freien mündlichen Rede behindert zu werden fürchtete, und nicht Alles, was er im Gefecht vorbrachte, so genau aufgezeichnet zu sehen wünschte. Die Protokolle aber sollten Schiedsrichtern, die für das Ergebniß der Disputation noch zu erwählen seien, vorgelegt und erst nach ihrem Urtheil veröffentlicht werden. Vergebens hatten Luther und

Carlstadt, die einem solchen Urtheil gegenüber sich nicht verpflichten wollten, dem widersprochen, während dem Herzog eben daran gelegen war, eine Entscheidung für den Streit herbeizuführen.

Am frühen Morgen des 27. Juni begann die Eröffnung der Disputation mit aller der weltlichen und geistlichen Feierlichkeit, die einem hochwichtigen akademischen Akte gegeben werden konnte: mit einer Begrüßung in der Aula durch die Rede des Leipziger Professors Simon Pistoris, mit einer Messe in der Thomaskirche, wohin die Versammlung in stattlichem Aufzug sich verfügte, mit einem noch reicheren Zug nach der Pleissenburg, wo eine Abtheilung der bewaffneten Bürgerschaft als Wache aufgestellt war, mit einer langen Rede, welche dort im Saale der Disputation der berühmte Leipziger Lehrer Petrus Schade Mosellanus, ein Meister in lateinischer Sprache und Eloquenz, über die rechte Art des Disputirens hielt, und mit dreimaligem musikalischem Vortrag des lateinischen Gesanges: „Komm, heiliger Geist", während dessen die Versammlung auf den Knien lag. Um zwei Uhr nahm dann die Disputation selbst zwischen Eck und Carlstadt ihren Anfang. Sie standen sich auf Kathedern gegenüber.

Eine Menge von Theologen und auch gelehrten Laien waren zu dem Schauspiele zusammengeströmt. Von Wittenberg war der Pommernherzog Barnim, damals Rektor der Universität, mit herübergekommen. Als noch sehr junger Leipziger Student war Fürst Georg von Anhalt, der spätere Freund Luthers, zugegen. Herzog Georg von Sachsen wohnte den Verhandlungen oft bei und hörte fleißig zu. Auch sein Hofnarr übrigens soll mit ihm erschienen sein und einmal mit Eck, gegen den er durch Spaßmacher angereizt worden sei, eine komische Szene zur Erheiterung der Versammlung gehabt haben. Von Seiten Friedrich des Weisen war einer seiner Räthe, Hans von Planitz, anwesend.

Eck und Carlstadt stritten mit einander vier Tage lang zwischen dem 27. Juni und 3. Juli über die theologische Frage vom freien Willen des Menschen und seinem Verhältniß zur göttlichen Gnadenwirksamkeit. Es war ein ermüdendes Streiten mit vereinzelten Schriftstellen und Stellen alter Kirchenlehrer, ohne die lebendige und freie Erregung des sittlichen und religiösen Geistes welche bei Luthers Behandlung solcher Fragen zur Theilnahme fortriß. In Hinsicht auf Gedächtniß, wie auf Sprachgewandtheit zeigte sich Eck seinem Gegner überlegen. Er setzte durch, daß, als Carlstadt Bücher zum Nachschlagen mitbrachte, ihm dies niedergelegt wurde, und hatte nun auch den Vortheil, daß ihm selbst seine Citate Niemand controliren konnte. So erfüllte ihn schon hohes Siegesgefühl, als er zum Kampf mit Luther überging.

Dieser hatte inzwischen am Peter- und Paulstage, dem 29. Juni, auf Herzog Barnims Wunsch in der Pleissenburg eine Predigt gehalten, worin er mit Anschluß an das Evangelium des Tages den Hauptpunkt der Carlstadt'schen Disputation und zugleich den der ihm selbst bevorstehenden, nämlich die Bedeutung der dem Petrus verliehenen Schlüsselgewalt, einfach, praktisch und erbaulich besprach. Im Gegensatz zu ihm hielt dann aber Eck vier Predigten auf den Kanzeln städtischer Kirchen, deren keine ein Luther hätte betreten dürfen, und berichtete nachher selbst darüber: „Ich habe pur das Volk erregt, an den lutherischen Irrthümern einen Ekel zu haben.“ Die Mitglieder der Leipziger Universität hielten sich während der ganzen Zeit der Disputation von den Wittenbergern unfreundlich zurück, während sie Eck in jeder Weise feierten. Als Luther einmal in eine Kirche kam, wo Mönche Gottesdienst hielten, flüchteten diese eilig die Monstranz mit dem heiligen Sakrament hinweg, damit es durch seine Gegenwart nicht entweiht würde; und doch warf man ihm dann nachher Versäumniß des Kirchenbesuchs in Leipzig vor. In den Herbergen, wo die Wittenberger

Studenten lagen, kam es zwischen ihnen und Leipziger Komilitonen zu so heftigen Ausbrüchen, daß die Wirthe Hellebardenträger an die Tische stellen mußten.

Herzog Georg lud den Verketzerten mit Eck und Carlstadt zur Tafel ein und außerdem zu einer Privataudienz. So frei war doch er und so darauf bedacht, selbst mit Luther und seiner Sache sich bekannt zu machen. Luther nannte ihn damals auch einen guten, frommen Fürsten, der fürstlich zu reden wisse. Zugleich aber hielt ihm Georg in jener Audienz namentlich auch das vor, daß von ihm die Böhmen große Erwartungen hegen, und gerade Georg, mütterlicherseits Enkel des Böhmenkönigs Podiebrad, wollte jede Verunreinigung durch die verhaßte böhmische Ketzerei auf's Sorgsamste gemieden haben. Mit Bezug auf solche Aeußerungen des Herzogs bemerkte damals Luther von sich: er wisse zwischen der Pfeife und denen, welche in sie hineinblasen, wohl zu unterscheiden und bedaure nur die Zugänglichkeit der Fürsten für den Einfluß fremder Leidenschaften. — Es mußte für Luther eine unbehagliche und unheimliche Luft sein, in der er dort zu Leipzig sich bewegte.

Am Montag dem 4. Juli beschritt endlich er mit Eck den Kampfplatz. Erst am Morgen dieses Tages unterzeichnete auch er noch die Bedingungen, die trotz seines Widerspruchs festgestellt worden waren, erklärte aber, daß er auch einem etwaigen Urtheilsspruch jener Richter gegenüber seine Appellation an ein Conzil aufrecht halte und die päpstliche Curie nicht als Richter annehme. Das Protokoll hierüber lautet: „doch so hat Dr. Martinus seine Appellation, die er zuvor vorgewandt, als viel er deß Recht hat, vorbehalten und nicht wollen fallen lassen, auch daß die Akte dieser Disputation nicht in päpstlichen Hof, aus Ursachen ihn beregend, darüber zu erkennen sollen geschickt werden."

Das Auftreten Luthers in dieser Disputation hat zu der ersten Schilderung seiner Persönlichkeit Anlaß gegeben, die wir aus der Feder eines Zeitgenossen besitzen. Der

vorgenannte Mosellanus nämlich berichtet in einem Brief: „Er ist von mittlerer Statur, sein Leib mager, durch Sorgen und Studien abgezehrt, so daß man fast alle Knochen an ihm zählen kann. Er steht im besten Alter. Seine Stimme ist hell und klar. Außerordentlich ist die Gelehrsamkeit und Schriftkenntniß, die er besitzt, so daß er fast Alles im Griffe hat. Griechisch und hebräisch versteht er hinlänglich, um über die Auslegungen der Schrift zu urtheilen. Für die Rede steht ihm ein reiches Material von Sachen und Worten zu Gebote, dabei ist er im Leben und Sitten fein und umgänglich, hat nichts stoisch herbes und stolzes an sich, weiß sich in die verschiedenen Personen und Zeiten zu schicken. In Gesellschaft verkehrt er heiter und witzig. Er ist jederzeit frisch, froh und sicher und hat ein fröhliches Angesicht, wie hart ihm auch die Widersacher drohen, so daß man glauben muß, der Mann unternehme so Schweres nicht ohne den Beistand der Götter. Zum Vorwurf aber machen ihm die Meisten, daß er in der Polemik weniger Maß halte und bissiger sei, als es für einen Theologen und einen, der in göttlichen Dingen Neues aufstelle, gezieme." Seine Tüchtigkeit zum Disputiren wurde auch später noch von Eck anerkannt, der mit Bezug auf ihre Disputation äußerte: Aristoteles sage, daß, wenn Zwei mit einander disputiren, die beide der Kunst gelehrt seien, es eine feine Disputation gebe.

Den Eck schildert Mosellan als einen Mann von großer vierschrötiger Gestalt mit einer Stimme, die auf's Theater, ja für einen Herold taugte, jedoch mehr grob, als deutlich sei und nichts Anmuthendes habe, mit dem Mund, den Augen und dem ganzen Gesicht eines Fleischers oder Soldaten, aber mit ausgezeichnetem Gedächtniß. An Gedächtniß und Redefertigkeit that er es auch Luthern zuvor; an gediegener und wahrhaft ausgebreiteter Gelehrsamkeit aber gaben diesem auch unpartheiische, wie der oben genannte Pistoris, den Vorzug. Eine große Lebhaftigkeit im Reden

Abb. 15. Luther nach einem Kupferstiche Cranachs v. J. 1520.

ed by Google

und Schreien und Gestikulationen mit den Armen und dem ganzen Leib soll Eck bei italienischen Vorbildern sich abgesehen haben. Auch Melanchthon übrigens erkannte nach

Abb. 16. Dr. Joh. Eck, nach einem alten Holzschnitt.

der Disputation in einem Briefe an: „Die Meisten von uns mußten Eck wegen mannigfacher und ausgezeichneter Geistesgaben bewundern." Später nennt er ihn: „Eckeck, die Dohlenstimme." — Eine seltene Kraft und Ausdauer hat

Eck jedenfalls in diesen Leipziger Tagen bewiesen. Und geschickt wußte er vor Allem das eigentliche Ziel, das er Luthern gegenüber im Auge hatte, zu verfolgen.

Die Beiden begannen gleich mit demjenigen Punkte, auf welchen Eck sein Hauptaugenmerk gerichtet und über welchen Luther seinen kühnsten Satz aufgestellt hatte, mit der Frage über die päpstliche Gewalt.

Nach längeren Verhandlungen über Beweisstellen der heiligen Schrift, über die alten Kirchenväter, die jene päpstliche Oberhoheit noch nicht kennen, über die abendländische Kirche des Mittelalters, bei der dieselbe doch früher als Luther zugeben wollte, zu ihrer Geltung gelangt ist, über die nicht unter Rom stehende morgenländische Christenheit, auf die Luther hinwies und der dagegen Eck mit leichtem Herzen die Seligkeit absprach, ging dieser am zweiten Tag der Disputation in wohl berechneter Weise von den kirchlichen Autoritäten, die er für das göttliche Recht des päpstlichen Primates anführte, auf einmal zu Sätzen des englischen Ketzers Wiclif und des Böhmen Hus über, welche dieses Recht geläugnet haben und deshalb mit gutem Grund verdammt worden seien. Er müsse, sagte er, ihrer hier gedenken, weil nach seinem eigenen und bescheidenen schwachen Urtheil Luthers These den Irrthümern der Böhmen auf's Höchste günstig sei und diese, wie es heiße, auf's Beste dazu Glück wünschen. Luther erklärte dem gegenüber auch jetzt, wie er bisher jederzeit gethan: er mißbillige die Lostrennung der Böhmen von der katholischen Kirche, weil das höchste göttliche Recht das der Liebe und des Geistes sei, und verbat sich die Schmach, die Eck ihm anthun wolle; aber er erklärte: widerlegt seien die Böhmen in jenem Punkte nicht worden. Und mit aller Bestimmtheit und ruhigen Ueberlegung fuhr er nach einer Pause, die über Mittag in der Disputation gemacht worden war, fort: unter den Artikeln des Hus seien viele ganz christlich und evangelisch, wie die Sätze, daß es nur Eine allgemeine

Kirche gebe (zu der eben auch die griechische Christenheit gehört habe und gehöre) und daß der Glaube an die Oberhoheit der römischen Kirche nicht zur Seligkeit nöthig sei. Er fügte bei: man dürfe keinem Christen einen Glaubenssatz aufdrängen, der der heiligen Schrift fremd sei, und das Urtheil eines einzelnen Christen müsse mehr gelten, als der Papst oder auch ein Conzil, wenn jenes bessern Grund für sich habe.

Der Augenblick, da Luther so von den Sätzen des durch ein Conzil verdammten und in Deutschland verrufenen Hus sprach, war der eindruckvollste und wichtigste in der ganzen Disputation. Ein Zeuge, der seinen Sitz unter dem der Herzoge Georg und Barnim hatte, erzählt: „darauf sprach Herzog Georg mit lauter Stimme, laut, daß man's über das ganze Auditorium hörte: das walt die Sucht, und schüttelt den Kopf und setzet beide Arme in die beiden Seiten." Aehnlich mußte die übrige Zuhörerschaft, je von ihren verschiedenen Standpunkten aus, sich erregt fühlen. Wohl hatte Luther das, daß ein Conzil irren könne, schon vordem in Schriften geäußert. Jetzt aber erklärte er sich für Sätze, die ein bestimmtes, von der ganzen abendländischen Christenheit einmüthig anerkanntes Conzil, nämlich das zu Constanz verdammt hatte, warf also diesem Irrthum in einer der wichtigsten Entscheidungen vor. Dazu hatten bei den Entscheidungen dieses Conzils vorzugsweise gerade solche Männer mitgewirkt, welche bei ihrer Anerkennung jenes Primats doch dem päpstlichen Despotismus gegenüber noch die Rechte der Conzilien, der durch sie repräsentirten allgemeinen Kirche und der Nationen und Staaten verfochten. Die Eine abendländische katholische Kirche hegte, wie wir schon früher bemerkten, in ihrer Mitte jene Verschiedenheit der Ansichten über die Autorität, welche dem von Christus eingesetzten Papstthum, und diejenige, welche Conzilien zukomme. Jetzt schien Luther in seinem Widerspruch gegen jene Einsetzung und Autorität des Papstthums zum Bruch

mit jeder in der Kirche bestehenden Autorität und jeder in ihr noch möglichen Richtung gebracht.

Luther selbst scheint indessen diese Tragweite seiner Worte, mit denen er zu den „christlichen" Artikeln eines Hus sich bekannte, im Augenblick noch nicht übersehen, den directen Gegensatz, in welchen er hiemit zu jenem Conzil sich stellte, noch nicht genügend bedacht zu haben. Als nämlich Eck es für „schrecklich" erklärte, daß der „ehrwürdige Vater" sich nicht gescheut habe, hiemit dem heiligen, löblichen, unter Zustimmung der ganzen Christenheit versammelten Constanzer Conzil zu widersprechen, fiel er ihm in die Rede mit dem Wort: „Es ist nicht wahr, daß ich gegen das Constanzer Conzil gesprochen." Jener folgerte dann weiter, daß die Autorität des Conzils, wenn es in solchen Artikeln geirrt, auch im Uebrigen hinfällig werde.

Aber Tags darauf, also nach weiterer Ueberlegung, führte Luther vier Sätze von Hus auf, welche echt christlich seien, obgleich sie in den Akten des Conzils verworfen waren. Er suchte Auswege, dem Conzil seine Ehre dennoch zu wahren: das Conzil habe die von ihm verworfenen Sätze nur zum Theil für ketzerisch und theilweis blos für unbesonnen erklärt und jene müßten wenigstens nicht zu den ketzerischen gerechnet werden; ja er erlaubte sich die Annahme, daß jene erst durch einen Fälscher in den Text der Conzilbeschlüsse gekommen seien. Weiterhin wollte er zugeben, daß man Beschlüsse eines Conzils in dem, was zum Glauben gehöre, allwege annehmen müsse. Und um bei Jedermann gegen Mißverständiß und Mißdeutung sich zu verwahren, unterbrach er einmal das in der ganzen Disputation gebrauchte Latein und erklärte mit deutschen Worten, daß er keineswegs der römischen Kirche den Gehorsam versagt haben wolle, sondern daß der Streit nur darauf sich beziehe, ob ihre Oberhoheit auf göttlichem Recht, nämlich unmittelbarer göttlicher Einsetzung im Neuen

Testament, beruhe, oder nur solchen Ursprung und Charakter habe, wie etwa das Kaiserthum bei der deutschen Nation. Er war sich bewußt, wie die Anklage wegen Ketzerei und Abfall gegen ihn anschwoll und Eck sie weiter zu treiben beflissen war. Dem Constanzer Conzil und einer solchen allgemeinen Vertretung der abendländischen Christenheit überhaupt stellte er nur mit Schmerz und innerem Kampf sich mit seiner heiligen Schrift entgegen. Aber keinen Schritt weit näherte er sich wieder einer Anerkennung des Papstthums, für die er keinen Grund in der Schrift fand. Er beharrte darauf, daß auch kein Conzil hiezu nöthigen oder überhaupt etwas, was dort keinen Grund habe, zu einem wirklichen Bestandtheil des christlichen Glaubens machen könne. Immer wieder erklärte er, daß auch ein Conzil irren könne.

Fünf Tage lang ist so über diesen Hauptgegenstand der Disputation ohne weiteres Ergebniß gestritten worden.

Die ferneren Verhandlungen, die noch um Fegfeuer, Ablaß und Buße sich bewegten, hatten hienach wenig Bedeutung mehr. Hinsichtlich des Ablasses zeigte jetzt auch Eck auffallende Mäßigung. Der Streit über eine richtige Auffassung des Fegfeuers führte nebenbei auch zu einer neuen wichtigen Erklärung Luthers über die Gewalt der Kirche im Verhältniß zur heiligen Schrift. Eck führte nämlich als biblische Beweisstelle ein Wort aus den alttestamentlichen sogenannten Apokryphen an, d. h. aus denjenigen alttestamentlichen Schriften, welche nicht ursprünglich zu den Glaubensurkunden des alten Bundes gehörten, bei der mittelalterlichen Kirche aber gleiches Ansehen mit den übrigen biblischen Schriften erhalten hatten. Zum ersten Mal sprach Luther dort dem Eck gegenüber sich gegen jene Gleichstellung aus und überhaupt dagegen, daß die Kirche einem Buch eine Autorität verleihen könnte, die ihm an sich nicht zukomme.

Zwischen Eck und Luther wurde so noch bis zum 13. Juli disputirt. Luther schloß seinerseits mit den Worten: „Ich bedaure, daß der Herr Doctor so tief in die Schrift eindringt, wie eine Wasserspinne in's Wasser, ja vor ihr zu fliehen scheint, wie der Teufel vor dem Kreuz; ich ziehe, unbeschadet der Ehrfurcht vor den Vätern die Autorität der Schrift vor, was ich hiemit den künftigen Richtern empfehle."

Nur kurz traten dann noch einmal Carlstadt und Eck einander gegenüber. Die Disputation mußte vollends rasch am 15. abgeschlossen werden, weil Herzog Georg in der Pleissenburg einen Besuch des Kurfürsten von Brandenburg empfangen wollte. In Betreff der Universitäten, welchen die Akten vorgelegt werden sollten, einigte man sich noch für Paris und Erfurt: keine von beiden aber hat dann der verantwortungsvollen Aufgabe, die ihr hiemit gestellt wurde, sich unterzogen.

Triumphirend, von seinen Freunden gefeiert und von Herzog Georg mit Gunst und Ehre belohnt, zog Eck von der Disputation ab. Er verfolgte den Sieg, den er gewonnen zu haben meinte, indem er weiter gegen Luther aufhetzte und namentlich immer wieder auf die Gemeinschaft zwischen ihm und den Böhmen hinwies. Noch von Leipzig aus beantragte er sogar bei Kurfürst Friedrich, Luthers Bücher verbrennen zu lassen. Die beiden Männer standen fortan und für immer einander unversöhnlich gegenüber, nur noch in hitzigen Streitschriften mit einander verkehrend. Eck arbeitete namentlich bei der römischen Curie darauf hin, daß Luther endlich förmlich und öffentlich verurtheilt werde.

In Leipzig war Luther auf's Argwöhnischste beobachtet worden. Man hatte unter dem Volke gar gegen ihn aufgebracht, daß er an einem silbernen Ringlein seines Fingers etwas Geheimnißvolles bei sich habe, nämlich wohl gar ein Büchschen mit dem Teufel drin. Auch das fand man

auffallend und befremdlich, daß er einen Blumenstrauß in der Hand trug und ihn ansah und an ihm roch. Aus derselben Zeit stammt wohl auch das von einem seiner theologischen Gegner veröffentlichte Gerede eines frommen alten Weibes in Leipzig, welche einst in Eisleben mit Luthers Mutter zusammen gelebt haben und von daher wissen wollte, daß ihr Sohn Martin die Frucht teuflischen Umganges gewesen sei.

Für die Kunde von Luther aber und für den Eindruck, den er mit seinen Ueberzeugungen machte, wirkte sein öffentliches Auftreten in diesen Leipziger Tagen mehr als eine Reihe von Druckschriften: so namentlich auch bei gebildeten Laien und Männern der Wissenschaft, und so auch beim Volk im Großen, welchem die durch diesen Kampf hervorgebrachte Erregung sich mittheilte. Wenige Monate nachher hören wir einen Gegner klagen: „Luthers Lehr hat so viel Gezänk, Zwietracht und Aufruhr unter dem Volk erweckt, daß schier kein Land, keine Stadt, Dorf oder Haus ist, darin man sich nicht von seinetwegen entzweiet bis auf das Raufen."

Luther selbst kehrte voll Unmuths nach Wittenberg zurück. Man habe in Leipzig nur die Zeit verschwendet; es sei unwürdig disputirt worden; dem Eck und seinen Leipzigern sei es nicht um die Wahrheit zu thun gewesen. Jener, sagte er, habe in einer Stunde ärger geschrieen, als er und Carlstadt es in zwei Jahren vermöchten; und doch handle es sich hier um eine friedsame und in stiller geheimnißvoller Tiefe verborgene Theologie. Seine Unzufriedenheit aber bezog sich nicht, wie man etwa denken möchte, auf die Behandlung, welche seinem Satz über den päpstlichen Primat zu Theil geworden, und auf eine Verlegenheit, in die er selbst dadurch gesetzt war. Im Gegentheil — indem er über die unwürdige Art des Disputirens klagte, nahm er eben jene These hievon aus. Er meinte vielmehr die Oberflächlichkeit und den Mangel an Interesse, womit dort über so wichtige, tiefe Gegenstände, wie über die

Rechtfertigung durch den Glauben oder über die auch dem besten Menschenwerk anhaftende Sünde hinweggegangen wurde. Ueber alle die Punkte, die er in Leipzig zu verfechten und auseinanderzusetzen gewünscht hatte, gab er dann Erläuterungen heraus. Und in Betreff der Conzilien erklärte er nun hier mit noch stärkeren Worten als in Leipzig, daß sie allerdings, und zwar auch in den wichtigsten Dingen, irren können und geirrt haben; mit der Kirche dürfe man weder sie noch den Papst identifiziren.

Daraus zog er jetzt auch selbst die richtige Folgerung für sein Verhältniß zu den Böhmen. Ein Genosse Ecks, der Theologe Hieronymus Emser, ein Günstling Herzog Georgs, wirkte in seiner Art hierauf vollends ein. Dieser hatte in Leipzig vor der Disputation ein hitziges Zwiegespräch mit ihm gehabt, worin er ihm vorwarf, Aergerniß zu geben. Jetzt richtete derselbe einen eigenthümlichen offenen Brief an einen hohen Geistlichen der katholischen Kirche zu Prag Namens Zack. Indem er darin sagte, die vom Katholizismus abgefallenen Böhmen berufen sich wohl auf Luther und haben gar Gebete und Gottesdienste während der Disputation für ihn veranstaltet, berichtete er mit scheinbarem Wohlwollen für Luther, daß dieser vielmehr die Gemeinschaft mit ihnen dort eifrig von sich abgewiesen und ihren Abfall von Rom verurtheilt habe. Luther sah hierin eitel Tücke und Bosheit, und auch wir können darin nur einen arglistigen Kunstgriff erkennen, mit welchem er Luthers Stellung nach allen Seiten hin verderben wollte. Nehme er, sagt Luther, das ihm hier ertheilte Lob stillschweigend an, so werde der Schein entstehen, als habe er seine ganze Lehre widerrufen und habe vor Eck die Waffen gestreckt; weise er es ab, so werde er erst recht als Patron der Böhmen verschrieen und zugleich schnöden Undanks gegen Emser beschuldigt werden. So brach er jetzt in einer kleinen Schrift voll Zorns und Bitterkeit gegen Emser los, der sie dann in gleichem Ton erwiderte. Sehr klar aber legte

er darin die Sache dar: wenn den Böhmen seine Lehren gefallen haben, so nehme er diese darum nicht zurück; bei den Böhmen nehme er ihre Irrthümer nicht in Schutz, finde aber bei ihnen Christum, die heilige Schrift und die Sacramente der Kirche und dazu christlichen Haß gegen die Verweltlichung, die Sittenlosigkeit und den Hochmuth des römischen Klerus; ja er wünsche und freue sich, daß seine Lehre ihnen gefalle, und möchte, daß sie auch Juden und Türken und dem in gottlosen Irrthümern befangenen Emser und Eck gefiele.

Schon waren damals auch Briefe an ihn unterwegs von den zwei Prager Geistlichen Poduschka und Rosdalowsky, Mitgliedern der hussitischen, utraquistischen Kirche (welche Rom gegenüber namentlich auf der Forderung des Abendmahlskelchs für die Laien bestand). Sie versicherten Luther ihrer freudigen, betenden Theilnahme an seinen Kämpfen. Dazu schickte der eine ein Geschenk an Messern böhmischen Fabrikats, der andere eine Schrift von Hus über die Kirche. Luther nahm die Sendung freundlich an und erwiderte sie durch Uebersendung seiner Schriften. Was die Lostrennung von der römischen Kirche betrifft, so stand ja damals ihm selbst schon deutlich genug die Erfahrung davon bevor, wie diese auch einem, dem die Trennung herzlich schwer wurde, doch das Verbleiben in ihrer Gemeinschaft unmöglich machen konnte.

So war jener Kampf in Leipzig verlaufen, während in denselben Tagen zu Frankfurt a. Main nach der dort stattgehabten Kaiserwahl Kurfürst Friedrich und der Erzbischof von Trier über eine Vernehmung Luthers durch diesen nach Miltitz' Plan sich besprachen, dieselbe jedoch noch auf einen bevorstehenden Reichstag verschieben wollten. Und auch trotz des Ergebnisses der Disputation und trotz der weiteren Kundgebungen Luthers meinte nun Miltitz auf seine Pläne noch nicht verzichten zu müssen. Er erreichte noch einmal eine Zusammenkunft mit Luther am 9. October

in Liebenwerda, wo dieser sein Versprechen, vor dem Erzbischof zu erscheinen, wiederholte, konnte aber den Kurfürsten nicht dazu bringen, daß er Luther mit ihm selbst zum Erzbischof hätte reisen lassen. Für die Ueberbringung der goldenen Rose wurde er, nachdem diese endlich eingehändigt worden war, reichlich mit Geld belohnt. Die Aussichtslosigkeit seiner Versuche mit Luther aber war klar geworden.

Fünftes Kapitel.

Luthers andere Thätigkeit, Schriften und inneres Fortschreiten bis 1520.

Wie eine leere Zeitverschwendung erschien Luthern seine Leipziger Disputation. Er sehnte sich nach seiner Wittenberger Thätigkeit zurück. In der That blieb er den Arbeiten, die ihm hier von Amtswegen oblagen, mit ganzer Seele ergeben, während unserer geschichtlichen Betrachtung jetzt vielmehr sein Wirken und Kämpfen auf dem großen, allgemeinen kirchlichen Schauplatz in die Augen fällt. Er konnte über die Anlässe, welche ihn fortwährend auf diesen hinausriefen, wie über Störungen in seinem eigentlichen Berufe zürnen.

Fortwährend verband sich dort seine Thätigkeit auf der Kanzel mit der auf dem Katheder. Er glühte vor Eifer, die Eine Heilswahrheit den Jüngern der Wissenschaft aus ihrer ursprünglichen Quelle, der heiligen Schrift heraus zu entfalten, und zugleich seiner Wittenberger Gemeinde, Gebildeten und Ungebildeten, Groß und Klein, zu erklären und an's Herz zu legen; als Wahrheit für's Leben aber wollte er sie auch seinen Studenten vortragen. In derselben Absicht blieb er schriftstellerisch thätig, in lateinischer und in

deutscher Sprache. Von den kirchlichen Streitfragen, von welchen seine Disputation und die auf sie bezüglichen Schriften handelten, sah er hier zunächst noch gerne ab. Genügte es doch für ihn, einfach die erbarmende Gottesliebe und den Heiland Christus in's Licht zu stellen, den einfachen Weg des Glaubens dazu zu weisen und jedes Vertrauen auf blos äußerliche Werke und Leistungen und auf eigenes Verdienst und eigene Tugend niederzuschlagen. Nur so weit und weil die vorgeblichen kirchlichen Autoritäten dieser Wahrheit und diesem Heilsweg entgegentraten, muß er auch hier, auch der Gemeinde gegenüber das Schwert seines Wortes gegen sie führen und thut es dann auch hier mit rücksichtslosem Eifer. Bei dem Allem, bei den Vorlesungen wie beim Predigen, bei der Verkündigung des göttlichen Wortes überhaupt, wie bei der eigentlichen Polemik, ist er stets mit seiner ganzen Persönlichkeit betheiligt, innig bewegt und oft hoch emporgehoben von der frohen Botschaft, die er selbst erfahren und Anderen zu bringen hat, von Liebe gegen seine Mitchristen beseelt, die er möchte retten helfen, eifernd und zürnend für seines Herrn Sache, zugleich aber, wie wir nicht läugnen dürfen, auch oft von einer Lebhaftigkeit der Anschauung fortgerissen, die in jedem Gegner schon einen unbedingten Widersacher der Wahrheit sah, und mächtig erregt in seiner natürlichen Leidenschaftlichkeit, deren Ton und Haltung dann wohl auch mit den Ausbrüchen des edelsten und lautersten Eifers sich verband.

In seinen akademischen Vorlesungen blieb Luther auch fernerhin und so zeitlebens demjenigen Gange treu, welchen er seit seinem Eintritt in die theologische Fakultät eingeschlagen hatte. Einfach das Wort der göttlichen Offenbarungen wollte er vortragen, indem er alt- und neutestamentliche Bücher erklärte, in dieser Auslegung aber, die bei den einzelnen Büchern durch mehrere Semester sich fortzog, die wichtigsten Lehren des christlichen Glaubens und Lebens eingehend und eindringlich auseinanderzulegen sich bemühte.

So beschäftigte er sich in der Zeit des Ablaßstreites und schon seit dem Herbst 1516 mit dem Galaterbrief, in welchem er die Grundwahrheit des Heils, um die es ihm zu thun war, die Lehre vom Glaubensweg, von Gottes forderndem und strafendem Gesetz und von Gottes gnadenreichem Evangelium klar und kurz zusammengefaßt sah. Dann nahm er auf's Neue die Psalmen vor, unbefriedigt von seiner eigenen früheren Auslegung derselben. Seine Erklärung jenes Briefes gab er, während ihn jene der Leipziger Disputation vorangehenden Verhandlungen und Vorbereitungen beschäftigten, in die Presse. Mögen, so sagt er hier, seine Gegner mit ihren viel größeren Dingen, mit Ablaß, päpstlichen Bullen, kirchlicher Gewalt u. s. w. sich befassen: er ziehe sich zurück zum Kleinsten, zu den göttlichen Schriften und zu dem Apostel, der sich nicht einen Apostelfürsten, sondern den kleinsten unter den Aposteln genannt habe. Auch die Arbeiten über den Psalter fing er gleich an in den Druck zu geben.

Schaaren von Zuhörern sammelten sich um ihn, man zählte damals in seinem Auditorium an 400. Bei der Universität überhaupt wuchs die Zahl der jährlich Immatrikulirten während der drei Jahre seit Ausbruch des Ablaßstreites bis auf's Dreifache. Luther schrieb an Spalatin, die Zahl der Studenten steige mächtig, wie überfluthendes Wasser; die Stadt könne sie nicht mehr fassen, es müssen Viele wegen Mangel an Wohnungen wieder abziehen.

Zu dieser Blüthe der Universität trug besonders auch Melanchthon bei, der, wie wir schon früher (S. 118) erwähnten, als erster Lehrer des Griechischen von Kurfürst Friedrich berufen worden war; er versammelte außer den jungen Theologen noch eine Menge anderer Studirender in seinem Hörsaal. Noch weit wichtiger war für Luther und sein Wirken die persönliche Freundschaft und Gemeinschaft der Gesinnungen, Ueberzeugungen und Bestrebungen, wozu die beiden Männer schon von der ersten Zeit an innig sich zusammenfanden.

Der Lebensgang der Beiden war bis dahin ein sehr verschiedener gewesen. Philipp Melanchthon, 1497 aus einer bürgerlichen Familie des Städtchens Bretten in der Pfalz geboren, hatte eine glückliche Jugend, eine friedlich und harmonisch fortschreitende jugendliche Entwicklung hinter sich. Für seine wissenschaftliche Bildung hatte er von Anfang an tüchtige Lehrer, und stand mit ihr unter der Obhut des großen Philologen Reuchlin, der ein Bruder seiner Großmutter war. Eine wunderbar reiche und frühreife Begabung hat sich da bei ihm entfaltet. Neben den alten Sprachen beschäftigte ihn auch Mathematik, Astronomie, Rechtswissenschaft. Zugleich lernte er die heilige Schrift kennen, gewann sie lieb und machte sich schon als Jüngling mit ihrem Inhalt vertraut, ohne erst in schwerer innerer Noth, in inneren Kämpfen oder lange nicht gestilltem Hunger ihren Werth kennen lernen zu müssen. So wurde er schon mit 17 Jahren Magister, in seinem 21. Lebensjahr nach Wittenberg berufen. Der junge Mann, mit unscheinbarer, zarter Gestalt und schüchterner linkischer Haltung, doch schöner, mächtiger Stirne, geistvollem Auge und feinen, sinnigen Zügen, schlug schon mit seiner Antrittsrede die Bedenken nieder, die seine Erscheinung erwecken konnte.

Schon in dieser Rede aber erklärte er nun für die Aufgabe der klassischen Studien namentlich auch das, daß sie die Theologen aus dem reinen Urquell der heiligen Schrift sollen schöpfen lehren. Er selbst hielt neben einer Vorlesung über den Homer gleich auch eine neutestamentliche. Und die lutherische Auffassung der Heilswahrheit war es, die nun auch bei seiner eigenen fortgesetzten Beschäftigung mit der Schrift sich für ihn feststellte.

Schon im Jahre seiner Ankunft in Wittenberg hat er Luther selbst in einem Gedichte gefeiert. Nach Leipzig begleitete er ihn. Er soll dort seinen disputirenden Freunden hin und wieder etwas aus seiner Gelehrsamkeit eingeflüstert oder Zettel zugesteckt haben, was Ecks Zorn erregte. Dann erwarb

er sich auch die unterste theologische Würde eines Baccalaurius, um die ordentliche Befugniß zu theologischen Vor-

Abb. 17. Melanchthon nach Dürer.

lesungen über die heilige Schrift zu besitzen. Er, der schon als Jüngling die Schätze der humanistischen Wissenschaft

Digitized by Google

vollauf genossen hatte und selbst Gegenstand der Bewunderung sogar für einen Erasmus geworden war, fand jetzt dort „himmlische Ambrosia" für seinen Geist und viel Höheres als alle Menschenweisheit. Und schon ging er auch in selbständigem Urtheil über kirchliche Lehrüberlieferungen Luthern zur Seite, ja sogar ihm voran: er selbst legte die Hand an das Dogma von der Transsubstantiation, wonach in der Messe das Brod und Wein des Sacramentes durch das weihende Wort des Priesters so in Leib und Blut des Herrn verwandelt werden, daß von ihnen gar keine Substanz mehr, sondern nur noch eine sinnliche Erscheinung vorhanden sei.

Luther erkannte in dem neuen Kollegen, dem er nicht blos um 14 Lebensjahre, sondern auch um so viele theologische Studien und Erfahrungen voraus war, sofort freudig den wunderbaren Reichthum der Gaben und Kenntnisse an. Wir bemerkten bei Luthers Aufenthalt in Augsburg, wie sehr damals auch schon sein Herz an ihm und dem „süßen Verkehr" mit ihm hing: wir kennen sonst kein Beispiel, wo Luther einem Andern sich so schnell in Freundschaft erschlossen hätte. Seine Werthschätzung für ihn stieg, je mehr er ihn kennen lernte. Da ihn Eck als einen bloßen Grammatiker verächtlich machen wollte, erklärte Luther: „ich, der Doktor der Philosophie und Theologie, schäme mich nicht nachzugeben, wenn dieses Grammatikers Geist anders denkt, als ich; schon oft habe ich es gethan und thue es täglich um der Gabe willen, mit der Gott dieses gebrechliche Gefäß so segensreich gefüllt hat; meines Gottes Werk verehre ich in ihm." „Ein Wunder," sagt er ein andermal, „ist Philippus uns allen; will's der Herr, so wird er viele Martine übertreffen, als des Teufels und der Scholastik mächtigster Feind." „Dieser kleine Grieche steht über mir auch in der Theologie." So äußerte sich Luther nicht etwa speziell Freunden Melanchthons gegenüber, um ihnen wohl zu thun, noch in der öffentlichen Rede oder Poesie, in der damals

Freunde mit Freunden viel Lobhudelei trieben, sondern in vertrauten Briefen an Freunde, welche ihm selbst bisher am nächsten standen, an Spalatin, Staupitz u. A. So bereitwillig war er, während wir ihn zu den höchsten Leistungen und Erfolgen fortschreiten sehen, dem neuen, ihm von Gott geschenkten Genossen den Vorrang vor sich einzuräumen. — Luther war bei Spalatin auch dafür thätig, daß Melanchthon mit einem höheren Gehalte bedacht und so in Wittenberg festgehalten werde. Ihn selbst suchte er gemeinsam mit andern Freunden zum Heirathen zu bestimmen: denn er brauche eine Frau, die besser als er selbst für seine Gesundheit und sein Hauswesen sorge. Im Jahre 1520 kam es wirklich dazu, nachdem Melanchthon anfangs sich gesträubt hatte, um seinem höchsten Genuß, seinen gelehrten Studien, keinen Abbruch thun zu müssen.

Bei der Universität war Luther auch um die angemessenen Einrichtungen mancher nicht theologischer Vorlesungen bemüht. Er betrieb ferner fortgesetzt die Berufung eines tüchtigen Lehrers für die hebräische Sprache. Auch dafür war er thätig, daß ein tüchtiger Buchdrucker, der Sohn des Leipziger Buchdruckers Lotter, sich bei der Universität niederließ und hier eine erste Presse für drei Sprachen, deutsch, lateinisch und griechisch, herstellte. Für Alles, was auch in solchen Beziehungen bei dem auf die Blüthe der Hochschule stets bedachten Kurfürsten vorzutragen war, bildete Freund Spalatin den vertrauten Vermittler. Schon i. J. 1518 hatte Luther gegen ihn den Wunsch und die Hoffnung ausgesprochen, daß Wittenberg zu Friedrichs des Weisen Ruhm durch eine neue Studienordnung Anlaß und Vorbild zu einer allgemeinen Reform der Universitäten werden möchte. — Neben den verschiedenartigen angestrengten Arbeiten, die stets auf ihm lagen, nahm er auch am geselligen Verkehr der Kollegen Antheil, obwohl er über die Zeit klagt, die ihm durch Einladungen und Gesellschaften weggestohlen werde.

In der Wittenberger Stadtkirche setzte er seine Thätigkeit nicht nur des Sonntags, sondern auch an Wochentagen fort. Er pflegte da fortlaufend biblische, alt- und neutestamentliche Bücher in Predigten auszulegen, erklärte auch eigens den Kindern und Unmündigen das Vaterunser und die zehn Gebote. Schon diese Thätigkeit, klagt er einmal dem Spalatin, würde eigentlich einen ganzen Mann für sich erfordern. Unentgeltlich leistete er fortwährend der städtischen Gemeinde diesen Dienst. Der Magistrat sprach ihm nur hie und da durch kleine Geschenke seine Anerkennung aus: so durch eine Geldgabe bei seiner Heimkehr aus Leipzig, wo er aus seinen eigenen, sehr dürftigen Mitteln hatte zehren müssen. In schlichter, kräftiger, durchaus volksthümlicher Sprache wollte Luther hier die neu errungene höchste Wahrheit dem Volk, das seine Kirche füllte, nahe bringen. Vor Allem hier hat er sein eigen Deutsch geübt, wie er es dann weiter in seinen Schriften niedergelegt hat.

Auch nahe persönliche Beziehungen zu wackeren Bürgern der Stadt bildeten sich für ihn und Melanchthon. Der bedeutendste Mann unter der Bürgerschaft, der aus dem Fränkischen eingewanderte Maler Lukas Cranach, Haus- und Grundbesitzer in Wittenberg, Inhaber der einzigen dortigen Apotheke und zugleich eines Papierhandels, ferner Mitglied des Magistrats und endlich Bürgermeister, gehörte zu Luthers nächstem Freundeskreis. Auch seiner Kunst freute sich Luther sehr und Cranach ließ diese bald auch in seiner Weise den reformatorischen Bestrebungen dienen.

Wie Luthers einfach erbauliche und praktische Predigt für die Gemeinde, so gingen auch fortwährend Schriften gleichen Charakters und Inhalts aus seiner Hand neben seiner Arbeit im gelehrten kirchlichen Kampfe her und zeigten, mit welcher Liebe er eben auf diesem Gebiet für die Gemeinde im Großen wirkte. Es sind kleine Büchlein, Traktate, sogenannte Sermone. Es focht ihn, wie er

einmal sagt, nicht an, täglich von gewissen Leuten zu hören, die seine Armuth gering achten, weil er nur kleine Böglein und deutsche Predigten für die ungelehrten Laien mache. „Wollte Gott," sagt er, „ich hätte einem Laien mein Lebelang mit allem meinem Vermögen zur Besserung gedient: ich wollt mir genügen lassen, Gott danken und gar willig darnach lassen alle meine Büchlein umkommen; ob groß

Abb. 18. Lukas Cranach, nach einem Gemälde von ihm selbst.

und viel Bücher machen Kunst sei und besserlich der Christenheit, lasse ich andere richten; ich acht aber, so ich Lust hätt, ihrer Kunst nach große Bücher zu machen, es sollt vielleicht mit göttlicher Hülf mir schleuniger folgen, denn ihnen nach meiner Art einen kleinen Sermon zu machen; — über das so habe ich noch nie jemand gezwungen oder gebeten mich zu hören oder meine Predigten zu lesen; ich hab frei in die

Digitized by Google

Gemeine gedienet von dem, das mir Gott gegeben und ich schuldig bin: wer sein nicht mag, der lese und höre andere."

In diesem Sinne verfaßte er nach der Leipziger Disputation ein besonders ansprechendes, sinnig ausgeführtes Trostbüchlein für Christen unter allerlei Anfechtung, das er seinem Kurfürsten widmete, indem eine Krankheit desselben ihn dazu veranlaßt hatte. Auch altkirchliche Gegner konnten einer solchen Schrift ihren Beifall nicht versagen. Luthers Schüler und Biograph Mathesius meint, dergleichen Trostschrift sei noch nie zuvor in deutscher Sprache geschrieben gewesen. Aehnlich schrieb Luther über die Bereitung zum Sterben, über Betrachtung des Leidens Christi und Anderes. Auf wenigen Blättern legte er dem Volk die zehn Gebote, das Glaubensbekenntniß und das Vaterunser aus. — Auf einen Wunsch, den der Kurfürst ihm durch Spalatin aussprechen ließ, machte er sich, so schwer er für diese größere Arbeit noch Zeit fand, auch an eine praktische Auslegung der kirchlichen Evangelien und Episteln, vornehmlich zum Gebrauch der Prediger.

Zugleich schritt er weiter auf dem Weg selbständiger schriftgemäßer Erkenntniß, der ihn mehr und mehr von Hauptstücken der überlieferten kirchlichen Lehre abführte. Und auch an dem Lichte, das hierin aufging, sollte gleich die Gemeinde Theil bekommen. Kein negatives aber und kein überwiegend kritisches Interesse ist es, das ihn so weiter führt und in seinen Schriften leitet. Im Zusammenhang mit dem beseligenden Glaubensinhalt, der sich ihm bisher aus der Schrift ergeben hat, erschließen sich ihm neue inhaltsvolle Wahrheiten. Dem gegenüber treten solche kirchliche Lehrsatzungen, für welche ihm das Schriftwort kein Zeugniß gab und welche jenem Zusammenhang nicht zugehörten, oft zurück und werden für ihn hinfällig, ehe er sich dessen auch nur bewußt geworden war. Die neue Erkenntniß ist bei ihm herangereift, ehe auch nur die alte Schale abgeworfen ist.

So lernte und lehrte er jetzt besonders die Bedeutung des christlichen Abendmahls neu verstehen. Die mittelalterliche Kirche staunte in diesem Sacrament jenes Wunder der Transsubstantiation an. Und der Leib des Herrn, der hier gegenwärtig und zum Gegenstand der Anbetung wurde, sollte vor Allem dazu dienen, als unblutige Wiederholung des blutigen Sühnopfers von Golgatha zum Besten der Christenheit und Menschheit Gott geopfert zu werden. Das war das höchste Werk, dessen der Priesterstand von Gott gewürdigt zu sein sich rühmte. Mit einer Menge gottesdienstlicher Formen wurde diese ganze geheimnißvolle heilige Handlung für Auge und Ohr der Gemeindeglieder in der Messe umkleidet. Indem ferner die geweihten Elemente auch im Abendmahl ihnen ausgetheilt wurden, blieb doch der Genuß des Kelches den Priestern allein vorbehalten. Dagegen fand nun Luther die ganze Bedeutung jener Einsetzung des scheidenden Heilandes laut seiner eigenen Einsetzungsworte „Nehmet hin, esset, trinket" in dem beseligenden und gemeinsamen Genusse, welchen er eben der empfangenden Gemeinde hier bereite und dessen jeder Einzelne im hinnehmenden Glauben wahrhaft theilhaftig werden solle. Hier sollen sie, wie er in einem Sermon vom hochwürdigen Sacrament 1519 lehrte, wahrhafte Communion feiern und genießen: Gemeinschaft mit dem Heiland, der mit seinem Leib und Blut sie speise, Gemeinschaft mit einander, daß sie, vom Einen Brod essend, Ein Kuchen, Ein Brod, Ein in Liebe verbundener Leib werden, Gemeinschaft so auch mit allen den Gütern ihres Heilandes und Hauptes und Gemeinschaft auch aller Gnadengaben, welche seiner Gemeinde geschenkt, aller Leiden, welche sie zu bestehen, aller Tugenden, welche in ihr lebendig seien. Vor Allem verwies er ferner darauf, daß laut jener Worte der Herr zur Vergebung der Sünden sein Blut vergossen: diese Vergebung und mit ihr das ewige Leben wolle derselbe hier seinen Abendmahlsgästen ausspenden; sie sichere er ihnen hier zu

in dieser Gabe seines eigenen Leibes. Nur nebenbei bemerkte er in dem genannten Sermon hinsichtlich jenes Kelches: „es ist bei mir für gut angesehen, daß die Kirche in einem gemeinen Conzilio wiederum verordnete, daß man allen Menschen beide Gestalt (auch den Kelch) gebe, wie den Priestern." Hinfällig war so schon dort für ihn jene Idee des Meßopfers geworden, und so hat er sie auch in weiterhin folgenden Schriften abgelehnt und bekämpft. Zugleich aber wies er auf diejenigen Opfer hin, welche die Christenheit, und zwar jeder Christ, Gott fortwährend darbringen solle: sich selbst nämlich und Alles, was sie haben, sollen sie Gott opfern in innerer Hingabe, Gebet und Dank. Die Frage nach jener Umwandlung der Stoffe, wogegen schon Melanchthon sich erklärt hatte, ließ er zunächst als unnöthige Subtilität fallen. Mit dem Opfer endlich, das die Priester darbringen sollten, fiel für ihn auch jener besondere Priesterstand; mit jenen wahrhaften Opfern der Christen wurden jene alle ihm zu Priestern. Statt des bisherigen Unterschieds zwischen Priestern und Laien wollte er unter den Christen nur noch einen Unterschied solcher, denen der öffentliche Dienst an Wort und Sacrament übertragen sei, anerkennen.

Indem er ähnlich von der inneren Bedeutung der Taufe in einem Sermon handelte, kam er vom Taufgelübde aus auch auf die besonderen, im Katholizismus so hoch gehaltenen Gelübde der Keuschheit u. s. w.: er läßt diese noch fortwährend gelten, stellt aber jenes schon so als das Eine Höchste und Allumfassende hin, daß der bisherigen kirchlichen Hochschätzung derselben ihr Boden entzogen war.

Ueber das gesammte sittlich-religiöse Leben verbreitete er sich namentlich in einem großen Sermon „von den guten Werken", welchen er dem Bruder des Kurfürsten, Herzog Johann, im Frühjahr 1520 dedicirte. Klar und warm führte er hier aus, wie jener Glaube, an dem alles liege, selbst Sache des innersten sittlichen Lebens und Verhaltens,

ja das höchste dem göttlichen Willen entsprechende Werk sei, und weiter, wie derselbe dann nicht müßig bleiben könne, wie vielmehr der gläubige Christ dem Gott, auf dessen Huld er vertraue, auch selbst hold werden, ihn wieder lieben und seinen ganzen heiligen Willen nach allen Beziehungen des Lebens rüstig und werkthätig erfüllen müsse. So legt Luther diesen hier nach den zehn Geboten auseinander. Nicht jedoch will er die Gewissen ferner beschweren lassen durch kirchliche Auflagen, denen kein inneres sittliches Bedürfniß entspräche. Mit ernstlichen sittlichen Ermahnungen wendet er sich jetzt besonders auch gegen gewisse allgemeine Schäden und Laster im öffentlichen Leben seiner Nation: gegen das Fressen und Saufen seiner Deutschen, gegen den übermäßigen Luxus, gegen Bordelle, ferner gegen den Wucher, über den damals auch sonst viel geklagt wurde. Ja er gab gegen diesen einen eigenen Sermon heraus: darin fand er, entsprechend der älteren kirchlichen Auffassung, sogar alles Zinsnehmen bedenklich, weil Jesus nur zu uneigennützigem Ausleihen ermahnt habe, und wollte wenigstens, daß der Gläubiger an den Gefahren, denen sein Kapital in den Händen des Schuldners durch äußere Zufälle unterliege, mit theilhaben sollte.

Das Wesen der Kirche Christi setzte er in jene innere Gemeinschaft der Gläubigen mit einander und ihrem himmlischen Haupte, von der wir ihn namentlich beim Sacramente des Abendmahls reden hörten. Für ihren Bestand und ihr Gedeihen fand er nichts Aeußeres mehr nöthig, als die Predigt des Wortes und Ausspendung der Sacramente, wie der Herr sie eingesetzt: kein römisches Papstthum, noch andere äußere hierarchische Ordnungen. Doch eben in dem Geist der Liebe und brüderlichen Gemeinschaft, mit dem er jetzt zugleich Hussiten und die für Schismatiker verschrieenen morgenländischen Christen umfaßte, wollte er auch noch die äußere Gemeinschaft der römischen Kirche festgehalten haben, die doch mit der verderbten römischen Curie nicht identisch

sei; eben auch an ihren Schwächen und Schäden sollte jene Liebe mit leiden und mit arbeiten.

Er wollte auch für seine Person noch allen den kleinen Pflichten des Mönchthums und geistlichen Standes genügen. Und doch waren ihm die höheren Aufgaben seines Berufes, jene unausgesetzte Thätigkeit im mündlichen und schriftlichen Wort, viel wichtiger; mühsam betrieb er jene, wie das regelmäßige Gebetesprechen, singen, Horen lesen, nebenher und meinte doch nicht von ihnen lassen zu dürfen. Er erzählt später noch, wie wunderlich er es in jener Zeit hiermit gehalten habe. Oft habe er solche Uebungen die Woche über versäumt und dann im Lauf des Sonntags vom frühen Morgen bis zum Abend nachgeholt, auf Frühstück und Mittagessen verzichtend. Vergebens habe ihm sein Freund Melanchthon damals vorgestellt, daß, wenn das Versäumen Sünde gewesen sei, ein solches thörichtes Nachholen die Sünde nicht gut mache.

Auch von Seiten der römischen Kirche und ihrer Vertreter aber erfolgten jetzt Maßregeln, welche, indem sie gegen sein Wort einschritten, ihn im Kampfe weiter trieben.

Wir erinnern uns, daß jene päpstliche Bulle, welche gegen seine Behauptungen über den Ablaß sich richtete, ihn selbst hiebei doch noch nicht genannt hatte. So wegwerfend dann der Papst schon über ihn wie einen fluchwürdigen Ketzer sich äußerte, so hatte er doch ein förmliches öffentliches Urtheil über ihn noch nicht gesprochen. Schon hatte dann aus Anlaß jener Leipziger These Luthers, die den päpstlichen Primat angriff, der bekannte Cölner Ketzerrichter Hoogstraten, der Haupteiferer in jenem Reuchlinschen Handel (oben S. 86), den Papst in einer Schrift zu einem kurzen blutigen Gericht über ihn aufgerufen: er erhielt von Luther die Entgegnung, daß er als blutdürstiger Mensch aus Leo einen wüthenden Löwen machen wolle, übrigens ein unwissender Esel sei. Jetzt sprachen zwei theologische Fakultäten, die der Cölner und Löwener Universitäten,

das erste amtliche Verdammungsurtheil über ihn und seine Schriften aus: seine Schriften sollten mit Feuer verbrannt, er selbst zu öffentlichem Widerruf genöthigt werden. Sie hatten, obgleich sie dies erst nach der Leipziger Disputation aussprachen, doch dabei nur erst auf eine kleine Sammlung früherer Schriften von ihm Bezug genommen. Er wies die gelehrten Herren, die in eitler Selbstüberhebung ohne jede Begründung so über christliche Wahrheiten geurtheilt haben, in einer Gegenschrift nicht ohne Hohn zurück: ihr Großthun sei leerer Wind, ihr Verdammen für ihn nicht schrecklicher als das Fluchen eines betrunkenen Weibsbildes.

Näher ging ihm die erste amtliche Kundgebung eines deutschen Bischofs gegen ihn, nämlich ein Decret, das Bischof Johann von Meißen im Januar 1520 aus seiner Residenz zu Stolpen erließ. Aus jenem Sermon Luthers über das Sacrament war hier der Eine Satz über den Abendmahlskelch, den die Kirche auch den Laien wieder gewähren dürfte, herausgegriffen. Das Volk sollte vor den schweren Irrthümern und Aergernissen, die hieraus erwachsen müßten, verwarnt, der Sermon confiscirt werden. Nun wurde Luther erst recht als Genosse der Hussiten hingestellt, die eben um jenen Kelch kämpften. Entsetzt hierüber verklagte ihn auch Herzog Georg bei Kurfürst Friedrich. Es wurde jetzt sogar gegen ihn ausgesprengt, daß er unter den Böhmen geboren und auferzogen sei.

Luther veröffentlichte gegen den „mehr tölpischen als stolpischen bischöflichen Zettel" eine kurze, derbe lateinische und deutsche Entgegnung. Er war besonders darüber entrüstet, daß man seinem Sermon aus diesem Anlaß Irrlehre vorwerfe, während doch jener Wunsch, wie auch seine Feinde zugeben mußten, einen Widerspruch gegen ein kirchliches Dogma nicht enthielt. Für seine Gegner freilich war jener Eine Punkt praktisch wichtiger, als viele Abweichungen in der Heilslehre, die sie ihm vorwerfen konnten: handelte es sich doch um ein eifersüchtig festgehaltenes Vorrecht ihres

Priesterstandes und um eine Beziehung zur „böhmischen Ketzerei". Zu der Gemeinschaft mit den evangelischen Lehren eines Hus aber bekannte Luther selbst sich jetzt ohne Scheu. Er hatte seit seiner Disputation sich näher mit ihnen bekannt gemacht. Ja er schrieb jetzt an Spalatin: „Ich habe schon bisher, ohne es zu ahnen, alles von Hus gelehrt; desgleichen Johann Staupitz; kurz wir sind alle Hussiten, ohne es zu wissen; Hussiten sind auch Paulus und Augustin; — ich weiß vor Schrecken nicht, was ich denken soll über Gottes fürchterliche Gerichte unter den Menschen, daß die offenbarste evangelische Wahrheit schon seit mehr als hundert Jahren verbrannt und verdammt ist und Niemand darf es sagen."

Von Seiten seines Kurfürsten erfreute sich Luther fortwährend des stillen Wohlwollens, womit dieser alle Versuche, ihn mit freundlichen oder drohenden Worten zum Einschreiten gegen Luther zu bewegen, an sich abgleiten ließ. Luther dankte dafür auch öffentlich, ohne daß ihm der Kurfürst solche Aeußerungen gewehrt hätte: so in einer Widmung des ersten Theils seiner neuen Arbeit über die Psalmen, die er vom Frühjahr 1519 an unter der Presse hatte, und in der Dedication des oben erwähnten Trostbüchleins. Zu dieser Schrift hatte ihn, wie er sagt, Spalatin ermuntert, der Vertraute des kranken Fürsten, der daran sein Gefallen haben werde. In jener Widmung der Psalmen spricht er seine Freude aus über des Fürsten eigene Gesinnung, wie dieser einst in einem ihm von Staupitz mitgetheilten Gespräch sie kundgegeben habe: da habe Friedrich alle diejenigen Predigten, welche in menschlichen Satzungen und Menschenwitz sich bewegten, für gar kalt und kraftlos erklärt und das Schriftwort allein für wunderbar kräftig und majestätisch, so daß man bekennen müsse, hier sei mehr als Schriftgelehrter und Pharisäer, hier sei Gottes Finger; und da Staupitz zugestimmt, habe der Fürst seine Hand genommen und gesagt: „versprecht mir, daß Ihr immer so

denken wollt.“ Zugleich dankt Luther dort dafür, daß, wie das ganze Land wisse, Friedrich bisher mehr als er selbst für ihn gesorgt habe; er selbst habe in seiner Unbedachtsamkeit die Würfel geworfen und habe sich schon auf's Aeußerste gefaßt gemacht und nur noch gehofft, in irgend einen Winkel sich zurückziehen zu dürfen; da sei sein Fürst für ihn fest eingestanden.

Immer jedoch blieb dieser auch darauf bedacht, seinem Ungestüm Einhalt zu thun. Wir bemerkten oben, daß er ihn durch Spalatin zu friedlicher Arbeit im Dienste christlicher Predigt veranlaßte. Als vollends mit jenem Decret aus Stolpen ein neuer Sturm loszubrechen drohte, erging durch Spalatin die dringende Mahnung an Luther, seine Feder zu zügeln, ferner das Ansinnen, den andern zunächst stehenden deutschen Bischöfen, nämlich dem Erzbischof Albrecht von Magdeburg und Mainz und dem Bischof von Merseburg, briefliche Erklärungen, die zum Frieden dienen möchten, zu geben.

Luther schrieb an die Beiden in durchaus würdigem Tone, sie möchten den Anklagen und Verläumdungen, die jetzt namentlich wegen des Laienkelches und der päpstlichen Gewalt gegen ihn im Umlauf seien, kein Gehör geben, ehe die Sache wenigstens ernstlich geprüft sei; dabei sprach er von böswilligen Anklägern, die hinsichtlich jener Punkte insgeheim selbst nicht anders als er dächten.

Von seiner Entgegnung gegen den Meißener Bischof aber ließ er sich nicht zurückhalten. Und gegen Spalatin brach er jetzt im Februar 1520 wiederholt in Worte aus, welche schärfer als alles bisher von ihm Veröffentlichte lauteten und noch schärfere Kundgebungen erwarten ließen. „Meine nicht,“ sagt er, man könne Christi Sache auf Erden in süßem Frieden fördern; das Wort der Gottseligkeit läßt sich nie treiben ohne Gefahr und Unruhe, es ist ein Wort von unendlicher Majestät, wirkt Großes und ist wunderbar

unter den Großen und Hohen; es tödtet, wie der Prophet sagt (vgl. Psalm 78, 31) die Fetten in Israel und schlägt die Vornehmen nieder; man muß in dieser Sache auf Frieden verzichten oder das Wort verläugnen; der Krieg ist des Herrn, der nicht gekommen ist, Frieden in die Welt zu bringen." Ein andermal: „Denkst Du recht vom Evangelium, so glaube ja nicht, daß seine Sache ohne Lärm, Aergerniß, Aufruhr sich führen lasse; du wirst aus einem Schwert keine Feder machen; das Wort Gottes ist ein Schwert, es ist Krieg, Umsturz, Aergerniß, Verderben, Gift; es begegnet, wie Amos sagt, gleich einem Bären auf dem Weg und gleich einer Löwin im Walde den Kindern Ephraims." Von sich selbst sagt er: „Ich kann nicht läugnen, daß ich heftiger bin, als ich sein sollte: sie wissen das und hätten daher den Hund nicht reizen sollen. Wie schwer es ist, Hitze und Feder zu mäßigen, kannst Du an Dir selbst lernen. Das ist der Grund, um deßwillen ich immer unwillig war, öffentlich auftreten zu müssen; und je mehr ich es bin, desto mehr werde ich gegen meinen Willen hineingezogen, und zwar geschieht dies durch die allerärgsten Beschuldigungen, die man auf mich und Gottes Wort häuft; dies ist so schändlich, daß, wenn auch meine Hitze und meine Feder mich nicht fortrissen, sogar ein Herz von Stein dadurch bewegt werden könnte, zu den Waffen zu greifen; wie viel mehr ich, der ich hitzig bin und eine nicht ganz stumpfe Feder habe."

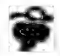
Jene beiden Kirchenfürsten antworteten nicht ungnädig. Sie äußerten sich nur über seine zu große Heftigkeit und über bedenkliche Wirkungen seiner Schriften beim gemeinen Mann. Mit einem Urtheil über die Sache hielten sie zurück: ein Beweis, daß damals bei der katholischen Kirche Deutschlands im Großen die durch Luther aufgeworfenen Fragen doch keineswegs schon so für entschieden gelten konnten, wie die Anhänger des streng päpstlichen Systems es wollten. Ja Albrecht, der Cardinal, Erzbischof und Primas der

deutschen Kirche, erlaubte sich, die ganze Frage über ein göttliches oder blos menschliches Recht der päpstlichen Gewalt eine geringfügige Sache zu nennen, die mit wahrem Christenthum wenig zu thun habe und deshalb gar nicht Gegenstand so leidenschaftlichen Streites hätte werden sollen.

Von Rom aus war endlich die höchste richterliche Entscheidung über Luthers Sache und Person zu erwarten. In welchem Sinn der Papst sie zu fällen willens war, hatte er ja schon i. J. 1518 sogar Friedrich dem Weisen gegenüber klar genug kundgethan. Sie zog sich immer noch hin, weil einestheils auch jetzt noch Vorsicht geübt und Rücksicht genommen werden zu müssen schien, anderntheils der römische Hochmuth die Gefahr der deutschen Bewegung fort und fort unterschätzte. Inzwischen hatte Eck durch einen Bericht über seine Disputation und durch Briefe das Feuer dort geschürt. Zum gleichen Zweck wurde von den Kölner und Löwener Theologen gearbeitet und bot der ganze Dominicanerorden seinen Einfluß auf. Auch wurden die päpstlichen Machtansprüche, gegen welche Luther disputirt hatte, jetzt erst vollends recht keck und maßlos proclamirt; Luthers alter Gegner Prierias dehnte sie in einer neuen Schrift auf eine weltliche, wie geistliche Universalherrschaft aus: der Papst sei Haupt des Erdkreises, dieser wesentlich in ihm vertreten und beschlossen. Eck rechtfertigte jetzt das göttliche Recht des päpstlichen Primats in einem ganzen Buch, welches kühn und kritiklos auf unterschobenen alten Urkunden seine Beweise aufbaute. Mit diesem Buch eilte er selbst im Februar nach Rom, um auch persönlich zu treiben und die Bannbulle zu Tage fördern zu helfen, die seinen Gegner niederschlagen und den von ihm entzündeten Brand erdrücken werde.

Aber Luthers Wort hatte in dem Maß, als es fortschritt und kühner wurde, auch schon weiter und tiefer die Geister erregt. Gegner Roms, die von andern Seiten und Ausgangspunkten sich erhoben hatten und auch noch andere

Waffen als er zu führen wußten, schlossen mit ihm sich zusammen. Bei ihnen allen schlug die Kampfesgluth nur um so mächtiger und heftiger auf, wenn man sie mit Machtsprüchen dämpfen wollte.



Sechstes Kapitel.

Verbindung mit Humanisten und Adel.

Wir haben früher gehört, wie schon Miltitz über die Theilnahme für Luther erstaunt war, die er unter allen Classen der deutschen Bevölkerung vorfand. Von ihrem Wachsthum giebt besonders auch die zunehmende Menge der Drucke Kunde, in denen seine Schriften verbreitet wurden; die volle Freiheit, welche damals der Nachdruck genoß, kam derselben in weitem Umfang zu Hilfe. Aus dem Jahre 1520 zählt man über hundert Drucke deutscher Schriften aus Luthers Hand. Fehlte der ordentliche Betrieb, der in unserem heutigen Buchhandel statthat, so waren um so mehr Colporteure thätig, die mit Büchern von Haus zu Haus gingen, theils blos im eigenen Handelsinteresse, theils auch ausgesandt von Freunden der Sache, die befördert werden sollte. Wurde das Lesen den Leuten aus dem Volk und auch Manchen aus den höheren Classen schwer, so boten hiefür oft fahrende Schüler, die damals nach verschiedenen Bildungsstätten hin und her zu ziehen pflegten, ihre Hilfe an. Der warme, tief erbauliche Inhalt jener kleinen volksthümlichen Schriften kam, wie keine andere religiöse Nahrung jener Zeit, dem Bedürfniß Gebildeter und Ungebildeter entgegen und rief weiteres Bedürfniß wach. Unmittelbar damit drangen die mit dem bisherigen Kirchenthum unverträglichen und ihm entgegengesetzten Elemente seiner Lehre,

Digitized by Google

welche die Gegner Gift nannten, ein und der ganze von diesen verdammte Mann wurde dem Volke theuer.

Namentlich aber traten dem Theologen Luther jetzt Vorkämpfer jenes Humanismus zur Seite, auf dessen Bedeutung für die geistige Bildung und religiöse und kirchliche Entwickelung jener Zeit wir schon bei Luthers Aufenthalt auf der Universität Erfurt hinzuweisen hatten. In ihm war wesentlich die allgemeine höhere wissenschaftliche Bildung jener Zeit überhaupt vertreten. Um ein Verhältniß dieser Bildung überhaupt zur evangelischen Reformation handelte es sich bei der Beziehung zwischen Luther und dem Humanismus.

Luther war damals, ehe er in's Kloster ging, schon wenigstens mit einzelnen strebsamen Jüngern der neuen Wissenschaft oder jungen Poeten befreundet geworden. Nachher, als ihm nach den inneren Kämpfen und Anfechtungen jener dunkeln Mönchsjahre das Licht seiner evangelischen Heilserkenntniß aufgegangen war, hörten wir ihn seine Theilnahme und Verehrung für die beiden Meister, den von dunkeln Männern bedrohten Reuchlin und den hochverdienten Erasmus aussprechen, obgleich er mit den Waffen, mit welchen jener von seinen Anhängern vertheidigt wurde, nicht einverstanden war und gegen den theologischen und religiösen Standpunkt des Erasmus ernste Bedenken nicht verschweigen konnte.

Indessen hatten auch solche Humanisten, die für ihr eigenes wissenschaftliches Treiben und Leben möglichste Freiheit genießen wollten, um einen Reuchlin gegen die Finsterlinge sich schaarten und nach den kirchlichen Autoritäten ihrerseits wenig mehr fragten, darum keineswegs schon für Luther Partei ergriffen oder überhaupt um den kühnen Mönch sich bekümmert. Ihrer Viele dachten, als er schon im heißen Ablaßkampfe stand, ohne Zweifel von ihm nur so, wie Ulrich von Hutten, der einem Freunde schrieb: in Wittenberg sei ein Krieg zwischen hitzigen Mönchen

ausgebrochen, die gegen einander schreien und klagen; es sei zu hoffen, daß sie sich gegenseitig auffressen werden. Die theologischen Fragen, um die es hier sich handelte, schienen solchen frei Gesinnten ihrer Beachtung nicht werth. Zugleich wurde von ihnen auf Kirchenfürsten, die ihrer Wissenschaft und Person Gunst erwiesen, die nöthige Rücksicht genommen und ihnen gehuldigt trotz vielen Anstoßes, den ihr kirchliches Wirken geben mußte. So nahm damals Hutten keinen Anstand, in den Dienst desselben Erzbischofs Albrecht sich zu stellen, der den großen Ablaßkram in Deutschland eröffnet hatte, daneben aber den Patron der Wissenschaften und Künste machte und glücklich war, wenn ein Erasmus ihn öffentlich mit Anerkennung nannte. Wir hören auch nichts von Vorstellungen, die etwa Erasmus selbst Jenem damals gemacht hätte. Von demselben Standpunkt aus, auf welchem Hutten die erwähnte Aeußerung that, schrieb auch Mosellanus, der die Leipziger Disputation mit einer Rede eröffnet hat, noch unter den Vorbereitungen derselben an Erasmus: es werde einen seltsamen Streit und ein blutiges Gezänke zwischen ein paar Scholastikern geben; zehn Demokrite werden genug bekommen, um sich satt zu lachen. Zeigte doch auch die religiöse Grundanschauung Luthers mit seiner Lehre von der menschlichen Sünde und Erlösungsbedürftigkeit keine Beziehungen, ja vielmehr einen geraden Gegensatz zu derjenigen humanen Lebensanschauung, welche aus der Pflege des classischen Alterthums hervorzugehen und in welcher gar ein stolzes, sattes, freies Heidenthum neu aufzuleben schien. Eben einen Mangel an rechtem Verständniß für jene Lehren hatte Luther auch bei einem Erasmus wahrzunehmen geglaubt.

Von größtem Werth war nun in dieser Beziehung Melanchthons Eintritt in Wittenberg. Der hochbegabte junge Mann, der die wissenschaftliche Bildung seiner Zeit nach allen Seiten hin in sich aufgenommen, den eigenen menschlichen Geist so reich und schön entfaltet, auch durch

persönliche Urbanität überall, wohin er kam, bei den Gebildeten sich beliebt gemacht hatte, fand jetzt seine wahre Seligkeit doch erst in jenem Evangelium und auf dem Weg der Gnade, den Luther verkündigte. Und während er mit wärmster Zustimmung Luther die Hand bot, arbeitete er nicht minder rüstig auf dem bisher von ihm gepflegten Gebiete weiter, hielt seine Verbindung mit seinen Mitarbeitern auf diesem aufrecht und behauptete sich in ihrer Anerkennung und Bewunderung. Bedeutsam mußte es dann doch auch ferner stehenden Humanisten erscheinen, daß besonders heftige Angriffe gegen Luther gerade von solchen Punkten ausgingen, von welchen Reuchlin am erbittertsten befeindet worden war: so erst von Hoogstraten, nachher von der Kölner theologischen Fakultät. Endlich öffnete der wirkliche Verlauf jener Disputation zwischen Luther und Eck weit hin die Augen für die Größe des Kampfes, der hier für die höchsten Interessen des christlichen Lebens und wahrer christlicher Wissenschaft geführt wurde, und die Größe des Mannes, der so selbständig ihn zu führen gewagt hatte.

In Erfurt hatte Luther schon im Frühjahr 1518, als er von jenem Ordensconvent von Heidelberg zurückkehrte, im Gegensatz gegen das Mißfallen, das er bei seinen alten Lehrern dort gegen sich erweckt hatte, bei der akademischen Jugend einen Geist gefunden, der ihn hoffen ließ, die wahre Theologie werde zur Jugend übergehen wie einst das von den Juden verworfene Christenthum zu den Heiden. Freunde der humanistischen Wissenschaft waren jene Gönner und Rathgeber, die sich seiner in Augsburg annahmen, als er jenen Gang zu Cajetan thun mußte. Am frühesten sehen wir die humanistisch-wissenschaftliche und die neue religiöse Richtung außerhalb Wittenbergs bei hervorragenden Bürgern der blühenden Reichsstadt Nürnberg vereinigt, wo, wie wir schon früher erwähnten, auch Luthers alter Freund Link thätig war. Schon vor dem Ausbruch des Ablaßstreites hatte dort der gelehrte Jurist Scheurl mit Luther Freundschaft

geschlossen, den er schon im folgenden Jahr Deutschlands berühmtesten Mann nennt. Der bedeutendste unter den dortigen Humanisten, Willibald Pirkheimer, zugleich stattlicher, hoch angesehener Patricier und gewichtiger Rathsherr, auch einmal Anführer einer städtischen Kriegerschaar, erhielt briefliche Mittheilungen Luthers über den Fortgang seiner auf die Papstgewalt bezüglichen Studien und Tendenzen und machte dann seinen Leipziger Gegner zum Gegenstand einer anonymen argen Satyre „der gehobelte Eck". In tiefer christlicher Gemeinschaft war der gleichfalls wissenschaftlich gebildete Nürnberger Rathsschreiber Lazarus Spengler mit Luther verbunden, er gab 1519 eine „Schutzrede und christliche Antwort" heraus, welche Luthers eigenen volksthümlichen Schriften kräftig und würdig zur Seite trat. — Auch Albrecht Dürer, der Maler, vertiefte sich in Luthers evangelische Lehren und verehrte in ihm einen vom heiligen Geist erleuchteten Mann. — Aus der Zahl der dem Erasmus am nächsten stehenden Theologen trat der mit Luther beinah gleichaltrige Johann Oekolampad, damals Prediger in Augsburg, gegen Ende des Jahrs 1519, durch Eck gereizt, gegen diesen für Luthers Sache mit einer kleinen Schrift ein. — Erasmus selbst endlich erklärte schon 1518 wenigstens in einem privaten Brief an Luthers Freund Lange in Erfurt, den dieser sicher Luthern nicht unbekannt bleiben ließ: die Sätze Luthers müßten fast ausnahmslos allen Guten gefallen; die gegenwärtige Herrschaft des Papstthums sei eine Pest für die Christenheit; nur sei freilich fraglich, ob das Aufreißen der Wunde Nutzen bringen werde, und nicht absehbar, wie die Sache ohne Spaltung durchgeführt werden sollte.

Luther seinerseits nahte sich mit Briefen dem Reuchlin und Erasmus: an jenen schrieb er auf besonderes Andringen Melanchthons schon im Dezember 1518, an diesen im folgenden März. Beide Briefe sind ganz in der feinen Sprache abgefaßt, welche diesen Gelehrten und namentlich

Abb. 19 W. Pirkheimer nach A. Dürer.

Digitized by Google

dem Erasmus gegenüber am Platze war, mit warmen Ausdrücken der Verehrung und Ergebenheit und doch in durchaus würdiger Haltung, ohne die Ueberschwenglichkeiten, welche Erasmus von seinen gewöhnlichen Verehrern im Uebermaß zu hören bekam. Aber freilich, jene ganze andere Seite seines Urtheils über Erasmus, wie er es in seinem Innern sich gebildet und schon früher gegen Freunde geäußert hatte, hat Luther bei dem Schreiben verborgen gehalten. Man sieht, wie sehr ihm jetzt trotzdem an einer näheren Gemeinschaft mit Erasmus gelegen war.

Reuchlin, damals schon gealtert, blieb Luthern und den durch ihn angeregten Fragen ganz fern. Ja er wünschte wohl gar auch seinen Neffen Melanchthon durch eine Wegberufung aus den gefährlichen Händeln herauszuziehen.

Erasmus antwortete in eigenthümlichen Wendungen: er habe Luthers Schriften noch nicht selbst gelesen, ermahne aber, daß Niemand, ohne sie gelesen zu haben, sie beim Volk verschreien dürfe. Er selbst glaube mit gebildetem, maßvollem Auftreten mehr als durch Ungestüm erreichen zu können und meine im Geiste Christi vor jedem anmaßenden und leidenschaftlichen Reden warnen zu müssen: doch wolle er Luther hiemit nicht dazu vermahnen, was er thun solle, sondern dazu, daß er, wie er schon thue, beständig thun möge. Der Hauptgedanke, den er ausspricht, ist die Besorgniß, daß die durch Luthers Schriften angefachte Bewegung den Widersachern Anlaß geben möchte, „die edeln Wissenschaften" zu beschuldigen und zu unterdrücken. Die Rücksicht auf diese, die ja allerdings auch der Gegenstand seines eigentlichen großen Berufes waren, ist ihm immer über alles Andere gegangen. Auch über die Schäden der Kirche hat Erasmus nicht blos gespottet, sondern eine Besserung der kirchlichen Zustände, eine Reinigung und Hebung des sittlich-religiösen Lebens wie der theologischen Wissenschaft lag ihm wirklich am Herzen, und das große Ansehen, das er genoß, machte ihn auch unter den hohen

Geistlichen und Kirchenfürsten zu einem einflußreichen Mann. Aber von Anfang an erkannte er, wie er in jenem Brief an Lange es ausspricht, auch schon die Schwierigkeiten und Gefahren eines Angriffs auf die von Luther berührten Punkte wohl weit mehr als dieser selbst. Und wenn Luther dann keck den Unruhen, die das Wort in der Welt anrichten müsse, entgegensah und auf den Ausspruch Jesu, daß er das Schwert zu bringen gekommen sei, sich berief, so schrak Erasmus vor nichts mehr zurück, als vor Tumult und Umsturz. Vermöge seines ganzen Naturells und mit der ganzen Richtung seines Charakters hielt er ängstlich am ruhigen Gang seiner Arbeiten und Fortbestand seiner geistigen Genüsse fest. Die einschneidenden prinzipiellen Fragen, wie die über das göttliche Recht der päpstlichen Gewalt, die unbedingte Geltung kirchlicher Autorität überhaupt, oder die Freiheit eines biblisch-christlichen Urtheils, suchte er ferne zu halten, während, nachdem die Prinzipien einmal öffentlich in Frage gestellt waren, ein Schweigen oder Verdecken jedem der beiden kämpfenden Theile für Verläugnung der Wahrheit gelten mußte.

Wir werden sehen, wie von diesem Standpunkt aus, auf welchem der große Gelehrte bei seiner inneren Theilnahme für die kirchlichen Dinge verblieb, weiterhin seine Stellung zu Luther und zur Reformation sich gestaltete. Für jetzt hatte Luther den Urtheilen des Erasmus über ihn, so vorsichtig sie waren, doch große Förderung zu verdanken. Wichtig war in dieser Beziehung für Fernerstehende schon das sehr entschiedene Zeugniß desselben dafür, daß sein Charakter und Wandel durchaus unbescholten sei. Seinen Einfluß erkennen wir deutlich auch in jener Antwort des Erzbischofs Albrecht an Luther, in ihrer noch immerhin gnädigen Zurückhaltung, wie ihren Bemerkungen über unnöthiges Streiten. Der Erzbischof selbst hatte schon früher von ihm briefliche Aeußerungen über Luther empfangen, worin er den Ausschreitungen, welche man diesem vor-

zuwerfen habe, die Ausschreitungen der päpstlichen Partei gegenüberstellte und die kirchlichen Verderbnisse, namentlich den Mangel an evangelischer Predigt rügte. Zu Erasmus Verdruß kam dieser Brief in die Oeffentlichkeit und wirkte mehr, als ihm erwünscht war, zu Luthers Gunsten.

Jene Hoffnungen, die Luther auf die jüngeren Erfurter setzte, erfüllten sich zunächst darin, daß die sogenannten Poeten jetzt auch das Neue Testament zu lesen und auszulegen begannen. Die Theologie, welche in ihrer scholastischen und mönchischen Form unter ihnen verachtet wurde, zog als Wissenschaft des göttlichen Wortes auch sie an. Justus Jonas, zehn Jahre jünger als Luther, Freund des Eoban Heß und eines der talentvollsten Glieder des Poetenkreises, ging jetzt von der Rechtswissenschaft, der er obgelegen und in welcher er schon zu dociren begonnen hatte, zur Theologie über. Zu der Verehrung gegen Erasmus gesellte sich dann Begeisterung für Luther, den aus Erfurt hervorgegangenen kühnen Vorkämpfer für jenes Wort. Besonders nahe wurde schon jetzt Jonas, wie mit Luthers Freund Lange, so auch mit ihm selbst befreundet. Erasmus hatte ihm bei seinem Uebertritt zur Theologie zugeredet; Luther wünschte ihm auf die Nachricht davon i. J. 1520 Glück, daß er aus dem stürmischen Meer der Juristen in's Asyl der heiligen Schrift sich geflüchtet habe.

Eifriger aber als alle die andern Erfurter hatte schon vorher Crotus, Luthers ehemaliger Erfurter Studiengenosse, seine Gemeinschaft gesucht, und zwar von Italien aus, wo er schon seit dem Herbst 1518 durch die Nachrichten aus Deutschland zur Theilnahme für ihn fortgerissen war und zugleich die von Luther bekämpften Aergernisse und Gräuel aus eigener Anschauung, wie er sagte, in noch viel größerem Umfang kennen lernte. Er, der einst in den Briefen der „dunkeln Männer" nach Luthers Urtheil und Geschmack den heiligen Ernst bei seiner Satyre hatte vermissen lassen, drückte jetzt auch seine Hingabe an Luthers religiöse und theologische

Grundideen, die Hochschätzung der heiligen Schrift und die evangelische Heilslehre aus. Er schrieb wiederholt an ihn, indem er an ihr Zusammensein in Erfurt erinnerte, berichtete über „den Stuhl der Pestilenz" in Rom und die Umtriebe Ecks daselbst, und ermunterte ihn, weiter fortzuschreiten. Dabei vermengen sich in seinen Briefen eigenthümlich die Ausdrücke, wie sie unter den Poeten üblich waren, mit den christlich-religiösen: als einen Vater des Vaterlandes, der einer goldenen Statue und jährlicher Festfeier würdig sei, möchte er seinen Martinus verherrlichen, der zuerst das Volk Gottes zu befreien und zur rechten Frömmigkeit anzuweisen gewagt habe. Wohl schon von Italien aus und ebenso nach seiner Rückkehr ist er mit der ihm eigenen schriftstellerischen Rührigkeit auch durch anonyme Flugschriften für Luther thätig gewesen. Von seiner Seite her kam gegen Ende des Jahrs 1519 der humanistisch gebildete Theologe Johann Heß (später Reformator der Breslauer Kirche) aus Italien nach Wittenberg zu Luther und Melanchthon. Crotus selbst traf mit Anbruch des Frühjahrs 1520 wieder in Deutschland ein.

Und hier war nun den humanistischen Freunden der lutherischen Bewegung bereits auch Crotus' persönlicher Freund Ulrich von Hutten beigetreten, der nicht blos scharf und feurig, wie kaum ein anderer unter jenen die Feder führte, sondern sich bereit darstellte, für die von ihm verfochtene Sache auch das Schwert zu ergreifen und mächtige Genossen seines Standes zum Schwert zu rufen. Er stammte aus einem alten fränkischen Geschlechte, in welchem nicht viel Besitz und Vermögen, aber altes ritterliches Selbstgefühl sich vererbte. Groll gegen das Mönchthum und was damit zusammenhing, mußte er schon von früher Jugend an in sich tragen. Denn er war schon als Knabe von seinem Vater in ein Kloster gegeben worden und daraus als 16jähriger Jüngling mit Crotus' Hilfe entflohen. Indem er das wissenschaftliche Streben dieses Freundes theilte, lernte

Vlrich von Hutten.

Abb. 20. U. v. Hutten nach einem alten Holzschnitt.

er das poetische und rhetorische Latein der damaligen Humanisten mit aller Gewandtheit schreiben. Bei allen Verirrungen, Abenteuern und unstätem Hin- und Herziehen bewahrte er sich doch einen elastischen höheren Schwung des Geistes, womit er der freien edlen Wissenschaft dienen wollte, und einen ritterlichen Muth, der ihn mit einer den humanistischen Genossen nicht eben häufigen Offenheit und Geradheit in den Streit trieb. Während er über Luthers Sache noch wie über eine klägliche, mönchische Zänkerei lachte, versetzte er selbst schon den überlieferten päpstlichen Ansprüchen einen Schlag durch die neue Herausgabe einer Schrift des berühmten, längst verstorbenen italienischen Humanisten Laurentius Valla über die sogenannte Schenkung Constantins: die Unechtheit des Edicts, wodurch dieser Kaiser dem päpstlichen Stuhl den Besitz Roms, Italiens, ja des ganzen Abendlandes abgetreten haben sollte, war darin unwiderleglich aufgedeckt; Hutten dedicirte übrigens die Schrift dem Papst Leo selbst. Ausgezeichnet aber hat sich dieser Ritter und Humanist vor allen Andern, welche für die Wissenschaft und gegen kirchliche und mönchische Bedrückungen und Anmaßungen stritten, durch deutsche Gesinnung, durch Eifer für die Ehre und Unabhängigkeit seiner Nation. Sie sah er geknechtet in der kirchlichen Abhängigkeit vom päpstlichen Stuhl und unter der Willkür und den Erpressungen, die dieser sich erlaube. Mit Empörung hörte er, wie verächtlich in Italien von den einfältigen und rohen Deutschen geredet wurde, wie selbst auf deutschem Boden die römischen Sendlinge solchen Hochmuth zur Schau trugen, wie auch schlechte Deutsche durch Kriecherei und Knechtsdienst, wozu sie im Trachten nach Gunst und Aemtern vor dem päpstlichen Stuhl sich erniedrigten, zu Hohn und Geringschätzung Anlaß gaben. Er warnte vor gewaltsamem Ausbruch der von Rom schon fast erdrosselten deutschen Freiheit. Zugleich rügte er die Laster, an welchen die Deutschen selbst leiden, namentlich die Trunksucht, von der wir auch Luther schon

reden hörten, ferner die der Gegenwart eigenen Uebel, die Neigung zur Ueppigkeit und das wucherische Treiben im Handel und Verkehr, wogegen Luther gleichfalls sich wandte. Wie die Würde Deutschlands, so war ihm die Ehre und Macht seines Kaiserthums angelegen. Bei dem allen bestimmten ihn freilich unwillkürlich immer speziell die Gesichtspunkte und Interessen des Ritterstandes. Dieser mußte eben auch im Kaiserthum eine Hauptstütze für sich erkennen, sowie die kaiserliche Machtstellung zugleich mit seiner eigenen besonders durch die zunehmende Macht der einzelnen Landesfürsten gesunken war. Im aufblühenden Bürgerthum Deutschlands sah er überwiegend nur Krämergeist mit den vorhin genannten Uebeln. In die festen Ordnungen des Rechtes und Friedens, die mit Mühe am Ende des Mittelalters in Deutschland hergestellt worden waren, wußte er am wenigsten sich zu finden; er griff, wenn er sich oder das Recht überhaupt gekränkt sah, vielmehr gern zu den alten Gewaltmitteln. Auch Hutten hat das Ritterthum hierin nicht verläugnet.

Eine materielle Macht, um reformatorische Gedanken auf dem politischen und dem damit zusammenhängenden äußerlich kirchlichen Gebiet in's Werk zu setzen, fehlte Hutten vollständig. Ueberdies finden wir bei ihm auch nie bestimmte und klare positive Pläne oder Ideen für Reformen, noch auch einen gründlichen und ruhigen Einblick in die vorliegenden Verhältnisse und Aufgaben, aus welchem solche allein hervorgehen konnten. Sein Ruf, so aufrüttelnd und aufregend er wirken mochte, verhallte in's Weite und Unbestimmte hinein.

Aber er bekam nun einen thatkräftigen und mit Macht ausgestatteten, kriegsgeübten und der politischen Verhältnisse kundigen Genossen in Franz von Sickingen, dem Ritter von „männlichem, ehrlichem und trutzigem Gemüth“, wie er in einer alten Chronik bezeichnet wird. Derselbe hatte schöne Besitzungen, darunter die festen Burgen Landstuhl bei

Kaiserslautern und Ebernburg bei Kreuznach, und hatte bereits in einer Reihe von Kämpfen, die er in seinen eigenen Angelegenheiten und für die verletzten Rechte Anderer führte, die Energie und das Geschick gezeigt, womit er Schaaren von Landsknechten aufzubringen und mit ihnen in rücksichtsloser Kriegführung seine Absichten zu verfolgen wußte. Jetzt gewann ihn Hutten für die Sache Reuchlins, der mit seinen alten verketzernden Anklägern, Hoogstraten und den Kölner Dominicanermönchen, noch immer in einen Prozeß verwickelt war. Ein richterliches Urtheil, wodurch diese mit ihren Beschuldigungen zurückgewiesen und zur Bezahlung der hohen Prozeßkosten verurtheilt wurden, war auf ihr Betreiben vom Papst nicht bestätigt worden. Ihnen und überhaupt dem deutschen Dominicanerorden kündigte Sickingen Fehde an zu Gunsten des „alten, frommen Doctor Reuchlin". Trotz Säumens und Widerstrebens mußten sie sich zum Zahlen jener Summe entschließen. Inzwischen gingen Hutten, wohl unter dem Einfluß seines Freundes Crotus, auch die Augen auf über den Mönch Luther. Indem er im Januar 1520 bei Sickingen auf der Burg Landstuhl verweilte, besprachen sie sich über die Hilfe, die dem mit dem Bannfluch Bedrohten gewährt werden müsse, und Sickingen bot ihm Schutz bei sich an. Zugleich machte Hutten sich daran, selbst die heftigsten Streitschriften und Satiren gegen Rom ausgehen zu lassen: so verfaßte er vor Allem eine, die er die römische Dreifaltigkeit nannte, indem er in ihr die lange Reihe römischer Anmaßungen und Kniffe, Sünden und Aergernisse so vorführte, daß er je drei derselben zusammenstellte. Zu Ostern besprach er sich auch mit dem heimkehrenden Crotus persönlich in Bamberg.

Bei ihren Wünschen und Absichten in Sachen Deutschlands und der Kirche setzten die beiden Ritter frohe Hoffnungen auf den jungen neuen Kaiser, der jetzt aus Spanien aufbrach und am 1. Juni an der niederländischen Küste landete. Sickingen hatte sich um seine Wahl Verdienste

Abb. 21. Fr. v. Sickingen nach einem alten Kupferstich.

Google

erworben. Einen wahrhaft deutschen Kaiser hatte er in ihm zu bekommen gehofft, im Gegensatz zu dem damals nach der Kaiserkrone strebenden König Franz von Frankreich. Und ein Gegner seiner Wahl war ja der Papst gewesen, Hauptförderer derselben Luthers Gönner Friedrich. Von Karls Bruder Ferdinand wurde auch darum Günstiges erwartet, weil er ein Freund der edeln Wissenschaften sei. Hutten hoffte sogar eine Stelle an seinem Hof bekommen zu können.

Von dieser Seite also wurde Luthern jetzt die Hand geboten.

Aus Luthers Munde hören wir Huttens Namen überhaupt zum erstenmal im Februar 1520, und zwar aus Anlaß der durch ihn herausgegebenen Schrift des Valla. Diese obgleich schon zwei Jahre vorher veröffentlicht, war ihm damals erst durch einen Freund bekannt geworden. Sie hatte ihn aber gewaltig erregt: die Lügen, die darin aufgedeckt seien, bestätigten ihm auf's Neue, daß der Papst der rechte Antichrist sei.

Kurz darauf langte bei Melanchthon ein Brief Huttens an, der jenes Anerbieten Sickingens enthielt (ein Schreiben, das Hutten schon mehrere Wochen vorher abgesandt, hatte seinen Bestimmungsort nicht erreicht). Sickingen hatte ihn beauftragt, an Luther zu schreiben; vorsichtig ließ er selbst, um seinen Verkehr mit Luther nicht kund werden zu lassen, die Sache durch Melanchthon gehen. Sickingen, schrieb er, lade Luther, falls ihm Widriges drohe, zu sich ein und wolle für ihn thun, was er vermöge. Er selbst fügte bei: Jener vermöge so viel, als er für Reuchlin ausgerichtet habe; könnte doch, sagte er, Melanchthon sehen, was Sickingen dort an die Mönche geschrieben! Geheimnißvoll sprach er auch von gar wichtigen Verhandlungen, die er mit Sickingen habe; er hoffe, es werde den Barbaren (d. h. Feinden der Wissenschaft) und denen, welche einen unter das römische Joch bringen wollen, übel ergehen. Bei solchen Absichten

übrigens hofft er, wie er sagt, eben auf Ferdinand. — Nach der Zusammenkunft mit Crotus in Bamberg ermahnte auch Crotus Luther, die Güte Sickingens, dieses großen Führers des deutschen Adels, nicht gering zu achten. Man hörte damals davon reden, daß Luther, wenn er in Wittenberg nicht mehr bleiben könne, zu den Böhmen fliehen werde: dringend warnt ihn Crotus davor; eben hierzu, sagt er, möchten die Gegner ihn nöthigen, weil sie wissen, wie verhaßt der Name Böhmen in Deutschland sei. Auch Hutten selbst schrieb dann noch an Luther, indem er ihn in frommer biblischer Sprache ermunterte, Stand zu halten und mit ihm an der Befreiung des Vaterlandes weiter zu arbeiten, ihm die Einladung des „N." (er nannte ihn nicht) wiederholte und ihn versicherte, daß dieser ihn gegen Feinde aller Art rüstig vertheidigen werde.

Zugleich kam an Luther eine Einladung desselben Inhalts von dem Ritter Silvester von Schauenburg. Auch er hatte vernommen, daß Luther zu den Böhmen gehen wolle. Er aber wollte mit noch hundert andern Adeligen, die er mit Gottes Hilfe aufbringen werde, ihn vor seinen Widersachern beschirmen, bis über seine Sache in rechter christlicher Weise entschieden sei.

Ob Luther wirklich schon mit dem Gedanken an eine Flucht nach Böhmen sich trug, können wir nicht mehr feststellen. Aber wir wissen, wie ernstlich er schon im Herbst 1518, nachdem er dem Legaten den Widerruf verweigert hatte, eine Pflicht und Nothwendigkeit, Wittenberg zu verlassen, vor sich sah. Wie viel mehr mußte die ihm jetzt vor Augen stehen, da die Nachrichten über die bevorstehende Entscheidung aus Rom kamen, sein Kurfürst selbst von dort her verwarnt, und schon auch in Deutschland von einem Fürsten, wie Herzog Georg von Sachsen, gegen eine weitere Duldung seiner Thätigkeit bei Friedrich protestirt wurde. Auf eine Zuflucht aber, die Luther, wie er früher meinte, etwa in Paris suchen könnte, war nicht mehr zu hoffen:

er war seit der Leipziger Disputation im Fortschritt seiner Lehren und besonders in seiner Erklärung für Hus weit über das, was die dortige Universität wollte oder duldete, hinausgegangen.

In dieser Lage erhielt er jene Einladung. Wie eine klare Fügung von Oben mußte sie ihn berühren. Die Briefe, in denen er antwortete, sind uns nicht erhalten. Wir hören jedoch, daß er an Hutten schrieb: er setze auf Sickingen größere Hoffnungen, als auf irgend einen Fürsten unter dem Himmel. Schauenburg und Sickingen haben ihn, wie er sagt, von Menschenfurcht frei gemacht; er werde jetzt wohl die Wuth der Dämonen bestehen müssen. Er wünschte, auch der Papst möchte darauf aufmerksam gemacht werden, daß er jetzt vor allen seinen Blitzen nicht etwa in Böhmen, sondern mitten in Deutschland Schutz finden und unter diesem noch ganz anders, als in seiner jetzigen amtlichen Stellung, gegen die Romanisten losbrechen könne.

Im Verlauf des Streites, im Hinblick auf das Treiben seiner Gegner und unter den Nachrichten, die er über das Verhalten des päpstlichen Stuhles erhielt, hatte auch das Bild tiefer Verderbtheit und Nichtswürdigkeit, ja antichristlichen Wesens, das dort vor seinen Augen stand, sich noch immer ärger, voller und umfassender gestaltet. Die reichsten Beiträge dazu fand er jetzt in den Flugschriften der vorhin genannten Männer und den Schilderungen Gleichgesinnter, die, wie Heß und verschiedene Andere, von Italien her zu ihm kamen.

Zugleich war auch in ihm mehr und mehr das Gefühl des Deutschen rege geworden und der Gedanke an das, was speziell die deutsche Christenheit von dort her zu erdulden habe. Ein lebhaftes Bewußtsein davon erwachte in ihm schon seit jenem Augsburger Reichstag v. J. 1518 mit seinem Protest gegen die päpstlichen Forderungen, seinen Beschwerden der deutschen Nation und den hierauf bezüglichen scharfen Schriften, die damals in Umlauf kamen. Er

berief sich i. J. 1519 darauf, daß dort auch die deutschen Reichsstände zwischen der römischen Kirche und der römischen Curie unterschieden und diese mit ihren Forderungen abgewiesen haben; den Romanisten aber, welche beides identifiziren, gelte der Deutsche für einen bloßen Tölpel, Dummkopf, Einfaltspinsel, einen Barbaren, eine Bestie, und sie verlachen ihn noch, daß er sich so an der Nase herumführen und ausplündern lasse. Jetzt vereinigte sich sein Wort mit der lauten Stimme Huttens, der eigens eben sein Volk als solches zur Erhebung und zum Kampf antreiben wollte.

Es waren Laien, welche schon bisher jene Beschwerden auch in Betreff kirchlicher Dinge auf Reichstagen vorgebracht hatten und welche jetzt in Flugschriften gegen kirchliche Verderbnisse und Bedrückungen loszogen. Eben Luther aber wollte ja das Urtheil eines Laienchristen, der die heilige Schrift für sich habe, so hoch und höher als das eines Geistlichen und Kirchenfürsten geschätzt haben, und legte den wahrhaft priesterlichen Charakter den Christen insgemein bei; jene Stände des Augsburger Reichstages nennt er dort „Laientheologen". Jetzt also boten sich ihm Laien in der hervorragenden Stellung jener Adeligen zu einem Wirken für die deutsche Kirche dar. Froh theilten er und Melanchthon auch ihr Vertrauen auf das neue Oberhaupt der Nation.

In mehreren unmittelbar aufeinanderfolgenden Schriften Luthers kam jetzt die höchste Kampfeserregung zugleich mit dem Gedanken an eine vom Laienstand ausgehende Reformation zum Ausdruck; und zwar dachte er sich hiebei diesen Laienstand immer in seiner geordneten staatlichen und nationalen Gliederung, vertreten in den Obrigkeiten und Ständen.

Wir erhalten darin gewaltige Ergüsse heiligen Eifers und Worte inhaltsreicher, christlicher Belehrung zugleich mit den heftigsten Entladungen jener in Luther kochenden natürlichen Leidenschaft. Verglichen mit ihnen klingen die

gelungensten Streitschriften der Humanisten und auch die ungestümsten Schriften eines Hutten doch vielmehr nur wie Rhetorik, Reflexion und kunstvoll ausgeführter Witz.

Schon der oben erwähnte, erbauliche, an Lehre und Ermahnung überaus reiche Sermon von guten Werken bricht in die Klage aus, daß alle guten Stiftungen für Gottesdienst, Predigt u. s. w. jetzt dazu dienen müssen, dem Papst sein Volk, seine Knechte, ja seine Buben und Huren zu nähren, und nennt als das beste und einzig übrig bleibende Mittel, daß Könige, Fürsten, Adel, Städte und Gemeinde selbst anfingen und „der Sache einen Einbruch machten“, damit die bisher eingeschüchterten Geistlichen ihnen folgen möchten. Das Bannen und Drohen dürfe man sich nicht anfechten lassen: daran liege so wenig, wie wenn ein toller Vater seinem Sohn drohe, der ihm wehre.

Die schärfsten Entgegnungen riefen dann bei Luther zwei Schriften hervor, welche ihm gegenüber jene göttliche Autorität und Macht des Papstthums rechtfertigten und verherrlichten: die eines Franziscanermönchs Augustin von Alveld und die schon oben erwähnte des Silvester Prierias, die hierin das Größte leistete.

Er zog gegen „den Alvelder Esel“ (wie er in einem Brief an Spalatin sich ausdrückt) in einer längeren Widerlegung, der Schrift „Von dem Papstthum zu Rom“, los, weil man endlich einmal die Geheimnisse des Widerchrists aufdecken müsse. „Aus Rom,“ sagt er da, „fließen alle bösen Exempel geistlicher und weltlicher Bufferei als aus einem Meer aller Bosheit in alle Welt“; wer darüber trauere, der heiße bei den Römern „ein bon Christian, das ist ein Narr“. Namentlich sei bei ihnen ein Sprichwort, daß man den deutschen Narren das Geld ablecken solle, wie man könne; wenn da die deutschen Fürsten und der Adel nicht „mit tapferm Ernst in der Kürze dazu thun“, werde Deutschland noch wüst werden oder sich selbst fressen müssen.

Des Prierias Schrift veranlaßte ihn in jenem Brief zu dem Ausruf: „Ich mein', sie sind zu Rom alle toll, thöricht, wüthend, unsinnig, Narren, Stock, Stein, Hölle und Teufel worden." Er versah sie mit kurzen Anmerkungen und einem Vor- und Nachwort. Die paar (lateinisch geschriebenen) Blätter enthalten das Stärkste, was wir hinsichtlich der zuletzt noch „übrig bleibenden Mittel" und hinsichtlich jenes tapferen „Dazuthuns" oder Einschreitens je aus seinem Munde hören: nämlich Kaiser, Könige und Fürsten werden gegen die Wuth und Pest der Romanisten noch zum Schwert greifen müssen. „Wenn wir", sagt er, „Diebe hängen und Mörder köpfen und Ketzer verbrennen, warum greifen wir nicht diese Cardinäle und Päpste und den ganzen Unrath des römischen Sodom mit allen Waffen an und baden unsere Hände in ihrem Blut?" Was er übrigens in Wirklichkeit jetzt fordern will, ist, wie er fortfährt, das, daß man auch gegen den Papst nach Jesu Vorschrift Matth. 18, 15 ff. Zucht übe und, wenn er darauf nicht höre, ihn wie einen Zöllner und Heiden ansehe.

Während diese Blätter unter der Presse waren, gegen Mitte Juni's, reiste Hutten voll Hoffnung und auch von Luthers und Melanchthons Hoffnungen begleitet zum Bruder des Kaisers nach den Niederlanden und machte unterwegs in Köln dem gelehrten Agrippa von Nettesheim, wie dieser selbst berichtet, mit „etlichen Anhängern der lutherischen Partei" einen Besuch. Da ließen sie, wie Agrippa mit Schrecken sagt, ihre Gedanken laut werden: „Was haben wir zu schaffen mit den Römern und ihrem Bischof? haben wir nicht Erzbischöfe und Bischöfe in Deutschland, daß wir Jenem den Fuß küssen müßten? Deutschland kehre um, und es wird umkehren, zu seinen eigenen Bischöfen und Hirten." Die Kosten dieser Reise bestritt Hutten aus Geldern, die er vom Erzbischof Albrecht bezogen hatte. Zwischen den Beiden war also das Band auch jetzt nicht zerrissen. Albrecht war unter jenen Bischöfen Deutschlands der erste:

Hutten und wohl auch er selbst mochte daran denken, daß eine von Kaiser und Reich ausgehende Reform ihn an die Spitze einer deutschen Nationalkirche stellen könnte.

Luther aber hatte jetzt auch schon die Hand an eine Schrift gelegt, welche jenen deutschen Laienstand laut zum großen Werk aufrufen, die christlichen Fundamente feststellen, die schreiendsten Bedürfnisse und die Ziele in weitem Umfang darlegen sollte.

Es drängte ihn, der Wahrheit, für die er stritt, überhaupt noch den stärksten und vollsten Ausdruck zu geben.

Siebentes Kapitel.

Luther an den christlichen Adel deutscher Nation und von der babylonischen Gefangenschaft.

Jener Schrift gab Luther den Titel: „An den christlichen Adel deutscher Nationen: von des christlichen Standes Besserung."

In einer Zuschrift an seinen Freund und Collegen Amsdorf, die er dem Büchlein vorangehen ließ, beginnt er: „die Zeit des Schweigens ist vergangen und die Zeit zu reden ist gekommen." Er habe etliche Stücke, des christlichen Standes Besserung betreffend, dem christlichen deutschen Adel vorzulegen, ob doch Gott durch den Laienstand seiner Kirche helfen wolle, sintemal der geistliche Stand ganz unachtsam geworden sei. Lege man es ihm für Vermessenheit aus, daß er so hohe Stände in so großen Sachen anzureden wage: wohl, so sei er vielleicht seinem Gott und der Welt eine Thorheit schuldig und wolle auch einmal Hofnarr

werden. Aber dieweil er ein geschworener Doctor der heiligen Schrift sei, freue er sich der Gelegenheit, seinem Eid in dieser Weise genug zu thun.

Dann wendet er sich an die „allerdurchlauchtigste, großmächtigste kaiserliche Majestät und christlichen Adel deutscher Nation“, mit dem Gruß: „Gnad und Stärke von Gott zuvor, Allerdurchlauchtigster, gnädigste liebe Herren!“

Die Noth und Beschwerung der Christenheit und sonderlich Deutschlands hat ihn, wie er sagt, gezwungen, zu Gott zu schreien, ob derselbe jemand den Geist geben wolle, seine Hand zu reichen der elenden Nation. Er hofft hierfür auf das edle junge Blut, das Gott jetzt dieser zum Haupt gegeben. Daneben will auch er das seinige thun.

Die Romanisten haben aber, damit man sie nicht reformiren könne, drei Mauern um sich gezogen. Für's erste nämlich sagen sie, die weltliche Macht habe kein Recht über sie, die Geistlichen, sondern die geistliche stehe über der weltlichen; für's zweite, die heilige Schrift, die man gegen sie gebrauchen wolle, habe nur der Papst auszulegen; für's dritte, ein Conzil könne Niemand als der Papst berufen. Hiergegen ruft Luther Gott um eine der Posaunen an, mit der einst Jerichos Mauern umgeworfen wurden, um diese stroherne und papierene Mauern auch umzublasen.

Schon sein Angriff auf die erste Mauer ist entscheidend für alles weitere. Er führte ihn aus mit seinen Sätzen vom geistlichen und priesterlichen Charakter aller Christen, die aus der Taufe gekrochen und durch Christi Blut geweiht seien (nach 1. Petr. 2, 9. Off. Joh. 5, 10). So sind sie nach Luther Eines Charakters, Eines Standes. Den sogenannten Geistlichen oder Priestern ist nur das besondere Amt oder Werk eigen, daß sie in der Gemeinde „das Wort Gottes und die Sacramente handeln sollen“. Denn die Gewalt hiezu ist zwar den Christen als Priestern insgemein von Gott verliehen, aber eben darum darf kein Einzelner sie ohne der Gemeinde Willen und Befehl an sich nehmen. Die

Ordination dieser sogenannten Geistlichen durch einen Bischof darf in Wahrheit nur bedeuten, daß aus der Gesammtheit der Christen, die alle gleiche Gewalt haben, einer herausgenommen werde und ihm befohlen, dieselbige Gewalt für die andern auszurichten. Sie haben so dieses besondere Amt, wie andere Glieder der Gemeinde, nämlich die weltlichen Obrigkeiten, das Amt des Schwertes führen zur Strafe für die Bösen und zum Schutz der Frommen. Sie haben es, wie jeder Schuster, Schmied, Bauer seines Handwerks Amt hat und doch alle gleich Priester sind. Und eben jene weltliche obrigkeitliche Gewalt soll nun auch auf ihrem eigentlichen Gebiet frei und unverhindert ihr Amt üben, kein Papst oder Bischof ihr hier dreinreden, kein sogenannter Geistlicher sich ihr entziehen wollen.

Demselben geistlichen Charakter der Christen gegenüber muß die zweite Mauer fallen. Von allen Christen hat Christus gesagt, daß sie sollen von Gott gelehret werden (Joh. 6, 45). So kann ein geringer Mensch, wenn er rechter Christ ist, den rechten Verstand der Schrift haben, und der Papst, wenn er bös und nicht rechter Christ ist, wird nicht von Gott gelehrt. Müßte der Papst allein und immer recht haben, so müßte man beten „ich glaube an den Papst zu Rom", und müßte also die christliche Kirche ganz in einen Menschen ziehen, was nichts anderes als teuflischer und höllischer Irrthum wäre.

Die dritte Mauer fällt hiernach vollends von selbst. Denn, sagt Luther, wo der Papst wider die Schrift handelt, sind wir schuldig, der Schrift beizustehen und ihn zu strafen nach jenem Wort Christi von der Zucht unter Brüdern (Matth. 18, 15), wo es heißt: sage es der Gemeinde. Die Gemeinde aber oder Christenheit müsse zusammengebracht werden in einem Conzil. Und wie schon das berühmteste der Conzilien, das zu Nicäa, und andere nach ihnen durch Kaiser berufen worden sind, so muß, wo es die Noth fordert, Jeder, wer am ersten kann, als ein treu Glied des ganzen

Körpers dazu thun, daß ein recht frei Conzil werde: „welches Niemand so wohl vermag, als die weltlichen Obrigkeiten, die da Mitchristen, Mitpriester, mitgeistlich sind.“ Es ist damit wie mit einem Feuer in der Stadt, wo keiner deßwegen, weil er nicht die Macht des Bürgermeisters hat, stillstehen und brennen lassen darf, vielmehr jeder Bürger auch die Andern herrufen muß: so in der geistlichen Stadt Christi, wenn ein Feuer des Aergernisses sich erhebt. — Auf die Frage, wie ein solches Conzil nach seinem Sinn zusammengesetzt sein sollte, geht Luther nicht ein. Daß er auch auf ihm selbst den Laienstand vertreten haben wollte, dürfen wir nach dem ganzen Zusammenhang für sicher ansehen; für fraglich, wie weit er dann hiebei eben auch an eine Vertretung jener Obrigkeiten als solcher und überhaupt der christlichen Gemeinde nach ihrer politischen Gliederung gedacht haben mag. Seine Hauptforderung aber war, daß das Conzil ein freies christliches sei, durch keinen Eid dem Papst verpflichtet, an kein sogenanntes kanonisches Recht gebunden, nur dem Wort Gottes in der heiligen Schrift unterworfen.

In sechsundzwanzig Abschnitten führt Luther dann die Punkte vor, über die ein solches Conzil handeln und auf welche man überhaupt in Reformen dringen müsse.

Ein Aergerniß und widerchristlich ist ihm die ganze Ueberhebung des Papstthums, die weltliche Hoffarth, mit der sich der Papst umkleide, die Abgötterei, die man mit ihm treibe: Herr der Welt heiße er und prange in dreifacher Krone mit aller weltlichen Herrlichkeit und mit einem unendlichen Gefolge und Troß, während er Statthalter des Herrn sein wolle, der arm hier gewandelt und sich an's Kreuz hingegeben und erklärt habe, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei. Eingehend legt er die verschiedenen und das ganze kirchliche Leben umfassenden Beziehungen dar, in welchen die römische Tyrannei die einzelnen Landeskirchen und sonderlich die deutsche sich unterthan gemacht

habe und ausnutze und auspresse: mit den Gebühren und Abgaben aller Art, mit dem Ziehen der kirchlichen Prozesse nach Rom, mit dem Anhäufen von Pfründen in den Händen päpstlicher Günstlinge schlimmster Art, mit dem gewissenlosen und wucherischen Verkauf von Dispensationen, mit dem die Bischöfe knechtenden und jeder Reform wehrenden Eid, den sie dem Papst leisten müssen u. s. w. Namentlich in der Gier nach Geld und der Kunst, es überall herbeizutreiben, erkennt Luther hier den Antichrist; denn dieser müsse die Schätze der Erde heben; wie schon Daniel (Dan. 11, 8. 39. 43) verkündigt habe.

Dieser Bedrückung und diesen Eingriffen gegenüber will Luther auch nicht erst auf ein Conzil gewartet haben. Er sagt von solchen Abgaben, ein jeglicher Fürst, Adel, Stadt solle sie frischweg abthun und verbieten. Dem rechtswidrigen Ziehen geistlicher Pfründen und Lehen nach Rom solle der Adel sich widersetzen. Wenn einer mit solchen Ansprüchen vom päpstlichen Hof her nach Deutschland komme, solle man ihm gebieten, davon abzustehen, oder mit seinen Siegeln und Briefen und mit dem römischen Bann in das nächste Wasser zu springen. Ueberhaupt aber will nun Luther, wie die gleiche Forderung damals von Hutten ausgesprochen wurde, daß die einzelnen Kirchen und namentlich die deutsche in ihrer eigenen Mitte und selbstständig ihre Angelegenheiten ordnen und verwalten. Die Bischöfe sollen nicht in Rom ihre Bestätigung holen, sondern, wie schon das nicänische Conzil bestimmt, bei ein paar Nachbarbischöfen oder einem Erzbischof. Die deutschen Bischöfe sollen unter ihrem eigenen Primas stehen. Der möge ein gemein Consistorium mit Kanzlern und Räthen halten, das die Appellationen aus den deutschen Landen annehme. Dem Papste übrigens will dann Luther doch noch eine oberste Stellung in der christlichen Gesammtkirche belassen: wichtige Dinge, über welche die Primaten unter sich nicht einig werden könnten, sollten ihm noch vorgetragen

werden. Noch einen wichtigen Gesichtspunkt für die ganze kirchliche Verfassung macht Luther hiebei geltend: nicht äußere Verwaltung und Rechtsprechung bildet ihm den eigentlichen Inhalt eines wahrhaft kirchlichen und so auch des bischöflichen und päpstlichen Amtes, sondern immer jener Dienst am göttlichen Wort. Darum will er, daß der Papst nicht mit geringen Sachen beschwert werde. Er erinnert, daß die Apostel einst auch nicht das Wort Gottes lassen und dem Tisch dienen, sondern beim Predigen und Gebet bleiben wollten (Apostelgesch. 6, 6). Das sogenannte geistliche Recht der kirchlichen Rechtsbücher aber möchte er überall vom ersten bis auf den letzten Buchstaben ausgetilgt haben: man finde genug in der heiligen Schrift; überdies halte sich ja auch der Papst selbst nicht mehr an jenes, behaupte vielmehr, alles Recht im Schrein seines eigenen Herzens zu tragen.

Entsprechend dem, was Luther über die Stellungen der weltlichen und geistlichen Macht überhaupt gesagt hat, protestirt er dann namentlich zu Gunsten des deutschen Kaiserthums gegen das „überhochmüthige und überfreventliche Vornehmen" des Papstes, der sich über den Kaiser Gewalt anmaße und von ihm den Fuß küssen und den Steigbügel halten lasse. Wohl sei er über ihm im geistlichen Amt, im Predigen, im Austheilen des göttlichen Gnadenwortes, in den andern Dingen aber unter ihm.

Indem Luther weiter auf innerkirchliche, sittliche und sociale Ordnungen und Zustände eingeht, ist die wichtigste Forderung, die er hier jetzt vorträgt, die der Aufhebung des Cölibats für die Geistlichkeit. Wollen Päpste und Bischöfe sich selbst die Last der Ehelosigkeit auflegen, so will er darum sich nicht kümmern. Nur von dem Pfarrstand will er reden, den Gott eingesetzt habe, dessen jede Gemeinde für den Dienst der Predigt und der Sacramente bedürfe, und der unter den Gemeinden wohnen und zeitlich haushalten müsse. Diesen dürfe kein Engel vom Himmel,

geschweige denn ein Papst zu dem, wozu Gott ihn nicht verbunden habe, verbinden und dadurch in Fährlichkeit und Sünde stürzen. — Das Mönchswesen soll wenigstens eingeschränkt werden. Luther möchte die Stifte und Klöster in christliche Schulen verwandeln, darin man Schrift und Zucht lehre und Leute für Regierung und Predigtamt auferziehe. Er möchte ferner, daß Jedem die Freiheit bleibe, auszutreten. — Weiterhin beklagt er, wie schon in einem früheren Sermon, die „heidnische Weise", gemeine Frauenhäuser (Bordelle) zu halten, und kommt von hier aus wieder auf die Ehelosigkeit der Geistlichen und Mönche zurück. Er besorgt, daß Viele nur deßwegen sich hierzu ziehen lassen, weil sie dabei leichteren Unterhalt, als in ordentlichem ehelichen Leben zu haben meinen. Da seien sie dann zuvor wild und wollen, wie man sage, „ausbuben", während „sich's vielmehr hineinbube", wie die Erfahrung weise.

Abgethan werden sollen die Fastengebote, weil diese Menschensatzungen der evangelischen Freiheit entgegen seien; abgeschafft die vielen Feste und Feiertage, weil sie Müssiggang, Saufen und Spielen mit sich bringen; gesteuert dem fürwitzigen Wallfahren nach Rom, bei dem man schweres Geld verzehre, während man Weib und Kind und die armen Mitchristen daheim darben lasse, und bei dem man in Aergerniß und Versuchung hineinlaufe. — Großes fordert Luther in Betreff des Armenwesens: alle Bettelei soll unter Christen abbestellt werden, jede Stadt ihre eigenen Armen versorgen und fremde Bettler fern halten. — Wie damals nicht blos die niederen, sondern auch die hohen Schulen mit der Kirche zusammenhingen, so giebt Luther auch für ihre Reform Rathschläge. Er bezeichnet die Schriften der Alten, die man in der philosophischen Fakultät lesen, und andere, die man als unnütz oder gar verderblich abschaffen sollte. Hinsichtlich des weltlichen Rechtes stimmt er ein in die damals oft unter Deutschen vernommene Klage, daß dasselbe gar eine Wildniß geworden sei: jedes Land

solle möglichst „mit eigenen kurzen Rechten regieret werden". Für die Kinder möchte er nicht blos Knaben-, sondern auch Mädchenschulen wenigstens in jeder Stadt haben. Es jammert ihn, wie man gegenwärtig das junge Volk mitten in der Christenheit verschmachten und verderben lasse, indem man ihnen das Brod des Evangeliums zu geben versäume.

Auch die Sache der Böhmen regt er wieder an, daß man endlich einmal den gräulichen gegenseitigen Lästerungen ein Ende machen möge. Dabei bemerkt er über Hus, daß, wenn er auch ein Ketzer gewesen wäre, man doch die Ketzer mit Schriften und nicht mit Feuer überwinden sollte; die Henker, sagt er, wären sonst die gelehrtesten Doctores auf Erden.

Endlich weist er noch kurz auf Schäden des weltlichen und bürgerlichen Lebens hin, nämlich wieder auf den Luxus in Kleidung, Spezereien u. s. w., auf die deutsche Unmäßigkeit, auf das Zinsennehmen und Wuchern. Den großen Handelsgesellschaften, besonders den reichen Kaufherrn Fugger möchte er einen Zaum ins Maul legen lassen; denn es könne doch wohl nicht göttlich und recht zugehen, wenn bei eines Menschen Leben so große königliche Güter aufgehäuft werden. Es erscheint ihm überhaupt „viel göttlicher, Ackerwerk mehren und Kaufmannschaft mindern". So spricht er als Mann des Volkes, das damals überhaupt über jenes Geldwesen argwöhnisch wurde, in richtigem Gefühl wirklich vorhandener sittlicher und national-ökonomischer Gefahren, wenn auch ohne die nöthigen Kenntnisse der Verkehrsverhältnisse und Bedürfnisse. Er selbst fügt bei: „ich befehle das den Weltverständigen; ich als Theologus hab nicht mehr daran zu strafen, denn das böse, ärgerliche Ansehen (1. Thess. 5, 22)".

Ueber ein so weites Gebiet hat die kleine Schrift sich verbreitet; nur die Hauptpunkte haben wir hier vorgeführt. Luther selbst bekennt zum Schluß: „ich acht wohl, daß ich hoch gesungen hab, viel Dings fürgeben, das unmöglich

werd angesehen, viel Stück zu scharf angegriffen: — ich bin es schuldig zu sagen, könnt ich, so wollt ich auch also thun; es ist mir lieber, die Welt zürne mit mir, denn Gott". Bei Allem aber ist Rom das Hauptziel seiner Angriffe geblieben. Und hierzu sagt er jetzt: „wohlan, ich weiß noch ein Liedlein von Rom; jucket sie das Ohr, ich will's ihnen auch singen und die Noten auf's höchste stimmen". — Er schließt: „Gott geb uns Allen einen christlichen Verstand und sonderlich dem christlichen Adel deutscher Nation einen rechten geistlichen Muth, der armen Kirche das Beste zu thun. Amen."

Während Luther an dieser Schrift arbeitete, wurden ihm neue beunruhigende Nachrichten aus Rom und Vorstellungen, welche von dort aus dem Kurfürsten gemacht wurden, durch Spalatin mitgetheilt. Damit traf aber auch jene Zusage des Schutzes von Seiten Ritter Schauenburgs zusammen. Luther gab Spalatin zur Antwort: „Der Würfel ist geworfen, ich verachte die römische Wuth und Gunst; ich will keine Versöhnung mehr mit ihnen, keine Gemeinschaft." Freunde, welche von seiner neuen Arbeit hörten, erschraken; Staupitz wollte noch in der letzten Stunde abmahnen. Aber da waren, in den ersten Wochen des Augusts 1520, schon 4000 Exemplare gedruckt und ausgegeben. Sofort wurde auch eine neue Auflage des Buches nöthig: Luther fügte ihr noch einen weiteren Abschnitt bei, in welchem er das Pochen des Papstes darauf, daß durch ihn das römische Reich und Kaiserthum an die Deutschen gebracht worden sei, zurückwies.

Wohl durfte Luthers Freund Lange diese Schrift eine Kriegstrompete nennen. Der Reformator, der anfangs nur den Seelen den rechten Heilsweg wieder zeigen und öffnen und hierfür mit dem Schwerte seines Wortes streiten wollte, hat hier also vollends entschieden und ungestüm den andern Schritt gethan, daß er auch die Aufhebung der unberechtigten und widerchristlichen äußeren römisch-kirchlichen

An den Christlichenn
Adel deutscher Nation:
von des Christlichen
standes besserung.
D. Martinus
Luther.

Durch yhn selbs ge/
mehret vnd corrigirt.

Wittemberg.

Abb. 22. Titelblatt des Urdrucks der zweiten Hauptausgabe dieser Schrift, in etwas verkleinertem Maßstab.

Digitized by Google

Ordnungen fordert und dazu die weltliche Gewalt, im Nothfall auch mit ihren äußeren Machtmitteln, durch sein Wort aufruft. Begründet war das, wie wir sahen, für ihn im Fortschritt seiner christlichen, sittlich-religiösen Erkenntniß: in den unveräußerlichen Rechten, die der Christenheit insgemein zukommen, und in dem Beruf, mit dem Gott selbst eben auch die weltliche oder staatliche Gewalt betraut, in der Selbständigkeit, die er ihr für ihr eigenes Gebiet verliehen, und den Verpflichtungen, die er ihr auch in Betreff aller sittlichen und religiösen Gefahren und Nothstände auferlegt hat. Dagegen, daß er äußeren Aufruhr anstiften wolle, verwahrt er sich auch jetzt und gewiß aufrichtig: seine Absicht sei nur, einem freien Conzil Bahn zu machen. Wohl aber ist er, falls die von ihm aufgerufenen Gewalten bei den Anhängern Roms oder des Antichrists Widerstand fänden, jetzt offenbar auch vor dem Gedanken an äußere Kämpfe und Tumulte nicht mehr zurückgeschreckt. Von sich jedoch hegte er, indem er zu so stürmischem Auftreten sich fortgerissen fühlte, gerade jetzt nicht etwa die Meinung, zum eigentlichen Reformator bestimmt zu sein, war vielmehr zufrieden, einem Größeren damit vorzuarbeiten, und dachte hiebei an seinen Melanchthon. So schrieb er jetzt an Lange das merkwürdige Wort: „vielleicht bin ich der Vorläufer des Philippus, daß ich ihm wie Elias in Geist und Kraft den Weg bahne, die Leute Ahabs verstörend" (1. Kön. 18). An eben denselben Freund schrieb damals Melanchthon über ihn: er wage nicht, dem Geiste seines Martinus in dieser Sache Einhalt zu thun, zu der er von der Vorsehung bestimmt erscheine.

Vom kurfürstlichen Hof vernahm Luther, daß demselben seine Schrift doch „nicht ganz mißfalle". Eben jetzt hatte er seinem Fürsten auch wieder einmal für eine freundliche Zusendung von Wildpret zu danken.

Indessen erhielt er ohne Zweifel eben von dort her jetzt Anweisung, den in Deutschland angelangten Kaiser, zu

welchem er so in seiner Schrift hatte sprechen wollen, auf andere Weise unmittelbar anzugehen, nämlich mit einer persönlichen Bitte um Schutz, damit er nicht ungehört verdammt werde. Er richtete an denselben ein besonnen und würdig abgefaßtes Schreiben. Zugleich ließ er ein kurzes öffentliches „Erbieten" ausgehen, worin er sich darauf berief, längst vergeblich um ordentliche Widerlegung gebeten zu haben. Beide Schriftstücke unterlagen vorher (zu Ende Augusts) der Durchsicht und Correctur Spalatins. Eine Antwort auf das Schreiben oder auch nur eine Mittheilung darüber, wie der Kaiser es aufgenommen, hat Luther nie erhalten.

Weiter bewegte die Gefahr, die Luthern und in ihm auch der Ehre und dem Wohlergehen seines Ordens drohte, seine Genossen und Freunde in diesem Orden. Und davon nahm Miltitz zu neuen Versuchen Anlaß. Auf einem Convent der Augustinermönche in Eisleben bestimmte dieser die Ordensbrüder, Luther zu ersuchen, er möge nochmals an den Papst schreiben und ihn feierlich versichern, daß er seine Person nie habe angreifen wollen. Eine Gesandtschaft derselben, Staupitz und Link an der Spitze, erschien bei ihm am 4. oder 5. September in Wittenberg und erhielt die Zusage, daß er ihnen den Gefallen thun wolle. — Auf dem Convent hatte Staupitz, der seine Kräfte den schweren Entscheidungen und Kämpfen der Gegenwart nicht mehr gewachsen fühlte, sein Amt als Ordensvicar niedergelegt und darin Link zum Nachfolger erhalten. Ihn hat Luther damals in Wittenberg wohl zum letzten Mal gesehen. Er zog sich nach Salzburg, wo ihm der Erzbischof befreundet war, in stille Abgeschiedenheit zurück.

Luthers eigener Geist aber ließ im weiteren Vorgehen gegen Rom sich keinen Augenblick mehr hemmen. „Noch ein Liedlein" hatte er ja davon zu singen. In der That arbeitete er schon im August, während bereits Gerüchte umliefen, daß Eck mit der Bulle herannahe, an einer neuen

Schrift, ließ auch sofort schon ihren Druck beginnen. Von der „babylonischen Gefangenschaft der Kirche" wollte sie handeln, indem sie mit den christlichen Sacramenten sich beschäftigte. Luther war sich bewußt, hier tiefer, als mit allen den reformatorischen Forderungen seiner Schrift an den Adel in die kirchlichen, theologischen und religiösen Prinzipien einzuschneiden, die bei seinem Streit mit Rom in Betracht kamen. Denn mit der Kirche sah auch er in den Sacramenten, die Christus gestiftet, die heiligsten gottesdienstlichen Handlungen, mittelst deren das Heil selbst, Vergebung, Gnade und Kraft von oben ausgespendet werden sollte: dort aber sah er sie durch menschliche Willkür in ihrer stiftungsmäßigen Uebung beeinträchtigt, ihrer wahren Bedeutung entfremdet, zum Werkzeug päpstlicher und priesterlicher Herrschaft gemacht, ferner angebliche Sacramente, die der Herr nicht gestiftet habe, ihnen beigesellt. Darum klagt er über die Tyrannei, unter der sie und mit ihnen die Kirche jetzt stehen, über die Gefangenschaft, in der sie liegen. Dabei stand hier die Hierarchie im Bunde mit der ganzen scholastischen Wissenschaft ihm gegenüber. Er wußte, daß, was er jetzt vortrage, diesen Gegnern erst recht unerhört klingen werde; er selbst wollte, wie er sagt, seine schwächlichen Lästerer erstarren machen. Er trat ihnen aber hier auch in der Rüstung gründlicher Gelehrsamkeit mit klaren und scharfen wissenschaftlichen Ausführungen (in lateinischer Sprache) entgegen. Dabei zeigt seine Rede, wo sie den wirklichen Inhalt jener Stiftungen darlegt, eine auch Laien verständliche Klarheit und religiöse Wärme.

Am tiefsten liegt nach Luther in jener Gefangenschaft das Sacrament des Altares, sofern man das Abendmahl den Laien nur noch verstümmelt ohne den Kelch gewährt, sofern man, statt beim einfachen Wort der Schrift zu bleiben, jene Lehre von der Verwandlung des Brodes ausgeklügelt, zumeist endlich, sofern man die Stiftung Christi, in der er uns speisen will, in das Opfer verkehrt hat, das

hier der Priester Gott darzubringen habe. Die Entziehung des Kelchs erklärt Luther jetzt für eine gottlose und tyrannische Maßregel, zu der kein Papst und kein Conzil je befugt gewesen sei. Gegen das Meßopfer hat er unmittelbar zuvor auch einen deutschen Sermon veröffentlicht. Er weiß wohl, daß er hiemit eine Umwälzung des ganzen herkömmlichen Gottesdienstes von seinem Mittelpunkt aus anstrebe und eine Ordnung angreife, an der noch eine Menge anderer, für die Hierarchie werthvoller Mißbräuche hänge. Aber er wagt es, weil Gottes Wort ihn dazu verpflichte. So stellt er denn dieser Messe die wahrhaft christliche gegenüber, die ihm ganz auf jenen Einsetzungsworten Christi „Nehmet hin und esset" u. s. w. ruht. Christus wolle hier sagen: „siehe, du armer Sünder, aus lauterer Liebe verspreche ich dir, ehe du etwas verdienen oder geloben kannst, Vergebung aller deiner Sünden und das ewige Leben, und damit du deß gewiß seiest, gebe ich meinen Leib hin und vergieße mein Blut, mache dir durch diesen meinen Tod die Verheißung fest und lasse dir deß zum Zeichen meinen Leib und mein Blut." Zur würdigen Feier dieser Messe sei nur der Glaube erforderlich, der auf diese Verheißung fest vertraue; auf ihn werde die süßeste Bewegung des Herzens folgen, es werde sich aufthun in Liebe und zu diesem gütigen Christus ganz hingerissen und in ihm ein neuer Mensch werden.

Die Taufe läßt man, wie Luther sagt, wenigstens nicht mehr zu ihrer wahren Bedeutung und Geltung kommen, die sie für das ganze Leben haben soll. Während der Täufling eine Gnadenzusage von Gott erhält, zu der er auch von den Sünden seines ferneren Lebens immer wieder umkehren darf und soll, wird jetzt gelehrt, daß der Christ bei Sünden nach der Taufe dem Schiffbrüchigen gleiche, der statt des Schiffes nur noch ein Brett erlangen könne: so nämlich müsse er jetzt nach dem kirchlichen Bußsacrament mit den dazu gehörigen Uebungen und Leistungen greifen. Während er ferner sich hier für sein ganzes Leben und

Verhalten Gott angelobt, fordert man ihn hernach zu besonderen selbst ersonnenen Gelübden auf. Während er der christlichen Freiheit theilhaftig geworden ist, beladet man ihn mit den kirchlichen Menschensatzungen.

Was jenes Bußsacrament mit Beichte, Absolution u. s. w. anbelangt, so hält Luther das Wort der Vergebung, das auch dem Einzelnen zugesprochen werden soll, hoch und werth und schätzt auch das freie Bekenntniß, das der trostsuchende Christ dem christlichen Bruder ablege. Aber man hat aus der Beichte eine Zwangsanstalt und Marter gemacht; man weist die Angefochtenen, statt zum Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, zu Strafbüßungen und Leistungen an, mit denen sie selbst Gott genug thun sollen; und daraus zieht die Herrschsucht und unersättliche Habsucht des römischen Stuhles ihren Gewinn.

In allen diesen Beziehungen will Luther die Sacramente für die Christen wieder frei machen. Und nicht minder dringt er zugleich darauf, daß das Aeußere der Handlung, die That des ausspendenden Priesters und die äußere Theilnahme des Empfängers, diesen der verheißenen Gnade und Seligkeit noch nicht theilhaftig mache: auf jenen herzlichen Glauben an die göttliche Verheißung komme es an; ja wer glaube, genieße, auch wenn ihm das Aeußere des Sacramentes versagt sei.

Die mittelalterliche Kirche hat noch vier weitere Sacramente aufgestellt: Firmelung, Ehe, Priesterweihe, letzte Oelung. Luther aber erkennt keines mehr von ihnen als Sacrament an. Denn die Ehe sei nicht, wie zum Begriff des Sacramentes gehöre, eine neutestamentliche Stiftung, noch mit einer besonderen Gnadenverheißung verknüpft, sondern eine heilige sittliche Ordnung des allgemein menschlichen Lebens, die schon seit den Anfängen der Menschheit und bei Nichtchristen so gut wie bei Christen bestehe. Zugleich nimmt er Anlaß gegen Menschensatzungen, mit welchen die römische Kirche auch in diese Ordnung eingegriffen

habe, insbesondere gegen ihre willkürlichen Ehehindernisse, zu protestiren: auch aus ihnen mache man mittelst der für sie ertheilten Dispense eine Geldquelle. Für die drei andern Sacramente fehle eine besondere Verheißung. Bei der Salbung Kranker mit Oel, von welcher der Brief des Jakobus (5, 14 ff.) rede, handle sich's nicht etwa um eine letzte Oelung Sterbender, sondern um eine Ausübung der wunderbaren apostolischen Gabe, Kranke in Kraft des Glaubens und Gebetes wieder gesund zu machen. Hinsichtlich der Priesterweihe wiederholt Luther die Sätze seiner Schrift an den Adel: die Ordination dürfe nur das bedeuten, daß in der Gemeinde, die aus lauter Priestern bestehe, Einem der besondere Beruf des Dienstes am göttlichen Wort übertragen werde; lege man ihm bei der Weihe hiezu die Hand auf, so sei dies ein menschlicher, nicht vom Herrn selbst eingesetzter Brauch. Aber freilich, sagt Luther, die abscheuliche Tyrannei des Klerus will mit ihrer priesterlichen leiblichen Salbung, Tonsur und Tracht sich hoch über die mit dem Geist gesalbten andern Christen stellen; diese sollen fast wie Hunde unwürdig sein, in der Kirche mitgezählt zu werden. Und dringend warnt er, daß keiner nach jener Weihe strebe, der nicht wirklich zu jenem Dienste des Evangeliums entschlossen sei und darauf verzichte, durch die Weihe besser als Laienchristen werden zu wollen.

Zum Schluß erklärt Luther: er höre, daß päpstliche Bannflüche gegen ihn bereit stehen, um ihn zum Widerruf zu zwingen. Dann solle dies Büchlein einen Theil seines Widerrufs bilden; demnächst wolle er das Uebrige erscheinen lassen, dergleichen der römische Stuhl noch nie gesehen oder gehört habe.

Zu Anfang Octobers 1520, wohl am 6. des Monats, wurde das Buch ausgegeben. Etwa zehn Tage vorher hatte Luther schon die bestimmte Nachricht, daß Eck jetzt wirklich mit der Bulle da sei. Derselbe hatte sie

schon am 21. September in Meißen öffentlich anschlagen lassen. In den ersten Octobertagen schickte er sie auch an die Universität Wittenberg.

Achtes Kapitel.

Die Bannbulle und Luthers Entgegnung.

In Rom war die Bulle, welche jetzt erst nach Deutschland kam, schon am 15. Juni erlassen worden. Sie wurde, als man endlich unter den oben bezeichneten Einflüssen ernstlich daran sich machte, recht sorgfältig im päpstlichen Consistorium berathen. Die Juristen meinten hier, man sollte Luther doch noch einmal vorladen, drangen aber hiemit nicht durch. Auf das, was durch den päpstlichen Gesandten Miltitz wegen einer Vernehmung Luthers vor dem Erzbischof von Trier verabredet worden war, wurde gar keine Rücksicht genommen.

Die Bulle beginnt: „Mache Dich auf, Herr, und richte Deine Sache!" Sie ruft weiter den heiligen Petrus auf, den Paulus, die Gemeinde der Heiligen und die ganze Kirche. Denn ein Eber sei in den Weinberg des Herrn eingebrochen, ein wildes Thier wolle ihn abweiden u. s. w. Die Ketzerei, um die es sich handelte, beklagt dann der Papst, wie er versichert, um so mehr, da er gerade die Deutschen, unter denen sie ausgebrochen sei, immer so liebreich auf dem Herzen getragen habe; er führt diesen auch zu Gemüthe, daß sie das Kaiserreich der römischen Kirche zu verdanken hätten. Sodann werden 41 Sätze aus Luthers Schriften, weil sie ketzerisch oder wenigstens anstößig und verführerisch seien, verworfen und verdammt, und über alle Schriften Luthers wird das Urtheil gesprochen, daß sie

Digitized by Google

öffentlich verbrannt werden sollen. Ueber Luther selbst ruft der Papst Gott zum Zeugen an, daß er kein Mittel väterlicher Liebe versäumt habe, ihn zurecht zu bringen. Auch jetzt noch wolle er ihm gegenüber dem Vorbilde der göttlichen Barmherzigkeit folgen, die nicht den Tod des Sünders wolle, sondern daß er sich bekehre und lebe, fordere ihn daher noch einmal zur Umkehr auf und wolle ihn dann wie den verlorenen Sohn gnädig annehmen. Noch 60 Tage Zeit sollen ihm zum Widerruf gegeben sein. So aber er und seine Anhänger sich nicht bekehren, sollen sie als hartnäckige Ketzer und verdorrte Zweige am Weinstock Christus angesehen und dem Rechte gemäß bestraft werden. Zweifellos war damit die Strafe des Feuers gemeint; die Bulle verdammte auch ausdrücklich den Satz Luthers, der gegen das Verbrennen der Ketzer sich erklärte.

Das nannte man in Rom, wie auch neuerdings noch von dieser Seite her gesagt worden ist, „mehr einen Ton väterlicher Betrübniß als strafender Härte". Der Art, wie die Bulle zu Stande gekommen war, entsprach es auch, daß Eck selbst mit ihrer Verbreitung in Deutschland und speziell ihrer Veröffentlichung in Sachsen beauftragt wurde. Ueberdies erhielt er die unerhörte Vollmacht, bei ihrer Veröffentlichung nach eigenem Gutdünken einige Anhänger Luthers namentlich zu bezeichnen.

So ließ Eck jetzt die Bulle noch im September zu Meißen, Merseburg, Brandenburg öffentlich anschlagen. Er war auch, falls Luther sich nicht unterwürfe, durch ein päpstliches Breve schon beauftragt, die weltliche Gewalt zur Bestrafung des Ketzers aufzubieten. Doch wurde er selbst in Leipzig, wo der Magistrat ihm auf Befehl des Herzogs Georg einen Kelch voll Geldes verehren mußte, durch Andersgesinnte so auf der Straße ins Gedränge gebracht, daß er sich ins Paulinerkloster flüchtete und bald darauf von hier bei Nacht weiterreiste, während Leipziger Stadtknechte in der Umgegend mit der Bulle herumritten; es war dort.

wie Miltitz erzählt, auch ein Haufen Wittenberger Studenten erschienen, die „sich unnütz machten auf ihn“.

In Wittenberg, wo die Veröffentlichung der Bulle Sache der Universität war, berichtete diese darüber an den Kurfürsten und erhob verschiedene Bedenken gegen die Publikation, zumal ihr Uebersender Eck sich nicht einmal gehörig legitimirt habe. Luther selbst fühlte sich, wie er an Spalatin schrieb, nun erst recht frei, weil er endlich die Gewißheit habe, daß der päpstliche Stuhl Satans Sitz sei. Es entmuthigte ihn nicht, daß zu gleicher Zeit von Erasmus aus den Niederlanden eine Mittheilung nach Wittenberg kam, wonach von Kaiser Karl nichts zu hoffen war, weil er in den Händen der Bettelmönche sei. Nur wollte er gegen die Bulle zunächst die Haltung annehmen, als ob sie mit ihrem unerhörten Inhalt das Werk eines Fälschers wäre.

Noch war ja aber jenes Versprechen, das er vor einigen Wochen auf Miltitz' Andringen seinen Ordensbrüdern gegeben hatte, unerledigt. Und auch jetzt noch wollte Miltitz den Faden, den er dort angesponnen hatte, nicht fallen lassen. Eben jetzt war noch mit Zustimmung und Wunsch des Kurfürsten zwischen ihm und Luther eine Zusammenkunft auf Schloß Lichtenberg (jetzt Lichtenburg im Kreise Torgau) in der Behausung der dortigen Antonianermönche verabredet worden. Wie Miltitz gemeint hatte, durch einen Brief Luthers an den Papst die Bulle noch abwenden zu können, so machte er sich jetzt gegen den Kurfürsten anheischig, durch ein solches Schreiben den Papst auch nachträglich noch umzustimmen. Nur sollte es auf jene Zeit vor der Veröffentlichung der Bulle, wo Luther schon die Zusage dazu gegeben habe, zurückdatirt werden. Der Inhalt sollte der früheren Verabredung gemäß sein: Luther sollte darin, wie Miltitz es ausdrückte, „den Papst für seine Person tröstlich loben“ und zugleich eine geschichtliche Darstellung seines bisherigen Vorgehens demselben vortragen. Luther verstand

sich dazu, ein solches Schreiben unter dem Datum des 6. Septembers in lateinischer und deutscher Sprache zu veröffentlichen, und führte jetzt seine Zusage sogleich aus.

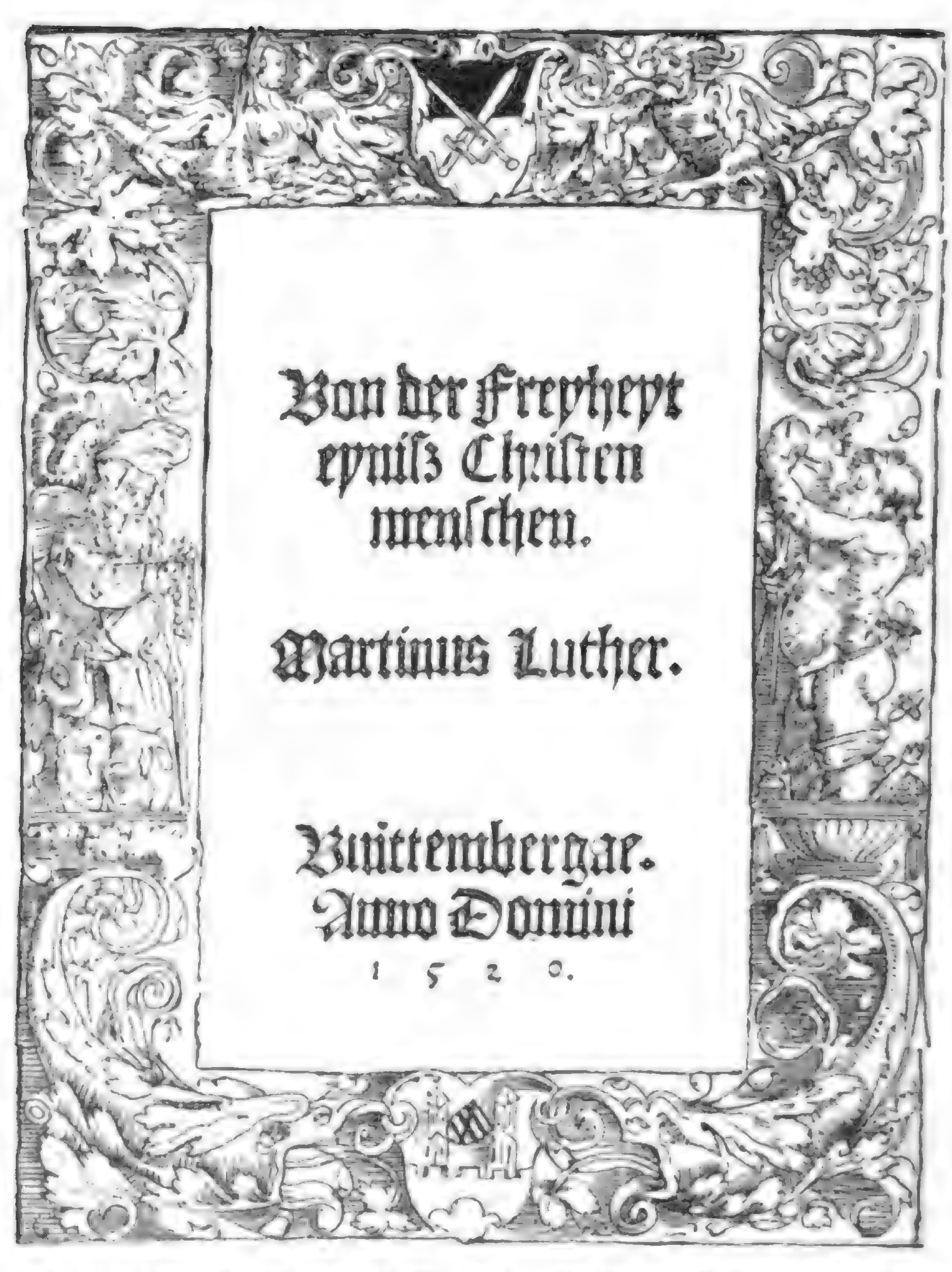
Es ist schwer begreiflich, wie Miltitz noch immer eine solche Hoffnung hegen konnte. Weder sein Wunsch, für sich Dank und Lohn bei Kurfürst Friedrich zu verdienen und die Pläne des auch ihm verhaßten Eck zu durchkreuzen, noch seine Eitelkeit und sein leichtes Blut erklären es uns genügend. Er muß in seinem vorangegangenen persönlichen Verkehr mit dem Papst und dem päpstlichen Hof Erfahrungen gemacht haben, wonach Leo selbst die kirchlichen Fragen und Kämpfe nicht so ernst und schwer nahm, um nicht unter ihnen immer noch verschiedenartigen Einflüssen und Rücksichten offen zu bleiben, und wonach in der Umgebung des Papstes auch sonst Parteien und einflußreiche Persönlichkeiten sich gegenseitig den Rang abzulaufen suchten Den damaligen Stand der Dinge in Rom muß er freilich schlecht gekannt haben. In Luthers Sache fand doch kein Schwanken mehr dort statt.

In welchem Sinne Luther selbst dem an ihn gestellten Verlangen nachkommen wollte, zeigt der Inhalt seines Schreibens. Es drückt sich nichts weniger darin aus, als die Absicht, etwa durch kluge Künste und Verhüllungen den zürnenden Papst noch zu beschwichtigen. Die Versicherung, die er davon geben sollte, daß er den Papst nicht persönlich habe angreifen wollen, nimmt er ganz buchstäblich, vom ganzen amtlichen Charakter und Treiben Leo's absehend; gegen den persönlichen Charakter und Wandel desselben hatte er ja auch in der That niemals sich geäußert. Zugleich aber nimmt er gerade auch jetzt Anlaß, ihm einfach, wie der Christ dem Christen es thun müsse, gegenüber zu treten, die schärfsten Vorwürfe, die er bisher dem römischen Stuhl gemacht, ihm ins Angesicht zu wiederholen, Leo's eigenes Verhalten auf diesem Stuhl nur damit zu entschuldigen, daß er ihn wie ein Opfer der dort herrschenden

ungeheuren Verderbniß ansieht, und davor noch einmal ihn brüderlich zu warnen. Ins Angesicht sagt er ihm: er selbst, der heilige Vater, müsse bekennen, daß jener Stuhl ärger und schändlicher sei, denn je ein Sodom, Gomorra oder Babylon; Gottes Zorn habe ihn überfallen ohne Aufhören; Rom sei vor Zeiten eine Pforte des Himmels gewesen, jetzt sei es ein aufgesperrter Rachen der Hölle. Besonders warnt er Leo vor den Schmeichlern dort, den „Ohrensingern", die ihn zu einem Gottmenschen machen. Er versichert den Papst, daß er ihm alles Gute gönne und wünsche: und so wünscht er ihm denn, daß er von jenem Höllenrachen nicht möchte verschlungen werden, vielmehr los werden von jener unseligen Ehre und in einen Stand versetzt, wo er etwa von einer Pfründe oder von seinem väterlichen Erbe leben könnte. Der von Miltitz gewünschte geschichtliche Rückblick, den Luther in Kürze diesem Schreiben einfügte, läuft, so weit er etwas für ihn selbst Entschuldigendes sagen will, darauf hinaus, daß nicht durch seine eigene Schuld, sondern durch die Schuld der Gegner, die ihn immer weiter trieben, „nicht ein klein Theil des römischen unchristlichen Wesens an den Tag gekommen sei".

Dem Schreiben aber fügte Luther ein Büchlein bei mit dem Titel „Von der Freiheit eines Christenmenschen." Es ist keine Streitschrift für den großen Kampf der Kirchenmänner und Theologen, sondern ein Tractat, der den „Einfältigen" dienen will. Für sie wollte Luther darin die ganze „Summa eines christlichen Lebens" zusammenfassen: gründlich möchte er für sie davon handeln, „was ein Christenmensch sei und wie es gethan sei um die Freiheit, die ihm Christus erworben und gegeben hat."

Da spricht er zuerst aus: Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und Niemand unterthan. Den neuen inneren geistlichen Menschen nämlich betrachtet er hier zuerst und fragt, was dazu gehöre, daß derselbe ein frommer freier Christenmensch sei. Kein äußerlich Ding, sagt



Von der Freyheyt eynisz Christen menschen.

Martinus Luther.

Vuittembergae. Anno Domini 1520.

Abb. 23. Titelblatt des Urdrucks der Schrift „Von der Freiheit ꝛc." in etwas verkleinertem Maßstab (in der Einfassung oben die sächsischen Schwerter, unten Wappen Wittenbergs).

er, kann ihn fromm oder frei machen. Es hilft der Seele nichts, wenn der Leib heilige Kleider anlegt, oder fastet, oder mit dem Munde betet. Für sie giebt es kein ander Ding im Himmel und auf Erden, darin sie lebe, fromm und frei sei, als allein das heilige Evangelium, d. h. das tröstliche Wort Gottes von seinem lieben Sohn Jesus Christus, durch welchen uns die Sünden vergeben werden. In diesem Wort hat sie volle Genüge, Freude, Friede, Licht und alles Gute überschwenglich. Und dazu gehört nur, daß sie, wie es das Evangelium will, in diesen Jesus mit festem Glauben sich ergebe und frisch auf ihn vertraue. Erst muß wohl Gottes Gebot dem Menschen Angst machen, sintemal es erfüllt werden, oder der Mensch verdammt werden muß; ist er aber dadurch zu nichte geworden in seinen eigenen Augen, so kommt Gottes Zusage und Evangelium und spricht: glaube an Christum, in welchem ich dir zusage alle Gnade; glaubst du, so hast du. Ein rechter Glaube einigt dann die Seele mit Gottes Wort so, daß seine Tugenden auch ihr eigen werden, wie das Eisen gluthroth wird aus der Vereinigung mit dem Feuer. Und die Seele wird so vereinigt auch mit Christo selbst, als eine Braut mit ihrem Bräutigam; ihr Brautring ist der Glaube. Was der reiche edle Bräutigam Christus hat, macht er ihr zu eigen, was sie hat, eignet er sich an: er nimmt ihre Sünden auf sich, daß sie verschlungen werden in ihm und seiner unüberwindlichen Gerechtigkeit. So wird der Christ über alle Dinge erhaben und ein Herr; denn es kann ihm kein Ding schaden zur Seligkeit, es muß ihm Alles unterthan sein und zur Seligkeit helfen; es ist ein geistliches Königthum. Und so sind die Christen Priester, sie dürfen durch Christus vor Gott treten und für Andere bitten. „Wer mag ausdenken die Ehre und Höhe eines Christenmenschen? durch sein Königreich ist er aller Dinge mächtig, durch sein Priesterthum ist er Gottes mächtig, denn Gott thut, was er bittet und will.“

Der Christ aber, so führt Luther für's Zweite aus, ist nicht allein dieser neue innere Mensch. Er hat noch einen anderen Willen in seinem Fleisch, der ihn mit Sünden gefangen nehmen will. Da darf er nicht müßig sein, sondern muß an sich arbeiten, daß er die bösen Lüste austreibe und seinen Leib zwinge. Er lebt ferner unter andern Menschen auf Erden und muß mit ihnen sich zu schaffen machen. Und wie nun Christus, da er für sich voll göttlichen Reichthums war, sich um unsertwillen entäußert und wie ein Knecht geberdet hat, so sollen wir Christen, denen Gott durch Christus den Reichthum aller Frömmigkeit und Seligkeit und damit volle Genüge gegeben hat, diesem himmlischen Vater nun auch frei und fröhlich thun, was ihm wohlgefällt, und gegen unsere Nächsten werden, wie Christus für uns geworden ist. Insonderheit dürfen wir die Schwäche und den schwachen Glauben des Nächsten nicht verachten, dürfen ihm mit dem Gebrauch unserer Freiheit kein Aergerniß geben, müssen ihm vielmehr mit Allem dienen zu seiner Besserung. Also wird der Christ, der ein freier Herr ist, ein dienstbarer Knecht aller Dinge und Jedermann unterthan. Er thut aber diese Werke nie, damit er durch sie vor Gott fromm und selig werde, sondern er ist schon satt und selig durch seinen Glauben und thut nun das Alles frei und umsonst. Zum Schluß faßt Luther zusammen: „Ein Christenmensch lebt nicht ihm selbst, sondern in Christo und seinem Nächsten: in Christo durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe; durch den Glauben fähret er über sich in Gott, aus Gott fähret er wieder unter sich durch die Liebe und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe.“

Zu dem merkwürdigen Schreiben Luthers an den Papst war dieses Büchlein eine merkwürdige Beilage. Er selbst schrieb davon dem Papst: Seine Heiligkeit möge daraus schmecken, mit welcherlei Geschäften er lieber umginge und fruchtbarlicher umgehen könnte, wenn nur die gottlosen päpstlichen Schmeichler ihn nicht daran hinderten. In der

That konnte der Papst daraus ersehen, wie er mit seinem Innern in diesen tiefsten und zugleich einfachsten Ideen christlicher Heilswahrheit lebte und webte und wie es ihm ein innerer Drang und eine Lust war, sie in edler Einfalt so vorzutragen. Die kleine Schrift zeigte ferner in ihrer ganzen ruhigen, innigen, zarten Ausführung, welchen tiefen Frieden die Seele dieses heftigen Kämpfers doch in sich hegte und welche Seligkeit der vom Bannstrahl des Papstes getroffene Mann eben jetzt in seinem Gotte genoß. — Bedeutsam sehen wir sie so neben den unmittelbar vorangegangenen Schriften an den Adel und von der babylonischen Gefangenschaft als eine der reformatorischen Hauptschriften Luthers stehen.

Daß Luther, als er so nach Miltitz' Wunsch an den Papst schrieb, nicht daran dachte, mit dem Papstthum Frieden zu machen oder auch nur für einen Augenblick dem Kampf gegen dasselbe Einhalt zu thun, gab schon der Inhalt des Schreibens klar zu erkennen.

Gegen die Bulle trat er zuerst so auf, wie er gleich anfangs dem Spalatin angekündigt hatte: er erließ gegen sie ein Schriftchen: „Von den neuen Eckischen Bullen und Lügen"; als ein Machwerk Ecks behandelte er sie. Weiter aber ging er gleich darauf in einer deutschen und lateinischen Schrift „wider die Bulle des Antichrists". Der römischen Frevler Blindheit und Bosheit will er in ihr aufdecken. Er sah in ihr theils seine wirkliche Lehre entstellt, theils in seiner Lehre die christliche, biblische Wahrheit verketzert und verdammt. Er erklärte: wenn der Papst diese Bulle nicht widerrufe und verdamme, so solle Niemand daran zweifeln, daß derselbe Gottes Feind und der Christenheit Verstörer sei. Zugleich wiederholte er feierlich am 17. November die Appellation, die er vor zwei Jahren an ein Conzil gerichtet hatte. Aber wie hat seither seine Haltung sich verändert! Er, der Angeklagte und Verdammte, kündigt jetzt vielmehr selbst der feindlichen widerchristlichen Macht, welche die Welt beherrschen

will, Verdammniß und Verderben an. Und nicht erst bei einem künftigen Conzil und einem Conzil nach Art der bisherigen kirchlichen Versammlungen hofft und begehrt er Schutz für sich und die christliche Wahrheit, sondern fort und fort ruft er die christlichen Laien auf, sich für diese zu erheben. So hat er jetzt in der Appellation, die er veröffentlichte, den Kaiser Karl, die Kurfürsten und Fürsten des Reiches, die Grafen, Barone und Adelige, die städtischen Räthe und was da von christlicher Obrigkeit in ganz Deutschland sei, ihm und seiner Appellation anzuhangen, damit der wahre christliche Glaube und die Freiheit eines Conzils gerettet werde. Aehnlich hat er in seiner lateinischen Schrift wider die Bulle den Kaiser Karl, die christlichen Könige und Fürsten und alle Bekenner Christi neben den christlichen Bischöfen und Doctoren gegen die päpstlichen Gräuel aufgerufen. In der deutschen Schrift verwahrt er sich gegen den Vorwurf, daß er die Laien auf den Papst und die Pfaffen hetze; er fragt aber, ob denn damit, daß man die Wahrheit zu verbrennen gebiete, die Laien versöhnt werden und der Papst entschuldigt. Der Papst selbst, sagt er, und seine Bischöfe, Pfaffen und Mönche ringen durch die lästerliche Bulle nach ihrem eigenen Unfall und wollen sich die Laien auf den Hals laden: „was wäre es nun Wunder, ob Fürsten, Adel und Laien sie über die Köpfe schlügen und zum Land ausjagten.“

Stürmisch trieb neben ihm Hutten zu einer allgemeinen Erhebung Deutschlands gegen die römische Tyrannei, deren Knechte und Sendlinge wirklich auch mit äußerer Gewalt hinausgejagt werden sollten. Ja als damals zwei päpstliche Legaten, Aleander und Caraccioli, am Rhein erschienen, um die Bulle zu vollziehen und persönlich auf den Kaiser einzuwirken, wollte er sogar auf eigene Faust einen Anschlag auf sie machen, so wenig sich auch bei ruhiger Ueberlegung absehen ließ, was damit eigentlich erreicht werden sollte. Und Luther konnte sich nicht enthalten, darüber in einem Brief an Spalatin zu bemerken: „Hätte er sie doch abgefangen!“

Immer indessen wiederholte Luther sich und seinen Freunden die Mahnung, „sich nicht zu verlassen auf Fürsten, auf Menschenkinder, die ja nicht helfen können" (Ps. 146, 3). Ja als ihm der mit dem Kurfürsten zum Kaiser gereiste Spalatin bestätigte, wie wenig da zu hoffen sei, sprach er ihm seine Freude darüber aus, daß derselbe jenes nun auch lernen müsse; denn Gott hätte mit dem Evangelium, wenn es durch weltliche Potentaten ausgebreitet werden sollte, nicht Fischer beauftragt. Der jüngste Tag ist es vielmehr, von dem er sicher den Sturz des Antichrists erwartet. Mit der Idee, daß dieser längst in Rom gegenwärtig, verbindet sich ihm jetzt die andere, daß jener bereits vor der Thüre sei. Er sei, schreibt er an Spalatin, durch viele starke Gründe hievon fest überzeugt.

In der That war Kaiser Karl durch Alexander, noch ehe er die Niederlande verlassen hatte, um zu seiner Krönung nach Aachen zu reisen, zu einem ersten Schritt gegen Luther bestimmt worden: er hatte zugestimmt, daß das Urtheil der Bulle an Luthers Büchern vollzogen werde, und für seine Erblande, die Niederlande, selbst den Befehl zu ihrer Verbrennung gegeben. Sie wurden in Löwen, Köln und Mainz öffentlich verbrannt. In Köln geschah es, während er dort anwesend war. In eben dieser Stadt traten jene beiden Legaten an den Kurfürsten Friedrich mit der Forderung heran, den gleichen Act in seinen Landen vollziehen zu lassen und am Ketzer selbst die Strafe zu vollstrecken oder wenigstens ihn gefangen zu halten oder gleich dem Papste auszuliefern; sie wurden von Friedrich abgewiesen, weil Luther erst vor unparteiischen Richtern vernommen werden müßte. Hiefür sprach sich dort auch Erasmus in einem kurzen Gutachten aus, um das Friedrich ihn durch Spalatin angegangen hatte; mündlich äußerte er damals gegen den Fürsten: Luther habe in zwei Stücken gesündigt, er habe den Papst an seine Krone und den Mönchen an ihre Bäuche gegriffen. Dem Mainzer Erzbischof, Cardinal

Albrecht, wurde vom Papst ein entschiedeneres, energischeres Verhalten namentlich auch gegen Hutten anbefohlen. Die Verbrennung der Bücher ging auch in Mainz ungehindert vor sich, wenngleich Hutten an Luther melden konnte, daß nach einem Berichte von Freunden Aleander dort fast gesteinigt worden wäre und daß die Menge nur um so mehr für Luthers Sache entbrannt werde. Triumphirend gingen die Legaten ihren Aufträgen weiter nach.

Luther aber ließ auch dieser Vollstreckung der Bulle sofort seine Entgegnung folgen.

Am 10. December kündigte er durch einen öffentlichen Anschlag an, daß Morgens um neun Uhr die antichristlichen Decretalen, d. h. die päpstlichen Rechtsbücher, verbrannt werden sollten, und lud hiezu die ganze akademische Jugend Wittenbergs ein. Er wählte dazu einen Ort vor dem Elsterthor, im Osten der Stadt, nahe dem Augustinerkloster. Ein großer Zug strömte dort hinaus. Mit Luther erschien eine Menge anderer Doctoren und Magister, namentlich auch Melanchthon und Carlstadt. Nachdem einer der Magister einen Scheiterhaufen errichtet hatte, legte Luther darauf die Decretalen und Jener zündete an. Dann warf Luther auch die päpstliche Bannbulle in die Flammen mit den Worten: „Weil Du den Heiligen des Herrn*) betrübt hast, verzehre Dich das ewige Feuer." — Während Luther hierauf mit jenen andern Lehrern in die Stadt zurückkehrte, blieben noch einige hundert Studenten auf dem Schauplatz und stimmten ein Tedeum an und Leichengesänge für die Decretalen. Nach dem Frühmahl, das um zehn Uhr gehalten zu werden pflegte, hielten junge, scherzhaft verkleidete Akademiker einen Umzug durch die Stadt auf einem großen

*) Selbstverständlich ist hiemit der gemeint, welchen die heilige Schrift (Mark. 1, 24. Apostelgesch. 2, 27) den Heiligen Gottes heißt, nämlich Christus, nicht, wie Unverstand oder Bosheit es gedeutet haben, Luther selbst.

Wagen mit einer Fahne, an welcher eine vier Ellen lange Bulle hing, unter dem Schall einer thönernen Trompete und mit andern Possen. Sie luden eine Menge scholastischer und papistischer, namentlich auch Eckischer Schriften auf, die von allen Seiten herbeigebracht wurden. Diese Ladung brachten sie mit der Bulle auf den Scheiterhaufen, den Andere inzwischen unterhalten hatten. Da wurde wieder Tedeum gesungen, Requiem, das Lied „O du armer Judas" u. s. w.

Mit großem Ernst und innerer Bewegung erklärte sich Luther am andern Tag vor den Zuhörern seiner Vorlesung über das, was er gethan: Der päpstliche Stuhl selbst werde noch verbrannt werden müssen; wenn sie nicht von ganzem Herzen dem Reich des Papstes absagen, so können sie die Seligkeit nicht erlangen.

Dann gab er Kunde und Rechenschaft von seiner That in einer kurzen Schrift: „Warum des Papsts und seiner Jünger Bücher von Dr. Martino Luther verbrannt seien." „Ich," sagt er, „Martinus Luther, genannt Doctor der heiligen Schrift, Augustiner zu Wittenberg, füg männiglich zu wissen, daß durch meinen Willen, Rath und Zuthat auf Montag nach St. Nicolai im 1520. Jahr verbrennet seien die Bücher des Papstes von Rom und etlich seiner Jünger; so jemand sich deß verwundern, wie ich mich wohl versehe, und fragen wird, aus was Ursach und Befehl ich das than habe, der laß ihm hiemit geantwort sein." Luther weiß sich hiezu verpflichtet als getaufter Christ, geschworener Doctor der heiligen Schrift und täglicher Prediger, dem seines Amts halber gebühre, unchristliche Lehre zu vertilgen. Das Exempel Anderer, die in gleicher Pflicht seien und solches doch nicht thun wollen, dürfe ihn nicht abhalten: „ich," sagt er, „wäre dennoch nicht mit entschuldigt, so mein Gewissen genugsam verständigt und mein Geist muthig genug von Gottes Gnaden erweckt." Dreißig Irrlehren zur Verherrlichung des Papstthums hebt er dann aus jenen

Rechtsbüchern aus, die darum billig zu verbrennen seien. Und Summa Summarum sei der Inhalt dieses Rechtes dies: „Der Papst ist ein Gott auf Erden, über alle himmlische, irdisch, geistlich und weltlich, und ist Alles sein eigen; denn Niemand darf sagen: Was thust Du?“ Das sei der Gräuel der Verwüstung Matth. 24, 15, das der Widerchrist nach 2. Theff. 2, 4.

Zugleich gab er in einer längeren, eingehenden Schrift „Grund und Ursach“ aller seiner eigenen von der Bulle verdammten Artikel. Auf das Gotteswort der heiligen Schrift stützt er sich hier gegen die Satzungen des irdischen Gottes, auf die Gottesoffenbarung, welche Jeden, der sich hingebend in sie vertiefe, auch innerlich erleuchten und ihren Inhalt und Sinn ihm klar machen wolle. Sei er selbst, wie man ihm vorhalte, nur ein einzelner und niedriger Mensch, so sei er doch gewiß, daß Gottes Wort bei ihm sei.

An Staupitz, der sich der Bulle gegenüber schwach und verzagt fühlte, schrieb er: Er habe, als er sie verbrannte, zuerst gebebt und gebetet; nun aber sei er so froh, wie über keine andere That seines ganzen Lebens. Jetzt warf er endlich auch vollends jenen Zwang der Klosterregeln von sich, mit dem er, wie wir oben bemerkten, noch immer neben seinen höheren Berufspflichten sich gequält hatte. Er sei, schreibt er an Freund Lange, von des Ordens und Papstes Gesetzen durch die Autorität der Bulle los geworden und excommunicirt; dessen freue er sich, er bleibe nur noch in der Mönchs-Kleidung und -Behausung; der wirklichen Pflichten habe er übergenug mit den täglichen Vorlesungen und Predigten, mit steter lehrhafter, erbaulicher und kämpfender Schriftstellerei, mit Briefen, Unterredungen, Dienstleistungen gegen Brüder u. s. w.

Seinem vollendeten Bruch mit dem päpstlichen Kirchenthum, das seit Jahrhunderten die Christenheit beherrscht und mit dem Christenthum selbst sich identificirt hatte, hat Luther durch jene That den stärksten Ausdruck gegeben. Die Kunde

von ihr mußte auch vollends das Feuer entfachen, das sein Wort über ganz Deutschland hin angezündet hatte. Er sah jetzt, wie er an Staupitz schrieb, einen Sturm toben, den erst der jüngste Tag werde stillen können; so sehr seien auf beiden Seiten die Geister erregt.

Wirklich war damals Deutschland in einer Bewegung und Spannung, wie in keinem andern Zeitpunkt seiner Geschichte. Mit Luther erschien jetzt vor Allem Hutten im Kampfe gegen Rom verbunden. Die Bannbulle gab er mit scharfen Anmerkungen heraus. Gegen die Verbrennung der frommen Schriften Luthers eiferte er in lateinischen und deutschen Gedichten. Zwei auserwählte Gottesboten nannte die Beiden Eberlin von Günzburg, der kurz darauf seine Wirksamkeit als volksthümlicher reformatorischer Schriftsteller begann. Für Martin Luther, die unerschütterliche Säule des christlichen Glaubens, und für den tapferen deutschen Ritter Ulrich Hutten, Martin Luthers Pylades, rief eine Litanei der Deutschen, die im Frühjahr 1521 erschien, die Gnade und Hilfe Gottes an. Auch Hutten schrieb jetzt für's deutsche Volk deutsch, in Prosa und Versen. Seinem Freunde Sickingen, bei dem er den Winter auf der Ebernburg zubrachte, las er die Schriften Luthers vor, die diesen mächtigen Kriegsmann zu inniger Theilnahme an der reformatorischen Lehre fortrissen, und bewegte Pläne in seinem Kopf, was dieser mit seinem starken Arme für die gute Sache unternehmen könnte.

Anonyme und pseudonyme Flugblätter verbreiteten sich in zunehmender Zahl unter dem Volke. Sie nahmen besonders gern die Form von Gesprächen an, in welchen Laien mit einfachem christlichem Sinn und natürlichem Verstand über die Nothstände der Christenheit klagen, fragen und belehrt werden. Die äußeren Schäden werden dem Volk vor Augen geführt, die Aergernisse in Geistlichkeit und Klöstern, das Treiben der römischen Curtisanen, d. h. der Subjecte am päpstlichen Hofe, welche den hohen Herren dort für die niedrigsten Dienstleistungen sich zur Verfügung

stellen, um dann mit deutschen Pfründen gespeist zu werden, die Geldauflagen, Erpressungen u. s. w. Das einfache Wort Gottes mit seinen höchsten evangelischen Wahrheiten soll von dem menschlichen Truge, mit dem es dort umhüllt sei, frei und Jedem zugänglich gemacht werden. Als erster Vorkämpfer desselben und wahrer Volksmann wird Luther hingestellt, dessen Zeugniß so kräftig in's Herz eingehe. Sein Bild, von Cranach gezeichnet, wurde mit seinen kleinen Schriften verbreitet. Auf Nachdrucken derselben erscheint der heil. Geist in Gestalt der Taube über seinem Haupte schwebend: Gegner haben ihn verleumdet, daß er selbst sich so habe darstellen lassen.

Auch satirischer Bilder bediente man sich im Kampf auf beiden Seiten. Cranach stellte den demüthigen, leidenden Christus und den hoffärtigen römischen Antichrist in den sechsundzwanzig Holzschnitten seines „Passional Christi und Antichrist" einander gegenüber; Luther gab dazu kurze Textworte.

Deutsch und für's Volk fingen jetzt auch die Gegner Luthers zu schreiben an. Der Begabteste unter ihnen war, was derbes, volksthümliches Deutsch und grobe Satire anbelangt, der Franziskaner Thomas Murner, seine Theologie aber erschien Luther so schwach, daß er ihn nur nebenbei einmal einer kurzen Erwähnung würdigte. In ein längeres Gefecht mit Streitschriften gerieth er jetzt mit jenem Dresdener Theologen Emser, der schon nach der Leipziger Disputation ihn zum Kampf gereizt hatte und jetzt ein Buch „Wider das unchristliche Buch M. Luthers an den deutschen Adel" herausgab. Da schrieb nun nach einander Luther: „An den Bock zu Leipzig"; Emser: „An den Stier zu Wittenberg"; jener: „Auf des Bocks zu Leipzig Antwort";*) dieser: „Auf des Stieres zu Wittenberg wüthende Replica." Luther, der schon auf die ersten Bogen jenes Emserschen

*) Vgl. die nebenstehende Abbildung.

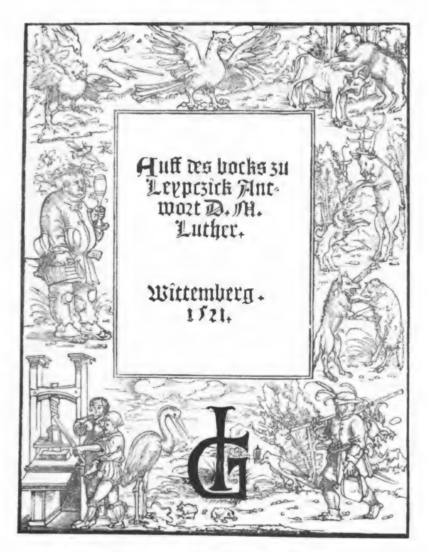


Abb. 24. Titelblatt in etwas verkleinertem Maßstab.

Digitized by Google

Buches hin sein Schreiben an „den Bock u. s. w." gerichtet hatte, entgegnete dann dem Buch, als es ganz herausgekommen war, mit einer „Antwort auf das überchristlich, übergeistlich und überkünstlich Buch Bock Emsers." Darauf ließ Emser eine „Quadruplica" folgen und Luther noch ein Schriftchen: „Ein Widerspruch Doctor Luthers seines Irrthums erzwungen durch den allerhochgelehrtesten Priester Gottes Herrn H. Emser." Als nachher, während seines Wartburgaufenthaltes, Emser mit einer Erwiderung fortfuhr, ließ er ihm hierin das letzte Wort. Neues trug dieser Schriftwechsel für den großen Kampf nicht bei. Das wirksamste, was Emser und die anderen Verfechter des alten Kirchenthums vorbrachten, war immer der Vorhalt, daß der Eine Luther der ganzen bisherigen Christenheit zu widersprechen sich erdreiste und durch Umsturz aller kirchlichen Fundamente und Autoritäten Unglauben, Zerrüttung und Aufruhr über Kirche und Staat bringe. So sagt Emser einmal in deutschen Versen: Luther verachte „der Kirchen und der Väter Lehr', als ob sonst niemand wär' denn er." Hinsichtlich der drohenden Folgen hielt er immer die Böhmen als Schreckbild vor.

In der deutschen Nation war, wie Emser klagt, schon jetzt „ein solch Gezänk, Rumor und Aufruhr, daß kein Land, keine Stadt, kein Dorf oder Haus ist, darin man nicht parteiisch und je Eins wider das Andere wäre." Aleander berichtete nach Rom, daß überall Erbitterung und Aufregung sei und der päpstliche Bann verlacht werde. Unter den Anhängern des Alten hörte man wunderliche schreckhafte Gerüchte: ein kurz nach der Verbrennung der Bulle geschriebener Brief wollte wissen, daß Luther auf fünfunddreißigtausend Böhmen und ebensoviele Sachsen und andere Norddeutsche rechne, die, wie einst die Gothen und Vandalen, nach Italien und Rom zu ziehen bereit seien. Aber schon jetzt konnte man auch beobachten, daß vom Grollen und grollenden Reden zu energischer und opfer-

williger That immer noch ein großer Schritt ist. Man wagte jetzt auch in Mitteldeutschland die Bulle an Luthers Büchern zu vollstrecken, ohne daß Unruhen ausbrachen: so namentlich in den nahe bei Wittenberg gelegenen Bisthümern Meißen und Merseburg. Der angesehene Pirkheimer und der wackere Spengler in Nürnberg, deren Namen Eck in die Bannbulle mit aufgenommen hatte, beugten sich jetzt vor der päpstlichen Autorität, welche durch diesen ihren persönlichen Feind repräsentirt war.

Hutten, der seine Hoffnungen bei dem Bruder des Kaisers völlig getäuscht sah und sich auch persönlich in seiner Freiheit und seinem Leben durch päpstliche Erlasse bedroht glaubte, glühte in ungeduldigem Drang loszuschlagen. Er wünschte auch zu erfahren, ob ein gewaltsames Unternehmen nach seinem Sinn irgend welchen Rückhalt bei Kurfürst Friedrich finden könnte. Er wagte sogar, wenn er von Sickingens hohen Aufgaben sprach, auf den Vorgang des gewaltigen hussitischen Heerführers Ziska hinzuweisen, der einst den Deutschen ein Schrecken und Abscheu gewesen war. Auch die Städte wünschte er, der Ritter, jetzt zum Bunde, zum Kampf gegen Rom und für die Freiheit zu gewinnen. Aber so leidenschaftlich seine Worte klangen, so unklar ließen sie fortwährend darüber, was eigentlich mit dem Losschlagen beim gegenwärtigen Stand der Dinge gemeint sein sollte. Sickingen, der die Verhältnisse praktisch aufzufassen verstand, hieß ihn die Ungeduld dämpfen und suchte seinerseits in gutem Vernehmen mit dem Kaiser zu bleiben, worauf dann auch Hutten wieder Hoffnungen setzte; den Einfluß, den Sickingen auf den Kaiser üben könnte, haben beide überschätzt.

In dieser Lage kam dagegen Luther nur immer nachdrücklicher darauf zurück, daß man ohne menschliche Anschläge das Weitere in Gottes Rath und Hand stellen müsse. Hutten selbst hat in einem Brief an ihn (während des Wormser Reichstags) geäußert: „Ich will mit Dir tapfer für

Christus kämpfen; darin aber unterscheiden sich unser beider Rathschläge, daß die meinigen menschlich sind, Du, der Vollkommenere, ganz nur an den göttlichen hängst.“ Und als Hutten wirklich zu seinen Waffen greifen zu wollen schien, erklärte jetzt Luther ihm und anderen mit aller Entschiedenheit: „Ich möchte nicht, daß man mit Gewalt und Mord für das Evangelium stritte; durchs Wort ist die Welt überwunden, durchs Wort die Kirche erhalten worden, durchs Wort wird sie auch wieder hergestellt werden; ja auch der Antichrist wird, wie er ohne Faust angefangen hat, so auch ohne Faust zermalmt werden durchs Wort.“ Auch gegen die Römlinge im deutschen Klerus wollte er keine Gewaltthaten, dergleichen in Böhmen verübt worden seien; er habe beim deutschen Adel nicht darauf hingearbeitet, daß durchs Schwert, sondern daß durch Rath und Befehl ihnen Einhalt gethan werde; er fürchte freilich, daß ihre eigene Wuth sich das nicht gefallen lasse und selbst das Unheil über sie bringe.

Ueber jene wohl begründete Erwartung eines nahen Endes, wovon wir ihn in einem Brief an Spalatin (vom 16. Januar 1521) reden hörten, hat er sich damals ausführlich in einem Buche erklärt, in welchem er auf eine wider ihn gerichtete Schrift des römischen Theologen Ambrosius Catharinus entgegnete. Er hat sich seine Gedanken darüber auf Grund alt- und neutestamentlicher Prophetenworte gebildet, an welchen auch schon bisher einzelne Christen und christliche Gemeinschaften unter schweren Kämpfen mit den gegenwärtigen Mächten der Finsterniß immer wieder in der sichern Hoffnung des nahen von Gott kommenden Sieges sich aufzurichten pflegten. Die Herrschaft und höchste Steigerung des gottwidrigen Wesens im Antichrist soll eben der letzten göttlichen Entscheidung und Vollendung unmittelbar vorangehen. Auf ihn bezieht Luther namentlich das Wort bei Daniel (Kap. 8), daß nach den vier großen Weltreichen, unter deren letztem man das römische verstand, aufkommen werde ein frecher und tückischer

Herrscher, dem durch seine Klugheit der Betrug gerathe und der wider den Fürsten aller Fürsten sich auflehne, der dann aber ohne Hand werde zerbrochen werden. Er sieht es erfüllt im Papstthum: so müsse auch dieses zerstört werden ohne Hand oder äußere Gewalt. Dasselbe sagt ihm Paulus an der Stelle, die er längst auf den römischen Antichrist gedeutet, nämlich 2. Theff. 2: Jenen Boshaftigen, der sich als ein Gott in Gottes Tempel setzt, wird „der Herr umbringen mit dem Geist seines Mundes und wird seiner ein Ende machen durch die Erscheinung seiner Zukunft." So, sagt Luther, wird der Papst und sein Reich nicht von den Laien zerstört, sondern zu schwererer Strafe bis auf Christi Wiederkunft aufbehalten werden; er muß ebenso untergehen, wie er sich erhoben hat nicht mit der Hand, sondern mit dem Geiste des Satans; der Geist muß den Geist tödten, die Wahrheit den Trug aufdecken."

Luther hat, wie wir sehen werden, Zeitlebens diese Erwartung eines nahen Endes festgehalten. Wie seinem glühenden Eifer schon in der Gegenwart die höchsten Gegensätze sich darstellten, so stand ihm auch dieser sichere Sieg schon unmittelbar vor Augen. Dieses Endes gewiß ist er seinen Weg vorangegangen, ohne die nächsten Schritte voraus berechnen und voraus bestimmen zu wollen. In seiner Hoffnung auf den nahen Abschluß der irdischen Geschichte der Christenheit und Menschheit ist er das Werkzeug geworden, einen großen neuen Abschnitt derselben heraufzuführen. —

Die Urkunde des Widerrufs, zu welchem die Bannbulle Luther noch einmal ermahnte, hätte binnen 120 Tagen in Rom einlaufen sollen. Luther hatte geantwortet. Der Papst erklärte die Frist für verstrichen: am 3. Januar sprach Leo in einer neuen Bulle endgiltig den Bann über Luther und seine Anhänger aus und belegte die Orte, wo sie sich aufhalten würden, mit dem Interdicte.

Neuntes Kapitel.

Der Wormser Reichstag.

Betrachten wir die Elemente und Kräfte, welche damals in der kirchlichen Bewegung Deutschlands so mächtig wirkten, so erscheint ein Gedanke daran wohl möglich, daß diese wesentlich durch die Macht des Wortes und ohne die gefürchteten blutigen Kämpfe und politischen Umwälzungen allmählich zum Ziel durchdringen würde, daß also Deutschland nur den geistigen Sturm oder „Tumult und Aufruhr", den Luther schon damals losgebrochen sah, hätte durchmachen und mit den neu gewonnenen religiösen Ueberzeugungen die Formen und Bande des Römischen Kirchenthumes hätte zersprengen müssen. War doch in der kurzen Zeit, seit Luther den Kampf begonnen und nur allmählich die weiteren Schritte darin gethan hatte, schon ein Erfolg erreicht, den Niemand von jenen Anfängen aus zu ahnen vermocht oder zu hoffen gewagt hätte. Der angesehene Nestor unter den großen Deutschen Reichsfürsten, Friedrich der Weise, war sichtlich von jenen Banden innerlich schon frei geworden, wenn er auch zu einem entschiedenen Auftreten nach Außen sich noch nicht berufen fühlte; sein Verhalten konnte nicht ohne Eindruck auf seine Genossen bleiben. Der Adel und Bürgerstand, unter welchem das reformatorische Wort schon am meisten gezündet hatte, war bei der Regierung Deutschlands auf den Reichstagen kräftig mit vertreten. Unter den geistlichen Herren hatte der vornehmste, der Erzbischof von Magdeburg und Mainz, der durch Luthers Angriff auf den Ablaß sich am meisten verletzt fühlen konnte, bis jetzt eine eigenthümliche, vorsichtige, zuwartende Haltung angenommen, die ihm auch einen künftigen Anschluß an eine nationale Erhebung gegen seinen

römischen Oberherrn offen ließ. Jene alten kirchlichen Beschwerden der Reichstage wurden schon bisher ohne Scheu vor dem Zürnen und Schelten des Papstes vorgetragen. Sobald hier die Ueberzeugung durchdrang, daß die Machtansprüche des römischen Stuhles nicht auf ewigem, göttlichem Rechte ruhen, so konnte der Reichstag sofort für sich auch die kirchliche Reformation in die Hand nehmen. Die bischöfliche Verfassung überhaupt hat Luther, wie namentlich seine Schrift an den Adel uns zeigte, keineswegs auflösen wollen, wenn nur irgend die Bischöfe nach Gottes Wort ihre Herden zu weiden sich verstanden. Ein selbständiger Deutscher Episkopat hätte dann auch die nöthigen Verbesserungen im Gottesdienste vornehmen mögen: Luther selbst hat, wie wir sehen werden, auch nachher nur möglichst wenige äußere Aenderungen darin haben wollen.

In den einzelnen deutschen Landen, die nachher protestantisch wurden, ist die Reform wirklich ohne so furchtbare Erschütterungen durch die Fürsten im Einverständniß mit ihren Landständen und in den freien Städten durch die Obrigkeit und Vertretung der Bürgerschaften hergestellt worden, obgleich hier die Widerstrebenden an der Majorität des Reiches und dem Kaiser, die beim römischen Kirchenthum beharrten, einen Rückhalt hatten. Mußte nicht eine evangelische Reformation, zu der die Reichsgewalt selbst im Einklange mit der überwiegenden Stimmung der ganzen Nation sich entschlossen hätte, ebenso und noch leichter durchführbar sein?

Man wies auf die wilden, gräulichen Kämpfe der Hussiten hin. Aber Niemand konnte läugnen, daß der lutherischen Verkündigung eine Klarheit, religiöse Tiefe und Freiheit von Fanatismus eigen war, welche der Hussitenpredigt fehlte. Und die wilden Hussitenkriege, die noch in traurigem Andenken bei den Deutschen fortlebten, waren erst durch die Gewalt, welche die Kirche gegen Böhmen

von außen her aufbot, hervorgerufen. Gegen die deutsche Nation fand Rom, wenn sie sich von ihm losriß, keine solche Gewaltmittel.

Man könnte, wenn man dergleichen Gedanken nachgeht, sogar fragen, ob denn Luther damals genug Grund gehabt habe, den Sieg seiner Sache nicht eben schon von dem gegenwärtigen Worte und den gegenwärtig wirkenden Kräften, sondern erst von jenem Tage des Herrn zu erhoffen.

Gewiß hängt nun in solchen großen Wendepunkten der Geschichte die Entscheidung nie blos vom Charakter und Verhalten einzelner Persönlichkeiten ab, ob sie auch noch so hoch stehen mögen. Luther sah in jenem päpstlichen Antichristenthum satanische Mächte, durch welche die Herzen geblendet seien und welche das gegenwärtige Gotteswort zwar unter Leiden und Drangsal überwinden werde, welche es aber doch noch nicht entwurzeln und zu nichte machen könne. Und wir Protestanten müssen anerkennen, daß nicht blos eine große Masse des deutschen Volkes unter der Macht des Hergebrachten gebannt blieb, sondern daß auch redlichen und selbständig denkenden Anhängern des Alten wahrhaft religiöse und sittliche Interessen durch die neue Lehre und den Bruch mit der Vergangenheit schwer bedroht erscheinen konnten. Aber nie stand doch wohl bei den Geschicken der deutschen Nation und Kirche die wichtigste Entscheidung so sehr bei Einem Manne, wie damals bei dem neugekrönten Kaiser. Darauf vor allem kam es an, ob er als das Haupt des Reiches das große Werk in die Hand nehmen oder vielmehr seine Macht und Autorität dagegen einsetzen werde.

Als edles junges Blut, welches für das neu erwachte Leben und Streben empfänglich erschien, war Karl in Deutschland begrüßt worden; als der Sohn eines alten deutschen Fürstenhauses, der bei der Kaiserwahl über den fremden König Franz obgesiegt hatte, während der Papst für diesen

wirkte. Jetzt hörte man, er sei in den Händen der Bettelmönche: der Franziskanermönch Glapio war sein Beichtvater und einflußreicher Rathgeber. Grade er hatte mit der Verbrennung von Luthers Büchern den Anfang machen lassen.

Er war indessen doch keineswegs so abhängig von seiner Umgebung, noch diese so abhängig von römischen Einflüssen, als man hienach hätte meinen können. Mit selbständiger Politik verfolgten seine Rathgeber die Interessen seiner Herrschaft und er selbst wußte schon in diesen seinen Jugendjahren als selbständiger Monarch und kluger Staatsmann aufzutreten.

Aber ein Deutscher war er nicht trotz seines Großvaters Maximilian; er hatte nicht einmal eine ordentliche Kenntniß der deutschen Sprache. Vor Allem war er König von Spanien und Neapel; in seinem spanischen Reich behielt er, auch als ihm die Kaiserkrone zugefallen war, die festeste Grundlage seiner Macht.

Seine religiöse Erziehung und Bildung hatte ihn nur mit der streng kirchlichen Lehre und der Verpflichtung gegen die hergebrachten kirchlichen Ordnungen bekannt gemacht. Dadurch fühlte er sich auch in seinem Gewissen gebunden. Nie zeigte er einen Trieb, sich in die entgegenstehenden Anschauungen bei seinen deutschen Unterthanen wenigstens mit selbständig prüfendem Urtheil hineinzuversetzen. Nur die Rücksicht auf seine Herrscherrechte und Aufgaben leitete neben diesem religiösen Standpunkt sein kirchliches Verhalten. In der spanischen Kirche wurde damals eine gewisse Reform durchgeführt auf den streng festgehaltenen Grundlagen der mittelalterlichen Kirchenlehre und hierarchischen Verfassung: es wurde nämlich schärfere Disciplin gegen Geistliche und Mönche geübt, sie wurden angehalten, ihrer Pflichten für die sittlich-religiösen Bedürfnisse des Volkes treuer zu warten, bei diesem wurde hiedurch auch eine lebendigere Religiosität in jenen Formen neu angeregt; die Krone bestand ferner

Abb. 25. Karl V. nach einem Kupferstiche B. Behams v. J. 1531.

Digitized by Google

auf gewissen Rechten auch der römischen Curie gegenüber; ein absolutistisches Königthum wußte sich hier mit dem päpstlichen Absolutismus klug zu einigen. Eine Lossagung der deutschen Kirche vom Papstthum aber war schon hiemit unverträglich. Zur Einheit der Reiche Karls gehörte die Einheit der katholischen Kirche, in der sie standen. Dazu kamen für den Kaiser die Rücksichten seiner äußeren Politik: war er durch den Papst gereizt worden, der im Bund mit Frankreich seine Wahl hintertreiben wollte, so war doch für den Krieg, der mit Frankreich drohte, der Friede mit dem Papst und womöglich ein Bündniß mit ihm selbst zu erstreben. Da konnte dann freilich gerade auch diejenige Gefahr, welche jetzt dem Papstthum durch die große deutsche Ketzerei drohte und gegen welche es die Hilfe des weltlichen Arms dringend bedurfte, dazu benützt werden, um auf den Papst einen Druck zu üben. Nie wollte ferner die Politik des Kaisers durch die Rücksicht auf diesen und im Dringen auf die Einheit der Kirche in Maßregeln sich hineinziehen lassen, für welche seine eigene Macht nicht ausreichte, durch welche also sein Ansehen erschüttert, ja gebrochen werden konnte. Und so sehr die monarchische Gewalt in Spanien erstarkt war, so sehr fand er sie in Deutschland durch die Reichsstände und die ganze Gestaltung der Verhältnisse gehemmt und gebunden.

Das sind die Gesichtspunkte, welche für das Verhalten Karls V. gegen Luther und seine Sache maßgebend wurden. Dieser war so, wenigstens leidend, in das Spiel der großen kirchlichen und weltlichen Politik mit hineingezogen und hatte auch unter ihm seinen eigenen Weg zu verfolgen.

Schnell genug wurde der kaiserliche Hof mit den Stimmungen in Deutschland bekannt. Er zeigte sich jetzt vorsichtig und noch verschiedenen Erwägungen zugänglich, so wenig er je in seinen Kundgebungen den Freunden Luthers ein Recht gab, positiv Günstiges zu hoffen.

Als Karl weiter rheinaufwärts zog, um nach Neujahr einen Reichstag in Worms zu halten, ging Friedrich der Weise seine Räthe darum an, daß Luther wenigstens noch vernommen werden möchte, ehe der Kaiser gegen ihn einschreite. Von diesem erhielt er die Antwort, daß er denselben zu diesem Zwecke nach Worms mitbringen möge; Unrecht sollte ihm nicht widerfahren. Dem Kurfürsten erschien das doch bedenklich; er mochte an die Gefahr denken, der einst ein Hus in Constanz preisgegeben war. Luther aber, welchem er durch Spalatin das Ansinnen des Kaisers mittheilte, erwiderte sogleich: „Wenn ich gerufen werde, werde ich, soviel an mir ist, kommen, ob ich mich auch krank müßte hinführen lassen; denn man darf nicht zweifeln, daß ich vom Herrn gerufen werde, wenn der Kaiser mich ruft." Man werde, sagt er, wohl Gewalt gegen ihn brauchen, aber noch lebe der Gott, der die drei Jünglinge im Feuerofen zu Babel erhalten habe, und wenn dieser ihn nicht erhalten wolle, so sei an seinem Kopfe wenig gelegen. Nur darum habe man Gott zu bitten, daß Kaiser Karl nicht mit Vergießen unschuldigen Bluts zum Schutz der Gottlosigkeit sein Regiment eröffne; viel lieber wolle er blos durch die Hände der Römer umkommen. Früher hatte er wohl an einen Ort gedacht, wohin er fliehen könnte, wenn in Wittenberg seines Bleibens nicht mehr wäre; nach Böhmen konnte er immer noch. Er aber erklärte jetzt kurzweg: „Fliehen will ich nicht, widerrufen noch viel weniger."

Inzwischen erhoben sich auch beim Kaiser Bedenken dagegen, daß Luther, der schon unter Bann und Interdict stehe, an den Ort der Reichsversammlung selbst zugelassen werden sollte. Ueber das Verfahren gegen ihn entspannen sich dann in Worms, wo die Reichsstände im Januar zusammenkamen und am 28. die ordentliche Eröffnung des Reichstags statthatte, längere, schwankende und spannungs-

reiche Verhandlungen zwischen dem Kaiser, den Ständen und dem Legaten Aleander.

Ein Schreiben des Papstes forderte den Kaiser auf, der Bulle, durch welche Luther jetzt definitiv verurtheilt war, durch ein Edict Kraft zu geben. Sein Legat übte eine schlaue und unermüdliche Thätigkeit, offen und noch mehr insgeheim, mit Worten und Argumenten und nebenbei mit Geld und andern Bestechungsmitteln, womit er sich von Rom aus auf's Reichlichste versehen ließ. Unter den kaiserlichen Räthen drang doch die Ansicht durch, daß nicht ohne Zustimmung des Reichstags gehandelt werden dürfte. In einer langen Rede suchte dagegen Aleander (am 13. Februar) diesen zu gewinnen. Kluger Weise wies er, nach dessen Grundsätzen schon die Appellation an ein Conzil ein Verbrechen war, doch die darauf zielenden Gedanken an sich nicht zurück und hob um so nachdrücklicher hervor, daß Luther ja die Autorität der Conzilien verachte und überhaupt von Niemandem Zurechtweisung annehmen wolle. Daneben wandte sich der kaiserliche Beichtvater und Diplomat Glapio mit wunderbar freundlichen Aeußerungen an Friedrichs Kanzler Brück: auch er finde viel Gutes in Luthers Schriften; entsetzlich aber sei ihm der Inhalt seines Buches von der Babylonischen Gefangenschaft; nun werde es nur auf Widerruf so anstößiger Sätze ankommen, daß jenes Gute für die Kirche fruchtbar werden und Luther zu einer wahren, kirchlichen Reform, auf die auch der Kaiser ausgehe, mitwirken könne; man möge ihn vor gelehrte unparteiische Männer an einen gelegenen Ort laden und ihrem Urtheil sich unterwerfen lassen. Hiemit wäre jedenfalls das Erscheinen Luthers vor Kaiser und Reich glücklich beseitigt gewesen, und, wenn er doch nichts widerrief, sein Schicksal entschieden. Wir müssen dahingestellt lassen, wie weit Glapio auch noch ernstlich an eine Möglichkeit dachte, durch Drohen und Zureden ihn soweit umzustimmen, daß

er auch noch für eine Reform im Sinne jener spanischen nutzbar gemacht und als Werkzeug gegen einen dem Kaiser feindlichen Papst verwendet werden könnte. Kurfürst Friedrich aber wollte für das dunkle Vorhaben keinerlei Verantwortung übernehmen; er selbst ließ sich auf eine Unterredung, die Glapio wünschte, gar nicht ein.

Der Kaiser folgte dann dem Andringen des Papstes in soweit, daß er den Ständen ein Mandat vorlegen ließ, wonach Luther gefangen gesetzt und seine Beschützer als Majestätsverbrecher bestraft werden sollten. Damals berichtete der Frankfurter Gesandte nach Haus: der Mönch mache viel Arbeit; ein Theil möchte ihn an's Kreuz schlagen, und er werde ihnen kaum entrinnen; es sei aber dann zu besorgen, daß er am dritten Tage wieder auferstehe. Nach siebentägiger erregter Debatte im Reichstage, an der besonders auch Kurfürst Friedrich lebhaften Antheil nahm, ging hier endlich eine Antwort auf die kaiserliche Vorlage durch, worin die Stände zu bedenken gaben: „was es, da im gemeinen Mann durch Luthers Predigt, Lehren und Schriften allerlei Gedanken, Phantasieen und Wünsche erweckt worden, für Frucht oder Nutzen bringen würde, wenn man die Mandate allein mit der Schärfe erließe, ohne Luther vorgefordert und verhört zu haben." Zugleich aber wurde diese Vernehmung dahin beschränkt, daß nicht mit ihm disputirt werden solle, sondern er nur gefragt: „ob er auf den von ihm ausgegangenen Schriften wider unseren heiligen christlichen Glauben bestehen wolle oder nicht"; widerrufe er, so solle er in anderen Punkten und Sachen weiter gehört und nach Billigkeit darüber verfügt werden; wolle er aber auf allen oder etlichen diesem Glauben widerstreitenden Artikeln beharren, so sollen alle Stände des Reiches bei diesem ihrem vätertichen Glauben ohne fernere Disputation verbleiben und denselben handhaben helfen und der Kaiser dann deshalb Befehl in's Reich ausgehen lassen.

Dem entsprechend erließ der Kaiser unter dem 6. März eine Citation an Luther, damit von ihm in Worms „seiner Lehren und Bücher halber Erkundigung eingezogen werde". Dazu verhieß er ihm freies Geleit. Falls er nicht folgen würde, oder nicht widerrufen wollte, erklärten sich die Stände mit dem Kaiser darin einverstanden, daß er dann als offenbarer Ketzer behandelt werden müßte.

Darauf also, daß die Wahrheit hinsichtlich jener Glaubensartikel in Worms erst noch unbefangen nach Gottes Wort geprüft werde, sollte Luther vornweg verzichten. Spalatin bezeichnete ihm auch die Punkte, auf welche nach Glapio's Aeußerung der Widerruf jedenfalls sich erstrecken müßte.

Nur das stand doch immer noch in Frage, wie weit jene Artikel ausgedehnt werden und wie weit dagegen die „andern Punkte" sich erstrecken sollten, für welche er, wenn er in jenen nachgab, ein weiteres, vielleicht noch fruchtbares Verhandeln möglich machte. Von einem überlieferten Glauben an päpstliche Infallibilität oder an eine unbedingte Gewalt des Papstes auch über die Gesammtkirche und ihre Conzilien hatte Glapio doch Nichts gesagt, ja selbst der päpstliche Legat Nichts auszusprechen gewagt. Für die freieren Grundsätze jener Männer der früheren reformatorischen Conzilien blieb Raum genug: wenn nur nicht eben Luther auch diesen ihr Ansehen bestritten hätte. Die kirchlichen Mißbräuche, über welche die Reichsstände schon bisher dem Papst gegenüber protestirt hatten, wurden gerade jetzt in Worms Gegenstand allseitiger heftigster Beschwerden. Die Geldabgaben kirchlicher Pfründen und Lehen an Rom, etwas sehr Aeußerliches, aber doch für den Papst höchst Wichtiges, verschlangen Unsummen, während das Reich für sein jetzt neu zu organisirendes Regiment und Gericht nur jämmerlich wenig Geld aufzubringen wußte, und man sprach davon, jene trotz aller päpstlichen Einsprachen für diese

Zwecke zurückzubehalten. So treue Glieder der alten Kirche, wie Herzog Georg von Sachsen, forderten eine umfassende Reformation des Klerus, dessen Aergernisse das größte Verderben über die Seelen bringen, und als bestes Mittel hiezu ein allgemeines Conzil. Aleander mußte nach Rom berichten, daß Jeder in dieses, dem Papst so verhaßte Begehren einstimme und daß die Deutschen das Conzil im eigenen Land haben wollen.

Luther war aber sogleich zu beiden entschlossen: der Vorladung zu folgen, und jeden Widerruf, wenn man ihn nicht eines Irrthums überführe, zu verweigern.

Das kaiserliche Schreiben wurde ihm erst am 26. März durch den Reichsherold Kaspar Sturm zugestellt. Eben derselbe sollte ihn nach Worms geleiten. Binnen 21 Tagen vom Empfang der Vorladung an sollte Luther vor dem Kaiser erscheinen, also spätestens am 16. April in Worms eintreffen.

Er hatte bis dahin ununterbrochen seine vielseitige angestrengte Thätigkeit fortgesetzt, indem er, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, wie einst Nehemias zugleich die Arbeiten des Friedens und des Krieges betrieb, mit der einen Hand baute, mit der andern das Schwert führte. Rasch führte er vollends die oben angeführte Streitschrift an Catharinus zum Schlusse. Zugleich hatte er im Monat März den ersten Theil jener Auslegung der kirchlichen Evangelien, welche sein Kurfürst als friedliche, erbauliche Arbeit von ihm begehrt hatte, mit einer Dedication an diesen vollendet und schrieb jetzt an einer gar innigen und zarten praktischen Erklärung des Lobgesangs der Jungfrau Maria, Lukas 1, 46 ff., die er für den ihm sehr ergebenen Prinzen Johann Friedrich, den Sohn Herzog Johanns und Neffen Friedrichs, bestimmt hatte. Noch am 31. März verfaßte er eine kurze Zuschrift an diesen, worin er ihm die schon gedruckten ersten Bogen derselben übersandte, und am 1. April das an seinen Freund Link gerichtete Nachwort zu jener

Schrift gegen Catharinus, welche dem Link gewidmet war. „Ich weiß," sagt er hier, „und bin gewiß, daß unser Herr Jesus Christus noch lebt und regiert; auf dieses Wissen trotze ich, daß ich noch viel tausend Päpste nicht fürchten will, denn der in uns ist, ist größer, denn der in der Welt ist."

Am Tag darauf, am 2. April, dem Dienstag nach Ostern, brach er auf. Sein Freund Amsdorf und der damals in Wittenberg studirende pommersche Edelmann Peter Swaven begleiteten ihn; er nahm ferner wieder, wie es die Ordensregel mit sich brachte, einen Ordensbruder, Johann Pezensteiner, mit sich. Der Wittenberger Magistrat lieferte Wagen und Pferde.

Der Weg führte über Leipzig, durch Thüringen von Naumburg bis Eisenach, dann südwärts über Berka, Hersfeld, Grünberg, Friedberg, Frankfurt, Oppenheim. Der Herold ritt in seinem Waffenrock voraus und kündigte hiemit den Mann an, dessen Wort schon überall so mächtig die Geister erregt hatte und auf dessen ferneres Verhalten und Geschick Freund und Feind gespannt war. Ueberall lief das Volk zusammen, um ihn von Angesicht zu schauen.

Sehr feierlich wurde er am 6. April in Erfurt empfangen.

Die große Mehrheit der dortigen Universität war jetzt ganz von Begeisterung für seine Sache hingenommen. Seinen Freund Crotus hatte man, als er nach seiner Rückkehr aus Italien wieder dorthin kam, zum Rector erwählt. Die Bannbulle war von der Universität nicht publizirt und von Studenten in's Wasser geworfen worden. Besonders eifrig zeigte sich Justus Jonas, den der von ihm so hoch verehrte Erasmus nicht mehr zurückzuhalten vermochte. Unter dem Volk wirkten Lange und Andere als Prediger.

Dem herannahenden Luther eilte jetzt Jonas bis Weimar entgegen. Vierzig Männer der Universität, der Rector an der Spitze, zogen zu Pferd und mit ihnen eine Menge

Anderer zu Fuß aus, um ihn schon an der Grenze des städtischen Gebietes zu begrüßen, während auch er ein kleines Gefolge bei sich hatte. Crotus drückte ihm die unendliche Freude aus, ihn, den großen Glaubenskämpfer, zu sehen, worauf Luther erwiderte, daß er solches nicht verdiene, aber für ihre Liebe ihnen danke. Auch der Dichter Eoban sprach einige, wie er selbst sagt, stammelnde Worte; er hat nachher den Hergang in einer Reihe lateinischer Gesänge beschrieben.

Am folgenden Tag, einem Sonntag, blieb Luther in Erfurt. Er hielt da eine Predigt, die uns erhalten ist, in der Kirche des Augustinerklosters. Ausgehend von den Worten des sonntäglichen Evangeliums „Friede sei mit Euch“ (Joh. 20, 19 ff.) sprach er von dem Frieden, welchen wir durch den Erlöser Christum finden, indem wir im Glauben an ihn und sein Heilswerk ohne eigenes Werk und Verdienst gerecht werden, von der Freiheit, mit welcher die Christen im Glauben und in der Liebe handeln dürfen, und zugleich davon, wie jeder Mensch, der diesen Frieden Gottes habe, sein Werk also schicken müsse, daß es ihm nicht allein, sondern auch seinem Nächsten nutz sei. Das sprach er aus gegen die Werkgerechtigkeit der meisten Prediger und das päpstliche Gesetzeswesen, das auch gegen die Weisheit der heidnischen Meister, eines Aristoteles, Plato u. s. w. Seiner gegenwärtigen persönlichen Lage und des schweren Ganges, den er jetzt zu thun hatte, gedachte er gar nicht, sondern nur der allgemeinen Verpflichtung, die er habe, ob auch noch so viele Lehrer anders lehrten: „Ich will die Wahrheit sagen und muß es thun, darum stehe ich hie, und nehm nicht Geld darum.“ — Während der Predigt hörte man in dem gedrängt vollen Gotteshause, vor dessen Thüren auch viel Volks stand, plötzlich ein Krachen auf den überladenen Emporen. Erschrocken wollte die Menge fliehen; Luther aber rief: „Ich kenne deine Tücken schon, du Satan,“

und beruhigte die Gemeinde, daß keine Gefahr drohe, sondern der Teufel nur schlechtes Spiel treibe.

Auch im Augustinerkloster zu Gotha und Eisenach predigte Luther. In Gotha fand es das Volk bedeutsam, daß nach der Predigt der Teufel etliche Steine vom Giebel der Kirche abgerissen habe.

In den Herbergen erquickte sich Luther gern an Musik, griff wohl auch selbst nach der Laute.

In Eisenach aber erlitt er einen Krankheitsanfall, so daß man ihm zu Ader ließ; noch von Frankfurt aus meldete er an Spalatin nach Worms, daß er sich seither in einer Weise leidend und schwach fühle, wie er es nie früher erlebt habe.

Unterwegs fand er ein neues kaiserliches Edict angeschlagen, welches gebot, alle seine Bücher auszuliefern, weil sie vom Papst verdammt und dem bisherigen christlichen Glauben zuwider seien. Karl V. hatte hiemit den Legaten, denen Luthers Berufung nach Worms ein Aergerniß war, wieder eine Genugthuung gegeben. Manche zweifelten, ob Luther, nachdem der Kaiser über seine Sache schon so abgeurtheilt, doch noch persönlich sich stellen werde. Er selbst erschrak, reiste aber weiter.

In Worms war inzwischen Unruhe und Spannung auf beiden Seiten. Hutten ließ von der Ebernburg aus drohende, wüthende Schreiben an die päpstlichen Legaten ergehen. Es wurde ihnen wirklich bange vor einem Schlag, der von dort aus erfolgen könnte; Aleander jammerte, daß Sickingen jetzt in Deutschland König sei, weil er Gefolge habe wann und wie viel er wolle. In Wahrheit aber stand dieser auf keinen Fall schon zu augenblicklichem Eingreifen bereit, rechnete auch immer noch darauf, mit seinen kirchlichen Gesinnungen des Kaisers Freund bleiben zu können, ja war eben jetzt im Begriff, eine Stelle als Feldhauptmann in seinem Dienst anzunehmen. Besorgte Freunde Luthers

gedachten, daß man nach päpstlichem Recht einem verdammten Ketzer das Geleite nicht zu halten habe. Spalatin selbst schickte an Luther, als er von Frankfurt über Oppenheim heranreiste, noch eine Warnung aus Worms, daß es ihm wie Hus ergehen könnte.

Zugleich nahm andererseits Glapio, sicherlich mit Wissen und Zustimmung seines kaiserlichen Herrn, den Versuch, wo möglich noch klug auf Luther einzuwirken, oder wenigstens ihn von Worms zurückzuhalten, in unerwarteter Weise noch einmal auf. Er kam mit dem kaiserlichen Kämmerer Paul von Armsdorf zu Sickingen und Hutten auf die Ebernburg, sprach ähnlich, wie früher Brück gegenüber, mit unbefangener und wohlwollender Miene über Luther und erbot sich, mit ihm bei Sickingen eine friedliche Besprechung zu halten. Zugleich mahnte Armsdorf den Hutten mit dem Anerbieten einer kaiserlichen Pension von seinen Ausfällen und Drohungen gegen die Legaten ab. Kam Luther dem Antrage gemäß auf die Ebernburg, so konnte er nicht mehr rechtzeitig in Worms eintreffen, das ihm zugesagte freie Geleit galt nicht mehr, der Kaiser hatte gegen ihn freie Hand. Dennoch ging Sickingen auf den Vorschlag ein: größer muß ihm doch die Gefahr geschienen haben, die Luther in Worms drohe; und Luthern wäre ja dann wenigstens der ihm schon früher zugedachte Schutz seiner Burg zu theil geworden. Bei Sickingen befand sich damals auch der Theologe Martin Butzer aus Schlettstadt, der schon bei jener Anwesenheit Luthers in Heidelberg i. J. 1518 mit ihm bekannt und für ihn gewonnen worden war. Dieser wurde jetzt beauftragt, ihm in Oppenheim, wo ihn sein Weg in der Nähe vorbeiführte, die Einladung zu überbringen.

Aber Luther ging seinen geraden Weg weiter. Dem Butzer antwortete er: Glapio werde in Worms mit ihm reden können, dem Spalatin: sei Hus verbrannt worden, so sei doch die Wahrheit nicht verbrannt; er wolle nach

Worms, wenn auch so viel Teufel dort wären als Ziegel auf den Dächern.

Am 16. April Vormittags 10 Uhr fuhr Luther in Worms ein. Er saß in seiner Mönchstracht auf offenem Wagen mit seinen drei Begleitern von Wittenberg her. Eine große Anzahl Anderer geleitete ihn zu Pferde: sie hatten theils, wie Jonas, schon früher sich an ihn angeschlossen, theils waren sie, wie einige Herren des kursächsischen Hofes, ihm aus Worms zum Empfang entgegen gegangen. Der Herold ritt voran. Der Wächter auf dem Thurm des Domes blies, als er den Zug an's Thor kommen sah. Tausende strömten herbei, um Luther zu sehen. Jene Herren des Hofes brachten ihn in das Haus der Johanniter-Ritter, wo er neben zwei Räthen des Kurfürsten Wohnung erhielt. Beim Aussteigen sprach er: „Gott wird mit mir sein." Aleander sagt von ihm in einem Bericht nach Rom, er habe da mit dämonischen Augen um sich geblickt.

Schon an diesem Tag und ebenso an den folgenden drängten sich bei ihm Besuche von vornehmen Herren, Geistlichen und Laien, die ihn persönlich kennen lernen wollten.

Gleich am Abend des folgenden Tages mußte er vor dem Reichstag erscheinen, der nicht fern von Luthers Herberge im bischöflichen Palast, wo der Kaiser wohnte, versammelt war. Man führte ihn dorthin auf Seitenwegen, weil auf der Straße vor der Menge, die ihn zu sehen begehrte, nicht durchzukommen war. Dort, als er nach dem Sitzungssaale hinging, hat, wie alte Ueberlieferung berichtet, der berühmte Feldhauptmann Georg von Frundsberg ihn auf die Achsel geklopft und gesagt: „Mönchlein, Mönchlein, Du gehest jetzt einen Gang, einen solchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberste auch in unserer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben; bist Du auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei nur getrost, Gott wird Dich

Abb. 26. Luther nach einem Kupferstiche Cranachs v. J. 1521.

Digitized by Google

nicht verlassen." Als Rechtsbeistand war ihm von seinem Kurfürsten der Jurist Hieronymus Schurf, sein Wittenberger College und Freund, zur Seite gegeben.

Als er aber nach zweistündigem Warten beim Reichstag vorgelassen wurde, legte ihm hier im Namen des Kaisers der erzbischöfliche Trier'sche Beamte (Official) Eck*) nur einfach die zwei Fragen vor: ob er die Bücher, die neben Eck auf einer Bank aufgehäuft lagen, für die seinigen anerkenne und ob er ihren Inhalt widerrufen wolle. Schurf rief dazwischen: „man nenne die Titel der Bücher", worauf Eck sie verlas. Es waren darunter auch nur rein erbauliche Schriften, wie eine Auslegung des Vaterunsers, die nie zum Gegenstand einer Anklage gemacht worden waren.

Auf ein solches Verfahren war Luther freilich nicht gefaßt. Dazu mochte der erste Anblick der hohen Versammlung ihn schüchtern machen. Er antwortete mit leiser Stimme und wie erschrocken: die Bücher seien die seinigen; die Frage über ihren Inhalt aber betreffe das Höchste, Gottes Wort und der Seelen Seligkeit; da müsse er vor einer unbedachten Antwort sich hüten, bitte daher demüthig noch um Zeit zum Ueberlegen.

Nach kurzer Berathung ließ ihm der Kaiser erwidern, daß er ihm aus Gnade noch Frist bis morgen geben wolle.

So hatte Luther am 18. April, einem Donnerstag, abermals vor dem Reichstag sich zu stellen. Wieder mußte er zwei Stunden, bis nach sechs Uhr, warten; er stand da in dichtem Gedränge, unterhielt sich aber noch ganz frei und heiter mit dem Reichstagsgesandten Peutinger, seinem Augsburger Gönner (vgl. oben S. 124).

Nachdem er hinein gerufen war, begann Eck gegen ihn mit einem Vorwurf darüber, daß er erst noch Bedenkzeit gebraucht habe, gab übrigens jetzt jener zweiten Frage wenigstens die angemessenere und dem Willen der Stände

*) Von dem Theologen Eck wohl zu unterscheiden.

entsprechendere Form: „Willst du die von dir anerkannten Bücher alle vertheidigen, oder aber Etwas zurücknehmen?“ Jetzt antwortete Luther in festem und bescheidenem Ton mit einer wohl überlegten Rede. Er unterschied drei Classen unter seinen Büchern. In etlichen derselben trage er einfach evangelische Wahrheiten vor, zu welchen Freund und Feind gleichermaßen sich bekennen; solches könne er doch nicht widerrufen. In andern Büchern habe er verderbliche Gesetze und Lehren des Papstthums angegriffen, von denen Niemand verhehlen könne, daß durch sie die Gewissen der Christen jämmerlich gemartert werden, auch Hab und Gut der deutschen Nation tyrannisch verschlungen; würde er diese Bücher widerrufen, so würde er sich zu einem Schanddeckel der Bosheit und Tyrannei machen. Für's Dritte habe er wider einzelne Personen geschrieben, die jene Tyrannei beschützen und die gottselige Lehre vertilgen wollten; gegen sie bekenne er heftiger gewesen zu sein, als sich zieme; doch könne er auch diese Bücher nicht widerrufen, ohne der Tyrannei und Gottlosigkeit Vorschub zu leisten. Zum Schutz aber seiner Bücher könne er nur sagen wie einst der Herr Christus: „Habe ich übel geredet, so beweise, daß es böse sei“; er bitte um Gegenzeugnisse aus den prophetischen und evangelischen Schriften. Wie seine Rede schon im Verlauf zu einem neuen Straf- und Kampfeswort gegen das Papstthum geworden war, so erhob sie sich schließlich zu ernster Warnung für Kaiser und Reich, daß man nicht, indem man durch Verdammung des göttlichen Wortes Ruhe stiften wolle, vielmehr eine Sündfluth von Unheil erwecke und der Regierung des edeln jungen Kaisers einen unseligen und Unheil verkündenden Anfang gebe. Er meine nicht, daß die hohen Herrn dieser seiner Mahnung bedürfen, aber er könne der Pflicht gegen sein Deutschland sich nicht entziehen.

Luther sprach, wie Eck, lateinisch und wiederholte dann, weil es gewünscht wurde, die Rede mit gleicher Festigkeit deutsch.

Schurf, der ihm zur Seite stand, rühmte nachher, „wie Martinus diese Antwort mit solcher Tapferkeit und züchtiger Freidigkeit (Freimuth) mit gen Himmel aufgehobenen Augen vollbracht habe, daß er und männiglich sich darob müssen verwundern".

Ueber diese seine Erklärung hielten die Fürsten wieder eine kurze Besprechung mit einander. Dann machte ihm Eck im Auftrag des Kaisers scharfen Vorwurf, daß er unbescheiden geredet und die ihm gestellte Frage nicht wirklich beantwortet habe, wies sein Verlangen nach Gegenbeweisen ab, da seine Ketzereien schon durch die bisherige Kirche und namentlich das Constanzer Conzil verurtheilt seien und solche Urtheile genügen müßten, wenn irgend etwas in der Christenheit sollte festgestellt werden können, sagte ihm übrigens, falls er solche Artikel widerriefe, ein billiges Verfahren gegen seine anderen Schriften zu und forderte jetzt endlich auf die Frage, ob er alle seine Sätze festhalten oder etwas widerrufen wolle, eine einfache Antwort „ohne Hörner".

Darauf entgegnete Luther: so wolle er denn eine Antwort geben, die keine Hörner noch Zähne habe: wofern er nicht durch Zeugnisse der heiligen Schrift oder durch helle Gründe widerlegt werde, so sei sein Gewissen durch die von ihm angeführten Gottesworte gebunden; denn der Papst und die Conzilien haben, wie am Tage liege, öfters geirrt; er könne und wolle so Nichts widerrufen, weil wider das Gewissen zu handeln unsicher und gefährlich sei.

Nur wenige weitere Worte wechselte Eck noch mit ihm darüber, ob man einem Conzil Irrthum nachweisen könne, worauf Luther bestand.

Unter Ecks Dringen und Drohen rief Luther die Worte aus: „Ich kann nicht anders, hier stehe ich, Gott helf mir. Amen."

Unwillig hob der Kaiser die Sitzung auf, gegen acht Uhr Abends. Es war inzwischen Nacht geworden, der

Saal mit Fackeln beleuchtet, unter der Zuhörerschaft große Aufregung und Unruhe.

Luther wurde hinausgeführt, worüber unter den Deutschen ein Getümmel sich erhob, weil sie meinten, man nehme ihn gefangen. Wie er noch in dem heißen Gedränge stand, ließ ihm Herzog Erich von Braunschweig eine Kanne Eimbecker Biers reichen, aus der er selbst vorher getrunken.

Bei seinem Wiedereintritt in seine Herberge „reckte Luther", wie ein dort anwesender Nürnberger erzählt, „die Hände auf, und mit fröhlichem Angesicht schrie er: ich bin hindurch, ich bin hindurch!" Spalatin berichtet: „er ging in die Herberg so muthig, getrost und fröhlich in dem Herrn, daß er vor Andern und mir sagte: wenn er tausend Köpfe hätte, wollte er sie ihm eher alle abhauen lassen, denn einen Widerspruch thun." Weiter berichtet eben derselbe von Kurfürst Friedrich, daß dieser noch vor seinem Abendessen ihn aus Luthers Wohnung zu sich rufen ließ, ihn zu sich in die Kammer nahm, und zu ihm mit großer Verwunderung sagte: „Wohl hat der Pater, Doctor Martinus, geredt vor dem Herrn Kaiser und allen Fürsten und Ständen des Reichs in Latein und Deutsch; er ist mir viel zu kühne."

Dagegen hatte Kaiser Karl von Luthers Persönlichkeit so wenig Eindruck bekommen und hatte für sie so wenig Verständniß, daß er meinte, die ihm zugeschriebenen Schriften können nimmermehr von ihm selbst verfaßt sein. Seine Spanier hatten Luther, als er aus dem Reichstag wegging, großentheils mit höhnischem Gezische verfolgt.

Indem Luther so den Widerruf schlechthin verweigerte, hatte er nunmehr alle Vermittelungen oder Vereinbarungen, auf welche gemäßigte, milde und nach Verbesserungen strebende Anhänger des bisherigen Kirchenthums bei ihm noch hoffen mochten, kurzweg von sich gewiesen und unmöglich gemacht. Ein Bund mit ihm war auch für Jene vollends unmöglich geworden, welche die Vertretung der Kirche durch Conzilien der päpstlichen Tyrannei entgegenstellen, aber dann

wenigstens bei den Conzilien sichere, endgiltige Entscheidung für die Fragen des christlichen Glaubens und Lebens haben wollten. Eben die Conzilien waren es ja, über welche Eck recht geflissentlich eine Erklärung bei ihm hervorrief. Wohl mochte er da auch für seinen Kurfürsten zu kühn geredet haben. Aleander, der seiner Vernehmung so sehr entgegengewirkt hatte, war jetzt mit dem Erfolg derselben recht wohl zufrieden. Luther selbst aber blieb sich treu. Wohl hatte er sonst oft von einem Nachgeben in äußeren Dingen geredet, das man der Eintracht und Liebe und Rücksicht auf Schwache schuldig sei, und sein Verhalten beim Aufbau des eigenen Kirchenwesens wird uns zeigen, wie er da in die Zeit sich zu schicken und, wo Vollkommenes nicht zu erreichen war, mit Unvollkommenem sich zu begnügen wußte. Hier dagegen handelte es sich nicht um Aeußeres, oder um ein mehr oder minder zweckmäßiges Verfahren für einen guten Zweck, sondern um ein Bekennen oder Verläugnen der Wahrheit und zwar, wie er es aussprach, der höchsten und heiligsten, auf Gott und die Seligkeit bezüglichen Wahrheiten: darin war sein Gewissen gebunden.

Und noch war die Probe, welche er hierin zu bestehen hatte, nicht vorbei.

Während nämlich der Kaiser schon am Morgen des 19ten den Reichsständen zu wissen that, daß er jetzt Luther nach Wittenberg zurückschicken und als Ketzer behandeln wolle, setzte die Mehrheit derselben durch, daß vielmehr noch weitere Verhandlungen durch eine besondere Commission mit ihm versucht werden sollten. Sie wurden durch den Kurfürsten von Trier geleitet, vor welchen einst Friedrich der Weise und Miltitz Luthers Angelegenheit hatten bringen wollen. Die Freundlichkeit und das sichtliche Interesse für die Sache, womit man hier in Luther drang, war mehr geeignet, ihn zu bewegen, als jenes Auftreten Ecks. Dem Erzbischof hat er selbst nachher das Zeugniß gegeben, daß er sich gegen ihn mehr denn gnädig gezeigt habe und es

gerne gut gemacht hätte. Man muthete ihm keineswegs den einfachen Widerruf aller seiner vom Papst verurtheilten Sätze oder gegen den Papst gerichteten Schriften zu; hauptsächlich nur auf diejenigen Sätze wurde er hingewiesen, mit welchen er gegen die Aussprüche des Constanzer Conzils verstieß. Er wurde aufgefordert, sich vertrauensvoll einer Entscheidung von Kaiser und Reich zu unterwerfen, wo seine Bücher unverdächtigen Richtern würden vorgelegt werden. Dann sollte er wenigstens die Entscheidung eines künftigen Conzils annehmen, vor welcher dann also das Urtheil des Papstes noch nicht gegolten hätte. So frei bewegte sich damals dem Papst gegenüber in der Verhandlung mit einem von ihm verurtheilten Mann die Commission eines deutschen Reichstags, in der mehrere Bischöfe und Herzog Georg von Sachsen saßen. Aber alles scheiterte an dem steten Vorbehalt Luthers, daß die Entscheidung nicht Gottes Wort zuwider laufen dürfte; auf sein Urtheil darüber, ob dem so sei, konnte er in seinem Gewissen nicht verzichten. So erklärte er denn nach zweitägiger Verhandlung am 25. April dem Erzbischof nach Spalatins Bericht: „Gnädigster Herr, ich kann nicht weichen, es gehe mir wie Gott will"; und fuhr fort: „Ich bitt Euer kurfürstlich Gnaden, Sie wollen mir bei Kaiserlicher Majestät gnädige Erlaubniß wiederum anheimzu erlangen, denn ich bin nun in den zehnten Tag hie und richtet nichts mit mir aus."

Schon drei Stunden nachher ließ der Kaiser Luthern ankündigen, daß er an seinen Ort zurückzukehren habe und hiezu noch einundzwanzig Tage lang freies Geleit haben solle; predigen dürfe er unterwegs nicht.

Offenen Aufenthalt und Schutz in Wittenberg aber vermochte ihm, wenn er auch von Seiten des Reichs verurtheilt war, Friedrich der Weise nicht mehr zu gewähren. Dieser hatte inzwischen schon Rath hiefür gefunden. Spalatin berichtet darüber so: „Nun waren mein Gnädigster Herr noch etwas kleinmüthig, hatten Dr. Martinum gewißlich lieb,

hätt nicht gern wider Gottes Wort gethan, auch den Herrn Kaiser ungern auf sich geladen, und gedacht' auf das Mittel den Herrn Dr. Martinus eine Zeit bei Seit zu bringen, ob die Sachen in eine Stillung gerichtet möchten werden; ließ auch ihm solches den Abend zuvor zu Worms, ehe er wegzog, anzeigen, wie man ihn bei Seit bringen sollt; deß denn Dr. Martinus Herzogen Friedrichen zu Ehren also unterthäniglich zufrieden stund, wiewohl er gewißlich allzeit viel lieber frisch hinan gegangen wäre."

Gleich am nächsten Morgen, Freitags den 26., reiste Luther ab. Damit kein Aufsehen entstünde, folgte der geleitende Herold ihm erst nach. Sie fuhren wieder den gewöhnlichen Weg bis Eisenach. In Friedberg ließ Luther den Herold von sich mit einem Schreiben an den Kaiser und die Reichsstände, worin er wegen seines Verhaltens in Worms und seiner Weigerung, menschlicher Entscheidung zu vertrauen, sich damit entschuldigte, daß man in Gottes Wort und ewigen Dingen nicht auf einen oder viele Menschen, sondern allein auf Gott selbst „sich frei begeben und erwägen" dürfe. In Hersfeld, wo der Abt Crato ihn trotz des Bannes mit großen Ehren empfing, und in Eisenach hielt er Predigten ungeachtet des kaiserlichen Verbots, weil er Gottes Wort nicht dürfe binden lassen.

Von Eisenach aus aber fuhr er, während Swaven, Schurf und andere Begleiter geradeaus weiter reisten, mit Amsdorf und Bruder Pezensteiner südwärts, um in Möra seine Verwandten zu besuchen. Hier übernachtete er bei seinem Onkel Heinz und predigte am andern Vormittag, Sonnabend den 4. Mai. Alsdann schlug er, von Verwandten begleitet, die Straße ein, welche über Schweina, an Schloß Altenstein vorbei und dann über den Rücken des Thüringer Waldes nach Waltershausen und Gotha führte. Nahe dem Altenstein verabschiedete er sich bei Anbruch des Abends von den Seinigen. Als er etwa noch eine halbe Stunde weiter gefahren war, bis dahin, wo die Straße ins Waldgebirg

eintrat und an einem Bach zwischen Hügeln emporstieg, in der Nähe einer alten Kapelle, die schon damals wüste lag und jetzt verschwunden ist, — überfielen bewaffnete Reiter den Wagen, geboten ihm drohend und fluchend Halt, rissen Luther heraus und nahmen ihn im schnellem Lauf mit sich fort. Pezensteiner war schon, als er sie ansprengen sah, davon gelaufen. Den Fuhrmann und Amsdorf, der in's Vertrauen gezogen war, aber des Fuhrmanns wegen sich entsetzt anstellte, ließen sie unbehelligt weiter fahren. Um über ihren Ausgangspunkt und ihr Ziel, die zwei Meilen nördlich gelegene Wartburg, zu täuschen, ritten sie mit Luther zuerst in östlicher Richtung. Der Fuhrmann konnte noch erzählen, daß Luther einen grauen Hut, den er auf gehabt, im schnellen Lauf habe fallen lassen. Dann aber gaben die Reiter auch ihm ein Pferd. Erst in dunkler Nacht, etwa um 11 Uhr, brachten sie ihn auf die stattliche, über Eisenach gelegene Burg. Hier sollte er verwahrt bleiben unter dem Anschein, ein Gefangener zu sein. Das Geheimniß wurde möglichst streng gegen Freund und Feind eingehalten. Noch mehrere Wochen nachher ahnte sogar Friedrichs Bruder Johann nichts davon, schrieb vielmehr an Friedrich, daß, wie er höre, Luther auf einem Schlosse Sickingens sitzen solle. Unter seinen Freunden und Anhängern war sogleich die Schreckenskunde verbreitet, daß Feinde ihn aus dem Wege geschafft haben.

In Worms aber wurde jetzt, während der Papst zu einem Bündniß mit dem Kaiser gegen Frankreich sich verstand, durch den päpstlichen Legaten Aleander im Auftrag des Kaisers am 8. Mai das Edict gegen Luther fertig gemacht. Erst am 25., nachdem Friedrich, der Kurfürst von der Pfalz und ein großer Theil der andern Reichstagsmitglieder bereits abgereist waren, fand man für gut, es den noch übrigen Ständen mitzutheilen; dennoch publizirte man es dann unter dem falschen Datum des 8. Mai als mit „einhelligem Rath der Kurfürsten und Stände“ ergangen.

Es verhängte über Luther, auf den es die üblichen kräftigen Ausdrücke päpstlicher Bullen anwandte, des Reiches Acht und Aberacht: er sollte von Niemandem mehr aufgenommen, gespeist u. s. w., sondern, wo er sich betreten lasse, verhaftet und dem Kaiser ausgeliefert werden.

DEr Römischen Kaiserlichñ Maiestat Edict wider Martin Luther Bücher vnd lere seyne anhenger Enthalter vnd nachuolger vnnd Etlich annder schmeliche schrifften. Auch Gesetz der Druckerey.

Abb. 27. Druck des Wormser Edictes vom 8. Mai 1521: Titel

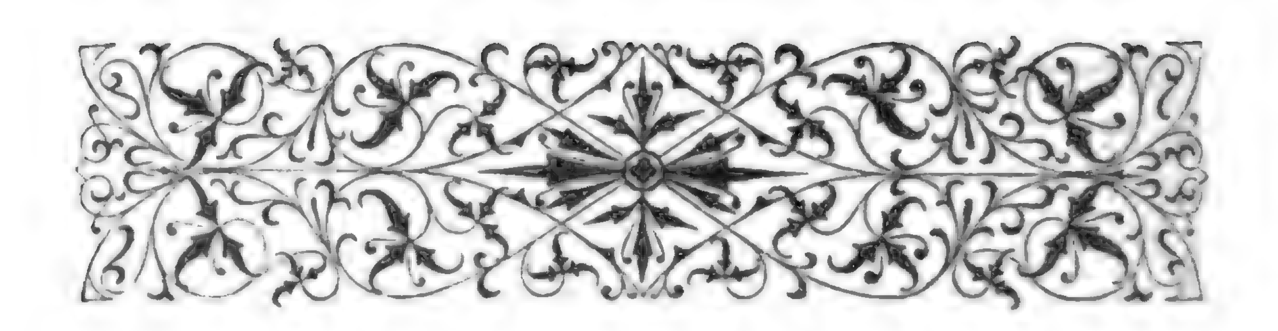
Darnach wysse sich Menigklich zürichten.
Vnd damit dem Allem volziehunng beschehe. vnd Glauben gegeben werde. So haben Wir disen Brief mit vnserm Kayserlichen Innsigel Besigelt. Der gegeben ist Jn vnnser vnnd des hayligen Reichs Stat Wurmbs. Am Achten tag des Monets May. Nach Christi geburt. Fünffzehenhundert. vnnd Jm Einundzweintzigisten. Vnnserer Reiche des Römischen Jm Andern. vnd der Andern aller Jm Sechsten Jaren.

C iij

Carolus

Ad Mandatum dñi Impatoris pprium.

b Schluß mit der in Holz geschnittenen Unterschrift des Kaisers (Carolus).

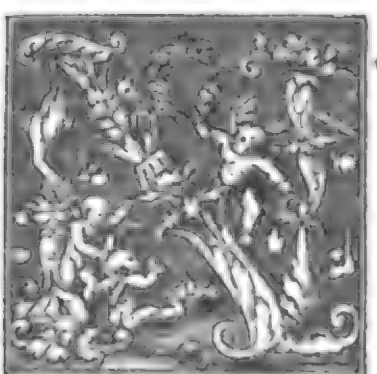


Viertes Buch.

Vom Wormser Reichstag bis zum Bauernkrieg und Luthers Eintritt in den Ehestand.

Erstes Kapitel.

Luther auf der Wartburg bis zu seinem Besuch in Wittenberg 1521.



Nachdem Luther auf die Feste gebracht war, mußte er dort als ein ritterlicher Gefangener leben. Er hieß Junker Georg, ließ sich einen stattlichen Bart wachsen, trug statt der Mönchskutte ritterliche Kleider und ein Schwert an seiner Seite. Der Schloßhauptmann Herr von Berlepsch, beherbergte ihn in allen Ehren; namentlich wurde er mit Speise und Trank gastlich bewirthet. In den Räumen der Burg bewegte er sich frei. In Begleitung eines vertrauten Dieners durfte er auch Ritte und Gänge außerhalb derselben machen. So saß er, wie er einem Freund schreibt, dort oben, in der Region der Vögel als ein wunderlicher Gefangener, nolens volens, willig und

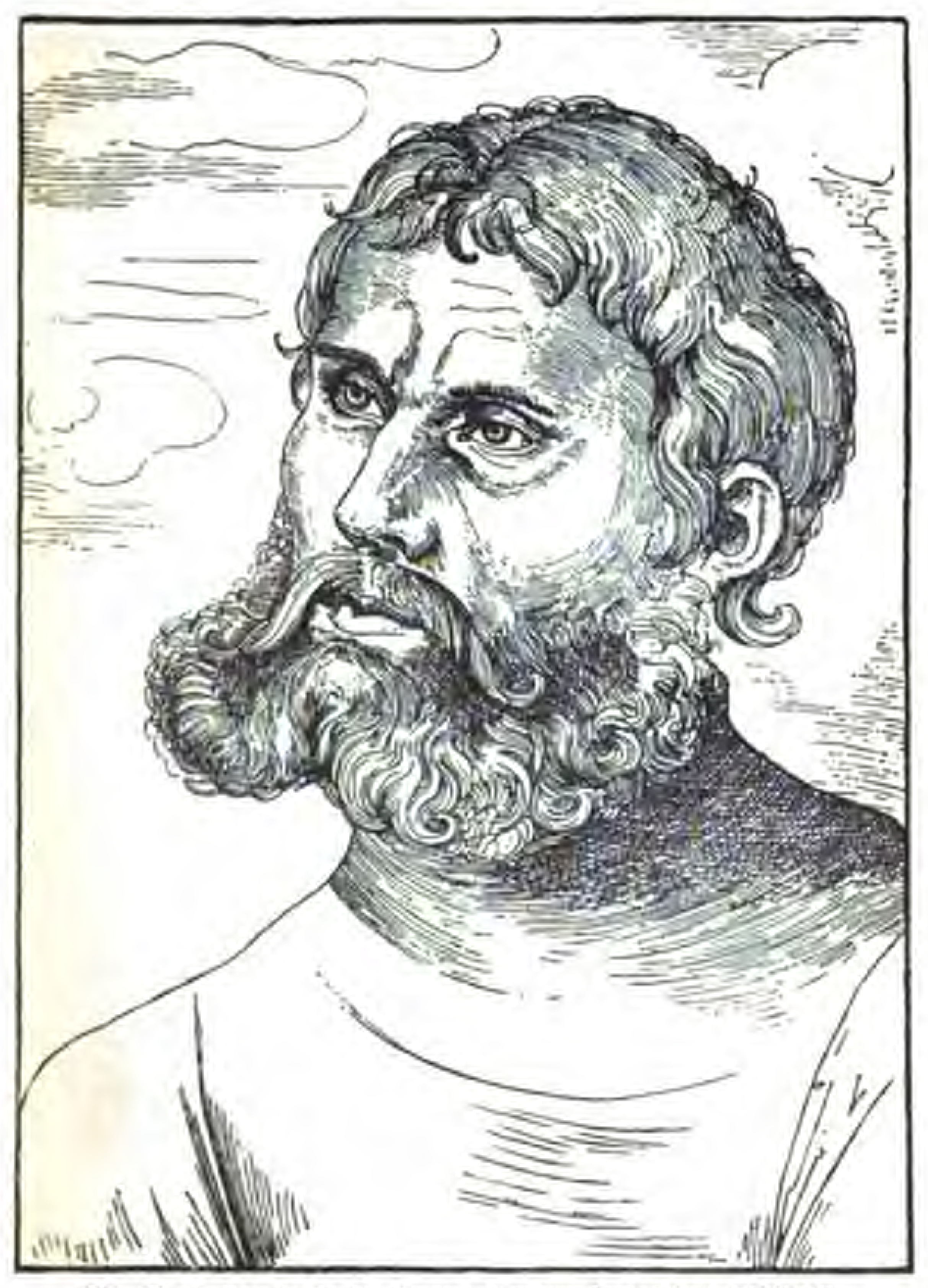


Abb. 28. Luther als Junker Georg nach einem Cranach'schen Holzschnitt.

Digitized by Google

widerwillig, willig, weil Gott es so wolle, widerwillig, weil er viel lieber öffentlich für's Wort Gottes einstehen möchte, hiezu aber von Gott noch nicht würdig erfunden sei.

Auch dafür aber, daß er wenigstens brieflich mit seinen Freunden und namentlich mit den Wittenberger Genossen verkehren konnte, wurde sogleich Fürsorge getroffen. Die Briefe liefen mittelst fürstlicher Boten durch Spalatins Hand. — Als Luther späterhin vernahm, daß sein Aufenthaltsort ruchbar geworden war, schickte er dem Spalatin einen Brief, worin stand: „Es ist, wie ich höre, ein Gerücht verbreitet, daß Luther auf der Wartburg bei Eisenach sich aufhalte; die Leute vermuthen es deßwegen, weil ich dort im Walde gefangen genommen worden sei; während sie aber so meinen, sitze ich hier sicher im Verborgenen; — wenn mich Bücher, die ich herausgebe, verrathen, so werde ich meinen Ort verändern; es ist wunderbar, daß niemand an Böhmen denkt." Diesen Brief, meinte Luther, könne Spalatin irgendwie den lauernden Widersachern in die Hände fallen lassen, um sie in ihren Vermuthungen irre zu leiten. Spalatin machte von diesem naiven Versuch, schlau zu sein, keinen Gebrauch. Derselbe hätte schwerlich viel ausgerichtet und diejenigen, welche die Absicht merkten, erst vollends recht auf die Wartburg hingewiesen. Es gelang übrigens merkwürdig gut, das Geheimniß des Ortes zu wahren, auch nachdem die Vermuthung und Kenntniß davon, daß er irgendwo in den sächsischen Landen zu suchen sei, sich verbreitet hatte. Ja noch im Jahr 1528 bemerkt Luthers Freund Agricola, daß derselbe bis dahin verheimlicht geblieben sei, während einige ihn sogar durch ein Befragen des Teufels haben erfahren wollen, und noch mehr als zwanzig Jahre später berichtet Luthers Gegner Cochläus, es solle Alstedt in Thüringen gewesen sein.

Es war keine Reichsgewalt da, die es für nöthig oder angemessen gehalten hätte, dem durch's Wormser Edict Verurtheilten eigens nachzuspüren. Der Kaiser hatte

Deutschland wieder verlassen und war mit Frankreich in Krieg gerathen.

In seiner stillen Einsamkeit warf Luther sich auch sogleich wieder in die Arbeiten seines Berufes, so weit er ihnen dort nachkommen konnte: es war das Studium der heiligen Schrift und die eigene schriftstellerische Thätigkeit im Dienste des göttlichen Wortes. Er hatte jetzt mehr Zeit als je zuvor, die Bibel in ihren Grundsprachen durchzuarbeiten: „Ich sitze," so schreibt er schon zehn Tage nach seiner Ankunft dem Spalatin, „hier den ganzen Tag müßig und lese die griechische und hebräische Bibel.

In der Festzeit zwischen Ostern und Pfingsten begann sein Aufenthalt auf der Burg. Da schrieb er denn sogleich eine Auslegung des 68. Psalms, dem er besondere Beziehung auf die Himmelfahrts- und Pfingstthatsachen gab.

An der Befreiung der Gemeinde vom päpstlichen Joch wollte er sogleich weiter arbeiten durch eine Schrift „von der Beichte, ob die der Papst Macht habe zu gebieten": er preist die Beichte, in der man sich selbst demüthige und von Gott durch den Mund eines christlichen Bruders Vergebung empfange, aber jeden Zwang zum Beichten verwirft er, und warnt vor Priestern, welche daraus ein Mittel ihrer Gewalt machen. Dem Ritter Sickingen stattete er jetzt öffentlich Dank ab, indem er die Schrift ihm widmete. — „Dem gestrengen und festen Francisco von Sickingen, meinem besondern Herrn und Patron." In der Zuschrift an ihn wiederholte er die Befürchtungen, die er längst in Betreff des Unheils ausgesprochen, das der Klerus durch die eigene Unverbesserlichkeit und Hartnäckigkeit über sich herbeiziehen werde. „Ich habe," sagt er, „oft Friede angeboten, zur Antwort mich erboten, disputirt; es hat mich nichts geholfen, da hat kein Recht, sondern eitel Frevel und Gewalt mir begegnet, nit mehr, denn widerrufen aufgelegt und alles Unglück gedräuet." Dann sagt er von der Bedeutung des gegenwärtigen Augenblicks, wo er sich habe zurückziehen

müssen. „Ich kann nit mehr thun, ich bin nun von dem Plan geschupft; sie haben nun Zeit zu wandeln (anders zu machen) was man von ihnen nit leiden kann, noch soll, noch will; wandeln sie nit, so wird ein Anderer ohn' ihren Dank wandeln, der nit, wie Luther, mit Brief und Worten, sondern mit der That sie lehren wird; es ist, Gott Lob und Dank, des Hanfpotzens zu Rom Furcht und Scheu einmal weniger worden." Und weiter über ihr Trotzen: „Sie mit dem Kopf hindurch — da ist kein Hören noch Bedenken; wohlan, ich hab auch mehr Wasserblasen gesehen und einmal so einen so freveln Rauch, der sich unterstund, die Sonne zu dämpfen, aber der Rauch ist nimmer, die Sonne leucht' noch; ich will fortfahren, die Wahrheit auszuputzen und herfür machen, und meine ungnädigen Herrn also wenig fürchten, als viel sie mich verachten."

Zugleich brachte Luther jene Auslegung des Lobgesanges der Maria, die er dem Prinzen Johann Friedrich zugedacht, mit liebevoller Hingabe an seinen Gegenstand jetzt vollends zum Abschluß. Auch die Arbeit an den sonntäglichen Evangelien und Episteln, von der er den ersten Theil in lateinischer Sprache schon herausgegeben hatte, nahm er jetzt wieder auf. Ihr aber gab er jetzt eine neue, für das christliche deutsche Volk sehr wichtige Wendung: deutsch nämlich wollte er jetzt diese Predigttexte behandeln und zwar auch diejenigen, welche er dort schon lateinisch bearbeitet hatte. So entstand seine erste Predigtsammlung, die Kirchenpostille. Schon im November konnte er einen ersten Theil derselben zum Drucke geben, der jedoch nur langsam voran ging. In einfacher Auslegung des biblischen Wortes, ohne jeden kunstvollen rednerischen Aufbau oder Schmuck, aber in stetem frischem Hinblick auf das Leben, mit fortwährender Beziehung auf die Grundfragen des Heiles, in kerniger, anschaulicher durch und durch volksthümlicher Sprache begann er hier die gesammte christliche Wahrheit vorzutragen und an's Herz zu legen. Das Werk diente

sowohl anderen Predigern des neu verkündigten Evangeliums zu ihrer eigenen Ausbildung und Unterstützung, als unmittelbar den Gemeindegliedern zur Erbauung und Belehrung. Es schritt übrigens weiterhin nur allmählich fort, und Luther hat es erst nach langen Jahren durch Freunde, welche gedruckte oder nachgeschriebene einzelne Predigten von ihm sammelten, zum Schlusse führen lassen. — Speziell für seine Wittenberger Gemeinde, zu ihrem Trost und ihrer Berathung, schrieb Luther eine Auslegung des 37 Psalms. — Nicht minder rüstig und kräftig aber führt er während des Juni's die Feder auch wieder in streng gelehrter lateinischer Polemik — gegen einen der Löwener Theologen, Latomus.

Und doch klagte er immer wieder, daß er so müßig dasitzen müsse: er würde lieber im Dienst des göttlichen Wortes sich verbrennen lassen als einsam verfaulen. Die leibliche Ruhe, die bei ihm an die Stelle der fortgesetzten rührigsten Thätigkeit auf Katheder und Kanzel, und die reiche ritterliche Kost, welche an die Stelle einfacher Klosternahrung getreten war, brachte ohne Zweifel auch die körperlichen Leiden mit sich, die ihn jetzt lange Zeit schmerzlich quälten, seine Geduld auf die Probe stellten und seine Stimmung niederdrücken mußten. Er litt bis in den October hinein namentlich an der peinlichsten Verstopfung und andern damit zusammenhängenden Uebeln. In seiner Noth hatte er einmal schon im Sinne, nach Erfurt zu gehen und an dortige Aerzte sich zu wenden. Kräftig wirkende Pillen, wohl Aloepillen, die Spalatin ihm verschaffte, brachten ihm damals wenigstens zeitweise Abhilfe.

Er machte sich Bewegung in den schönen Wäldern bei der Burg. Da suchte er, wie er noch später erzählte, Erdbeeren. Im August hat er dem Spalatin auch von einer Jagd zu berichten, der er an zwei Tagen beigewohnt habe: er habe „dieses bittersüße Vergnügen der Heroen" sich ansehen wollen; „wir haben," sagt er, „zwei Hasen und etliche elende Rebhühnchen erjagt, wahrlich eine würdige

Beschäftigung müßiger Leute!“ Auch unter den Netzen und Hunden aber hat er, wie er sagt, Theologie getrieben. Er sah dort ein Bild des Teufels, der durch List und gottlose Lehre unschuldige Thierlein jage. Noch schwerere Gedanken machte ihm das Schicksal eines Häschens, das mit seiner Hilfe vor der Gefahr gerettet und von ihm in den langen Aermel seines Mantels gewickelt, dann aber, als er denselben daliegen ließ und ein wenig sich entfernte, von den Hunden dort todtgebissen ward: „so,“ sagt er, „wüthet Papst und Satan, auch schon gerettete Seelen trotz meines Bemühens zu verderben.“

Damals meinte er auch allerhand Teufelspuk zu hören und zu sehen, von dem er noch lange nachher hin und wieder Freunden erzählte, den er aber schon damals mit großer Ruhe aufnahm: wunderliches Gerumpel in einem Kasten, in welchem er sich Haselnüsse aufbewahrte, nächtliches Gepolter auf der Treppe, die unerklärliche Erscheinung eines schwarzen Hundes in seinem Bett. Von dem bekannten Tintenklecks auf der Wartburg jedoch hören wir aus jener und den nächstfolgenden Zeiten noch nichts; auch hat man einen solchen noch im vorigen Jahrhundert vielmehr auf Schloß Koburg, wo Luther 1530 sich aufhielt, vorgezeigt.

Draußen währte indessen die von Luther ausgegangene Bewegung fort und wuchs an trotz seines Verschwindens. Man mußte einsehen, wie wenig man sie damit, daß man ihn wegräumte, schon erdrücken könnte. Bald sollte sich auch zeigen, wie viel andererseits an ihm dafür liege, daß sie nicht wirklich Gefahr und Verderben bringe.

In Wittenberg arbeiteten die Freunde getreulich und ungestört weiter. So sehr Melanchthon um Luther sich kümmerte und nach ihm sich sehnte, so ruhig vertraute Luther auf ihn und seine Leistungen, neben denen man seiner eigenen Anwesenheit nicht bedürfe. Mit freudigem Glückwunsch empfing er auf der Wartburg die einzelnen Druckbogen einer Schrift, in welcher Melanchthon, indem

er zunächst nur die Grundbegriffe und Lehren der Bibel und namentlich des Römerbriefs erklären wollte, das Fundament zur Dogmatik der evangelischen Kirche gelegt hat (die sogenannten Loci Melanchthons). Eben jetzt waren dort auch neue Kräfte in die Arbeit und den Kampf eingetreten. Schon kurz vor Luthers Abgang nach Worms war in Wittenberg Johann Bugenhagen aus Pommern erschienen, nur zwei Jahre jünger als Luther, in theologischer und humanistischer Wissenschaft gut vorgebildet, für Luthers Lehre bereits durch seine Schriften und zwar besonders durch die von der babylonischen Gefangenschaft gewonnen. Schon war er auch persönlich mit Luther und Melanchthon befreundet worden, und bald begann er auch an der Universität zu lehren. An den biblischen Vorlesungen der Universität, welche dort der eigentliche Ort für den Vortrag der evangelischen Lehre waren, betheiligte sich schon vorher Johann Agricola aus Eisleben. Dieser, 1494 geboren, hielt sich schon seit dem Jahr 1516 in Wittenberg auf. Er hatte sich von Anfang an an Luther angeschlossen und sein, wie auch Melanchthons Vertrauen erworben. Jetzt docirte er an der Hochschule und war zugleich seit Frühjahr 1521 von der Stadt als Katechet, der den Kindern Religionsunterricht zu ertheilen hatte, bei der Pfarrkirche angestellt. Für Wittenberg wurde jetzt ferner der wegen seiner gelehrten Bildung angesehene und schon so entschieden als Freund Luthers aufgetretene Justus Jonas gewonnen. Kurz nachdem er diesen von Erfurt aus auf dem Wormser Reichstag begleitet hatte, erhielt er durch Verleihung des Kurfürsten die Stelle des Propstes an der Wittenberger Allerheiligenkirche und wurde dann auch Mitglied der theologischen Fakultät. Der Bannfluch, dem mit Luther namentlich auch Melanchthon verfallen war, schreckte die Menge der Studirenden nicht zurück. Die akademische Jugend, welche aus ganz Deutschland, der Schweiz, Polen und andern Ländern hier sich zusammengefunden hatte, wird wegen der schönen

Eintracht gerühmt, in der sie, anders als damals auf den meisten Universitäten der Fall war, mit einander gelebt und sich den besten Studien gewidmet habe; überall habe man Studirende mit Bibeln in der Hand gesehen; die jungen Adeligen und Bürgerssöhne haben guter Zucht sich befleißigt; namentlich habe man die anderswo üblichen, für die Musen so verderblichen Trinkgelage nicht gekannt.

In allen deutschen Landen hatte Luther besonders vollends durch sein Auftreten in Worms die Augen auf sich gezogen. Die Verhandlungen vor dem Reichstag wurden, wie es heutzutage durch Zeitungen geschieht, so damals durch kürzere und längere Flugblätter alsbald nach allen Seiten hin berichtet. Namentlich wurden Luthers Reden vor dem Reichstag nach Aufzeichnungen, die theils von seiner eigenen Hand herstammten, theils von Andern gemacht waren, veröffentlicht. Fortwährend und besonders eben während des Reichstags beschäftigten sich andere kurze Druckschriften mit volksthümlicher Darstellung und Erörterung seiner Sache, wobei die Gesprächsform die beliebteste blieb. Was ihm in Worms widerfahren war, wurde sogleich auch in einer „Passion Dr. Martin Luthers“ dargestellt, nämlich, wie schon der Titel andeuten sollte, entsprechend der biblischen Erzählung vom Leiden Jesu. Dann kam die aufregende und spannende Kunde von seinem plötzlichen Verschwinden durch dunkle Gewaltthat, und um so mehr wirkten wiederum die ersten Kundgebungen von ihm selbst, dem Geretteten, der aus seiner Verborgenheit heraus mit ungebeugtem Muth und Trotz zu sprechen und zu streiten fortfuhr.

Als Schriftsteller, welche in jenem Sinn und jener volksthümlichen Weise zu wirken begannen, haben wir jetzt vorzüglich Eberlin von Günzburg, zuvor Franziskanermönch in Tübingen, zu nennen; ferner den Augustinermönch Michael Stifel aus Eßlingen, der auch selbst nach Wittenberg kam und in den dortigen Freundeskreis eintrat; weiterhin den Franziskaner Heinrich von Kettenbach in Ulm. Von andern

einflußreichen Schriften, wie von dem Gesprächsbüchlein „Neu Karsthans“ (Karsthans — Name für den Bauern), sind die Verfasser noch heute nicht mit Sicherheit ermittelt. In solchen Männern und Schriften erhoben sich bereits Gedanken und Ideen, welche über Luthers Absichten hinausgingen, auf Gebiete hinübergriffen, die er von seinem religiösen Gebiete vielmehr immer bestimmter geschieden haben wollte, auch auf Waffen hinwiesen, die er geradezu verwarf. So enthält jener „Karsthans“ den Rath, nach dem Beispiel der böhmischen Hussiten den meisten Theil der Kirchen abzubrechen, weil an ihnen der pfäffische Geiz und Aberglauben hänge; dabei wird an eine Erhebung gegen den Klerus gedacht, in der Adelige und Bauern zusammenhalten möchten. Der ungemein regsame Eberlin ging, indem er die umfassendsten kirchlichen Reformvorschläge machte, zugleich auf bürgerliche, soziale, volkswirthschaftliche Fragen und Bedürfnisse ein, die Luther nur kurz in seiner Schrift an den deutschen Adel berührt hatte, von seiner eigenen Aufgabe aber immer wohl zu unterscheiden wußte; er zeigte sich dabei noch weit mehr als Luther dem großen kaufmännischen Treiben abgeneigt; er sprach von einer Festsetzung billiger Lebensmittelpreise durch die Obrigkeit, von einer Besetzung der obrigkeitlichen Stellen durch Wahl und einer Betheiligung auch der Bauern dabei, von einer Freiheit der Jagd, des Fischfangs u. s. w.

Das Wormser Edict, wonach die ketzerische Predigt und Literatur überall verfolgt und unterdrückt werden sollte, wurde in den einzelnen Ländern und Städten von den Fürsten und Magistraten publizirt, aber es fehlte an der Kraft und theilweise auch am Willen, es nachdrücklich zu vollziehen.

In Erfurt gab schon kurz nach jener Durchreise Luthers auf der Fahrt nach Worms das Einschreiten des Klerus gegen ein Mitglied eines geistlichen Stiftes, das damals bei der Huldigung für ihn sich betheiligt hatte, den ersten Anlaß zu heftigen und wiederholten Tumulten: Studenten und

Leute aus dem Volk und Pöbel fielen über mehr als sechzig „Pfaffenhäuser“ her und verwüsteten sie. Aber Luther erklärte sofort seinen Freunden, daß er hierin den Satan erkenne, der dem Evangelium Schande und gerechte Vorwürfe bereiten wolle.

Anderswo, und zwar vor Allem in Wittenberg, machte man sich in seiner Abwesenheit daran, das, wofür er mit seinem Worte gestritten, jetzt auch positiv durchzuführen. Mit reifer, ruhiger Ueberlegung und Zusprache nahm er in seiner Einsamkeit wie von einer Warte aus daran Theil. Er hatte ein sehr lebendiges und, wie er selbst bekennt, oft peinliches Bewußtsein der eigenen Verantwortlichkeit als derjenige, der das ganze Feuer zuerst angezündet habe und besonders der Gemeinde Wittenberg als Lehrer und Hirte verpflichtet sei.

Bald nach seiner Ankunft auf der Wartburg erhielt er die Nachricht, daß Bartholomäus Bernhardi aus Feldkirchen, Propst in dem nahe bei Wittenberg gelegenen Städtchen Kemberg, offen und unter Zustimmung seiner Gemeinde ein Weib zur Ehe genommen habe. Derselbe war nicht der erste Geistliche, welcher das unchristliche kirchliche Eheverbot zu durchbrechen wagte, aber unter den Ersten der Angesehenste, dazu ein spezieller Schüler Luthers, ferner eine durchaus unbescholtene Persönlichkeit. Luther schrieb darüber an Melanchthon: „Den neuen Ehemann bewundere ich, der in dieser stürmischen Zeit nichts fürchtet und dazu so sich beeilt hat; Gott wolle ihn leiten.“

In Wittenberg ging man nicht ohne Ungestüm zu der Forderung weiter, daß jetzt auch das Mönchthum abgethan, ferner daß Messe und Abendmahl der Einsetzung Christi gemäß umgeändert werde. Es schien, als ob hier an die Stelle Luthers, der mit dem einfachen Zeugniß des Wortes und der Lehre vorangegangen war, jetzt zwei andere Männer als praktische energische Reformatoren treten sollten. Der eine war Luthers alter College Carlstadt. Er kam im Juli

von einem kurzen Aufenthalt in Kopenhagen, wo der dänische König ihn zu einer Thätigkeit im Sinn der neuen evangelischen Theologie an die Universität berufen, aber bald wieder entlassen hatte, nach Wittenberg zurück und griff hier mit leidenschaftlichem, ehrgeizigem und unklarem Eifer nach der ersten Rolle. Der andere war der Augustinermönch Gabriel Zwilling, der in der Kirche des Klosters als feuriger Prediger auftrat und trotz seiner unansehnlichen Erscheinung und schwachen Stimme auch eine Menge Zuhörer aus der Stadt und Universität um sich sammelte und fortriß. Ein junger Schlesier berichtete damals von der Universität Wittenberg aus nach Hause über ihn: „Gott hat uns einen andern Propheten erweckt, viele nennen ihn einen zweiten Luther; Melanchthon versäumt keine seiner Predigten.“

Für die Geistlichkeit wollte Carlstadt in verkehrter Schriftauslegung den Ehestand gar zum Gesetz erheben. Man dürfe nur Verheirathete zu geistlichen Stellen berufen. Für die Mönche und Nonnen nahm er Freiheit in Anspruch, das klösterliche und ehelose Leben, wenn sie die sittlichen Forderungen desselben unerträglich fänden, aufzugeben, brachte aber auch hiefür unglückliche biblische Begründungen vor und erklärte dabei das Abgehen von dem Gelübde doch immer noch für eine Sünde, die indessen dadurch gerechtfertigt werde, daß man die noch größere Sünde einer Unkeuschheit im Mönchsstand fern halte. Hatte Luther gefordert, daß der Kelch beim Abendmahl gemäß der ursprünglichen Einsetzung Christi auch den Laien wieder gewährt werde, so wollten jetzt Carlstadt und Zwilling die Theilnahme an einem Abendmahl ohne Laienkelch den Einzelnen zur Sünde machen. Noch weiter sollten dann auch die äußerlichen Formen bei der Ausspendung nach jenem Mahle, das Jesus selbst einst mit seinen zwölf Jüngern hielt, eingerichtet werden. So wollte Zwilling, daß je zwölf Communikanten mit einander das Brod und den Wein genießen

sollten. Auch darauf wurde gedrungen, daß, wie es bei jenem Mahl geschehen sei, die Elemente den Einzelnen zu ihrem Genuß in die eigene Hand gegeben und nicht vom Geistlichen in den Mund geschoben werden müßten. Das Meßopfer wollte Zwilling von jetzt an nicht mehr geduldet haben, während Carlstadt mit Bezug auf dieses Hauptstück des bisherigen Kultus doch vorsichtiger vorangehen zu müssen meinte.

Ueber diese Fragen und Bestrebungen äußerte sich nun Luther zu Anfang Augusts dem Melanchthon gegenüber, der selbst lebhaft von ihnen erregt war, sich aber in manchen Beziehungen unsicher fühlte. Daß man das Abendmahl nach der ursprünglichen Einsetzung mit dem Kelch in Wittenberg wieder herstelle, hatte auch Luthers Beifall: denn die Tyrannei, welche die christliche Gemeinde bisher in dieser Hinsicht erlitten, habe man dort erkannt und vermöge ihr zu widerstehen. Er erklärte ferner in Betreff der Privatmessen (ohne Gemeindecommunion), daß er selbst in Ewigkeit keine mehr zu halten entschlossen sei. Aber drängen und zwingen wolle er nicht; wenn Einer, der noch unter der Tyrannei stehe, an einer Communion ohne Kelch theilnehme, dürfe man ihm es doch nicht zur Sünde anrechnen. Für die Noth der Mönche und Nonnen unter dem von ihnen übernommenen Gelübde hegte er fortwährend kein geringeres Mitgefühl, als die Wittenberger Genossen; aber die Argumente, mit denen diese ihnen zur Freiheit verhelfen wollten, fand er nicht stichhaltig. Schärfer und tiefer dachte er selbst jetzt diesem Gegenstand weiter nach und schickte bald eine Reihe von Sätzen darüber nach Wittenberg. Die Gelübde selbst griff er an, und zwar in ihrer Wurzel. Denn gemeiniglich seien jene Keuschheit und die anderen Mönchsleistungen Gott angelobt in der Meinung und Absicht, daß man dadurch als durch eigene Werke und eigene Gerechtigkeit sich die Seligkeit erwerbe: das sei nicht ein Gelübde nach Gottes Willen, sondern eine Verläugnung des Glaubens.

Und wenn auch Einer in frömmerem Sinn gelobt habe, so habe er sich wenigstens eigenmächtig unter einen Zwang und ein Joch gestellt, das dem Evangelium und der Freiheit, die der Glaube in Christo habe, widerstreite. Noch weiter führte dann Luther aus, daß die Keuschheit, die der Mönch leisten sollte, ja nur möglich sei, durch die besondere Gabe, von der der Apostel 1. Korinth. 7 rede: wie dürfe man Gott eine Leistung angeloben, zu der er selbst erst die Möglichkeit einem schenken müßte? und so gelobe dann einer eine Keuschheit, die ihm in Wahrheit nicht möglich sei, während ihm eine wahre Keuschheit in dem von ihm verachteten Ehestand von Gott möglich gemacht wäre. So sind ihm diese Gelübde von vorn herein verwerflich, Gott mißfällig, haben für einen Christen, der im Glauben frei geworden ist und den wahren Gotteswillen erkannt hat, keine Giltigkeit mehr.

Während übrigens diese Frage speziell auch ihn selbst, den Augustinermönch, anging, verhielt er sich persönlich zu einem Gebrauch der Freiheit, deren er sich innerlich theilhaftig wußte, so kühl wie möglich. Als er jene Nachrichten aus Wittenberg erhielt, schrieb er an Spalatin: „Guter Gott, unsere Wittenberger werden auch noch den Mönchen Eheweiber geben, aber mir sollen sie keines aufdrängen.“ Und den Melanchthon fragt er scherzend, ob derselbe an ihm etwa dafür, daß er ihm zu einer Frau verholfen habe, sich rächen wolle; er werde sich davor schön zu hüten wissen.

In Wittenberg war große Erregung und Spannung, besonders der Messe wegen. Im Augustinerkloster hielt es die große Mehrheit der Mönche mit Zwilling; sie wollten nur noch jenen Abendmahlsgottesdienst nach Christi Einsetzung halten. Dagegen widerstrebte der Prior Held. Nicht minder eifrig als jene erklärte sich an der zur Universität gehörigen Stiftskirche der Propst Jonas und fand heftigen Widerstand bei anderen Mitgliedern des Stifts. Ein Ausschluß von

Männern der Universität und des Stifts, von dem der Kurfürst im October ein Gutachten forderte, sprach seiner Mehrheit nach sich gleichfalls in jenem Sinne aus, ja bat den Fürsten selbst, den Mißbrauch der Messe abzuthun. Aber den Gedanken, aus eigener Vollmacht Neuerungen zu verordnen, mit welchen man von der großen christlichen Gesammtkirche abweichen würde, wies Friedrich weit von sich ab, zumal man ja nicht einmal in Wittenberg darüber einig werden könne; er wollte nur immer darauf sich beschränken, dem neuen Zeugniß von der biblischen Wahrheit Raum und Schutz zu gewähren, bis es ordentlich von der Kirche geprüft sei. In der Kirche des Augustinerklosters wurde jetzt Messe und Abendmahl überhaupt eingestellt.

Dann begann man auch mit jenen Grundsätzen hinsichtlich des Mönchthums Ernst zu machen. Dreizehn Augustiner, etwa der dritte Theil derer, die damals im Kloster zu Wittenberg waren, verließen dieses in den ersten Tagen des Novembers und warfen die Kutte weg. Sie griffen theilweis sogleich zu einem bürgerlichen Gewerbe oder Handwerk. Eine dem Mönchthum feindliche Gährung aber wurde hiedurch unter Bürgern und Studenten nur noch mehr angeregt. Es kam zu allerhand Unfug: Mönche wurden auf den Straßen verspottet, Drohungen gegen die Klöster gerichtet, dann auch Meßgottesdienste durch tumultuirende Eindringlinge gestört.

Inzwischen arbeitete Luther auf seinem ruhigen Sitze daran weiter, durch sein christliches Wort über Gelübde und Messe zu belehren, die neu gewonnenen Erkenntnisse und Ueberzeugungen zu klären und zu befestigen und daraufhin gleichfalls zu endlichen Reformen aufzufordern. Er verfaßte eine Schrift „vom Mißbrauch der Messen", lateinisch und deutsch und zu gleicher Zeit eine lateinische über die Gelübde. Dieser gab er eine an seinen Vater gerichtete Widmung bei, worin er der Einsprache des Vaters gegen sein Mönchsgelübde gedachte und sich ihm nun freudig als

einen Freien vorstellte, der Mönch sei und doch nicht mehr Mönch. Was er aber über die Art jenes Austritts seiner Ordensbrüder hörte, mißbilligte er: friedlich und freundlich hätten sie von einander scheiden können und sollen, nicht, wie dort geschehen sei, im Tumult. Die genannten Schriften machte er im November fertig und schickte sie dann an Spalatin, damit sie in Wittenberg gedruckt würden.

So war Luther vom Sommer bis in den Winter hinein mit diesen Angelegenheiten beschäftigt, während er daneben seine biblischen Studien und seine Arbeit an der Kirchenpostille fortsetzte.

Und zugleich bereitete er damals auch einen schweren Schlag gegen den Cardinal Albrecht vor.

Vorsichtig hatte dieser sich scharfer Maßregeln gegen die Verbreitung lutherischer Predigt auf seinem Gebiet enthalten. Aber er bedurfte Geld. Zu diesem Zweck veröffentlichte er eine Schrift, worin er von einem großen Heiligthum, das er in seiner Stadt Halle an der Saale aufgestellt, Kunde gab und zur Fahrt dahin einlud. Da waren nämlich gar reiche, wundersame Reliquien zusammengebracht, nicht blos eine Menge Knochen und ganze Leichen von Heiligen, ja ein Stück vom Leibe des Erzvaters Isaak, sondern auch z. B. Reste vom Manna, das einst in der Wüste vom Himmel fiel, Stückchen vom brennenden Busche Moses, Krüge von der Hochzeit zu Kana und ein Rest des Weins, in den Jesus dort das Wasser verwandelt hat, Dornen aus Jesu Dornenkrone, einen der Steine, mit denen Stephanus gesteinigt wurde u. s. w., — im Ganzen beinah 9000 Stück. Wer der Vorzeigung dieser heiligen Schätze in der Stiftskirche zu Halle andächtig beiwohne und dem Stift ein frommes Almosen gebe, dem wurde „übertrefflicher" Ablaß zugesagt. Die erste derartige Ausstellung fand wohl zu Anfang Septembers statt. Auch hatte Albrecht doch nicht umhin gekonnt, einen der Priester, die in den Ehestand treten wollten, festnehmen zu lassen; dabei wußte man recht wohl,

wie reichlich er selbst für seinen Cölibat durch buhlerischen Umgang sich schadlos hielt.

Da konnte Luther, wie er am 7. October 1521 dem Spalatin ankündigte, sich nicht mehr enthalten, privatim und öffentlich gegen Jenen, seinen „Ablaßgötzen“ und sein schändliches „Buhlhaus“ loszubrechen. Es macht ihm auch hiebei kein Bedenken, daß sein eigener frommer Kurfürst noch vor wenigen Jahren gleichartige, nur weniger glänzende Ausstellungen in seiner Wittenberger Stiftskirche veranstaltet hatte und so durch die Vorwürfe, die er jetzt nicht mehr verdiente, nachträglich noch mit getroffen wurde. Schon zu Ende des Monats hatte er eine Schrift zur Veröffentlichung fertig. Aber gegen einen solchen Angriff auf Albrecht, den hohen deutschen Reichsfürsten, Kurfürsten von Mainz, Bruder des Kurfürsten von Brandenburg, legte Friedrich durch Spalatin ein Verbot ein; er wollte, wie er Luthern sagen ließ, überhaupt Nichts zulassen, was den öffentlichen Frieden störe. Kaum hat Luther, wie er selbst dem Spalatin erwidert, jemals einen ihm unangenehmeren Brief gelesen, als den, worin ihm dies mitgetheilt wurde. Er brach in die Antwort aus: „Ich lasse es mir nicht gefallen; lieber magst Du und der Fürst und die ganze Welt mir verloren gehen; habe ich dem Papst widerstanden, warum soll ich seiner Kreatur weichen?“ Er wollte nur seinem Melanchthon die Schrift noch vorlegen und etwaige Aenderungen in ihr seinem Urtheil anheimgeben. Zu diesem Zweck schickte er sie dem Spalatin zu. Dann, unter dem 1. Dezember, richtete er an Albrecht selbst einen Brief. Der Inhalt und Ton desselben läßt auf das, was in jener Schrift gestanden haben wird, schließen. Ohne Umschweif, in klarem, scharfem Deutsch trägt er Jenem die „unterthänige Bitte“ vor, das arme Volk unverführt zu lassen und sich als Bischof, nicht als Wolf zu erzeigen; müsse er doch jetzt wissen, daß der Ablaß Büberei und Trügerei sei. Er solle nur nicht denken, der Luther sei todt: der werde auf Gott fröhlich

pochen und ein Spiel mit dem Cardinal von Mainz anfahen, deß sich nicht Viele versehen. Hinsichtlich jener Priester wies der Brief den Erzbischof auf ein Geschrei hin, das aus dem Evangelio sich erheben werde darüber, „wie fein es den Bischöfen anstünde, daß sie die Balken zuvor aus ihren Augen rissen, und billig wäre, daß die Bischöfe zuvor ihre H . . . . von sich trieben." Schließlich gab Luther demselben vierzehn Tage Zeit zu einer „richtigen" Antwort; sonst werde er nach Ablauf derselben sein „Büchlein wider den Abgott zu Halle" ausgehen lassen.

In die größte Spannung aber versetzten ihn fortwährend die Nachrichten aus Wittenberg. Jetzt war ihm die weite Entfernung und die Umständlichkeit des Briefwechsels vollends unerträglich geworden. Einige Tage nach jenem 1. Dezember trat er plötzlich bei seinen Freunden dort ein. Insgeheim, nur von einem Knecht begleitet, war er zu Pferd in seiner Reiterkleidung hergereist. Drei Tage lang hielt er sich da bei Amsdorf auf. Nur die nächsten Freunde durften davon wissen. Das Zusammensein mit ihnen bereitete ihm, wie er an Spalatin schrieb, die süßesten Genüsse. Aber bitterer Wermuth war ihm die Kunde, daß Spalatin jene weder von seiner Schrift gegen Albrecht, noch von der über die Messe und der über die Gelübde etwas hatte sehen oder hören lassen, sondern dieselben zurückbehalten hatte. Was die Freunde von ihrem Streben und Wirken sagten, hatte seinen Beifall, und er wünschte ihnen dazu Stärkung von oben. Aber schon unterwegs hatte er auch von neuem Unfug gehört, den Leute aus dem Volk und der Studentenschaft gegen Priester und Mönche sich erlaubt hatten, und sofort erachtete er es für seine nächste Aufgabe, vor solchen Verirrungen öffentlich zu warnen.

Zweites Kapitel.

Der weitere Wartburgaufenthalt und die Rückkehr nach Wittenberg. 1522.

Heimlich, wie er gekommen, kehrte Luther nach der Wartburg zurück, und hier verfaßte er nun „Eine treue Vermahnung für alle Christen sich zu verhüten vor Aufruhr und Empörung". Vor seinen Augen stand die Gefahr eines Aufstandes, der dem ganzen, der Besserung widerstrebenden Klerus und Mönchthum an's Leben greifen und worin der gemeine Mann um der vielen Beschwerung willen, die auf ihm laste, mit Flegeln und Kolben dreinschlagen möchte, wie der Karsthans drohe. An die Fürsten, die Magistrate und den Adel hat er früher seine Aufforderung gerichtet, der kirchlichen Verderbniß und päpstlichen Tyrannei zu steuern. Von der weltlichen Obrigkeit und dem Adel sagt er auch jetzt, daß sie „dazu thun sollten aus Pflicht ihrer ordentlichen Gewalt, ein jeglicher Fürst und Herr in seinem Land; denn was durch ordentliche Gewalt geschieht, ist nicht für Aufruhr zu halten". Der großen Menge aber und den Einzelnen verbietet er schlechtweg eine gewaltsame Erhebung. Aufruhr heiße: selbstrichten und rächen; das könne Gott nicht leiden, der da spreche „die Rache ist mein". Jeder Aufruhr sei unrecht, wie rechte Sache er immer haben möge, und mache aus Uebel Aergeres. Auch von der Obrigkeit ferner meint Luther nicht, daß sie die Pfaffen todtschlagen sollte, wie einst Moses und Elias den Götzendienern gethan; sie sollen nur dem wehren, was jene wider das Evangelium treiben. Man könne mit Worten gegen sie mehr denn genug thun, daß man des Hauens und Stechens nicht bedürfe. Aehnlich haben wir ja Luther auch schon vor der Fahrt nach Worms sich nachdrücklich aussprechen hören. Jenes

Wort des Apostels, daß der Herr mit dem Geist seines Mundes den Antichrist tödten werde, soll nach ihm schon jetzt im Worte der evangelischen Predigt sich erfüllen. Auf Grund der eigenen bisherigen Erfahrung setzt er so großartiges Vertrauen auf dies einfache Wort: habe doch er selbst damit allein dem Papst und den Pfaffen und Mönchen schon mehr Abbruch gethan, als bis dahin alle Kaiser und Fürsten mit aller ihrer Gewalt. Dazu sieht er stets dem nahen jüngsten Tag entgegen, wo Christus den Papst, dessen Büberei jetzt durch's Wort aufgedeckt werde, durch sein Kommen vollends zerstöre. — Zugleich mahnt Luther, wie er auch schon in seiner Schrift von der christlichen Freiheit gethan und jetzt namentlich den Wittenbergern gegenüber zu thun Grund hatte, zu liebreicher, schonender Rücksicht auf Schwache, deren Gewissen noch durch die bisherigen Satzungen über Fasten, Messe halten u. s. w. umstrickt sei. Man solle sie nicht überpoltern und überrumpeln, sondern freundlich unterweisen und, wenn sie's nicht gleich fassen, noch mit ihnen Geduld haben. „Den Wölfen," sagt er, „kannst du nicht zu hart, den schwachen Schafen nicht zu weich sein."

Jene Schriften Luthers über die Messe und über die Gelübde kamen jetzt richtig in die Presse. Der Cardinal Albrecht aber gab wirklich die von Luther geforderte Antwort in einem kurzen Brief vom 21. Dezember. Da erklärte derselbe: die Ursache zu Luthers Schreiben sei abgestellt; er selbst läugne nicht, ein armer sündiger Mensch zu sein, ja ein stinkender Koth, so sehr als irgend ein Anderer; christliche Strafe könne er wohl leiden, von Gott hoffe er Gnade und Stärke, um nach seinem Willen zu leben. So sehr scheute sich dieser hohe Herr vor dem Wort, mit dem Luther drohte; freilich mußte er seines Ablaßhandels auch vor allen seinen humanistischen Freunden und besonders vor Erasmus sich schämen, und von der anderen Schande, die Luther ihm vorhielt, mußte er erwarten, daß derselbe sie

ohne Schonung und Rücksicht aufdecken werde. Zugleich sehen wir hier auch, wie völlig vorwurfsfrei in dieser sittlichen Beziehung Luther nicht blos vor seinem eigenen Bewußtsein, sondern auch vor Albrechts Augen dagestanden sein muß. Als Luther diesen Brief in Händen hatte, traute er zwar seinem Inhalt sehr wenig, beantwortete ihn auch nicht, stand jedoch von jener beabsichtigten, durch den Kurfürsten verhinderten Veröffentlichung jetzt vollends ab.

Das Wichtigste aber, was Luther jetzt in seinem weiteren Aufenthalt auf der Wartburg unternahm und in steter Hingabe weiter führte, war wieder ein Werk friedlicher Art, die schönste Frucht, die dieser Aufenthalt überhaupt getragen, die edelste Gabe, die Luther seinem Volk hinterlassen hat. Es ist seine Uebersetzung der Bibel, zunächst des Neuen Testamentes. „Die Unsrigen fordern es von mir," schrieb er an Lange kurz nach seiner Rückkehr aus Wittenberg. Eben hier war ihm jetzt wohl der Wunsch ausgesprochen oder auf's Neue an's Herz gelegt worden. Wohl war die Bibel auch schon vor Luther verdeutscht, aber in einem schwerfälligen, dem Volk fremd klingenden, theilweise ganz unverständlichen Deutsch, und nicht aus dem Grundtext wie jetzt durch Luther, sondern aus der in der Kirche gebrauchten lateinischen Uebersetzung, deren Latein überdies theilweise nicht verstanden war. Luther erklärt, man dürfe nicht nach dem Buchstaben der fremden Sprache das Deutsche reden; „sondern," sagt er, „man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt drum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es dann: deß ich mich beflissen und leider nicht allwege erreicht noch troffen habe." Nicht minder wollte er treu und streng an den Sinn der Schrift und, wo dieser es forderte, auch an die Worte sich halten. Zu solchem Dolmetschen sagt er „gehöret ein recht fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehret, erfahren, geübet Herz". Vom Inhalt und Geist der Schrift

durchdrungen, hat er auch überall in seiner Sprache edle Haltung und Volksthümlichkeit wie von selbst zu verbinden gewußt. Er arbeitete so angestrengt, daß er noch auf der Wartburg, also in wenigen Monaten, das Neue Testament zu Ende brachte; mit Melanchthons Hilfe wollte er es dann noch verbessern.

Inzwischen nahmen in Wittenberg die Dinge einen Verlauf, der Luthers Befürchtungen immer mehr steigerte.

Die Frage der Mönchgelübde zwar wurde für die Augustiner auf einem Convent der Klöster, welchen der Ordensvicar Link in Wittenberg abhielt, friedlich und ganz nach Luthers Sinn, soweit es durch Beschlüsse geschehen konnte, erledigt. Beschlossen wurde nämlich, daß der Austritt aus dem Kloster frei gegeben werden, diejenigen aber, welche das klösterliche Leben auch fernerhin vorzögen, dort in freiem Gehorsam gegen die Obern und die hergebrachten Ordnungen verbleiben und theils zur Predigt des göttlichen Wortes verwendet werden, theils durch Handarbeit dem Kloster den Unterhalt verschaffen sollten.

Bei der Wittenberger Gemeinde aber drängte Carlstadt, der hinsichtlich der Messe kurz zuvor selbst noch seine Genossen zurückgehalten hatte und dem innerhalb der städtischen Gemeinde kein Predigtamt noch anderes Amt zukam, jetzt in Predigten und Schriften heftig nach allen Seiten hin vorwärts, ging auch in seinen reformatorischen Ideen hastig und unklar weiter und weiter. Einem kurfürstlichen Verbote zuvorkommend, ließ er an Weihnachten das Abendmahl in der neuen Weise feiern. Auch die kirchlichen Gewänder wurden als Bestandtheile des bisherigen Götzendienstes abgethan; Zwilling hielt Gottesdienst in einem Rock, wie ihn die Studenten trugen. Das Volk wurde aufgefordert, an den bisherigen Fasttagen Fleisch und Eier zu essen. Beichte wurde auch vor dem Abendmahl nicht mehr gehalten. Ferner eiferte Carlstadt namentlich jetzt auch gegen die Bilder in den Kirchen: es genüge nicht, von der

Anbetung derselben abzulassen, und man dürfe nicht etwa sagen, daß sie wie Bücher zur Unterweisung der Laien dienen können; denn Gott habe sie schlechthin verboten; sie gehören in die Feueröfen und nicht in die Gotteshäuser. Während der Rath durch ihn sich zu einem Beschluß bestimmen ließ, daß die Bilder aus der Pfarrkirche entfernt werden sollten, stürmten Andere aus dem Volk schon los, rissen dieselben ab, zerhieben und verbrannten sie.

Luther wollte selbst mit Bezug auf diejenigen Ordnungen, die er an sich schlechthin verwarf, doch immer noch jene Rücksicht auf die Schwachen geübt haben; er konnte nicht glauben, daß die große Menge seiner Wittenberger Gemeinde schon reif genug und nicht eine Menge gewissenhafter schwacher Glieder noch der Rücksicht bedürftig sei. Man mochte sagen, es sei ja doch nur eine Frage der Zeit, auf immer wollte ja doch auch er die wirklichen Reformen nicht der Minderzahl wegen hinhalten. Aber eben das, daß jenen Gliedern wirklich Zeit gelassen und alles Mögliche zu freundlicher Belehrung und Erbauung derselben gethan werde, war ihm selbst Gewissenssache. In äußeren Dingen, auf welche jene Reformer so viel hielten wie im Essen an Fasttagen, im eigenhändigen Hinnehmen des Brodes und Weines bei der Kommunion u. s. w., sah er ohnedies nur Kleinigkeiten, deren Thun oder Lassen der wahren Freiheit des Gläubigen keinen Eintrag thue, während die Seele der Schwachen schweren Schaden leide, wenn sie darin etwas wider ihr Gewissen zu thun veranlaßt werden. Da, sagt er, habt ihr viel elende Gewissen hineingeführt; wenn sie nun in ihrem Sterben oder in einer Anfechtung Rechnung drüber geben sollten, so wüßten sie kein Haar breit darum. Ja das Verderbniß der Seelen giebt er dem schuld, der bei Jenen so unvorsichtig „hineinplumpe": „Du willst," sagt er, „Gott damit dienen, weißt nicht, daß du des Teufels Vorläufer bist; er hat's darum angefangen, daß er das angegangene Wort schänden wollte; er hat dich auf das

kleine Narrenwerk geführt, daß du dieweil des Glaubens und der Liebe vergessest;" so in einem für die Wittenberger bestimmten Schreiben. Auch die Neuerung in Betreff der Bilder zählte Luther zu den „liederlichen Dingen, daran nichts gelegen ist, Glaube und Liebe fahren zu lassen". Bilder echt christlichen Inhaltes hat er auch jeder Zeit erhalten wollen und hochgeschätzt.

Den höheren geistigen Charakter evangelischen Christenthums wollten jene Männer in Wittenberg zur Geltung bringen, während sie nun mit ihrem Geist gerade selbst wieder an Aeußerlichkeiten des Cultus und, was die Bilder anbelangt, am alttestamentlichen Gesetzesbuchstaben hängen blieben. Und noch andere Früchte brachte dann ihre Auffassung des christlichen Geistes und der christlichen Offenbarung zu Tage. Sie wollten nicht blos von Titeln und Würden, wie die Universität sie verlieh, Nichts mehr wissen, weil man nach Jesu Wort nicht sich dürfe Rabbi oder Meister heißen lassen, sondern Carlstadt und Zwilling sprachen jetzt auch Verachtung menschlicher, theologischer Wissenschaft und gelehrter Bibelstudien aus: denn Gott habe es, wie Jesus sage, den Weisen und Klugen verborgen und den Unmündigen geoffenbart; der Geist von oben müsse einen erleuchten. Carlstadt ging zu einfachen Bürgern in ihre Häuser, um sich von ihnen biblische Sprüche erklären zu lassen. Er und Zwilling gewannen namentlich auch den Rector der städtischen Knabenschule für sich, und diese löste sich auf. Zugleich wollte eine Gemeindeordnung, welche der Magistrat annahm, auch eigenthümliche Versuche auf dem bürgerlichen, socialen Gebiete machen: ein gemeiner Kasten, in welchem die kirchlichen Einkünfte zusammenfließen sollten, wurde auch dazu bestimmt, bedürftigen Handwerkern Geld ohne Zinsen vorzuschießen und anderen Bürgern Darleihen zu niederem Zinsfuß zu machen. Dagegen wurde die Seelsorge vernachlässigt, namentlich in den Spitälern und Gefängnissen nicht mehr ausgeübt.

Auf dieser Bahn bewegte sich hier die Reform weiter, zu der Luthers Wort den Grund gelegt hatte. Und zu derselben Zeit, gleich nach Weihnachten, kamen nun nach Wittenberg von Zwickau her drei Männer, die erst recht des göttlichen Geistes theilhaftig und Gottes Werk auszuführen berufen sein wollten, nämlich der Tuchmacher Nicolaus Storch, der vormalige Wittenberger Student Marcus Stübner und noch ein Tuchmacher, denen sich jetzt mit großem Eifer noch der Theologe Martin Cellarius zugesellte. Auf unmittelbare Offenbarungen Gottes pochten sie, auf prophetische Gesichter, Träume, Gespräche mit Gott u. s. w. Dem gegenüber war ihnen auch die Schrift etwas Geringes. Die Kindertaufe verwarfen sie, da diese ja den Geist nicht mittheile, noch schon mittheilen könne. Zur Gemeinschaft mit Gott und ihrem Verkehr mit ihm wollten sie nicht in jenem Glauben gelangen, der, wie Luther lehrte, hingebend eingreift, was Gottes Wort unserem bewußten Geist und Herzen darbietet, sondern in einem mystischen Prozeß der Abkehr von allem Aeußeren, Sinnlichen, Endlichen und Eigenen, bis die Seele in dem Einen göttlichen Sein unbeweglich werde. Eben dieser scheinbar so hohe und reine Geist aber brach fanatisch los in der Ankündigung und Forderung einer allgemeinen äußeren Umwälzung, wo alle Pfaffen erschlagen, alle Gottlosen vertilgt werden und die Heiligen Gottes ihr Reich aufrichten sollten.

Begonnen hatten diese Offenbarungen in Zwickau, ohne Zweifel unter Einflüssen aus Böhmen, die mit mittelalterlichen Schwärmereien zusammenhingen. Dort stand Thomas Münzer aus Stolberg am Harz, der bei einer der Kirchen als Prediger angestellt war, an der Spitze, überhaupt die bedeutendste und gefährlichste Persönlichkeit in dieser Genossenschaft. Er wollte für Christen ebensowenig die gegenwärtige weltliche Obrigkeit mit ihren Rechten, als den Klerus und die Hierarchie mehr gelten lassen; er sprach schon von allgemeiner Gleichheit, von Gütergemeinschaft.

Schnell gewann die neue, aufregende Predigt Anhänger und breitete jenen Offenbarungsgeist weiter aus. Schon drohten auch Unruhen. Aber der Magistrat schritt rechtzeitig und kräftig ein. So zogen die zuerst genannten Männer nach Wittenberg ab, während Münzer anderswo in Deutschland herumschweifte.

Carlstadt betrieb seine Neuerungen ohne ein äußeres Zusammenhalten mit ihnen. Die Verwandtschaft seiner Richtung aber mit der ihrigen ist nicht zu verkennen und trat im weiteren Verlauf noch mehr hervor. Melanchthon besaß bei aller Feinheit und Lauterkeit seines Geistes doch nicht genug männliche Selbständigkeit und Energie, um die durch Carlstadt wachgerufenen Kräfte und Leidenschaften zu zügeln. Die Zwickauer Propheten mit ihren Offenbarungen waren ihm unheimlich; er vermochte sich kein sicheres Urtheil über die plötzliche neue Erscheinung zu bilden.

Ganz ruhig und kühl vernahm dagegen Luther die Kunde von diesen. Er wunderte sich über die Aengstlichkeit seines Freundes, der ihm doch an Geist und Gelehrsamkeit überlegen sei. Er fand es nicht schwer, jene Geister nach den Normen, welche das Wort des Neuen Testaments an die Hand gebe, zu prüfen. Soweit er bisher von ihrem Reden und Thun vernommen habe, enthalte es nichts, was nicht der Teufel leisten oder nachäffen könnte. Auf das, was sie von lieblichen, andächtigen Vorgängen in ihrem eigenen Innern zu sagen wissen, sei nichts zu geben, ob sie auch bis in den dritten Himmel entzückt sein wollten; Gottes Majestät rede mit dem alten Menschen nicht so familiär, sondern dieser müsse vor ihr erst vergehen, wie vor einem verzehrenden Feuer; wo Gott rede, müsse man erfahren das Wort: „wie ein Löwe zerbrach er mir alle meine Gebeine" (Jes. 38, 13). Er wollte auch nicht, daß man mit Gefängniß und äußerer Gewalt gegen jene vorgehe: man werde ohne Blut und Schwert mit ihnen fertig werden und sie verlachen.

Aber die Sorgen um die Wittenberger Gemeinde und das Aergerniß, welches ihm Carlstadts Treiben dort gab, ließen ihm keine Ruhe mehr: es sei vor Gott und Welt nicht zu verantworten, wie dort gehandelt werde; ihm liege es auf dem Hals, und vor Allem bringe es Schmach über das Evangelium. Schon im Januar trieb es ihn wieder nach Wittenberg. Jetzt wurde er auch von Seiten des Magistrats darum gebeten. Vergebens suchte ihn der Kurfürst zurückzuhalten, daß nicht er, der Geächtete, sich an die Oeffentlichkeit wage. Zudem hatte eben jetzt das Reichsregiment in Nürnberg, das den abwesenden Kaiser vertrat, strenge Unterdrückung der Wittenberger Neuerungen von Friedrich gefordert.

Ohne eine Erlaubniß brach Luther am 1. März von der Wartburg auf. Wir wissen von seinem Wege nur noch, daß er über Jena und die südlich von Leipzig gelegene Stadt Borna führte. Ein junger Schweizer, Johann Keßler aus Sanct Gallen, der mit einem andern damals nach der Universität Wittenberg reiste, hat uns eine gar ansprechende Erzählung von ihrem Zusammentreffen mit Luther in dem vor Jena liegenden Gasthaus zum Bären hinterlassen. Sie fanden dort einen einzelnen Reitersmann, am Tisch sitzend, „nach Landesgewohnheit in einem rothen Schlepli (d. h. herabhängendem Hütlein), in bloßen Hosen und Wammes (den Waffenrock hatte er abgelegt), ein Schwert an der Seite, mit der rechten Hand auf des Schwertes Knopf, mit der andern das Heft umfangen“; vor sich hatte er ein Büchlein liegen. Er ließ sie, die Schüchternen, freundlich zu sich her sitzen und sprach mit ihnen von Wittenberger Studien, von Melanchthon und andern Gelehrten, auch davon, was man im Schweizerland von dem Luther halte. Unter solchem Gespräch ward er ihnen „gar heimlich“, so daß der andere Schweizer das Büchlein vor ihm aufhob und aufschlug, da war es ein hebräischer Psalter. Beim Abendessen, an dem auch zwei

Kaufleute theilnahmen, hielt er jene frei und fesselte alle durch „viel gottselige freundliche Reden". Darnach trank er mit den Schweizern „noch einen freundlichen Trunk zum Segen", bot ihnen die Hand zum Abschied und gab ihnen auf, in Wittenberg den Juristen Schurf, der von Geburt ihr Landsmann war, von ihm zu grüßen mit den Worten: „Der kommen soll, läßet Euch grüßen". Der Wirth hatte Luther erkannt und sagte es den Gästen. In der Frühe des andern Morgens trafen die Kaufleute ihn im Stall, er stieg auf und ritt weiter.

In Borna, wo er bei einem Angestellten seines Kurfürsten einkehren konnte, schrieb er an diesen eilends noch eine lange Antwort auf ein abmahnendes fürstliches Schreiben, das ihm am letzten Abend vor seiner Abreise zugekommen war. Nicht entschuldigen will er sich oder Verzeihung erbitten, sondern seinen „gnädigsten Herrn" beruhigen und im Glauben stärken. Nie hat er selbst mit größerer Gewißheit über das, was er zu thun habe und mit einer ruhigeren und freudigeren, kühneren und stolzeren Zuversicht im Blick auf das ihm Bevorstehende geredet, als jetzt, wo er nach zwei entgegengesetzten Seiten hin Kampf und Gefahr zu bestehen hatte und dabei in seinen Entschlüssen und Hoffnungen ganz nur auf sich und seinen Gott angewiesen war. „Ich," schreibt er an Friedrich, „komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz, denn des Kurfürsten; ja, ich halt, ich wolle Ew. Kurf. Gnaden mehr schützen, denn sie mich schützen könnte; — Gott muß hie allein schaffen ohn alles menschliche Sorgen und Zuthun; darum, wer am meisten gläubt, der wird hie am meisten schützen." Auf die Frage, was der Kurfürst in seiner Sache thun solle, antwortete er: „gar nichts". Die Kaiserliche Obrigkeit müsse derselbe in seinen Landen ohne Widerstand und Hinderniß walten lassen, wenn man ihn fahen oder tödten wolle; das werde man dem Fürsten doch nicht zumuthen, daß er selbst Stockmeister über ihm werden sollte; wenn er für die, welche

ihn holen wollen, die Thore offen lasse und freies Geleit gebe, so habe er dem Gehorsam genug gethan.

Ohne Scheu ritt Luther weiter, auch durch das Gebiet des über ihn und die Wittenberger jetzt auf's Heftigste erbitterten Herzogs Georg. Wohl noch am Abend des 6. März langte er unversehrt, muthig und froh bei seinen Freunden in Wittenberg an.

Am Morgen des folgenden Sonnabends fanden ihn die beiden Schweizer, als sie Schurf ihren Besuch machten, bei diesem mit Melanchthon, Jonas und Amsdorf zusammensitzend und ihnen erzählend. — Seine äußere Erscheinung in jener Zeit wird uns von Keßler also beschrieben: „Wie ich Martinum anno 1522 gesehen hab, war er einer natürlich ziemlichen Feiste, eines aufrechten Gangs, da er sich mehr hinter sich denn fürder sich neiget, mit aufgehebtem Angesicht gegen den Himmel, mit tiefen, schwarzen Augen und Brauen blinzend und zwitzerlend wie ein Stern, daß die nit wohl mögen angesehen werden.“

Drittes Kapitel.

Luthers Auftreten und neue Thätigkeit in Wittenberg. 1522.

An einem Donnerstag war Luther wieder in Wittenberg eingetroffen. Gleich am folgenden Sonntag erschien er wieder auf seiner alten Kanzel in seiner städtischen Gemeinde. Mit klarem und schlichtem, ernstem und freundlichem evangelischem Worte wollte er sie von den Irrwegen belehren, auf die sie gerathen seien und sie wieder auf die rechte Bahn leiten. Acht Tage nach einander predigte er so.

Die Wahrheiten und Grundsätze, die er vortrug, sind dieselben, die wir ihn schon von der Wartburg aus und schon seit den Anfängen seines reformatorischen Zeugnisses aussprechen hörten. Vor Allem waren es Mahnungen zur Liebe, mit der gläubige Christen einander thun sollten, wie Gott ihnen gethan in seiner Liebe, die sie im Glauben genießen. „Allhie, lieben Freunde," sprach er, „ist es fast gefehlt und spür' in Keinem die Liebe und merk' fast wohl, daß ihr Gott nit seid dankbar gewesen; — ich sehe wohl, daß ihr viel wißt von Lehre zu reden, die euch gepredigt ist von dem Glauben und der Liebe, und ist nicht Wunder: kann doch schier ein Esel Lection singen, solltet ihr dann nit die Lehre und die Wörtlein reden und lehren? aber das Reich Gottes stehet nicht in Reden oder in Worten, sondern in der That, in den Werken und Uebungen." Er lehrt sie unterscheiden zwischen dem was nöthig sei und dem, was frei sei und gehalten oder nicht gehalten werden könne. Liebe solle man sogar auch im Nöthigen üben, indem man Niemand mit Gewalt dazu zwinge, sondern das Wort an den Herzen der Irrenden und Schwachen handeln lasse und für sie bete. Dinge, die frei seien, müsse man frei lassen, Schwachen kein Aegerniß darin geben, aber gegen unchristliche Tyrannen auf der Freiheit bestehen.

Mit der Kraft und Wärme dieses seines Wortes drang Luther sofort bei der Gemeinde durch und hatte die Leitung der kirchlichen Bewegung wieder in seinen Händen. Zwilling ließ sich zurechtweisen, Carlstadt trat zunächst schweigend, wenn auch grollend zurück; Luther bat ihn inständig, nicht etwas Feindseliges zu veröffentlichen und ihn hiemit zum Kampf zu nöthigen. In seinen Predigten enthielt er sich jeder persönlichen Beziehung. Von den Neuerungen blieb nun zunächst nur die bestehen, daß im Meßgottesdienst diejenigen Worte weggelassen wurden, welche auf die Opferung des Leibes Christi durch den Priester sich bezogen: sie galten ja auch Luthern für schlechthin verwerflich und widerchristlich

und, so wichtig sie an sich waren, so wenig wurden von Schwachen und Einfältigen gerade sie beachtet, da sie lateinisch und nur leise vorgetragen wurden. Das Abendmahl wurde der großen Menge wieder unter Einer Gestalt dargeboten, das Abendmahl mit dem Laienkelch nur denen, welche selbst es so begehrten, an einem besonderen Altar; bald kam es dann dahin, daß diese Feier von selbst zur allgemeinen Ordnung wurde, jene dagegen einging. Hinsichtlich der gottesdienstlichen Gewänder, des eigenhändigen Hinnehmens der Abendmahlselemente und ähnlicher Dinge blieb Luther dabei, daß sie zu gering seien, als daß man mit ihnen viel Wesen machen und mit Bezug auf sie den schwachen Anhängern des Alten Anstoß geben dürfte. Luther selbst nahm seine Wohnung wieder im Kloster, legte die Kutte wieder an, hielt auch wieder die herkömmliche Fastenordnung ein. Erst zwei Jahre nachher legte er ganz die Mönchstracht ab, als seine Kutte völlig abgenützt war und er aus gutem Tuch, das ihm der Kurfürst geschenkt, sich eine neue Kleidung machen lassen sollte.

Jene Zwickauer Propheten waren im Augenblick, als Luther zurückkam, von Wittenberg abwesend. Ein paar Wochen nachher erschienen Stübner und Cellarius bei Luther. Weß Geistes sie seien, dafür war ihm jetzt vollends der Hochmuth und das Ungestüm ein Beweis, mit dem sie Glauben an ihre höhere Autorität forderten und die Wuth, in der sie aufschäumten, als er ihnen zu widersprechen sich erlaubte. Er berichtet weiter darüber an Spalatin: „ich habe sie auch in offenbaren Lügen ertappt; als sie mit elenden glatten Worten ausweichen wollten, habe ich sie endlich geheißen mit Wundern ihre Lehre zu bewähren, deren sie wider die Schrift sich rühmten; sie wiesen es zurück, drohten mir aber, ich werde ihnen noch einmal glauben müssen; da bedrohte ich ihren Gott, daß er kein Wunder thue gegen den Willen meines Gottes; so sind wir

auseinandergegangen." Sie verließen dann auf immer die Stadt, ohne Boden in ihr gefunden zu haben.

So hat Luther, der nach dem Vorwurf seiner Gegner die Grundlagen aller kirchlichen Ordnungen umstürzte, seine praktische reformatorische Thätigkeit damit begonnen, daß er vermöge der eigenen festen und klaren Grundsätze dem Ungestüm Anderer Einhalt that und ganz nur auf wahrhafte Erbauung der Gemeinde bedacht war. Der Prediger des frei- und seligmachenden Glaubens hat im praktisch-kirchlichen Verhalten vor Allem auf die Nächstenliebe gedrungen, die im Gebrauch der Freiheit sich bethätigen müsse. Der große Volksmann hat ohne Rücksicht auf Volksgunst oder Ungunst der volksthümlich gewordenen Strömung sich entgegengestemmt. Unter dem Einfluß seines Wortes durfte sein Kurfürst jetzt ruhig die Dinge in Wittenberg und der Umgebung sich weiter entwickeln lassen. Nicht minder überließ es Friedrich den benachbarten Bischöfen, ihrerseits durch Visitationen innerhalb seiner Lande der neuen Lehre entgegenzuarbeiten, versagte ihnen nur die Beihilfe obrigkeitlichen Zwanges und weltlicher Strafgewalt. Die Wahrheit selbst sollte sich so Bahn brechen.

Zugleich aber drängte es Luther nach seiner Rückkehr, sofort auch über seine ganze Stellung, ungehemmt durch die Schranken, die seinem Wort während des Wartburgaufenthalts aufgelegt waren, vor der deutschen Christenheit sich zu erklären. Er hat es gethan in einem für die Oeffentlichkeit bestimmten Sendschreiben an den Ritter Hartmuth von Kronberg bei Frankfurt a. M. Dieser, ein Schwiegersohn Sickingens, ein Mann von treuer, ehrlicher, christlicher Gesinnung, hatte ein paar kleine Schriften in Luthers Sinne veröffentlicht. Luther wollte ihn mit seinem Sendschreiben „im Geist besuchen und seine Freude ihm kundthun". Dabei nahm er Anlaß, theils über den Kampf, den er in Wittenberg zu führen hatte, theils über die Feindschaft der römisch Gesinnten, welche das Evangelium bei der deutschen Nation

erdulde, sich auszusprechen. Noch härter für den Glauben als die Nachstellungen solcher Feinde dünkt ihn „das feine Spiel“, das dort, in Wittenberg, der Satan angerichtet habe, um über das Evangelium Schmach zu bringen: „Alle meine Feinde,“ sagt er, „haben mich nicht troffen, wie ich jetzt troffen bin von den Unsern, und muß bekennen, daß mich der Rauch übel in die Augen beißet und kitzelt mich fast im Herzen; hie will ich, dacht' der Teufel, dem Luther das Herz nehmen und den steifen Geist matt machen, den Griff wird er nicht verstehn noch überwinden.“ Ungescheut, wie es ihm auf der Wartburg wohl nicht gestattet worden wäre, redet er andererseits von der schweren „Sünde zu Worms, da die göttliche Wahrheit so kindisch verschmäht, so öffentlich, muthwillig, wissentlich, unverhört verdammt ward“; es sei eine Sünde der ganzen deutschen Nation, weil die Häupter solches gethan und Niemand auf dem unseligen Reichstag ihnen eingeredet habe. Sich selbst warf er vor, daß er dort guten Freunden zu Dienst, um nicht zu steifsinnig zu scheinen, seinen Geist gedämpft und nicht härter und strenger sein Bekenntniß vor den Tyrannen gethan habe, wiewohl er von den ungläubigen Heiden dennoch für hochmüthig im Antworten gescholten worden sei. Ueber einen der „elenden Feinde“ ließ er so sich aus: „Der einer ist fürnehmlich die Wasserblase N., trotzt dem Himmel mit ihrem hohen Bauch und hat dem Evangelium entsagt; hat's auch im Sinn, er woll' Christum fressen, wie der Wolf eine Mücke“ u. s. w. Unverkennbar war hiemit Herzog Georg gemeint, dessen streng kirchliches Bewußtsein durch die gefährlichen Einflüsse, welche seinem Land von dem nahen Wittenberg her drohten, besonders erregt war und der kurz zuvor auch bei Kurfürst Friedrich deshalb heftige Beschwerden erhoben hatte; in einem Abdruck des Sendschreibens war auch geradezu sein Name gesetzt. Georg forderte nachher dafür Genugthuung, der Handel zog sich jedoch erfolglos in die Länge. — Ueber sich selbst berichtete Luther

an Hartmuth, daß er wieder in Wittenberg sei, aber nicht wisse, wie lang er da bleiben werde. Er kündigte ihm das Stück seiner Kirchenpostille an, das eben jetzt ausgegeben werde. Insbesondere meldet er ihm, daß er sich vorgenommen habe, die Bibel zu verdeutschen. Das, sagt er, sei ihm Noth gewesen, denn es habe ihm damit der Irrthum vergehen müssen, als wäre er gelehrt.

Nach allen Richtungen seines Berufes hin warf sich Luther wieder in die Arbeit hinein. Er nahm sowohl seine akademischen Vorlesungen wieder auf als die regelmäßigen Predigten in der Stadtkirche, und zwar auch Predigten an den Wochentagen über ganze biblische Bücher. Mit solchen Predigten blieb er auch nachher stets sehr beschäftigt, als nach dem Tode des Pfarrers Heinz (oben S. 74), für den er bisher das Amt versehen hatte, im folgenden Jahr sein Freund Bugenhagen zum ordentlichen Pastor ernannt wurde. Er und Bugenhagen stehen von nun an bis zu seinem Tod, wie in persönlicher Freundschaft und gleicher theologischer Richtung, so auch im Dienste der städtischen Gemeinde einander treulich zur Seite. Bugenhagen ist jetzt als Stadtpfarrer eine Hauptperson im geschichtlichen Bilde des damaligen Wittenbergs. Luther leistet der Gemeinde und ihm in uneigennütziger Liebe und Freundschaft Beihilfe und macht zugleich selbst vertrauensvoll von seinem seelsorgerlichen und beichtväterlichen Dienste Gebrauch.

In der arbeitsreichen Fasten- und Osterzeit 1522 hatte Luther den Dienst bei der Wittenberger Gemeinde wieder übernommen, und gleich nach Ostern reiste er auch hinaus nach Borna, Altenburg, Zwickau, Eilenburg, wo man nach seiner Predigt begehrte und er auch für die Bestellung eines evangelischen Predigtamtes thätig wurde. Sein Hauptziel war wohl Zwickau, wo sein Wort den Nachwirkungen der Schwärmerei vollends steuern mußte: jetzt sollen dort laut eines Berichts, den ein kurfürstlicher Beamter erstattete, gar 25000 Menschen zu den Predigten Luthers zusammengeströmt

sein, der vom Rathhaus aus zur unten versammelten Menge sprach. In Borna predigte er unmittelbar, ehe der Bischof von Merseburg dort eine Visitation hielt, und dann gleich wieder am Tag nach dieser. Im folgenden Herbst hielt er auch mehrere Predigten in Weimar, wohin er durch Friedrichs des Weisen Bruder Johann gerufen worden war, und vor der Erfurter Gemeinde, an die er während des

Abb. 29. Bugenhagen nach dem Gemälde Cranachs in dessen sogenanntem Stammbuch (in Berlin) v. J. 1543.

Sommers auch ein belehrendes und mahnendes Schreiben mit Bezug auf die Neuerungen gerichtet hatte.

Seine schriftstellerische Thätigkeit blieb auch in Wittenberg, wie wir schon aus dem Schreiben an Kronberg vernommen haben, vor Allem der Bibel zugewandt. Gemeinsam mit Melanchthon und auch durch anderer Freunde Rath unterstützt, nahm er eine Durchsicht seiner Uebersetzung des

Digitized by Google

Neuen Testamentes vor. Die ersten gedruckten Bogen derselben schickte er als „Vorschmack unsrer neuen Bibel" am 10. Mai Spalatin zu. Mit Hilfe von drei Pressen schritt der Druck so schnell vorwärts, daß das Werk noch im September ausgegeben werden konnte: der 21. September, Gedächtnißtag des Apostel Matthäus, wird als Geburtstag unseres deutschen Neuen Testamentes bezeichnet. Schon im Dezember mußte eine zweite Auflage erscheinen, obgleich der Kaufpreis des Buches, nämlich 1½ Gulden, ein für die damaligen Verhältnisse hoher war.

Viele Tausende über ganz Deutschland hin, die schon bisher durch Luther gelernt hatten, das „reine Gotteswort" im Unterschied von den kirchlichen Satzungen und im Gegensatz gegen sie zu verehren, griffen begierig und dankbar darnach, und kein Mittel war kräftiger, die auf dieses Wort sich stützende Lehre weiter auszubreiten und zum wahren Eigenthum der Hörer und Leser zu machen. Um so größer war auch die Gefahr, welche darin die Anhänger der kirchlichen Autoritäten und Ueberlieferungen erkannten. Nach beiden Seiten hin ist recht bezeichnend, was einer der heftigsten gleichzeitigen Gegner Luthers, der Theologe Cochläus, sagt: „In wunderbarem Maße wurde Luthers Neues Testament durch die Buchdrucker vervielfältigt, also daß auch Schuster und Weiber und jedwede mit der deutschen Schrift irgend bekannte Laien dasselbige als Quelle aller Wahrheit auf's Gierigste lasen und durch oftmaliges Lesen ihrem Gedächtniß einprägten; dadurch wollten sie innerhalb weniger Monate soviel Wissen sich angeeignet haben, daß sie sich erdreisteten, nicht allein mit katholischen Laien, sondern auch mit Magistern und Doctoren der heiligen Theologie über den Glauben und das Evangelium zu disputiren; — Luther selbst hatte ja schon längst gelehrt, daß auch die christlichen Weiber in Wahrheit Priester seien und Jeder, der aus der Taufe gekrochen, soviel wie Papst, Bischof und Priester; — der Haufe der Lutheraner verwandte weit mehr Mühe

Das Newe Testa-
ment Deützsch.

Euangelion Sanct Matthes. I.

Das erst Capitel.

Is ist das buch von der gepurt Jhesu Christi der do ist ein son Dauids des sons Abraham.

Abraham hat geporn den Isaac. Isaac hatt geporn den Jacob. Jacob hatt geporn den Juda vnnd seyne bruder. Juda hat geporn den Pharez vnnd den Zaram von der Thamar. Pharez hat geporn den Hezron. Hezron hat geporn den Ram. Ram hat geporn den Amminadab. Amminadab hatt geporn den Na-

Abb. 30. Titel und Eingang in's Matthäusevangelium in der ersten Ausgabe des Neuen Testaments 1522 (nach dem auf der Königl. öffentl. Bibliothek in Stuttgart befindlichen Exemplar).

darauf, die also übersetzte heilige Schrift zu lernen, als das katholische Volk, wo die Laien dafür vornehmlich die Priester und Mönche sorgen lassen." Katholische Obrigkeiten erließen sogleich Verbote gegen das Buch und befahlen, es auszuliefern und zu confisciren. Auch beeilte man sich, der Uebersetzung eine Menge angeblicher Fehler und Fälschungen vorzuwerfen: es waren meist Abweichungen von der falschen hergebrachten lateinischen Uebersetzung nach den Worten des griechischen Grundtextes. Jener Cochläus erhebt auch die besondere Anklage gegen sie, daß sie sogar den Eingang des Vaterunsers im Widerspruch gegen die allgemeine und die gesammte deutsche Kirche und zugleich gegen den Grundtext zu ändern sich erlaubt habe, nämlich in „Unser Vater in dem Himmel" anstatt „Vater unser, der du bist im Himmel". Als einige Jahre nachher auch Emser im Gegensatz gegen Luther eine Uebersetzung des Neuen Testaments herausgab, erfand sich, daß er jene großentheils abgeschrieben und nur nach der alten lateinischen corrigirt hatte.

Noch während das Neue Testament in der Presse war, nahm Luther auch schon eifrig das Alte in Arbeit. Dieses bot der Sprache wegen noch mehr Schwierigkeiten dar; doch hatte Luther ja längst mit Eifer und Liebe Hebräisch getrieben und dafür konnte jetzt ein neuer College Luthers, der eigens für den Unterricht im Hebräisch berufene Aurogallus, Beistand leisten. Schon vor Weihnachten wurden die fünf Bücher Mose zum Drucke fertig, die nun zunächst für sich herausgegeben wurden. Im Jahre 1524 folgten zwei weitere Theile, worin die biblischen Bücher (nach unserer gegenwärtigen Ordnung) bis zum Hohenlied enthalten waren, während die Bearbeitung der Propheten, durch anderes unterbrochen, noch eine Reihe von Jahren sich verzog.

Daß Luther daneben auch Rom gegenüber seine scharfe Feder nicht ruhen lassen werde, ließ gleichfalls schon das vorhin erwähnte Sendschreiben erwarten. Besonderen Anlaß gaben neuere Erlasse und andere Maßregeln deutscher

Bischöfe gegen die Neuerungen, die Aufhebung des Cölibats, die Uebertretung der Fastengebote u. s. w. Zu diesem Zwecke wurden durch die Bischöfe von Meißen und Merseburg namentlich auch kirchliche Visitationen vorgenommen, dergleichen eine schon oben bei Luthers Reise nach Zwickau zu erwähnen war.

Auf Luthers Predigten gegen jenen falschen Gebrauch der Freiheit folgte nach jener andern Seite hin ein Schriftchen von ihm mit dem Titel „Von Menschen-Lehren zu meiden“: jenen „frechen unzüchtigen Köpfen wollte er, wie er sagt, auch jetzt damit nicht gedient haben; aber den armen, unter Mönchsgelübden und Satzungen gefangenen demüthigen Gewissen wollte er die christliche Freiheit predigen, daß sie ihr Gewissen berichten mögen, wie sie mit Gott und ohne Fahr herauskommen und solcher Freiheit züchtiglich brauchen können.“ Dem gegenwärtigen, römischen Episkopat kündigte er in einer Schrift „Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe“ unversöhnlichen Krieg an; er, der durch päpstliche und kaiserliche Ungnade seiner Titel beraubt und von welchem durch die päpstlichen Bullen der „Bestiencharakter“, d. h. das „Malzeichen des Thieres“ (Off. Joh. 13, 16) abgewaschen sei, tritt hier den „päpstischen Bischöfen“ gegenüber als „von Gottes Gnaden Ecclesiastes (Prediger) zu Wittenberg“.

Luthers fernere Schriften gegen das römische Kirchenthum und Dogma haben für uns nicht mehr die Bedeutung der früheren, sofern in ihnen nicht mehr wie in diesen seine eigene kirchliche Anschauung zu weiterer Entwicklung getrieben wird und fortschreitet. — In der Heftigkeit, womit er redet, entlädt sich jetzt besonders der Zorn darüber, daß man ihn und die von ihm vertretene Wahrheit so „unverhöret, unerkannter Sache, unüberwunden, mit dem Kopf hindurch, freventlich verdammt habe.“

Ueber den Angriff, welchen er in der vorgenannten Schrift auf die „bischöflichen Larven“ gemacht, bemerkte

Luther am 26. Juli dem Spalatin: er sei darin absichtlich so scharf gewesen, weil er sehe, wie vergeblich er sich gedemüthigt, nachgegeben, gebeten und beschworen habe. Und er fügte bei: er werde jetzt eben so wenig dem König von England schmeicheln.

König Heinrich VIII. nämlich, der später aus andern Gründen so gewaltthätig mit der römischen Kirche brach und Reformen nach eigenem Sinn vornahm, hatte damals durch eine scholastisch gelehrte Schrift gegen Luthers Buch von der babylonischen Gefangenschaft sich beim Papst den Titel „Vertheidiger des Glaubens" erworben. Sie machte so viel Aufsehen, daß Luther es angemessen fand, in einer eigenen Schrift ihr zu entgegnen. Diese, ursprünglich in lateinischer Sprache verfaßt, geht in wohl durchdachter Ausführung auf die Lehrgegensätze ein und begründet weiter, was Luther in jenem Buch vorgetragen. Den allgemeinen Gegensatz der Standpunkte, der dann freilich keine weitere Verständigung zuließ, bezeichnet sie damit, daß er, Luther, für die Freiheit streite und sie begründe, der König dagegen für die Gefangenschaft kämpfe, Gründe dafür aber nicht angebe, sondern nur immer von dem rede, worin sie bestehe und davon, daß man in ihr verbleiben müsse: d. h. derselbe wiederhole in seinem ganzen Buch nur immer wieder die Sätze der kirchlichen Autoritäten, der Conzilien, der Ueberlieferung u. s. w. mit der Voraussetzung, daß man von ihnen nicht weichen dürfe. Um das zu wissen, sagt Luther, habe er nicht erst den König zum Lehrer nöthig gehabt. Der persönliche Ton aber, den Luther hiebei gegen den König annahm, geht auch über das hinaus, was man nach jener Aeußerung gegen Spalatin erwarten mochte; und dies gilt noch mehr von einer deutschen Ausgabe seiner Schrift, welche er folgen ließ, nachdem die königliche verdeutscht worden war. Der König war ihm übrigens in eben so plumpem, wie hochmüthigem Schimpfen vorangegangen. Nebenbei scheute Luther auch eine Bezugnahme auf andere

Fürsten nicht; er sagt: „König Heinz muß das Sprichwort helfen wahr behalten, daß keine größere Narren sind, denn Könige und Fürsten."

Die ihrem Inhalt nach wichtigste aber unter den Arbeiten, auf welche Luther jetzt durch den Gegensatz gegen die römische Kirche, ihre Lehre und ihre ihm feindlichen Schritte geführt worden ist, war eine Schrift über die weltliche Obrigkeit, an welche er im Dezember, sobald er mit der Uebersetzung der fünf Bücher Mose fertig war, die Hand legte. Sie erschien dann unter dem Titel: „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei."

Wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei? Das fragte sich den Geboten und Strafdrohungen gegenüber, mit welchen katholische Fürsten jetzt der geistlichen Gewalt zur Unterdrückung des Evangeliums, der reformatorischen Schriften und namentlich der neuen Bibelübersetzung die Hand boten Es fragte sich, wie weit überhaupt für einen Christen ihr Recht und Gebiet reiche.

Aber nicht minder hatte Luther zugleich für ihr wirkliches Recht, ihren göttlichen Beruf und ihre Würde gegen katholische Auffassungen einzutreten. Es lagen Worte Jesu vor wie die: „Ihr sollt dem Uebel nicht widerstreben, sondern so dir Jemand einen Streich giebt auf den rechten Backen, dem biete den andern auch dar." Wie vertrug sich damit, daß die Obrigkeit mit Gewalt gegen das Unrecht vorging und das Schwert gegen die Frevler führte? Die mittelalterliche Kirche und Schultheologie behauptete mit Bezug hierauf, diese Worte seien nicht allgemeine sittliche Gebote für die Christen, sondern bloße Rathschläge für diejenigen unter ihnen, welche zu einer höheren Vollkommenheit gelangen wollten; und damit wurde die ganze bürgerliche Ordnung mit ihren Obrigkeiten einer niedrigeren Stufe gemeiner Sittlichkeit zugewiesen, während die höhere Sittlichkeit oder wahre Vollkommenheit im geistlichen Amt und Mönchthum repräsentirt sein sollte. Andererseits waren schon

vorher Freunde Luthers, weil Jesus dort seine Worte doch schlechthin an alle seine Jünger, also alle Christen gerichtet habe, darüber unruhig geworden, wie das Recht und die Pflicht der weltlichen Gewalt auch für Christen noch zu begründen sei.

Vor Allem über diesen zweiten Punkt hat Luther jetzt seine Erklärungen gegeben. Jene Aussprüche des Herrn seien allerdings Gebote für alle Christen. Von jedem Christen nämlich fordern sie, niemals um seiner selbst willen zur Gewalt zu greifen und des Schwertes zu gebrauchen; und wenn die Welt nur voll rechter Christen wäre, so bedürfte man auch des obrigkeitlichen Schwertes überhaupt nicht. Aber dazu bedürfe man dieses, daß des gemeinen Besten wegen den Bösen gewehrt, Sünde gestraft und Friede erhalten werde, und darum müsse auch der rechte Christ, um dem Nächsten zu dienen, sich willig unter des Schwertes Regiment geben und selbst, wenn Gott ihm ein Amt zugetheilt, dies Schwert führen. So bestehen mit jenen Geboten der Schrift die anderen Worte derselben zusammen, wie das apostolische: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; wo Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet; sie ist Gottes Dienerin dir zu gut, sie trägt das Schwert nicht umsonst“ (Röm. 13). Luther stellt so den obrigkeitlichen Beruf mit den anderen Berufen des sittlichen Lebens in der Welt zusammen. Sie alle, sagt er, seien von Gott eingesetzt und sollen und können Gott und dem Nächsten dienen, so gut als das sogenannte geistliche Amt. Es waren das grundlegende Ausführungen für eine neue christliche Würdigung des staatlichen, bürgerlichen und weltlichen Lebens überhaupt. So hat nachher die Augsburger Confession jene Lehre verworfen, nach welcher die evangelische Vollkommenheit darin bestehen sollte, daß man vom weltlichen Beruf sich zurückziehe, und ebenso die wiedertäuferischen Lehren, welche keinem Christen ein obrigkeitliches Amt und Führen des Schwertes gestatten wollten.

Aber eben indem Luther so die Aufgabe der weltlichen Obrigkeit bestimmte, grenzte er dann auch ihr Gebiet ab und wehrte ihren Uebergriffen. Das wahrhaft geistliche Regiment, welches Christus eingesetzt, soll die Menschen fromm machen, indem es durch's Wort in Kraft des Geistes auf die Seelen wirkt. Das weltliche Regiment, das äußeren Frieden schaffen und den bösen Werken wehren soll, erstreckt sich nur auf das, „was äußerlich ist auf Erden", über Leib und Gut. „Denn über die Seele kann und will Gott Niemand lassen regieren, denn sich selbst allein." „Zum Glauben kann und soll man Niemand zwingen." „Wahr ist das Sprichwort: Gedanken sind zollfrei." Man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen, wie Petrus sagt; damit ist der weltlichen Gewalt ein Ziel gesteckt. Luther kennt die Einwendung, daß die weltliche Gewalt nicht zum Glauben zwingen, sondern nur äußerlich den Ketzern wehren wolle, damit sie nicht die Leute mit falscher Lehre verführen. Er antwortet aber: „Solch Amt ist den Bischöfen befohlen und nicht den Fürsten; Gottes Wort soll hie streiten; Ketzerei ist ein geistlich Ding, das kann man mit keinem Eisen hauen, mit keinem Feuer verbrennen." Und zu den Eingriffen in das Gebiet und Amt des Wortes rechnet nun Luther auch jenes Gebot, die Bücher auszuliefern. Hier sollen die Unterthanen Gott mehr gehorchen, als solchen tyrannischen Fürsten. Die Gewalt über das, was äußerlich ist, sollen sie auch hier der Obrigkeit lassen; nimmermehr dürfen sie Gewalt dagegen setzen; sie sollen leiden, wenn man ihnen durch die Häuser laufe und Bücher oder Güter wegnehme. Aber sie selbst sollen von der Bibel, die man ihnen nehmen wolle, nicht ein Blättlein noch einen Buchstaben überantworten.

Es sind das die kräftigsten und umfassendsten Aussagen über die Scheidung jener Gebiete, über das Wirken allein durch Wort und Geist, über Gewissensfreiheit u. s. w., die wir aus dem Mund unseres Reformators besitzen. Fraglich

erscheint freilich, wie weit hiezu diejenigen Maßregeln stimmen, die hernach doch auch er zur Sicherung der evangelischen Gemeinden und evangelischen Wahrheit gegen Verführer zulässig fand und empfahl.

Unter solcher Thätigkeit ist für Luther das Jahr seiner Wiederkehr nach Wittenberg verflossen.

Viertes Kapitel.

Luther und sein reformatorisches Wirken im Gegensatz gegen den Katholizismus, bis 1525.

Ohne durch die Reichsacht gestört zu werden, konnte Luther, wie wir sehen, in Wittenberg und von Wittenberg aus weiter wirken. Auch im übrigen Deutschland ließ die Reichsgewalt der Verbreitung seiner Lehre thatsächlich weiten Raum. Auf den folgenden Reichstagen war für die Consequenzen, welche das Wormser Reichstagsedict forderte, keine Majorität mehr zu erlangen. Auch hiezu konnten die Erfahrungen, die man eben jetzt mit dem wieder in die Oeffentlichkeit getretenen Luther machte, nur beitragen.

Der neue Papst Hadrian VI. ließ zwar, während er streng an der scholastisch-mittelalterlichen Lehre und der Autorität der Kirche festhielt, vermöge seiner aufrichtigen Bekenntnisse über die Schäden der Kirche und vermöge seines ernsten und strengen persönlichen Charakters eine neue Zeit mit energischen Reformversuchen für die römische Kirche wenigstens mit Bezug auf die Disciplin bei Klerus und Mönchen und auf gewissenhaftes Einhalten der kirchlichen Ordnungen erwarten, so daß auch Männer wie ein Erasmus sich daran genügen lassen mochten. Und gerade er

wollte nun mit aller Schärfe der lutherischen Ketzerei und ihren Neuerungen ein Ende gemacht haben. Dabei ging er mit Bezug auf Luthers Person auch in den niedrigen Schmähungen und Lästerungen über ihn als Trunkenbold und Wüstling voran, die dann von Römlingen bis auf die Gegenwart immer und immer wieder aufgefrischt worden sind; sie wurden wenigstens von Hadrian selbst ohne Zweifel für wahr gehalten, während Luther durch solche persönliche Angriffe sich nie viel anfechten ließ und in Briefen an Spalatin den Hadrian nur einen Esel nannte. Mit großem Eifer suchte ferner Hadrian, wie so viele römische Kirchenmänner nach ihm, auch das den Fürsten zu Gemüthe zu führen, daß, wer die heiligen Decrete und Häupter der Kirche verachte, auch keinen weltlichen Thron mehr respectiren werde.

Aber der im Winter 1522—23 zu Nürnberg versammelte Reichstag antwortete dem Andringen des Papstes damit, daß er die alten Beschwerden der deutschen Nation erneuerte und seinerseits auf ein freies christliches Conzil drang, das in Deutschland gehalten werden sollte.

Auch ein unglückliches kriegerisches Unternehmen, das damals Sickingen gegen den Erzbischof zu Trier wagte und in welchem er, für die eigene Macht und die Interessen des deutschen Adels kämpfend, zugleich dem Evangelium Bahn brechen zu wollen erklärte, hatte für die Stellung der evangelisch Gesinnten im Reich nicht die schlimmen Folgen, welche die Gegner gehofft hatten. Denn Sickingen erlag zwar der überlegenen Heeresmacht verbündeter Fürsten und starb an seinen Wunden, aber Friedrich der Weise und seine evangelischen Theologen hatten, wie klar genug am Tag lag, mit der Gewaltthat des Ritters nichts zu schaffen. Luther äußerte, als er von Sickingens Unternehmen hörte: es werde eine recht böse Sache werden; und als er den Ausgang vernahm: Gott sei ein gerechter, aber wunderbarer Richter.

Der folgende Reichstag, von welchem nach Hadrians frühem Tod sein Nachfolger Clemens VII., wieder ein moderner Papst von der Sinnesart Leo's X., auf's Neue die Vollziehung des Wormser Edicts begehrte, führte zum Reichsabschied vom 18. April 1524, wonach die Reichsstände jenem „so viel ihnen möglich" nachkommen, die lutherischen und andere neue Lehren aber erst noch „mit höchstem Fleiß examinirt" und sammt jenen Beschwerden zum Gegenstand einer Vorlage für das geforderte Conzil gemacht werden sollten. Luthern zwar sprang nur der innere Widerspruch, der hierin lag, in die Augen und erregte seine Entrüstung: denn schändlich, sagt er in einer Flugschrift, laute es, daß Kaiser und Fürsten „widerwärtige Gebote" ausgehen lassen; man solle jetzt dem Wormser Edict gemäß mit ihm verfahren, also ihn für einen Verdammten halten und verfolgen, und doch erst noch davon handeln, was in seiner Lehre gut oder böse sei. Aber es war eine Wendung, in der man thatsächlich darauf verzichtete, jenes Edict durchzusetzen. Durfte doch in Nürnberg selbst vor den Augen des Reichstags das Abendmahl in der neuen Weise gefeiert werden. Wohl konnte Friedrich der Weise hoffen, daß man über die Wahrheit, die er in Luthers Predigt fand, allmählich sich wenigstens in Deutschland noch friedlich einigen werde.

Der abwesende Kaiser freilich blieb allen solchen Einflüssen verschlossen. Für seine Niederlande standen strenge Strafgesetze in Geltung. In einem Ausschreiben für's deutsche Reich mißbilligt er die Nürnberger Beschlüsse; Luther verglich er, wie Hadrian, mit Muhamed. Ferner trat jetzt eine Minderheit deutscher Reichsfürsten, besonders Ferdinand von Oesterreich und die Herzoge von Baiern in Regensburg zu einem Bündniß zusammen, um dem Wormser Edict Folge zu geben, während zugleich gewissen kirchlichen Reformen in der auch vom Papst zugegebenen Art und

Weise genügt werden sollte. Auch sie begannen die Ketzer zu verfolgen und zu strafen.

So fing jetzt durch Luthers Wirken eine Saat über ganz Deutschland hin zu sprossen an. Die Zahl lutherisch gesinnter Prediger wuchs und sie wurden da und dort hin begehrt. Auch jener Cochläus mußte zugeben, daß sie, so arg immer ihre letzten Absichten gewesen, doch eine merkwürdige Uneigennützigkeit und Fleiß in ihrem Berufe gezeigt, auch den Schein unordentlichen eigenmächtigen Eindringens vermieden, vielmehr erst eine Berufung durch Adelige oder Gemeinden sich verschafft haben. Unter den auf die kirchlichen und religiösen Fragen bezüglichen Schriften, welche während jener Jahre fluthenweise in Deutschland erschienen, zählt man mindestens zehnmal mehr auf der lutherischen, als auf der römischen Seite; auf dieser klagte man, daß man keine tüchtige und ergebene Drucker mehr auftreiben könne.

Unter den Adeligen, die an Luther sich anschlossen, war für diesen besonders einer der Grafen seines Heimathlandes, Albrecht von Mansfeld, erfreulich. Vornehmlich durch Adelige war die Bewegung in Oesterreich vertreten.

Am meisten Boden aber gewann das evangelische Wort jetzt in deutschen Städten, besonders bei der Bürgerschaft freier Reichsstädte: es wurden Prediger für dasselbe, soweit sie nicht schon da waren, herbeigerufen, dann namentlich mit der Abschaffung der Messe vorgegangen. So während der Jahre 1523 und 24 in Magdeburg, Frankfurt a. M., Schwäbisch Hall, Nürnberg, Ulm, Straßburg, Breslau, Bremen. Auch auf sächsischem Gebiet schritten städtische Gemeinden voran, wie Zwickau, Altenburg, Eisenach. Großentheils waren auch persönliche Freunde Luthers dabei betheiligt und pflegten dann weiter die persönliche Verbindung mit ihm. Vertraute Genossen hatte er schon von früher her in Nürnberg. In Magdeburg wurde sein Freund Amsdorf Pfarrer. Heß, der erste evangelische Pfarrer,

Breslaus, hatte vor wenigen Jahren mit ihm und Melanchthon herzliche Freundschaft in Wittenberg geschlossen (vgl. oben S. 191). Link, sein alter Freund und Staupitz' Nachfolger im Ordensvicariat, folgte einem Ruf als Prediger nach Altenburg, von wo er 1525 als solcher nach Nürnberg, seinem früheren Wohnort, zurückberufen wurde. Wo Luther Kunde bekam von evangelisch gesinnten Gemeinschaften, die zu ihrer Stärkung oder zum Trost unter Bedrängnissen einer besonderen Zusprache bedürftig erschienen, wandte er sich mit Sendschreiben an sie, die dann auch durch den Druck sich verbreiteten. So nach Eßlingen, Augsburg, Worms, ferner an die „lieben Freunde Christi" in der Kurmainz'schen Stadt Miltenberg, gegen welche von römisch Gesinnten Gewaltthat geübt worden war und in deren Sache Luther zugleich an den Erzbischof Albrecht sich wendete. Mit besonderer Freude begrüßte er in weiter Ferne die „auserwählten lieben Freunde Gottes" zu Riga, Reval und Dorpat; ihnen schickte er eine Auslegung des 127. Psalm zu.

Einen Erfolg einziger Art fand das Wort, das innerhalb Deutschlands durch Priester und Bischöfe zurückgewiesen und verdammt wurde, jenseits der Ostmarken des deutschen Reiches, bei den deutschen Ordensrittern im Preußenlande. Der Hochmeister des Ordens, Albrecht von Brandenburg, Vetter des Kurfürsten von Brandenburg und des Cardinals und Erzbischofs Albrecht, hatte brieflich und mündlich mit Luther verkehrt, durch ihn und Melanchthon sich berathen lassen, mit dem Evangelium und den evangelisch-kirchlichen Grundsätzen sich vertraut gemacht. Und vor Allem waren es hier auch zwei Bischöfe, welche der neuen Lehre zufielen, die ihnen anvertraute Heerde als wahrhaft evangelische Bischöfe oder Aufseher nach Luthers Sinn weiden, insbesondere auch selbst dem Dienst am Worte in Predigt und Seelsorge treulich sich unterziehen wollten, — Georg von Polenz, Bischof von Samland, seit d. J. 1523, Erhard von Queiß, Bischof von Pomesanien, seit 1524.

Fast alle Mitglieder des Ordens waren mit ihnen einverstanden; sie beschlossen, ein weltliches Fürstenthum in Preußen herzustellen und ihr Gelübde der „falschen Keuschheit und Geistlichkeit“ aufzugeben. Der König von Polen, unter dessen Oberhoheit das Land längst gerathen war, belehnte den bisherigen Hochmeister am 10. April 1525 feierlich als erblichen Herzog von Preußen. So ist Preußen das erste Gebiet gewesen, das in seiner Gesammtheit die Reformation annahm, während auch in Kursachsen noch keine allgemeine Maßregel zu Gunsten derselben erging; es ist das erste protestantische Land geworden. Luther schrieb an den neuen Herzog: „Daß Euer Fürstlich Gnaden Gott der Allmächtige zu solchem Stand gnädiglich und wunderlich geholfen hat, bin ich hoch erfreuet und wünsche fürder, daß derselbige barmherzige Gott solch angefangene Güte an E. F. G. vollführe zu seligem Ende, auch des ganzen Landes Nutz und Frommen.“ Und dem Erzbischof Albrecht hielt er denselben als ein schön Exempel vor, indem er von ihm sagte: „Wie gar fein und gnädig hat Gott solche Aenderung geschickt, die vor zehn Jahren weder zu hoffen, noch zu glauben gewest wäre, wenn gleich zehn Esajas oder Paulus solches hätten verkündiget; aber weil er dem Evangelio Raum und Ehre gab, hat es ihm wieder viel mehr Raum und Ehre geben, mehr denn er hätt dürfen wünschen.“

Auch seine ersten Blutzeugen bekam jetzt das Evangelium. Und mit freudiger Zuversicht blickte und wies Luther auf das, was Gott an diesen gethan, nicht ohne schmerzlich demüthige Aeußerungen darüber, daß derselbe ihn einer solchen Würde noch nicht werth erfunden habe. In jenen kaiserlichen Erblanden, wo schon seit Jahren vorzüglich Mitglieder seines Ordens kraft der Ueberzeugungen, die sie in Wittenberg und von Wittenberg aus gewonnen, thätig waren, wurden am 1. Juli 1523 die jungen Augustinermönche Heinrich Voes und Johann Esch öffentlich als Ketzer verbrannt. Luther richtete darüber ein Sendschreiben an

„die lieben Christen in Holland, Brabant und Flandern", Gott lobpreisend für sein wunderbares Licht, das er wieder habe anbrechen lassen. Noch wirksamer sprach ein Lied, in welchem er die jungen Märtyrer besang; es ging ohne Zweifel zuerst als fliegendes Blatt aus:

„Ein neues Lied wir heben an,
Das walt Gott unser Herre,
Zu singen was Gott hat gethan
Zu seinem Lob und Ehre:
Zu Brüssel in dem Niederland
Wohl durch zween junge Knaben
Hat er sein' Wunder macht bekannt" ꝛc.

Das Lied schließt:

„— Wir sollen danken Gott darin,
Sein Wort ist wiederkommen.
Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein geh'n herfür:
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden."

Weiterhin bewegte ihn am tiefsten der Tod seines Ordensbruders und Freundes Heinrich Moller von Zütphen, der aus den Niederlanden hatte fliehen müssen, dann in Bremen eine gesegnete Wirksamkeit begonnen hatte und nun im Dithmarschen Land, in der Nähe von Meldorf, wohin er einer Einladung Gleichgesinnter gefolgt war, am 11. Dezember 1524 von einem durch Mönche aufgehetzten Volkshaufen auf die roheste Weise hingemordet wurde. Luther berichtete den christlichen Brüdern in einer Flugschrift vom Ende dieses „seligen Bruders" und „Evangelisten". Er stellt da mit ihm die beiden Brüsseler Märtyrer, ferner den in Wien hingerichteten Bekenner Kaspar Tauber, einen in Pest verbrannten Buchhändler Georg und Einen, der neuerdings in Prag verbrannt worden sei, zusammen, indem er sagt: „Diese und Ihresgleichen sind's, die mit ihrem Blut

das Papstthum sammt seinem Gott, dem Teufel, ersäufen werden."

Für das reformatorische Wirken, das jetzt so weiten Boden und so viele Mitarbeiter fand, trug Luther ebenso wenig große Gedanken über die äußere Gestaltung einer neuen Kirche vor, als er je an irgend welche äußere Organisation für den Kampf selbst, an eine äußere Verbindung der Gleichgesinnten, an eine klug angelegte Propaganda u. dgl. gedacht hatte. Wie hier einfach das Wort den Sieg sich erkämpfen sollte, so ging alles sein Streben nur darauf, daß die Gemeinden wieder in den Besitz und Genuß des lautern Gotteswortes gebracht, um dieses versammelt, durch dieses fernerhin erbaut, gespeist und geleitet würden.

Wurde dieses den Christen an einem Ort verweigert, so nahm Luther für sie vermöge ihres allgemeinen Priesterthums das Recht in Anspruch, selbst einen Prediger desselben für sich zu bestellen und die Verführung durch eitle Menschenlehre von sich abzuweisen. Er erklärte sich darüber namentlich in einer Schrift v. J. 1523, welche zunächst für die Böhmen, d. h. für die in Böhmen herrschenden sogenannten Utraquisten bestimmt war; sie, welche wesentlich nur wegen des Laienkelches mit der römischen Kirche entzweit waren und von der sogenannten apostolischen bischöflichen Succession der katholischen Kirche sich doch nicht meinten losreißen zu dürfen, hoffte damals Luther, wiewohl vergeblich, für ein echtes evangelisches Bekenntniß und Kirchenthum gewinnen zu können. Da ging er denn von der Wahl der Pastoren durch die Gemeinden auch dazu weiter, daß ein ganzer Kreis solcher evangelischen Gemeinden wiederum einen Vorsteher über sich einsetzen möge, der über sie Aufsicht führe, bis endlich ein Oberbischofthum evangelischen Charakters für die ganze Landeskirche hergestellt würde. Für Deutschland aber hat er, ganz auf's Bedürfniß der Gegenwart hingerichtet, von einem solchen Aufbau nie geredet: waren doch solche Gemeinden selbst erst noch durch's

Wort zu schaffen, und war doch zugleich die Hoffnung darauf nicht aufzugeben, daß der bisherige deutsche Episkopat selbst, wie es schon in Preußen geschehen war, so noch in viel weiterem Umfang sich evangelisch werde gestalten lassen. Mit Bezug auf die einzelnen Gemeinden ferner ging Luthers und seiner Freunde Meinung immer dahin, daß, wo Magistrate oder einzelne Kirchenpatrone dem Evangelium geneigt seien, jene Berufung in geordnetem Weg eben durch sie zu erfolgen habe. Eine Scheidung der bürgerlichen Gemeinde, die durch ihre Magistrate vertreten wurde, von der kirchlichen oder religiösen war ein jener ganzen Zeit fremder Gedanke.

Darauf, daß das Gotteswort in den Gemeinden lebendig und lauter getrieben werde, daß sie selbst damit vertraut werden, es sich aneignen und auf Grund desselben mit Gebet, Bitte und Danksagung zu Gott sich erheben, blieb das ganze Absehen Luthers bei den Anordnungen gerichtet, die er in Wittenberg vornahm und an andern Orten anzuregen wünschte. In diesem Sinn schritt er allmählich mit den Aenderungen im Gottesdienst weiter voran, die er, wie er sagt, nur zögernd und furchtsam begonnen hatte. „Daß," sagt er, „das Wort sollt im Schwung unter den Christen gehen, zeigt die ganze Schrift an und Christus selbst sagt Luk. 10: Eins ist von nöthen, nämlich daß Maria zu Christi Füßen sitze und höre sein Wort täglich; es ist ein ewig Wort, das andere muß alles zergehen, wie viel es auch der Martha zu schaffen giebt." Als die großen Mißbräuche des bisherigen Gottesdienstes bezeichnet er, daß man von diesem Wort geschwiegen, daneben unchristliche Fabeln und Lügen in die kirchlichen Vorlesungen, Gesänge und Predigten aufgenommen und solchen Gottesdienst wie ein Werk, das Gottes Gnade verdienen sollte, betrieben habe. Jetzt griff er durch mit der Ausscheidung jener Zuthaten. Das Wort selbst dagegen wollte er wo möglich an jedem Morgen und Abend der Gemeinde verkündigen lassen, an den Werktagen

wenigstens den Schülern und Andern, die darnach begierig wären; so geschah es wirklich in Wittenberg. Vor Aenderungen, die durch jene Grundsätze nicht gefordert erschienen, scheute er sich immer und warnte. Nicht minder verwahrte er sich geflissentlich dagegen, daß man aus den neuen Formen, die jetzt in Wittenberg üblich wurden, wiederum ein Gesetz mache für die Evangelischen insgemein. Er gab Nachricht und Rechenschaft über sie in der Form eines Sendschreibens an seinen Freund Hausmann, Pfarrer in Zwickau, indem er die Leser „von Herzen um Christi willen beschwor", wem Besseres in diesen Dingen geoffenbart sei, der solle es auch seinerseits aussprechen; Keiner dürfe wegen verschiedenen Formen den Andern aburtheilen oder verachten; äußere Bräuche seien zwar unentbehrlich, fördern aber einen ebenso wenig vor Gott, als einen Speise oder Trank (1. Kor. 8, 8) vor Gott wohlgefällig mache.

Um die Gemeinden selbst lebendig am Gottesdienst zu betheiligen, begehrte er jetzt nach echt deutschen Kirchengesängen, d. h. Liedern in edel volksthümlicher Sprache, Versform und Sangesweise. Er bat Freunde, ihm Psalmen dazu umzuarbeiten; sich selbst wollte er nicht genug Gabe hiezu zutrauen. Aber er ging doch darin voran. Aus frischem Drang und in echt dichterischem Flusse war seinem Innern jenes Lied von den Brüsseler Märtyrern entströmt. Es war, so weit wir wissen, die erste Dichtung des schon vierzigjährigen Mannes. In gleichem dichterischem Schwung verfaßte er, wohl kurz darauf, ein Lied zum Preis der „höchsten Wohlthat", die Gott in der Hingabe seines lieben Sohnes uns erzeigt habe:

„Nun freut euch, lieben Christen gmein
Und laßt uns fröhlich springen,
Daß wir getrost und all in ein
Mit Lust und Liebe singen,
Was Gott an uns gewendet hat,
Und seine süße Wunderthat:
Gar theur hat er's erworben" ꝛc.

Den vollen Ton eines kräftigen, frischen, oft ungelenken, dann wieder gar zarten Volksliedes hat damals keiner so wie er getroffen. Indem er jedoch eigens für jenen gottesdienstlichen Gebrauch der Gemeinde Lieder herstellen wollte, griff nun auch er hiefür nach dem Psalter, in evangelischem Geist und deutschem Liederton den Inhalt neu gestaltend.

So erschien nun zu Wittenberg im Anfang des Jahrs 1524 ein erstes deutsches Gesangbüchlein, nur erst aus acht Liedern bestehend, zur Hälfte aus Liedern Luthers, nämlich dem Lied: „Nun freut euch" und drei Psalmliedern. Das gleiche Jahr brachte der evangelischen Gemeinde in weiteren Sammlungen noch zwanzig andere Lieder von ihm (einschließlich des von den Brüsseler Märtyrern). Es war das Geburtsjahr des evangelischen Kirchenlieds überhaupt. Schon fand Luther auch die gewünschten Mitarbeiter.

Von ihm selbst sind jenen vierundzwanzig Liedern nur noch zwölf in späteren Jahren gefolgt, darunter sein gewaltigstes, „Ein' feste Burg ist unser Gott", wohl i. J. 1527 (vgl. unten in B. 5, Kap. 2). Er dichtete auch fernerhin die wenigsten ganz frei, die meisten mit Anschluß an das, was schon im Besitz und Brauch der Christenheit überhaupt und der deutschen Christen war, nämlich theils an Psalmen und auch andere biblische Stücke, theils an die Stücke des Katechismus, theils an kurze schon bisher vom Volk gesungene deutsche Verse, theils auch an alte lateinische Hymnen. Ueberall leitete ihn eine strenge Rücksicht auf echt evangelischen und für den Gemeindegottesdienst geeigneten Inhalt. Sehr verschieden ist dagegen die dichterische Form und Haltung, indem er bald mehr der Beziehung der Herzen zu Gott Ausdruck giebt, bald vielmehr Worte des Bekenntnisses und der Lehre für die Gemeinde in sangbare Verse einkleiden will, und bald mehr an das Vorliegende sich bindet, bald auch bei jenem Anschluß frei mit seinem christlichen Inhalt und seiner dichterischen Form sich bewegt: so am erhabensten und kräftigsten in dem vorhin genannten „Ein' feste Burg".

Die neuen Lieder flogen hinaus in Stadt und Land, in Kirchen und Häuser. Oft mehr, als Predigten es vermochten, brachten sie das Wort der evangelischen Wahrheit in die Ohren und Herzen. Sie sind zu Waffen des Kampfes wie zu Mitteln der Erbauung und des Trostes geworden.

In der Vorrede zu einer kleinen Sammlung von Gesängen, die Luther selbst in jenem Jahre drucken ließ, bemerkte er: „Ich bin nicht der Meinung, daß durchs Evangelium sollten alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Obergeistliche (d. h. Uebergeistliche) fürgeben, sondern ich wollt alle Künste, sonderlich die Musika gern sehen im Dienst deß, der sie geben und geschaffen hat.“ Was er hier von der Musik und Dichtkunst sagt, galt ihm ebenso von allen edlen Wissenschaften. Bedroht sah er Kunst und Wissenschaft jetzt besonders durch jene falschgeistlichen Schwärmer. Er war hiegegen vorzüglich auf ihre Pflege in den Schulen bedacht.

Mit großem Eifer wies er jetzt überhaupt auf die allgemeine Pflicht hin, für gute Erziehung und Unterweisung der Jugend zu sorgen, wie er es ja auch längst schon in seiner Schrift an den Adel (oben S. 210) gethan hatte. Sie vor Allem, sagte er, müsse man den Händen des Satans entreißen. Auch Schulen für die Mädchen hatte er dabei wieder im Auge. So sprach er i. J. 1523 davon, daß man aus den Bettelklöstern Schulen „für Knaben und Maidlein“ machen möge; den gleichen Rath ertheilte der oben erwähnte Eberlin, der damals in Wittenberg sich aufhielt, von hier aus dem Ulmer Magistrat.

Ganz besonders aber erinnerte Luther an das Bedürfniß der Kirche und des Staates oder „weltlichen Regiments“, welche wohl erzogene und tüchtig gebildete Diener brauchen. Vornehmlich sind nach ihm die alten Sprachen, lateinisch und griechisch, zu solcher Bildung unerläßlich, und für die Diener der Kirche speziell das Griechische und Hebräische, in welchen Gottes Wort ursprünglich für uns niedergelegt sei.

„Die Sprachen," sagt er, „sind die Scheiden, darin das Messer des Geistes steckt, der Schrein, darin man dies Kleinod trägt, das Gefäß, darin man diesen Trank faßt." Außerdem empfahl er namentlich das Studium der Geschichte und zwar speziell der vaterländischen. Er bedauerte, daß für die Geschichte Deutschlands so wenig geschehen sei, während die Griechen, Lateiner und Hebräer die ihrige so fleißig beschrieben haben: „O wie manche feine Geschichte und Sprüche sollt man itzt haben, die in deutschen Landen geschehen und gangen sind, der wir itzt gar keins wissen; darum man auch von uns Deutschen nichts weiß in andern Landen und müssen aller Welt die deutschen Bestien heißen, die nichts mehr könnten, denn kriegen und fressen und saufen." Solche Mahnungen trug er 1524 vor in einem öffentlichen Sendschreiben „An die Rathsherrn aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen."

Die Begeisterung, welche kurz zuvor die begabtesten und strebsamsten Jünglinge zu jenem Studium und jener Nachbildung der alten Klassiker hingerissen und um die Meister des Humanismus geschaart hatte, war schnell geschwunden. Der Besuch der Universitäten hatte überhaupt sehr nachgelassen. Gegner Luthers gaben das den Einflüssen seiner Lehre schuld, so wenig man auch da, wo man diese fernhielt, eines besseren Zustandes in jener Hinsicht sich rühmen konnte. Uns darf es nicht befremden, wenn jene humanistischen Bestrebungen mit ihrer Beziehung auf formale Bildung und ästhetischen Genuß und mit ihrer geistigen Aristokratie neben dem Kampf um die höchsten Fragen und Interessen des Lebens zurücktreten mußten, der damals das deutsche Volk und die Kirche aufregte. Zur Abnahme der akademischen Studien überhaupt trug ferner ohne Zweifel der lebhafte und zum Theil schwindelhafte Aufschwung bei, den in jenen Zeiten des gesteigerten Verkehrs und der großen Länderentdeckungen der Handel genommen hatte, und das Streben nach materiellem Gewinn und Genuß,

das auf andern Wegen leichter und schneller, als durch gelehrte Arbeit und Bildung Befriedigung zu finden schien: es waren dieselben Zustände, aus denen auch die Klagen über die großen Kaufmannschaften, den Wucher, die Preissteigerungen, den Luxus und die Verschwendung hervorgingen, worin Freunde und Gegner der Reformation zusammenstimmten.

Da blieben gerade die Reformatoren des Dankes, den sie jenen humanistischen Studien schuldeten, und des bleibenden hohen Werthes derselben für Kirche und Staat sich bewußt. In den neuen Kirchenordnungen der Städte und Gebiete, welche die evangelische Lehre annahm, bildete denn wirklich das Schulwesen einen Hauptbestandtheil. Am thätigsten war in den folgenden Jahren Nürnberg, um ein tüchtiges Gymnasium herzustellen. Nach seinem Geburtsort Eisleben, wo Graf Albrecht von Mansfeld eine Schule gründete, reiste Luther selbst im April 1525 mit Melanchthon, um dabei behilflich zu sein; sein Freund Agricola wurde ihr erster Rector.

So hat das Bauen und Pflanzen Luther jetzt schon mehr als das Kämpfen mit seinen alten Gegnern beschäftigt. Wohl mochte er sich, wie er in jenem Liede singt, der Frühlingsblumen freuen und auf einen reichen Sommer hoffen.

Aber andererseits schlossen jetzt nicht blos die Anhänger des Alten ihrerseits fester sich zusammen und wollten der allgemein verbreiteten Klage über die kirchliche Verderbniß wenigstens in etwas genug thun: so jene Reichsstände in Regensburg 1524. Sondern auch Männer, die in unverkennbar tiefem und ernstem religiösem Streben ursprünglich zur Gemeinschaft der Arbeit und des Kampfes berufen erschienen, sonderten sich dann doch von Luther und seinen Genossen, indem sie die alt hergebrachten Bande des Kirchenthums nicht zu zerreißen wagten. Noch mehr war dies der Fall bei humanistisch gebildeten Männern, welche mehr nur

das Interesse für ihre vom alten Mönchsgeist bedrohten Wissenschaften und Künste und der Anstoß an den gröbsten Aergernissen des Klerus und Mönchthums als eine Uebereinstimmung der religiösen Grundbestrebungen und Ideen zur Theilnahme für Luther bestimmt hatte. Und denen, die bei der großen Entscheidung schwankten und vor ihr und ihren Kämpfen zurückscheuten, gaben nun auch Beobachtungen, die sie im Kreise von Luthers Anhängern machten, Anlaß genug zu gesteigerten Bedenken. Es war nicht zu läugnen, daß, so scharf Luther gegen jenes Treiben der Wittenberger Neuerer eingeschritten war, doch die neue Predigt unter den erregten Volksmassen an vielen Orten Unruhe, Unordnung und Gewaltthat gegen hartnäckige Mönche und Priester hervorrief: man wollte darin einen Beweis sehen für die Folgen, welche das Zerreißen jener Bande überall mit sich bringen müsse. Daß die Mönche und Nonnen, welche vermöge der neu verkündigten Freiheit ihre Klöster verließen, großentheils, wie man ihnen katholischerseits nachsagte, der Freiheit des Fleisches nachgingen, sprach Luther selbst nicht minder scharf aus, erinnerte jedoch, daß eben so niedrige Interessen sie zuvor in die Klöster geführt hatten und daß eben auch die Klöster in ihrer Weise dem Bauchdienst fröhnten. Ebenso zürnte Luther darüber, daß die große Menge, die sich jetzt Geld und Gut nicht mehr durch die Forderungen und Vorspiegelungen der päpstlichen Kirche rauben lasse, es nun auch den Zwecken der christlichen Liebe und Wohlthätigkeit vorenthalte, denen man um so mehr damit dienen müßte. Schon jetzt gaben die Gegner der neuen Lehre überhaupt Schuld, daß der angeblich seligmachende Glaube so wenig gute Früchte trage. Endlich hat auf viele redlich Gesinnte und vollends auf Viele, die für ihr Dahintenbleiben im Kampf eine Entschuldigung suchten, auch Luthers persönliches Auftreten in der Leidenschaft des Streites abstoßend gewirkt. So begann unter denen, welchen ein allgemeines Streben nach Besserung der

kirchlichen Zustände und Abwehr römischer Tyrannei gemeinsam gewesen war, schon damals eine Krisis durchzugreifen.

Am innigsten war unter denen, welche von Luthers reformatorischem Wirken sich zurückzogen, sein geistlicher Vater Staupitz ihm verbunden gewesen. Und innerlich blieb er es auch jetzt noch als Abt in Salzburg. Ihm schien nichts von allem dem Aeußern, auf das die Reformation sich richtete, so wichtig, daß deshalb der religiöse Friede und die kirchliche Einheit gefährdet werden dürfte. Luther sprach ihm seinen Schmerz über die Entfremdung aus, indem er damit den Ausdruck unveränderter Liebe und Dankbarkeit verband. Staupitz selbst fühlte sich unglücklich in dieser Haltung und Lage. Aber auch als Abt und in der Nähe des ganz anders gesinnten Salzburger Erzbischofs trug er doch die Lehre vom Glauben vor, der bei Gott allein das Heil suche und erlange und die Wurzel aller Tugend sei. Und in seinem letzten Lebensjahr schrieb er noch einmal an Luther, indem er ihm einen jungen Theologen empfahl, der in Wittenberg sich weiter ausbilden sollte: da versicherte er ihn einer unwandelbaren Liebe, die mehr sei, denn Frauenliebe (2. Sam. 1, 26), und bekannte dankbar, durch ihn, seinen besten Martinus, von den Schweineträbern weg zur Weide des Lebens geleitet worden zu sein. Luther nahm den Empfohlenen freundlich auf und half ihm dazu, möglichst bald nach Wunsch zum Magister der Philosophie promovirt zu werden. Dies ist das Letzte, was wir von dem Verkehr der beiden Freunde wissen. Am 28. Dezember 1524 verschied Staupitz in Folge eines Schlagflusses.

Dagegen wurde aus jener früheren Beziehung zwischen unserem Reformator und dem großen Humanisten Erasmus jetzt eine unversöhnliche Gegnerschaft.

Längst konnte dieser seine Unzufriedenheit und Verbitterung über die durch Luther erregten, die Kirchen verwirrenden, das stille Studium störenden Stürme in privaten

und öffentlichen Aeußerungen nicht mehr zurückhalten. Hohe Gönner, vor Allem König Heinrich von England, trieben ihn an, in einer Schrift die Sache der Kirche gegen Luther zu führen, und er vermochte sich dem, so schwer ihm das Hervortreten zu solchem Kampfe fiel, um so weniger zu entziehen, je mehr ihm andere Männer der Kirche noch jetzt vorwarfen, durch seine früheren Schriften Miturheber der verderblichen Bewegungen zu sein. Er wählte sich einen Gegenstand, bei dem er im Angriff gegen Luther wenigstens seine wirkliche persönliche Ueberzeugung vortragen und zugleich auf Uebereinstimmung nicht blos mit römischen Eiferern, sondern auch mit einer Menge seiner humanistischen Genossen und auch mit manchen Männern einer tieferen sittlich-religiösen Gesinnung rechnen konnte. Während nämlich Luther bei ihm von Anfang an hauptsächlich das ausgesetzt hatte, daß er zu wenig von Gottes Gnade wisse, die allein den Sündern das Heil und die Möglichkeit und Kraft des Guten schenke, schrieb er jetzt gegen Luther über „den freien Willen", vermöge dessen der Mensch doch selbst dem Guten und der Seligkeit sich zuwenden könne und solle.

Als Luther im September 1524 von dieser Schrift Kenntniß bekam, fand er sie auffallend schwach. Wirklich bewegte sie sich, was ihre eigene Auffassung der Willensvorgänge betrifft, nur in sehr unbestimmten Sätzen hin und her: offenbar nicht blos in Folge großer Vorsicht und Behutsamkeit, sondern weil es auf diesem Gebiet dem scharfsinnigen Alterthumsforscher an Schärfe und Tiefe der Beobachtung und des Denkens fehlte. Dabei bekannte Erasmus sich zum Gehorsam gegen alle kirchlichen Entscheidungen bereit, ohne doch je die wirkliche Unfehlbarkeit eines kirchlichen Tribunals auszusprechen. Durch seine ganze Ausführung aber zogen sich persönliche Sticheleien auf seinen Gegner.

Luther wollte, wie er sagte, auf ein solches Buch nur

wegen des Ansehens, in welchem der Verfasser stehe, antworten und kam aus Widerwillen gegen das Buch lange nicht dazu; wir werden übrigens sogleich sehen, welche andere dringende Angelegenheiten und Aufgaben ihn in der nächsten Zeit beschäftigten. Erst nach Ablauf eines Jahres erschien seine Gegenschrift: „Vom geknechteten Willen“. Da trieb er wie geflissentlich die Sätze, an denen Erasmus Anstoß nahm, vollends auf die Spitze. Unter der Herrschaft einer höheren Macht stehe der sogenannte freie Wille jederzeit: bei den unerlösten Sündern in der Gewalt des Teufels, bei den Erlösten in der rettenden, heiligenden, bewahrenden Hand Gottes. Eben durch seinen allmächtigen Gnadenwillen sei diesen die Seligkeit gesichert. Daß dann in den andern Sündern nicht auch Hinkehr zu Gott und heilbringender Glaube an sein Wort erweckt werde, könne man nur auf einen heimlichen Willen desselben Gottes zurückführen und der Mensch dürfe darüber mit Gott nicht rechten. Luther ist hierin weiter gegangen, als hernach die seinen Namen tragende evangelische Kirche. Und auch er selbst hat späterhin des Redens von solchen göttlichen Geheimnissen und der darauf bezüglichen Fragen sich enthalten und davor gewarnt. Den Erasmus jedoch hat er stets nur noch wie einen Mann angesehen, der in oberflächlichem Weltsinn für die höchste Heilswahrheit blind sei.

Für den Kampf mit dem katholischen Kirchenthum und Dogma hatte der Streit zwischen Luther und Erasmus keine neue Wendung oder weitere Entwicklung zu bedeuten. Aber wie ihr alter Meister, so sagten sich jetzt auch Andere unter den Humanisten, den Hauptvertretern der damaligen allgemeinen Bildung, von jeder Gemeinschaft mit Luther los und bekannten sich ihm gegenüber wieder fest zu der des überlieferten Kirchenthums. Nächst Erasmus war der Bedeutendste darunter der früher (oben S. 186) erwähnte Pirkheimer in Nürnberg.

Fünftes Kapitel.

Der Reformator den Schwärmern und Bauern gegenüber,

bis 1525.

Bei den alten und neuen Kämpfen, mit welchen Luther zu thun hatte, ging es ihm auch fernerhin, wie er bei seiner Rückkehr nach Wittenberg an Hartmut von Kronberg geschrieben hatte: „Alle meine Feinde, wie nahe sie mir kommen sind, haben mich doch nicht troffen, wie ich jetzt troffen bin von den Unsern.“

Carlstadt hielt sich zwar Anfangs noch still und fuhr bis Ostern 1523 ruhig mit seinen akademischen Vorlesungen fort. Aber in seinem Innern hing er einer Mystik nach, welche der jener Zwickauer Schwärmer glich und wie diese aus mittelalterlichen Schriften geschöpft war, trug sich ferner mit neuen praktischen reformatorischen Gedanken, die damit zusammenhingen.

Jetzt fing er an, jene Ideen von einer wahren Einigung der Seele mit Gott in Schriften zu entfalten. Auch er führte aus, wie die Seelen aller Kreaturen ledig werden und in vollkommener Gelassenheit, „Müßigstehen, Langweiligkeit“ u. s. w. zur Vergottung sich bereiten müsse. Den gelehrten Beruf und die akademische und geistliche Würde legte er als einen Dienst der Eitelkeit von sich ab. Er kaufte sich ein kleines Landgut bei Wittenberg; dahin ging er, um selbst wie ein Laie und Bauer zu leben. Er zog einen Bauernrock an und verkehrte mit den andern Bauern als „Nachbar Andres“. Luther sah ihn dort, wie er mit bloßen Füßen im Mist stand und den Mist auf einen Wagen lud.

Für ein neues kirchliches Wirken fand er eine Stätte in Orlamünde an der Saale, oberhalb Jena's. Die dortige Pfarrei war wie andere Pfarreien mit dem Stift in Wittenberg so verbunden, daß ihre Einkünfte diesem zuflossen, und zwar speziell mit dem Archidiakonat der Stiftskirche, welches mit Carlstadts Professur vereinigt war. Die Pfarrstelle dort war mit ihren meisten Einkünften an diesen übergegangen, das Pfarramt jedoch sollte nur durch fest angestellte, vom Kurfürsten ernannte Geistliche, welche Vicare hießen, verwaltet werden. Jetzt benützte Carlstadt eine Erledigung des Amtes, ging eigenmächtig und ohne auf die Wittenberger Anstellung und ihren Gehalt verzichten zu wollen, als Pfarrer nach Orlamünde, zog durch Predigten und persönliches Einwirken die Gemeinde an sich und riß sie ähnlich mit sich fort, wie es ihm einst in Wittenberg gelungen war. Wieder wurden die Bilder abgethan und zerschlagen, Cruzifixe und andere Darstellungen Christi nicht minder als die Bilder der Heiligen. Offen sprach Carlstadt jetzt auch aus, daß man da keine Obrigkeit ansehen, auch nicht erst nach andern Gemeinden sich umsehen, sondern frei von sich aus Gottes Gebote erfüllen und, was wider Gott sei, umhauen und niederwerfen müsse. Auch in seiner Auffassung und Anwendung der göttlichen Gebote schritt er fort. Mußte nicht der Buchstabe des Alten Testaments für andere Dinge eben so gut Gesetz sein, als für die Bilder? Demgemäß forderte er jetzt für den Sonntag eine Feier durch Ruhe wie im Alten Testament: ihm stimmte das auch zu jener Bedeutung des „Müßigstehens“ für's Einswerden mit Gott. Dann verfiel er gar schon auf eine Erneuerung der unter dem alttestamentlichen Gottesvolk zugelassenen Polygamie: er rieth wirklich einem Orlamünder dazu, ein zweites Weib neben dem ersten zu nehmen. Zugleich begann Carlstadt die wirkliche Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl, woran Luther bei seinem Kampf gegen die katholische Wandelungslehre stets festhielt, zu bestreiten.

Die Deutung der Einsetzungsworte Jesu, von der er hiebei ausging, war, wie man auch von der Sache selbst urtheilen mag, eine wunderlich verkehrte: nach ihm nämlich sollte Jesus dort mit den Worten „dies ist mein Leib“, mit denen er das Brod austheilte, gar nicht das Brod gemeint, sondern nur auf seinen vor ihnen stehenden Leib hingewiesen haben.

Die Einwohner des benachbarten Städtchens Kahla wurden vom gleichen Geist ergriffen. Jene mystischen Ideen und Redensarten gestalteten sich vollends abenteuerlich im Kopf und Mund des gemeinen Mannes; Uebergeistiges und gemein Sinnliches verband sich in wüster Weise. Carlstadt pflegte auch eine geheime Correspondenz mit Münzer.

Weiter noch verbreiteten sich die Fragen über die Geltung des Alten Testamentes. Es schien sich um dieselbe Autorität der heiligen Schrift zu handeln, für welche man gegen die Papisten kämpfte: sollte nicht ebenso die Geltung der auf's bürgerliche Leben bezüglichen alttestamentlichen Gottesworte auch den bisher überlieferten bürgerlichen Ordnungen gegenüber durchgesetzt werden? Von hier aus wurde jetzt z. B. alles Zinszahlen wie Zinsnehmen für verboten erklärt, wie es dort innerhalb des Gottesvolkes verboten gewesen sei. Es wurde von einer Wiederherstellung des mosaischen Jubeljahres geredet, wo je nach fünfzig Jahren die veräußerten Grundstücke an die ursprünglichen Eigenthümer zurückfallen sollten. Mit Spannung nahm das Volk dergleichen neue, viel verheißende Ideen sozialer Reform auf. Namentlich der evangelisch eifrige Prediger Strauß zu Eisenach war in dieser Richtung mit Wort und Schrift thätig. Auch ein Hofprediger Herzog Johanns, Wolfgang Stein in Weimar, ging darauf ein.

Inzwischen kam Münzer wieder nach Mitteldeutschland. Er wußte sich um Ostern 1523 eine Pfarrstelle in Allstedt, einem Städtchen in einem Seitenthal der Unstrut (heutzutage Weimarische Enclave) zu verschaffen. Mit voller Macht

gährte in ihm, wie in keinem Anderen, jener Geist der Zwickauer Propheten und bereitete sich zu gewaltigem Ausbruch vor. Einsam in der Stube eines Kirchthurms hielt er geheime Zwiegespräche mit seinem Gott und pochte auf die Antworten und Offenbarungen, die der ihm geben müsse. Er hielt auch Andere sich zur Seite, welche Träume und Gesichte hatten, die er dann deutete. Er trug Miene und Haltung eines Mannes zur Schau, dessen Seele wirklich ganz gelassen, vom Endlichen leer, für Gottes Geist und inneres Wort offen und entblößt sei. Luthern warf er noch heftiger als die Verfechter der katholischen Ascese vor, daß er ein behagliches fleischliches Leben führe. Sein ganzes Streben aber richtete sich darauf, ein Reich der Heiligen endlich auch äußerlich mit äußerer Gewalt und in äußerer Herrlichkeit herzustellen. Seine Predigt lief immer darauf hinaus, daß man die Gottlosen und vornehmlich die Tyrannen verstören und tödten müsse. Er wollte aus dem Alten Testament namentlich jene Worte der mosaischen Offenbarung angewandt haben, daß das Volk Gottes die heidnischen Völker des gelobten Landes alle ausrotten, ihre Altäre zerreißen, ihre Götzen mit Feuer verbrennen müsse. Zur Ordnung des Gottesreiches sollte namentlich die Gemeinschaft der Güter gehören, die dann einem Jeden nach seiner Nothdurft ausgetheilt werden sollten: welcher Fürst oder Herr das nicht thun wolle, dem solle man den Kopf abschlagen oder ihn hängen. Einstweilen suchte Münzer nach allen Seiten hin durch geheime Sendboten die Heiligen zu einem geheimen Bund zu gewinnen. Sein Hauptgenosse war der frühere Mönch Pfeifer in dem nicht weit von Allstedt entfernten Mühlhausen. Die Orlamünder indessen, die er auch für sein gewaltthätiges Vorhaben zu gewinnen suchte, wollten hier doch keine Gemeinschaft mit ihm haben.

Kurfürst Friedrich entschloß sich auch jetzt schwer, in die kirchlichen Angelegenheiten und Gegensätze mit seiner landesherrlichen Gewalt einzugreifen, und Luther selbst

wollte dies nicht, so lang der Kampf ein Kampf der Geister um die Wahrheit war. Herzog Johann wurde im eignen Innern durch jene Ideen seines Hofpredigers stark bewegt. Zwischen Luther und seinem unklaren aber doch immerhin theologisch bedeutenden Collegen Carlstadt hofften die Fürsten noch Frieden herstellen zu können.

Carlstadt ließ sich wirklich an Ostern 1524 herbei, wieder in Wittenberg ruhig seinen Pflichten bei der Universität nachzukommen, kehrte aber bald zu seinen Orlamündern zurück, um sich dort als kirchliches Haupt und Reformator zu behaupten.

In der Frage über die mosaischen und bürgerlichen Rechte wurde Luther jetzt durch Johanns Sohn Johann Friedrich um ein Gutachten angegangen. Es läßt sich leicht begreifen, wenn sie auch aufrichtigen und ruhig denkenden Anhängern der evangelischen Predigt zu schweren Ueberlegungen und innerem Schwanken Anlaß gab. Neu und, wie es schien, in nothwendigem Zusammenhang mit dieser erhob sie sich; je nachdem man sie beantwortete, folgte daraus eine Umwälzung aller staatlichen und sozialen Ordnungen, die kraft göttlichen Gebotes erstrebt werden müsse.

Sehr klar aber dachte und äußerte sich Luther darüber. Eben mit dem Grundgedanken der evangelischen Lehre war für ihn auch schon die Antwort gegeben. Sie lag in derjenigen Unterscheidung zwischen dem bürgerlichen, weltlichen und dem inneren, sittlich-religiösen Gebiete, oder zwischen dem geistlichen und weltlichen Regimente, die er mit aller Klarheit namentlich schon in seiner Schrift von der weltlichen Obrigkeit 1523 (oben S. 307) zu Grund gelegt hat. Au'fs Leben der Seele in Gott, auf ihre Versöhnung und Erlösung, auf ihr Verhalten zu Gott und dem Nächsten in Glauben und Liebe bezieht sich die neutestamentliche Heilsoffenbarung oder die biblische Offenbarung überhaupt in ihrer Vollendung. Die rechtlichen Formen des äußeren Zusammenlebens zu gestalten, hat Gott, ohne daß es hiezu besonderer Offenbarungen

bedurfte, dem praktischen Verstand und Bedürfniß der Menschen und der unter seiner Vorsehung stehenden geschichtlichen Entwicklung der Völker und Staaten überlassen. Die weltliche Obrigkeit hat die einmal bestehenden Rechte zu handhaben und nach ihrem Ermessen auf dem rechtlich geordneten Weg weiter zu bilden. Daß Gott für das Volk Israel auch äußerliche bürgerliche Ordnungen durch Moses Mund aufrichtete, hing dort mit seinen besonderen erziehenden Absichten zusammen. Die Christen sind daran nicht mehr gebunden, eben so wenig, als jenes innere Leben und Rechtverhalten derselben durch äußere Ordnungen und Formen überhaupt bedingt ist. Zum ewig gültigen Inhalt des mosaischen Gesetzes gehören nur die sittlichen Gebote, zu deren Erfüllung jetzt der Geist Gottes seine Erlösten treibt und welche, wie Paulus sagt, schon ursprünglich dem Menschen in's Herz geschrieben sind. Wohl mag jenes Gesetz Moses für's bürgerliche Leben manches enthalten, was auch anderen Völkern für ihr eigenes bürgerliches Leben frommen würde. Aber Sache der Obrigkeit wäre es dann, solches zu prüfen und von dort zu entlehnen, ebenso wie man von den Römern weltliche Rechte aufgenommen hat.

Dies die Anschauung, die Luther weiterhin in Schriften und Predigten klar und consequent darlegte. Er hat mit ihr das Staatswesen ebenso gegen ein unbefugtes Einmengen religiöser Gesichtspunkte und biblischer Autoritäten, wie zuvor gegen die Eingriffe einer kirchlichen Hierarchie verwahrt und zugleich das christlich-religiöse Leben gegen die gefährlichen Trübungen, die ihm selbst von dort her drohten. So gab er auch jetzt dem Prinzen sogleich (am 18. Juni 1524) Bescheid: die weltlichen Rechte seien ein äußerliches Ding, wie Essen und Trinken, Kleider und Haus; jetzt habe man die kaiserlichen Rechte zu halten, und Glaube und Liebe könne ja unter diesen recht wohl bestehen; wenn die „Mosestreiber", d. h. jene Eiferer für's mosaische Gesetz, einmal Kaiser werden und die Welt zu eigen kriegen,

so mögen sie ja Moses Recht erwählen; immer aber müssen die Christen die Rechte halten, die ihre Obrigkeit halte.

Bei Münzer sah Luther einem nahen Ausbruch des bösen Geistes entgegen. Er erwähnte auch seiner in jenem Schreiben vom 18. Juni, nannte ihn den „Satan zu Allstedt" und meinte, er sei nur noch nicht flügge. Bald hörte er mehr von ihm, nämlich, daß „derselbe Geist gedenke sich mit der Faust drein zu geben". Hierüber schrieb er im folgenden Monat an Kurfürst Friedrich und Herzog Johann, veröffentlichte auch sein Schreiben. Dem Worte Münzers, der gegen ihn predigte und schmähte, wollte er auch jetzt nicht gewehrt haben. Er hat hier vielmehr den Ausspruch gethan: „Man lasse sie nur frisch predigen, was sie könnten; — man lasse die Geister auf einander platzen und treffen; werden Etliche indes verführet, wohlan, so geht's nach rechtem Kriegslauf; wo ein Streit und Schlacht ist, da müssen Etliche fallen und wund werden." Er wiederholt auch hier, daß der Antichrist ohne Hand zerstört werden solle und Christus mit dem Geist seines Mundes streite. Aber wenn jene selbst mit der Faust schlagen würden, dann will Luther, daß der Fürst spreche: „die Faust haltet stille, denn das ist unser Amt, oder hebt euch zum Lande hinaus."

Im August kam Luther, einem Wunsche der Fürsten entsprechend, selbst nach Weimar. Mit dem Hofprediger verständigte er sich freundschaftlich. Münzer hatte eben jetzt Allstedt verlassen, nachdem über sein gefährliches Treiben ein Bericht des dortigen Beamten in Weimar eingelaufen und er zu einem Verhör hierher vorgeladen worden war. Am 14. des Monats schrieb Luther aus dieser Stadt an den Magistrat von Mühlhausen, wohin, wie er hörte, sich Jener jetzt begab und wo er schon Anhang besaß. Er warnte die Mühlhäuser: sie möchten wenigstens noch warten, ehe sie ihn aufnähmen, bis sie „baß erfahren, was es für Kinder seien"; es werde nicht lang im Finstern bleiben; das sei, wie Münzer schon in Zwickau und Allstedt gezeigt

habe, ein Baum, der keine andere Frucht als Mord und Aufruhr trage.

Aus Weimar reiste Luther nach dem Gebiet von Orlamünde weiter. Am 21. kam er nach Jena, wo ein Prediger Reinhard mit Carlstadt zusammenhielt. Dagegen predigte Luther hier wider den „Allstedter Geist", der die Bilder zerstöre, das Sacrament verachte und weiter zu Aufruhr führe. Carlstadt, der selbst anwesend war und die Predigt mit angehört hatte, erschien nachher bei ihm in der Herberge, um gegen solche Vorwürfe sich zu verwahren. Luther beharrte darauf, daß Carlstadt dennoch „bei den neuen Propheten stehe". Endlich forderte er denselben auf, statt heimlichen Umtrieben öffentlich gegen ihn zu schreiben, und das hitzige Gespräch schloß damit, daß Carlstadt dies zusagte und Luther ihm einen Gulden gab zum Pfand für ihr Uebereinkommen.

Von da fuhr Luther über Kahla, wo er gleichfalls predigte, nach Orlamünde. Die Leute hatten hier eine persönliche Besprechung mit ihm gewünscht, hiebei aber in einem Schreiben so mit ihm geredet: „Du verachtest alle die, so aus göttlichem Befehl stumme Götzen umbringen, wider welche du eine kraftlose Bewährung aus deinem eigenen Gehirn und nicht gegründeter Schrift aufmutzest; daß du uns aber als Glieder Christi — — so öffentlich lästerst, das zeigt an, daß du dieses wahrhaftigen Christi selbst kein Glied bist u. s. w." So hatte jetzt auch seine Ansprache an sie keinen Erfolg und er verzichtete auf einen weiteren Versuch; denn sie brannten, wie er sagt, gleich einem Feuer, als wollten sie ihn fressen. Bei seiner Abfahrt riefen sie ihm wilde Flüche nach.

Carlstadt wurde ein paar Wochen nachher seiner Professur entsetzt und mußte das Land verlassen. Für die Orlamünder legte Luther selbst Fürsprache ein als für „gute Leutlein", die ein Stärkerer verführt habe. Eine Entgegnung aber gegen Carlstadts ganze Lehre und sein Treiben

gab er öffentlich in einer Schrift, welche in zwei Abtheilungen am Schlusse des Jahres 1524 und zu Beginn des nächsten Jahres herauskam. Sie trug den Titel: „Wider die himmlischen Propheten von den Bildern und Sacrament 2c.", mit dem Motto: „Ihre Thorheit wird Jedermann offenbar werden, 2. Timoth. 3". Denn in Carlstadt wollte er eben denselben Geist aufdecken und bekämpfen, der in den Zwickauer Propheten und einem Münzer lebe und noch schlimmere Früchte hervorbringen werde. Wenn Carlstadt nach Moses Gebot die Bilder stürmen lehre und dazu statt der ordentlichen Obrigkeit den unordentlichen Pöbel aufrufe, so werde der Pöbel Gewalt und Recht haben, alle Gebote Gottes also zu vollziehen. Und daraus folge weiter die Consequenz, die Münzer bald auch öffentlich zog: „Es wird," sagt Luther, „weiter einreißen, daß sie müssen alle Gottlosen todt schlagen; denn also gebot Moses 5. Mos. 7, da er die Bilder heißet zerbrechen, daß sie auch sollten die Leute erwürgen ohne alle Barmherzigkeit, die solche Bilder hatten im Lande Kanaan."

Ueber Erwarten schnell brach auch schon der große Sturm los, den der „Allstedter Geist" ankündigte und vorbereitete.

Münzer war wirklich in Mühlhausen erschienen. Der Rath der Stadt konnte es damals noch durchsetzen, daß er und sein Freund Pfeifer wieder ausgewiesen wurden. Er zog dann mehrere Wochen lang im Südwesten Deutschlands herum, an einem Aufruhr schürend. Schon am 13. September aber kam er mit Pfeifer nach Mühlhausen zurück, predigte in seiner Weise, trug den Leuten auch auf der Straße seine Lehren und Offenbarungen vor und zog die Menge an sich, während angesehene Bürger und Mitglieder des Magistrats des drohenden Unheils wegen die Stadt verließen. Gegen Ende Februar wurde ihm eine ordentliche Pfarrstelle übertragen, bald darauf der ganze alte Magistrat verdrängt und ein ihm günstiger dafür

eingesetzt. Das Volk stürmte gegen die Bilder und gegen die Klöster los. Aus der Umgegend strömten Bauern herein, nach der allgemeinen Gleichheit, die ihnen hier gepredigt wurde, begierig. Luther meldete einem Freund: Münzer ist in Mühlhausen König und Kaiser.

In Süddeutschland waren inzwischen seit dem Sommer dieses Jahres schon an verschiedenen Orten Bauernaufstände ausgebrochen. Es war das an sich nichts Neues. Schon seit den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts hatte sich da und dort wiederholt der arme Mann erhoben und den „Bundschuh“ aufgesteckt, wie das von der bäuerlichen Fußbekleidung hergenommene Zeichen der Aufständischen hieß. Sie beschwerten sich über die unerträglichen, stets wachsenden Lasten, die ihnen von geistlichen und weltlichen Herren auferlegt, über die Steuern aller Art, die ihnen abgepreßt und neu für sie ersonnen, über die Frohndienste, zu denen sie genöthigt würden. In der That hatten die Herren ihre alten Gerechtsame über sie gegen das Ende des Mittelalters großentheils noch weiter auszudehnen gewußt, wozu ihnen besonders auch ein kluger Gebrauch des römischen Rechtes und die Unbekanntschaft der Unterthanen mit diesem die Hilfsmittel darbot. Andererseits vernehmen wir in derselben Zeit Klagen über den Uebermuth, den wohlhabende Bauern jetzt zeigen, über die Ueppigkeit, in der es die Bauern den Herren gleich thun möchten, über Anmaßung und Trotz im bäuerlichen Stand überhaupt. Der Druck, unter welchem ein einzelner Stand der bügerlichen Gesellschaft seufzt, pflegt ja auch sonst erst dann recht gewaltige Erhebungen und Ausbrüche hervor zu bringen, wenn in demselben zugleich ein erhöhtes Selbstgefühl erwacht ist und die Kräfte zugenommen haben. Die Bauern fanden ferner in den Städten Genossen ihrer Unzufriedenheit unter dem niederen Bürgerstand, der gegen die vornehmen Geschlechter emporstrebte und in welchem jetzt überall bittere Klagen geführt wurden über die schwierige, gedrückte Lage der kleinen Leute

den großen Kaufmannschaften und Handelsunternehmungen und, wie wir heute sagen würden, der Macht des großen Kapitols gegenüber. Als dann die Bauern gegen die Herren sich erhoben, zeigten sich auch im Herren- oder Adelsstand da und dort Elemente, die bei der schlechten Lage ihrer eigenen Verhältnisse einer allgemeinen Umwälzung, auch wenn sie von Bauern ausging, nicht eben abgeneigt waren. Und im deutschen Reich überhaupt war ja damals ein Drängen nach einer Neugestaltung der Verhältnisse der verschiedenen Stände im Großen zu einander und zur Reichsgewalt. Allgemeine Gedanken von einer neuen gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung sind damals so, wie nie zuvor, bis zur großen Menge des Volkes hinab gedrungen.

Solche Vorbedingungen und Antriebe zu einer mächtigen Volksbewegung waren schon, abgesehen von den Einflüssen des kirchlich reformatorischen Wortes, überall vorhanden. Und dieses Wort wollte nun zwar Luther, wie wir längst wissen, nur eben auf jenes Gebiet bezogen haben, welches er als das geistliche vom weltlichen oder politischen und bürgerlichen streng sonderte. Aber es war nicht anders möglich, als daß der Vorwurf der Lüge, Tyrannei und Feindschaft gegen die evangelische Wahrheit, der jetzt gegen den herrschenden Klerus und die das Evangelium verfolgenden weltlichen Herren sich erhob, die Erbitterung über den äußern Druck vollends auf's höchste steigerte. So entschieden Luther jede unordentliche, gewaltsame Erhebung zu Gunsten des Evangeliums verdammte, so ernstlich warnte er ja längst die Verfolger desselben vor dem unausbleiblichen Gewitter, das sie selbst über sich hereinziehen werden. Andere evangelisch gesinnte Prediger warfen dann doch im Zusammenhang mit dieser Predigt auch allerhand Gedanken sozialer Reform unter die Menge: so früher der oben (S. 273 f.) erwähnte Eberlin, vor kurzem der vorhin genannte Strauß. Endlich trieben sich unter dem Volk mit

offener und geheimer Thätigkeit Männer umher, deren Grundsätze zu denen Luthers in directem Gegensatz standen, die aber doch als Eiferer für das von ihm wieder an's Licht gebrachte Evangelium auftraten, oder selbst erst dieses und die evangelische Freiheit wahrhaft an's Licht zu bringen vorgaben. Auf Gottes Wort wollten sie die äußeren Ansprüche und Beschwerden der bedrückten Classen begründen; kraft göttlichen Rechtes hießen sie dafür zu den Waffen greifen. Hiedurch erst erhielt der Aufstand die ihm eigenthümliche Gluth und Energie, während dann die hiedurch angefachte Begeisterung mit den Regungen arger Rohheit und Sinnlichkeit sich verband. Nie hat eine so große, heftige und in ihren Folgen unabsehbare Umwälzung Deutschland bedroht als damals. An keines Mannes Wort war ihr gegenüber mehr als an dem des Volksmannes Luther gelegen.

Die Bewegung ging im Spätsommer 1524 vom südlichen Schwarzwald und Hegau aus. Seit dem Beginn des folgenden Jahres nahm sie immer größeren Umfang an, und die verschiedenen Haufen, die da und dort losschlugen, vereinigten sich zu gemeinsamen Plänen. Wie eine Fluth drang die Bewegung nach Osten bis in die österreichischen Lande, nach Westen in den Elsaß, nach Norden in's Fränkische und weiter endlich bis Thüringen vorwärts. In Rothenberg an der Tauber arbeitete ihr Carlstadt dadurch vor, daß er auch hier das Volk zum Bilderstürmen aufrief. Diejenigen Forderungen, in welchen die Bauern im Allgemeinen einig waren, wurden jetzt in zwölf Artikeln zusammengefaßt. Dieselben zeigten noch eine sehr gemäßigte Haltung. Vor Allem begehrten sie das Recht für jede Gemeinde, sich selbst einen Pfarrer zu erwählen. Der Zehnte sollte nur theilweis abgeschafft werden. Für „Eigenleute" wollten die Bauern nicht mehr gehalten werden, weil Christus Alle mit seinem Blut erkauft habe. Sie forderten auch für Jeden das Recht, Wild, Vögel und Fische zu fangen, weil Gott den Menschen insgemein die Gewalt

über die Thiere gegeben habe. Dem Worte Gottes entnahmen sie so ihre Begründung; auf seine Verheißungen hin wollten sie den Kampf wagen: Gott, der die Kinder Israel aus Pharaos Hand erledigt habe, werde auch jetzt die Seinen erretten in einer Kürze. Von den wilden Phantasien münzerischer Prophetie und ihren Reichsideen und Mordplänen war in den Artikeln und anderen Kundgebungen dieser Bauernschaft nichts enthalten. In ihrem Vorgehen brannten sie von Anfang an Klöster und Städte nieder. Doch fand an einzelnen Orten auch ein friedlicheres Abkommen mit den Herrschaften statt, freilich ohne daß dann die beiden Theile rechtes Vertrauen darauf hatten.

Als nun die Artikel nach Wittenberg kamen und Luther hörte, wie die Aufständischen auf ihn sich beriefen, schickte er sich in der ersten Hälfte des April zu einer öffentlichen Erklärung an, welche ihr Vornehmen verwerfen und zugleich die Fürsten zur Billigkeit ermahnen sollte. Graf Albrecht von Mansfeld rief ihn damals, wie wir schon oben (S. 323) hörten, wegen der Einrichtung einer neuen Schule nach Eisleben. Er fuhr am Ostertag, den 16. April, nachdem er Morgens noch gepredigt hatte, dahin ab. Dort schrieb er jetzt rasch seine „Ermahnung zum Frieden auf die zwölf Artikel der Bauernschaft in Schwaben".

Mit den schärfsten Worten wendet er sich hier gegen die Fürsten und Herren, Bischöfe und Pfaffen, die nicht aufhören, wider das Evangelium zu wüthen und im weltlichen Regiment „schinden und schatzen, ihren Pracht und Hochmuth zu führen, bis der gemeine Mann nicht kann länger tragen." Wenn Gott jetzt zur Strafe den Teufel Aufruhr gegen sie erregen lasse, könne er und sein Evangelium Nichts dafür; ihnen aber rathe er, ein wenig dem Zorn Gottes zu weichen und es gütlich zu versuchen. Den Bauern verhehlt er von vorn herein sein Mißtrauen nicht, daß Viele von ihnen wohl nur zum Schein auf die Schrift sich berufen und weiteren Unterricht auf sie anzunehmen sich erbieten,

will jedoch dann freundlich zu ihnen als Freunden und Brüdern reden, erkennt auch an, daß gottlose Herren die Leute oft unerträglich beschweren. Aber so viel auch in ihren Artikeln natürlich recht und billig sein möchte, — das Evangelium habe, wie er sagt, doch nichts damit zu thun und das christliche Recht haben sie in ihrem Gebahren vergessen. Denn nach Gottes Recht dürfe man der Obrigkeit nichts mit Gewalt abdringen: Bosheit der Obrigkeit entschuldige keinen Aufruhr. Und was den Inhalt ihrer Forderungen betrifft, so sei wohl ihr erster Artikel darin recht und christlich, daß sie, wenn die Obrigkeit ihnen den Pfarrer verweigere, sich einen eigenen wählen; aber sie müssen ihn dann von ihren eigenen Gütern ernähren, dürfen ihn auch gegen die Obrigkeit nicht mit Gewalt schützen. Der Inhalt der anderen Artikel habe überhaupt mit dem des Evangeliums nichts zu schaffen. So erklärt er sie denn, wenn sie auf ihrem Aufruhr bestehen, für ärgere Feinde des Evangeliums als Papst und Kaiser, weil sie unter des Evangeliums Namen wider das Evangelium thun. Er muß so zu ihnen reden, ob auch Etliche unter ihnen, durch die Mordgeister vergiftet, ihn hassen und einen Heuchler heißen, und der Teufel, der ihn durch den Papst nicht umbringen konnte, ihn jetzt durch die Mordpropheten vertilgen und auffressen möchte. Es ist ihm genug, wenigstens etliche Gutherzige unter ihnen vor der Gefahr göttlichen Zornes zu erretten. Schließlich giebt er beiden Theilen, den Herren und Bauern, seinen „treuen Rath, daß man aus dem Adel etliche Grafen und Herren, aus den Städten etliche Rathsherren erwählete und die Sachen ließe freundlicher Weise handeln und stillen, — daß also die Sache, ob sie nicht mag in christlicher Weise gehandelt werden, doch nach menschlichen Rechten und Verträgen gestillet werde".

Luther sprach so mit seiner ganzen Offenheit, Wärme, Kraft und Derbheit, gleich unbekümmert um Volksgunst wie um Herrengunst. Aber freilich, welche Frucht durfte sein

Wort, das offenbar selbst aus heftiger innerer Erregung hervorgegangen war, bei den erregten Leidenschaften erhoffen? War nicht vielmehr namentlich das zu fürchten, daß die Bauern jenen ersten, gegen die Herren gerichteten Theil seiner Flugschrift begierig aufgreifen und um so mehr gegen den zweiten ihr Ohr verschließen werden? Die Schrift kann übrigens kaum abgefaßt und noch nicht veröffentlicht gewesen sein, als neue Nachrichten und Wahrnehmungen auf Luther eindrangen, nach welchen ihm nicht mehr ihr Inhalt und ihre Sprache am Platze zu sein, sondern nur noch der lauteste Ruf zum Kampf gegen die gottlosen Empörer geboten schien. Er sagt darüber: „Im vorigen Büchlein durfte ich die Bauern nicht urtheilen, weil sie sich zu besserem Unterricht erboten; aber ehe denn ich mich umsehe, fahren sie fort und greifen mit der Faust drein, rauben und toben und thun wie die rasenden Hunde; — in Sonderheit ist's der Erzteufel, der zu Mühlhausen regieret."

In Süddeutschland war schon an jenem Ostertag, an welchem Luther nach Eisleben abreiste, die Greuelscene von Weinsberg vor sich gegangen, wo die Bauern den Grafen von Helfenstein vor Frau und Kind bei lustigem Pfeifenklang in ihre Spieße trieben: daß Luther in den Tagen, da er zu Eisleben seine Flugschrift abfaßte, von diesem und ähnlichen Vorgängen noch nichts wußte, ist bei den damaligen Verkehrsmitteln natürlich. Und schon kam nun dorthin auch die Kunde von Volkshaufen, die in dem nahen Thüringen plündernd, brennend und mordend sich erhoben, und von einer Bewegung der Bauernschaft schon in der nächsten Umgebung. Ein besonders großer Erfolg war für die Bauern gegen Ende April ihr siegreiches Eindringen in Erfurt, wo der Prediger Eberlin von Günzburg treu und mannhaft, aber vergeblich den ihnen günstigen Pöbel in der Stadt und sie selbst in ihrem Lager draußen vermahnt und gewarnt hatte.

Am 26. des Monats rückte auch Münzer, der „Erzteufel" zu Mühlhausen, wie Luther sagte, zum Krieg des Herrn, wie er selbst sagte, mit vierhundert Mann aus und sammelte größere Massen um sich. Ihm war, wie er in einem Aufruf an die Mansfeldischen Bergleute äußerte, „allein das seine Sorge, daß die närrischen Menschen sich verwilligen in einen falschen Vertrag". Dagegen verheißt er ihnen: „Wo euer nur drei ist, die in Gott gelassen allein seinen Namen und Ehre suchen, werdet ihr Hunderttausend nicht fürchten." Er ruft ihnen zu: „Nun dran, dran, dran! es ist Zeit, die Bösewichter sind verzagt, wie die Hunde; — dran, dran, dran! laßt euch nicht erbarmen, ob euch der Esau gute Worte fürschlägt! sehet nicht an den Jammer der Gottlosen, sie werden euch also freundlich bitten, greinen, flehen, wie die Kinder; laßt's euch nicht erbarmen, wie Gott durch Mosen befohlen hat 5. B. Mos. 7 und uns auch hat offenbaret dasselbige; — dran, dran, weil das Feuer heiß ist! laßt euer Schwert nicht kalt werden vom Blut; — dran, weil ihr Tag habt! Gott geht euch für, folgt!" Besonders erbittert und verächtlich äußerte er sich über Luther; in einem Brief, den er darauf an „Bruder Albrecht von Mansfeld", d. h. an den Grafen zu dessen Bekehrung erließ, redete er von Albrechts „lutherischem Grütz", seinen „Wittenbergischen Suppen", seinem „Martinischen Bauerndreck".

In Thüringen, am Harz und in der goldenen Aue sanken eine Menge Klöster und auch Schlösser in Asche. Die Fürsten hatten noch nirgends die nöthigen Truppen bereit, während man die aufgestandenen Bauern im Thüringischen und Sächsischen auf mehr als 30000 schätzte, und suchten gegen diese erst durch Verbindung mit einander sich zu stärken. Herzog Johann in Weimar machte sich schon auf's Schlimmste gefaßt; sein Bruder, Kurfürst Friedrich lag an schweren körperlichen Leiden auf seinem Schlosse Lochau (jetzt Annaburg im Torgauer Kreis) darnieder.

In diesen Tagen trat Luther selbst, von Eisleben aus weiter reisend, mit seinem Wort unter die erregte Bevölkerung hinein. Er predigte, so weit wir davon noch Nachricht haben, in Stolberg, Nordhausen, Wallhausen. In seinen folgenden Schriften konnte er sich darauf berufen, daß er mitten unter den Bauern gewesen und durch sie hin gezogen sei, wo er in aller Gefahr Leibes und Lebens mehr denn Ein Mal habe schweben müssen. Am 3. Mai finden wir ihn dann in Weimar; Tags darauf wieder im Mansfeldischen. Hier schrieb er an seinen Freund, den Mansfeld'schen Rath Rühel: derselbe möge doch ja nicht helfen „den Grafen Albrecht weich machen in dieser Sache", d. h. den Aufrührern gegenüber; denn die Obrigkeit müsse in ihrem Beruf aushalten, wie auch jetzt Gott die Dinge wenden möge. Er bittet Rühel: „Haltet an, daß Sr. Gnaden nur frisch fortfahre, gebe Gott die Sachen heim und thue seinem göttlichen Befehl, das Schwert zu führen, genug, so lang er immer kann; das Gewissen ist doch hie sicher, ob man gleich muß darüber zu Boden gehen; — es ist eine kurze Zeit, so kommt der rechte Richter."

Luther eilte jetzt zurück, da er von Lochau aus Aufforderung erhielt, zu seinem Kurfürsten zu kommen. Doch ehe er dahin gelangen konnte, war dieser am Abend des 5. Mai sanft verschieden. Treu und besonnen und in der redlichen Absicht, daß die Wahrheit zum Siege gelangen möge, hat er Luther beschützt und ihm sein Wohlwollen erzeigt, während er doch jedes eigenen Eingriffs in die alten kirchlichen Ordnungen mittelst seiner landesherrlichen Gewalt sich geflissentlich enthielt, auch die Bischöfe in ihrer Thätigkeit gewähren ließ und jede persönliche Zusammenkunft mit Luther vermied. Für seine Person aber bekannte er sich im Angesicht des Todes auch dadurch noch zu dem von Luther verkündigten Evangelium, daß er sich das Abendmahl unter beiden Gestalten reichen ließ und das Sacrament der letzten Oelung nicht empfangen wollte.

Als die Leiche feierlich nach Wittenberg gebracht und in der Stiftskirche dort bestattet wurde, sprach Luther, der hiebei zwei Mal zu predigen hatte, von der allgemeinen Bekümmerniß und Klage, daß — „unser Haupt gefallen ist, ein friedsamer Mann und Regent, ein stilles Haupt." Und als das „allerärgste" hiebei bezeichnet er, daß dies Haupt dahin falle eben jetzt, in diesen schweren, wunderlichen Zeiten, wo, wenn Gott nicht zuvorkomme, dem ganzen deutschen Land Verwüstung drohe. Er ermahnte die Zuhörer, dem lieben Gott den eigenen Undank für die Gnade, die er in diesem edeln Gefäß ihnen geschenkt habe, zu bekennen. Von denen aber, welche sich wider die Obrigkeit setzen, erklärte er mit den Worten des Apostels (Röm. 13, 2): sie werden ein Gericht über sich empfangen. „Dieser Spruch," sagte er, „wird mehr thun, denn alle Büchsen und Spieße."

Ganz in dem Sinne, in welchem Luther wenige Tage zuvor an Rühel nach Mansfeld geschrieben hatte, erschien von ihm jetzt auch ein öffentlicher Aufruf „wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern". Er leitete ihn ein mit den schon oben angeführten Worten: „Ehe denn ich mich umsehe, greifen sie mit der Faust drein — und thun, wie die rasenden Hunde."

Er schrieb so im Augenblick, als er die Gefahr auf's Höchste gestiegen sah. Ja er setzte die Möglichkeit, „daß die Bauern oblägen (da Gott für sei)," — daß „Gott vielleicht zum Vorlauf des jüngsten Tages durch den Teufel alle Ordnung und Obrigkeit zerstören und die Welt in einen wüsten Haufen werfen wollte." Aber nur um so dringender und stürmischer rief er da die christliche Obrigkeit auf, daß sie gegen die teuflischen Bösewichter das Schwert gebrauche, das Gott ihr anbefohlen. Sie solle die Sache Gott anheim geben, ihm bekennen, daß sie seine Gerichte wohl verdient habe, und so mit gutem Gewissen und getrost „drein schlagen, so lang sie eine Ader regen könne"; wer dann auf ihrer Seite falle, sei ein rechter Märtyrer

vor Gott, wenn er mit solchem Gewissen gestritten habe. Indem er dann noch der vielen besseren Leute gedenkt, die jetzt durch die blutdürstigen Bauern und Mordpropheten zur Theilnahme an dem teuflischen Bund genöthigt seien, bricht er in den Ruf aus: „Liebe Herrn, rettet hie, helft hie, erbarmet euch der armen Leute, steche, schlage, würge hie, wer da kann!"

Auch dieses Wort Luthers wurde rasch von den Ereignissen überholt. Die sächsischen Fürsten, Landgraf Philipp von Hessen, der Herzog von Braunschweig und die Mansfelder Grafen verbanden sich noch ehe die Masse der Bauern in Thüringen und Sachsen zu einem großen Heer vereinigt war. Schon am 15. Mai erlag die etwa 8000 Mann starke Schaar Münzers in der Schlacht bei Frankenhausen. Münzer selbst wurde gefangen; innerlich gebrochen und voll Angst erlitt er den Verbrechertod durch's Schwert. Schon ein paar Tage vorher war das Hauptheer der schwäbischen Bauern geschlagen worden. In den folgenden Wochen wurde vollends eine aufständische Gegend nach der andern unterworfen und die Gräuel, welche die Bauern verübt hatten, ihnen furchtbar vergolten. Landgraf Philipp und Johann, der neue Kurfürst von Sachsen, zeichneten sich durch die Milde aus, womit sie nach dem Sieg eine Menge gemeiner Bauern, die sich betheiligt hatten, straflos nach Hause gehen ließen.

Jene heftigen Worte Luthers aber erregten jetzt auch unter Freunden Anstoß. Vollends haben katholische Gegner und zwar Leute, die nichts Arges finden, wenn Ketzer blos des Glaubens wegen haufenweise verbrannt werden, ihm damals und bis auf den heutigen Tag eine gräßliche Grausamkeit deshalb vorgeworfen. Luther entgegnete auf das „Klagen und Fragen über sein Büchlein" mit einem öffentlichen „Sendebrief von dem harten Büchlein wider die Bauern". Das Gerede darüber hatte ihn nur doch mehr erregt und gereizt. Er beharrte auf dem, was er dort

Abb. 31. Münzer (im Hintergrund seine Hinrichtung) nach einem alten Holzschnitt.

Digitized by Google

gesagt. Aber er erinnerte auch, daß er dort gar nicht, wie die Lästerer es ihm deuteten, vom Verfahren gegen Ueberwundene und Gedemüthigte, sondern lediglich vom Losschlagen gegen die im Aufstand Begriffenen geredet habe. Er erklärte ferner am Schlusse seiner neuen scharfen Reden über den Gebrauch des Schwertes, daß eine christliche Obrigkeit allerdings, wenn sie gewonnen habe, dann „Gnade erzeigen solle nicht allein den Unschuldigen, sondern auch den Schuldigen.“ Mit den „wüthigen, rasenden und unsinnigen Tyrannen, die auch nach der Schlacht nicht mögen Blutes satt werden und in ihrem ganzen Leben nicht viel fragen nach Christo“, will er überhaupt nichts zu thun haben. So hat er auch schon vorher in einer kleinen Schrift über Münzer, worin er charakteristische Schriftstücke dieses „blutgierigen Propheten“ zur Warnung für's Volk herausgab, die Herren und Obrigkeiten gebeten, „daß sie den Gefangenen und die sich ergeben, wollten gnädig sein, — auf daß nicht das Wetter sich wende.“ — Wenn wir jetzt beklagen müssen, daß, nachdem der Aufruhr niedergeworfen, zur Abhilfe jener wirklichen Nothstände, aus denen er hervorgegangen war, nichts geschah, ja diese zur Strafe für die Besiegten noch gesteigert wurden, so trifft dieser Vorwurf die katholischen, geistlichen und weltlichen Herren mindestens eben so sehr als die evangelischen Obrigkeiten oder Luther.

Noch weit mehr als jene Härte gegen die Aufständischen wurde Luthern von seinen kirchlichen Gegnern schon damals und fernerhin gar das Schuld gegeben, daß er selbst mit seiner Predigt und seinen Schriften den Aufstand angestiftet habe. Als die Gefahr und Angst vorbei war, hatte der Theolog Emser die Frechheit, in Versen für's Volk über ihn auszusagen: „Nun so er das Feuer angezündet, Wäscht er mit Pilato die Händ', Den Mantel nach dem Wind hin wendt;“ und weiter: „Er selbst nit läugnen mag, Daß er zu Aufruhr euch ermahnt Und liebe Gotteskind

genannt All, die dazu thun Leib und Gut Und ihr' Händ waschen in Blut, — Das hat er öffentlich geschrieben Und fleißig dazu angetrieben" u. s. w.

Dem gegenüber hat er selbst auf sein Büchlein von der weltlichen Obrigkeit und andere Schriften hingewiesen und von sich sagen können: „Ich achte, es habe vor mir nie kein Lehrer so gewaltiglich von der weltlichen Obrigkeit geschrieben, daß mir das auch meine Feinde haben müssen danken; — und wer stund stärker wider die Bauern mit Schriften und Predigten, denn ich?" Unter den Ständen des Reiches durften es auch die heftigsten Widersacher des evangelischen Wortes doch nicht wagen, ihre gegen den Aufstand siegreichen Waffen nun auch gegen ihre eigenen diesem Worte anhänglichen Reichsgenossen zu kehren, mit welchen gemeinsam sie gesiegt hatten und aus deren Mitte in der That der kräftigste Ruf zum Kampf und Sieg erschollen war. Dagegen scheute Luther sich nicht, in diesem Augenblick den Erzbischof Cardinal Albrecht, über dessen geheime Neigungen ihm sein Freund Rühel neuerdings Günstiges zu berichten hatte, durch einen Brief (vom 2. Juni) dazu zu ermahnen, daß er nach dem Exempel seines Vetters, des Hofmeisters in Preußen, sein Bisthum in ein weltliches Fürstenthum verwandeln, auch selbst in den Ehestand treten möge, und als erstes Motiv hiefür die „leidige und gräuliche Empörung" zu nennen, mit welcher Gottes Zorn die Sünden des geistlichen Standes gestraft habe.

So hat Luther in diesem Sturm, was man auch hier und sonst von der Heftigkeit seiner Kundgebungen denken mag, seinen Standpunkt fest und klar eingenommen und behauptet, — seiner Sache gewiß und sicher auch dem neuen Angriff gegenüber, welchen er den Teufel hier machen sah, unnachgiebig und trotzig gegen die alten papistischen Gegner und ihre neuen Lästerungen. Und in dieser Gesinnung hat er eben damals einen Schritt gethan, der vollends alle Lästerzungen gegen ihn wach rufen mußte und in welchem

er selbst seinen Beruf vollends erfüllen wollte. Er, vom unchristlichen Mönchsgelübde frei geworden, trat in den von Gott gestifteten Ehestand. In jenem Brief an Rühel vom 4. Mai hören wir ihn zum erstenmal mit aller Bestimmtheit davon reden. Indem er nämlich dort vom Teufel und von den Bauern spricht, die dieser angestiftet habe und bei deren Mordthaten auch er auf den Tod sich bereit machen wolle, fährt er fort mit den überraschenden Worten: „Und kann ich's schicken, ihm zum Trotz, will ich meine Käthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich sterbe, wo ich höre, daß sie fortfahren; ich hoffe, sie sollen mir doch nicht meinen Muth und Freude nehmen.“

Sechstes Kapitel.

Luthers Heirath.

Wir erinnern uns jener Aeußerungen Luthers auf der Wartburg, als er hörte, daß auf seine Lehre hin Geistliche in den Ehestand traten und Mönche ihr Gelübde nicht mehr gelten ließen. Ihm, sagte er, werde man kein Weib aufdringen. Er blieb in seinem Kloster, sah zu, wie ein Gesinnungsgenosse und Freund nach dem andern von dieser Freiheit Gebrauch machte, wünschte Glück dazu und rieth Andern desgleichen zu thun, ohne daß er für seine eigene Person seinen Sinn geändert hätte.

Ihm persönlich warfen seine Gegner vor, daß er zu weltlich lebe, mit Freunden bei Bier zusammen sitze, Lautenspiel treibe u. s. w. Nicht blos katholische Widersacher suchten darin Stoff für üble Nachreden, sondern auch sauer blickende Schwärmer, wie Münzer ließen sich darüber aus. Aber nur um so mehr ist zu beachten, daß Lästerreden

bezüglich des Verhaltens zum weiblichen Geschlecht gegen ihn, welcher derartige Sünden beim hohen und niederen Klerus und Mönchsstand so offen und derb rügte, während jener Jahre doch auch von Seiten der erbittertsten Feinde nirgends laut geworden sind; die Verleumdungen dieser Art nahmen bei ihm erst von seiner Heirath Anlaß.

In Wahrheit war sein Leben voll angestrengtester Arbeit, Anspannung und Aufregung, wobei er, was leibliche Bedürfnisse betraf, mit den nothdürftigsten und einfachsten Erholungen und Genüssen sich begnügte. Indem das Augustinerkloster, in welchem er seinen Unterhalt hatte, durch den Austritt der Mönche allmählich sich auflöste, hörten zugleich die Einkünfte desselben auf. Luther berichtete über Mangel, der eintrat, im Jahr 1524 an Spalatin: er kümmere sich ja, wie jener wisse, nicht viel um dergleichen und wolle Niemandem deshalb Beschwerde machen; wenn er nicht Fleisch und Wein habe, könne er auch von Brod und Wasser leben. Aus Melanchthons Mund haben wir eine Ueberlieferung, daß Luthern vor seiner Verheirathung ein ganzes Jahr lang Niemand das Bett gemacht habe und es von Schweiß moderig geworden sei; dazu von ihm selbst die Aeußerung: „ich war müde und arbeitete den Tag mich ab und fiel also in's Bette und wußte nichts darum."

Auch als er, wie wir schon früher erwähnten, im Herbst 1524 die Mönchskutte mit der weltlichen Kleidung eines Gelehrten vertauschte und als außer ihm von all den früheren Mönchen nur noch der Prior Brisger in seinem Kloster verweilte, harrte er dort ruhig aus und ließ den Gedanken, ehelich zu werden, nicht an sich kommen. Eine adelige Dame, Argula von Staufen, Gemahlin des zuvor in bairischen Diensten stehenden Ritters von Grumbach, die für die Sache des Evangeliums öffentlich geschrieben, dafür mit ihrem Mann die Ungnade des Herzogs von Baiern erlitten und nun auch brieflichen Verkehr mit den

Wittenbergern und Spalatin angeknüpft hatte, erlaubte sich gegen Spalatin Aeußerungen darüber, ob denn Luther nicht in den Ehestand treten wolle. Luther schrieb hierauf diesem am 30. November 1524: „Ich wundere mich nicht, daß solches von mir geschwatzt wird, da man auch viel Anderes schwatzt; du aber danke Jener in meinem Namen und sage ihr, ich sei in der Hand des Herrn als eine Kreatur, deren Herz er ändern und wieder ändern, tödten oder lebendig machen kann in jedem Augenblick; wie aber mein Herz bisher gestanden hat und noch steht, so wird nicht geschehen, daß ich ein Weib nehme; nicht als ob ich mein Fleisch oder Geschlecht nicht spürete, — aber mein Sinn ist fern vom Heirathen, weil ich täglich den Tod und die wohlverdiente Strafe eines Ketzers erwarte."

Nachher äußerte Luther selbst: „Der Herr hat mich plötzlich und während ich an ganz Anderes dachte, in den Ehestand hinein geworfen." Erst im Frühjahr des folgenden Jahres sehen wir den Entschluß dazu bei ihm erwachsen und dann schnell vollends reifen.

In einem Brief vom 12. März 1525 klagte er seinem nach Magdeburg übergegangenen Freund Amsdorf über Niedergeschlagenheit und Anfechtung und bat ihn um einen freundschaftlichen, tröstenden Besuch. Es war, wie wir aus dem Zusammenhang des Schreibens sehen, eine Anfechtung, bei der Luther zu empfinden bekam, daß es, nach dem Wort der Schrift, für den Mann nicht gut sei, allein zu sein, sondern er eine Gehülfin haben sollte, die um ihn sei. Ueber eine solche mag er auch schon mit Amsdorf sich besprochen haben, und zwar war hiebei wohl die Rede von einer Magdeburgerin aus dem Geschlechte Alemann, das durch treue Anhänglichkeit an die evangelische Lehre sich dort auszeichnete.

Luthers eigener Blick aber wandte sich vielmehr der früheren Nonne Katharina von Bora zu. Aus einem alten, aber armen adeligen Geschlechte hervorgegangen, war sie

schon als Kind im Kloster Nimtzsch bei Grimma untergebracht worden. Wir finden sie dort schon im Jahre 1509; geboren war sie am 29. Januar 1499. Sechzehn Jahre alt, wurde sie bereits als Nonne eingesegnet. Als die evangelische Lehre auch in Nimtzsch bekannt wurde, strebte Katharina mit anderen Nonnen von den Banden los zu kommen, die sie ohne wahre Freiheit und Erkenntniß auf sich genommen hatten. Vergebens richteten sie deshalb Bitten an ihre Verwandten. Da nahm sich der Torgauer Bürger und Rathsherr Leonhard Koppe ihrer an. Durch ihn und zwei Genossen desselben wurden neun Nonnen in der dem Osterfest (5. April) vorangehenden Nacht 1523 mit List aus dem Kloster entführt. Luther rechtfertigte ihren Austritt in einem öffentlichen Sendschreiben an Koppe, sammelte auch Beiträge für ihren Unterhalt, bis sie weiter versorgt werden könnten. Zuerst kamen sie nach Wittenberg, und hier blieb Katharina im Hause des Stadtschreibers und nachmaligen Bürgermeisters Philipp Reichenbach.

Im 26. Lebensjahr also stand sie, als Luther ihr sich zuwandte. Dieser sprach später gegen seine Freunde und wohl auch gegen seine Frau selbst offen aus, daß er sie zuvor nicht geliebt habe; denn er habe sie, und zwar nicht ohne Grund, im Verdacht gehabt, daß sie stolz sei. Er dachte vielmehr noch kurz zuvor daran, sie einem Geistlichen Namens Glatz zu vermählen, der übrigens nachher schlecht in seinem Amt sich bewährte; hiegegen soll sie den Amsdorf als vertrauten Freund Luthers um Hülfe angegangen und ihm offen erklärt haben, daß sie Jenen nicht wolle, wohl aber zu einem ehrsamen Ehebund mit ihm selbst oder mit Luther bereit wäre. Durch Schönheit oder andere besondere äußere Reize war sie, wenn wir Cranachs Bildern irgend trauen dürfen, nicht ausgezeichnet. Aber sie war eine gesunde, derbe und kräftige, offene und treue deutsche Frauennatur. Luther durfte erwarten, in ihr eine treue, frische und ausdauernde Gehülfin für sein Leben zu bekommen,

mit dessen äußeren Bedürfnissen und Sorgen er selbst sich sehr wenig befassen konnte und wollte und unter dessen leiblichen Leiden und inneren Anfechtungen ihm eine solche Gefährtin noth that. Falls sich bei ihr ein allzu hochstrebender Sinn regen sollte, so war er ja ganz der Mann, ihn in aller Ruhe und Liebe zurecht zu setzen.

Wie ihn die Gedanken an Eintritt in den Ehestand jetzt weiter bewegten, giebt sich besonders in Schreiben zu erkennen, worin er Freunde aufforderte, ihrerseits diesen Schritt zu thun. So schrieb er am 27. März an Wolfgang Reißenbusch, Präceptor des Klosters in Lichtenberg: der Mensch sei von Gott zur Ehe geschaffen; Gott habe den Mann so gemacht, daß er nicht gut ihrer sich enthalten könne; wer sich der Ehe schäme, müsse sich auch schämen, daß er Mensch sei, oder müsse es besser machen als Gott es gemacht habe; der Teufel habe den Ehestand verleumdet, während er daneben Leute, die in Unzucht und Buberei leben, in großen Ehren bleiben lasse. Es waren Luthers eigene Erfahrungen, aus welchen heraus er so von der natürlichen Bestimmung des Mannes für's eheliche Leben sprach; in demselben Sinn äußerte er später einmal: „Fromm sein außer der Ehe ist nicht die kleinste Anfechtung, wie die wissen, die es versucht haben." Gemäß dem, was er dort vom Teufel sagte, hat er die Schmach wohl vor Augen, die namentlich ihm selbst drohte, wenn er zum Ehestand sich entschlösse; er sagt dann weiter zu Reißenbusch: es sei, wenn er Gottes Wort und Werk ehre, nur um ein kleines Schandstündlein zu thun, dann werden Ehrenjahre folgen. In einem Brief an Spalatin vom 10. April äußerte er dann über sich: „Ich treibe mit so vielen Gründen Andere zur Ehe, daß ich bald selbst dazu gebracht werde, dieweil die Feinde nicht aufhören, diesen Stand zu verdammen, und unsere kleinen weisen Leute, ihn täglich zu verlachen." Solcher „Weiser" aus seinem eigenen gelehrten und theologischen Wittenberger Kreise hat er auch sonst gedacht.

Er aber wollte nicht blos trotz alles Verdammens und Lachens dem Willen seines Schöpfers folgen, sondern es ward ihm zur Pflicht, eigens hiegegen durch die That wie durch's Wort Zeugniß abzulegen. Hielten ihm doch die Gegner vor, daß er nicht zu thun wage, was er Anderen rathe. Wenige Tage darauf, unmittelbar vor seiner Abreise nach Eisleben, schrieb er weiter an Spalatin, derselbe möge zusehen, daß nicht er, dessen Sinn dem Ehelichwerden ganz abgeneigt gewesen, ihm am Ende gar noch darin zuvor komme.

Unter den Schrecken des Bauernkrieges, der jetzt um ihn her losbrach, und im ernsten Hinblick auf ein nahes Ende, das ihm selbst drohen möchte, hat er dann also, wie sein Brief an Rühel vom 4. Mai zeigt, erst recht vollends den Gedanken ergriffen, dem Teufel zum Trotz seine Käthe noch zur Ehe zu nehmen; das ist auch der erste uns bekannte Brief, in welchem er einem Freund ihren Namen genannt hat. In gleicher Weise hielt er jenen Gedanken fest durch die folgenden schweren Wochen, in denen er seinem Kurfürsten die letzte Ehre erweisen, zum blutigen energischen Kampf gegen die Bauern aufrufen und die über sein scharfes Wort ergehenden Vorwürfe vernehmen mußte. Indem er dann dem Cardinal Albrecht jene Ermahnung, sich zu verheirathen, zusandte, schrieb er zugleich seinem Freund Rühel, der auch die Stelle eines Rathes bei diesem bekleidete, am 3. Juni: „Wo meine Ehe Sr. Kurf. Gnaden eine Stärkung sein möchte, wollt ich gar bald bereit sein, Sr. Kurf. Gnaden zum Exempel vorherzutraben, nachdem ich doch sonst im Sinn bin, ehe ich aus diesem Leben scheide, mich in dem Ehestande finden zu lassen, welchen ich von Gott gefordert achte"; er habe das, fügt er bei, im Sinn, wenn es bei ihm auch nur zur Verlobung oder Antrauung und nicht zu einem wirklichen Vollzug der Ehe kommen sollte.

Rasch aber faßte er vollends den letzten Entschluß, um alles lose und böse Gerede abzuschneiden, das sich zu erheben

drohte, sobald man etwas von seinen Absichten auf die Bora merke. Er machte dabei keinen seiner Freunde mehr zum Vertrauten. Er handelte so, wie er auch nachher Andern zu thun empfohlen hat: „Es ist," sagt er da, „nicht gut, viel dazu zu reden, man muß Gott um Rath fragen und beten und darnach bald fortfahren."

Abb. 32. Luther nach einem Gemälde Cranachs v. J. 1525 (in Wittenberg).

Darüber, wie er schließlich mit Katharina sich verständigte, besitzen wir keine Nachricht. Auf den Abend des 13. Juni's aber, des Dienstags nach dem Trinitatisfest, lud er seine Freunde Bugenhagen, den Pfarrer der Stadt, Jonas, den Professor und Probst des Allerheiligenstiftes, Lukas

Digitized by Google

Cranach nebst Frau und den juristischen Professor Apel, einen früheren bischöflich bambergischen Domherrn, der selbst auch eine Nonne geheirathet hatte, zu sich in seine Wohnung ein und vermählte sich vor ihnen mit Katharina. In der herkömmlichen Weise wurde die Trauung vollzogen. Ohne Zweifel nämlich wurden, und zwar durch den anwesenden

Abb. 33. Katharina L., geb. v. Bora, nach einem Gemälde Cranachs wohl v. J. 1525 (in Berlin).

Pfarrer Bugenhagen, die beiden Eheleute nach dem in Deutschland herrschenden Gebrauch, dem Luther hernach auch in seinem Traubüchlein folgte, befragt, ob sie einander zum ehelichen Gemahl haben wollen, ihre rechten Hände zusammengefügt und sie so im Namen des dreieinigen Gottes

Digitized by Google

„ehelich zusammengesprochen". Die Ehe war hiemit geschlossen, Katharina blieb bei Luther als sein Weib. Tags darauf hielt Luther mit jenen Freunden ein kleines Frühmahl; der Magistrat, dessen Mitglied Cranach war, wünschte ihm dazu Glück mit einer Gabe Weines. Auf vierzehn Tage später, den 27. Juni, setzte Luther eine größere Feier mit einem Hochzeitsmahle fest, um dazu auch auswärtige Freunde versammeln zu können. Sie sollten ihm, wie er ihnen schrieb, seine Ehe „versiegeln und gewiß machen" und „den Segen darüber sprechen helfen". Vor Allem freute er sich, seinen „lieben Vater und Mutter" dabei haben zu können. Unter den Beweggründen für seinen Schritt nannte er besonders auch das noch, daß er eine alte Pflicht den Wünschen seines Vaters gegenüber zu erfüllen gehabt habe.

So groß die Ueberraschung war, welche Luther mit seiner schnellen Vermählung hervorbrachte, so groß das Gerede und der Lärm, der sogleich darüber sich erhob.

Auch unter Anhängern und Freunden, namentlich unter jenen „Weisen", von denen er schon vorher sprach, entstand Befremden und Kopfschütteln; man fand, daß der große Mann sich erniedrigt habe, und gerieth, indem man nach den Ursachen seines Schrittes fragte, in Klatschereien hinein. Der ihm sonst so vertraute Melanchthon war, wie ein von ihm am 16. Juni dem Philologen Camerarius zugesandter Bericht zeigt, im Augenblick ganz außer Fassung. Er erkannte an, daß das eheliche Leben ein heiliger und Gott wohlgefälliger Stand sei, daß es ferner für Luthers Naturell und Persönlichkeit recht gute Folgen haben möge, meinte aber doch, Luthers Herabsteigen in diesen Stand sei eine bedauerliche Schwäche und schade seinem Ansehen, während Deutschland gerade jetzt mehr als je seines Geistes und seiner Kraft bedürfte. Luther hatte ihn wohl eben deshalb am 13ten nicht mit eingeladen, weil er vermuthete, daß Melanchthon schwer in seine That sich finden werde. Wenige Tage nachher hat übrigens dieser doch freudig und warm

den gemeinsamen Freund Link gebeten, bei der Feier am 27. Juni gewiß zu erscheinen. Davon, daß Luther auch hier als charakterfester Mann gehandelt und an Charakter und Kraft nicht nachgelassen habe, konnten jene Alle bald genug sich überzeugen.

Die Gegner nahmen Anlaß zu gemeinen Lügen, welche später noch weiter ausgesponnen und bis auf unsere Zeit immer wieder theils schamlos neu aufgefrischt, theils wenigstens in verhüllten und verschämten Andeutungen wiederholt worden sind.

Luthern selbst war zuerst seltsam zu Muth in dem neuen Lebensstand, zu welchem er, der 41jährige Mann, so plötzlich und mitten unter seiner strengen Berufsarbeit und den großen öffentlichen Ereignissen und Kämpfen übergegangen war. Dazu mußte er sogleich jene ungünstige Aufnahme wahrnehmen, welche seinem Schritt schon inmitten seiner Wittenberger Umgebung zu Theil wurde. Melanchthon fand ihn während jener ersten Tage in einer gewissen gedrückten, unruhigen Stimmung. Aber er blieb dessen gewiß, daß, wie er sich ausdrückte, Gott ihn in diesen Stand hineingeworfen habe. An dem Tag, an welchem Melanchthon dem Camerarius so ängstlich über seine Heirath berichtete, schrieb er selbst an Spalatin: „Ich habe mich so gering und verächtlich gemacht, daß ich hoffe, die Engel werden lachen und alle Teufel weinen." In den Schreiben, mit welchen er dann die Freunde auf den 27. Juni einlud, wechseln freundlicher Humor und Worte tiefen Ernstes, ja auch wieder der Gedanke an den Tod und die Sehnsucht, einmal aus dieser tollen Welt erlöst zu werden. Weiterhin hat nun Luther auch auf Grund eigener Erfahrungen von den Segnungen, den Freuden und heilsamen Lasten dieses von Gott eingesetzten und geheiligten Standes gepredigt und nie ohne Dank gegen Gott von seinem eigenen Eintritt in denselben geredet. Seiner Frau gab er siebzehn Jahre später in seinem Testamente das Zeugniß, daß sie ihn „als ein

fromm, treu ehelich Gemahl allezeit lieb, werth und schön gehalten."

Ueber die Feier am 27. Juni haben wir keine näheren Berichte. Sie war, was das Mahl betrifft, eine sehr einfache, verglichen mit den zu jener Zeit üblichen ausgedehnten Hochzeitsgastereien. Die Universität schenkte Luthern dazu einen fein gearbeiteten silbernen Becher, der unten am Fuß die Worte trägt: „Die löbliche Universität der churfürstlichen Statt Wittenberg verehret dieses Brautgeschenke Doctor Martino Luthern und seiner Jungfruw Kethe von Bore"*).

Das Klostergebäude, welches kurz darauf auch Brisger verließ, um Pfarrer zu werden, verblieb nach der Verfügung des Kurfürsten Luthern zur Wohnung. Hier also hatte Käthe jetzt ihren Haushalt einzurichten.

Die protestantische Nachwelt hat gewünscht, ein Andenken an diesen Ehebund auch in den Eheringen der beiden Gatten bewahren zu können. Solche sind nun wahrscheinlich bei ihrer Vermählung überhaupt nicht gebraucht worden, da Luther diese so rasch und ohne Vorherwissen Anderer vollziehen wollte. Wohl aber hat sich ein Ring erhalten, den Luther laut der Inschrift (D. Martino Luthero Catharina v. Boren 13. Jun. 1525) wenigstens nachträglich zum Gedächtniß jenes Tages von seiner Käthe empfangen hat. Derselbe ist neuerdings, im Jahre 1817, in Copieen vervielfältigt worden. Er trägt das Bild des Gekreuzigten und seiner Marterwerkzeuge, ganz entsprechend dem Sinne des Reformators, wonach auch seine Ehe im Namen des für uns gekreuzigten Herrn geschlossen sein und geführt werden sollte. Außerdem besitzen wir (im Herzogl. Museum zu Braunschweig) noch einen Doppelring, aus zwei ineinander gefügten Reifen bestehend, von welchen der eine einen Diamant mit den Anfangsbuchstaben seines Namens (M. L. D.),

*) Er ist jetzt im Besitz der Universität Greifswald.

der andere einen Rubin mit denen seiner Gattin (C. v. B.) enthält. Die innere Fläche des ersten Reifens trägt die Worte: „WAS . GOT . ZUSAMEN . FIEGT“, die des zweiten die Worte: „SOL . KEIN . MENSCH . SCHEIDEN.“ Der Ring war wohl das Geschenk eines Freundes an ihn oder auch, wie Andere annehmen, an seine Frau.

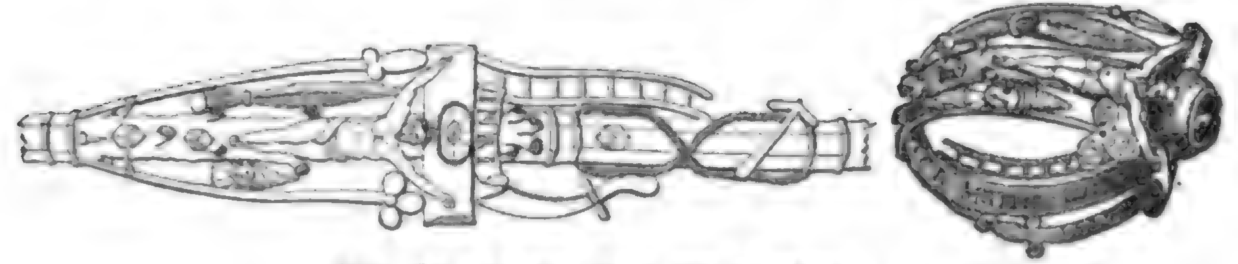
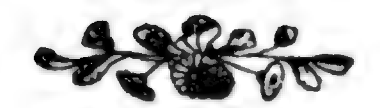
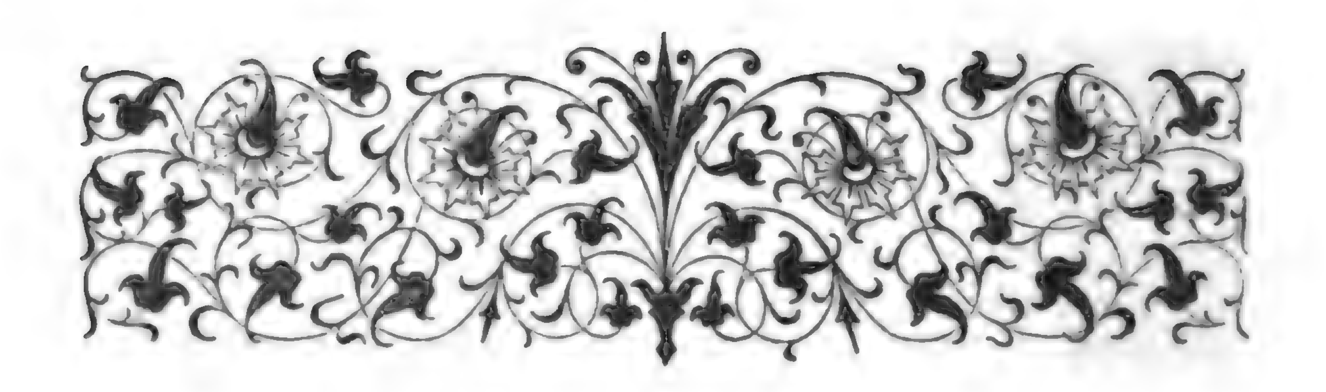


Abb. 34. Luthers Ring von Katharina.

Abb. 35. Luthers Doppelring.



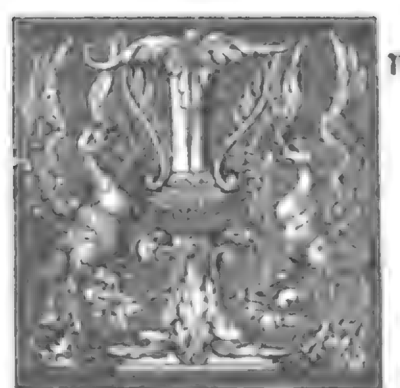


Fünftes Buch.

Luther und der kirchliche Neubau bis zum ersten Religionsfrieden. 1525—1532.

Erstes Kapitel.

Ueberblick.



n Luthers Leben und in der Geschichte der Reformation bezeichnet das Jahr, bei welchem wir stehen, nach vielen Seiten hin einen bedeutsamen Abschnitt.

Mit einer Kraft, von der die Gegner keine Ahnung gehabt hatten, war Luthers Wort ursprünglich im deutschen Volk und seinen verschiedenen Ständen vorwärts gedrungen. Es erschien unberechenbar, wie weit die Gährung sich noch ausdehnen und wohin sie führen werde. Der Gedanke, daß man das evangelische Wort nur einfach ungehindert sich entfalten und wirken lassen sollte und daß dann die Wahrheit bei der Christenheit im Großen oder wenigstens der

Christenheit des deutschen Reichs zu einem friedlichen Sieg durchdringen möge, hatte den jetzt entschlafenen weisen sächsischen Kurfürsten in seinem Verhalten zu Luther und Luthers Sache geleitet, und Niemand konnte damit mehr einverstanden sein, als dieser selbst es damals war. Jetzt aber hatten, wie wir sahen, die dem alten Kirchenthum ergebenen deutschen Fürsten sich fest zusammenzuschließen und auf Mittel, womit sie gewissen kirchlichen Nothständen auf ihre Weise abhelfen könnten, zu sinnen begonnen. Erasmus, immer noch der Vertreter einer mächtigen modernen Geistesrichtung, hatte endlich entschieden mit Luther gebrochen und jenem Kirchenthum neue Treue zugesagt. Der deutsche Adel, den Luther einst so kühn und hoffnungsvoll zur Theilnahme am kirchlichen Kampf und zur Mitarbeitung aufgerufen hatte, ließ nach dem unseligen Unternehmen Sickingens, das Luther selbst verurtheilen mußte, ein großartiges Mitwirken für die Zwecke des evangelischen Bekenntnisses und Kirchenthums nirgend mehr hoffen. Großartig war die Erhebung jenes anderen Standes, der gleichfalls sich auf's Evangelium berufenden Bauern. Aber treue Anhänger des Evangeliums mußten mit Schrecken hier wahrnehmen, wie eine verkehrte Auffassung desselben zu Verirrungen und Freveln führte, die Luther selbst in Blut erstickt haben wollte. Und jene katholischen Herrschaften nahmen jetzt davon Anlaß, jede evangelische Predigt um so schärfer zu verfolgen und das Gericht über die Aufständigen ohne Weiteres auch über evangelisch Gesinnte, die dem Aufstand fern geblieben waren, auszudehnen. Unter den Erfahrungen, die Luther besonders unter dem Adel und den Bauern machte, erhielt sich bei ihm auch nicht jener kühne und zuversichtliche Schwung seines Geistes und Wortes, womit er früher an sein deutsches Volk sich gewandt hatte. Daß seine Sache die Sache Gottes sei, bleibt ihm unerschütterlich gewiß; aber in trüberer Stimmung, als vordem, giebt er Gott anheim, wie viele offenbare Erfolge sie schon in der gegenwärtigen

argen Welt erreichen, oder wie viel erst durch die letzten großen Gerichte Gottes entschieden werden solle.

Schon vor dem Bauernaufstand hatte auf dem Boden der Reformation selbst das Treiben der Schwärmgeister sein Wirken zu hemmen und zu stören begonnen und seinem Innern Schmerz und Anfechtung bereitet. Er mußte gegen so Viele, die er für Brüder angesehen hatte, und gegen die freie Verkündigung des göttlichen Wortes, der sie zu dienen vorgaben, mißtrauisch werden. Schon hörte er jetzt auch von Männern dieser Richtung, welche nicht blos die Kindertaufe verwarfen und seiner Abendmahlslehre so gut wie der katholischen widersprachen, sondern ihre Zweifel und Angriffe auch gegen den allgemeinen Glauben der Christenheit an den dreieinigen Gott und das göttliche Wesen des Erlösers richteten. Zu Anfang des Jahres 1525 vernahm er Solches über den Rector Johann Denk in Nürnberg, den deshalb die städtische Obrigkeit auswies. Gegen seine Lehre von der Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl, die er damals besonders gegen seinen vormaligen Kollegen und Mitkämpfer Carlstadt zu vertheidigen hatte, erhob sich jetzt ein weit gefährlicherer Gegner in dem Züricher Reformator Ulrich Zwingli. Dieser hatte schon in einem Brief an den Prediger Alber in Reutlingen vom 16. November 1524 jene Gegenwart bestritten, indem er das „ist“ der Einsetzungsworte („das ist mein Leib“ u. s. w.) nur im Sinn von „bedeutet“ nehmen wollte; im März 1525 trat er mit dieser Auffassung durch Publikation dieses Briefs und in einer Schrift „Von der wahren und falschen Religion“ vor die Oeffentlichkeit. Ihm schloß sich Oekolampad in Basel, in welchem Luther zuvor freudig einen geistvollen Mitarbeiter begrüßt hatte, mit einer eigenen Erklärung der Worte Jesu an. Die evangelischen Prediger Butzer und Capito in Straßburg neigten sich derselben Ansicht zu. Sie drohte sich schnell noch weiter in Oberdeutschland zu verbreiten. Der Widerspruch, der hier Luther begegnete, war weit gefährlicher

für seine Lehre, als die Theorien und Agitationen eines Carlstadt, weil er, wie man auch über die Sache urtheilen mag, jedenfalls durch Männer von weit besonnenerem Geiste, gediegener theologischer Bildung und aufrichtiger Ehrfurcht vor dem göttlichen Wort ausging. Es begann hiemit derjenige Gegensatz innerhalb der evangelischen Reformation selbst, der mehr als irgend etwas Anderes dem frischen und kräftigen Fortschreiten des reformatorischen Wortes Eintrag that und Luthers eigenen Geist mit Bitterkeit des Streits erfüllte.

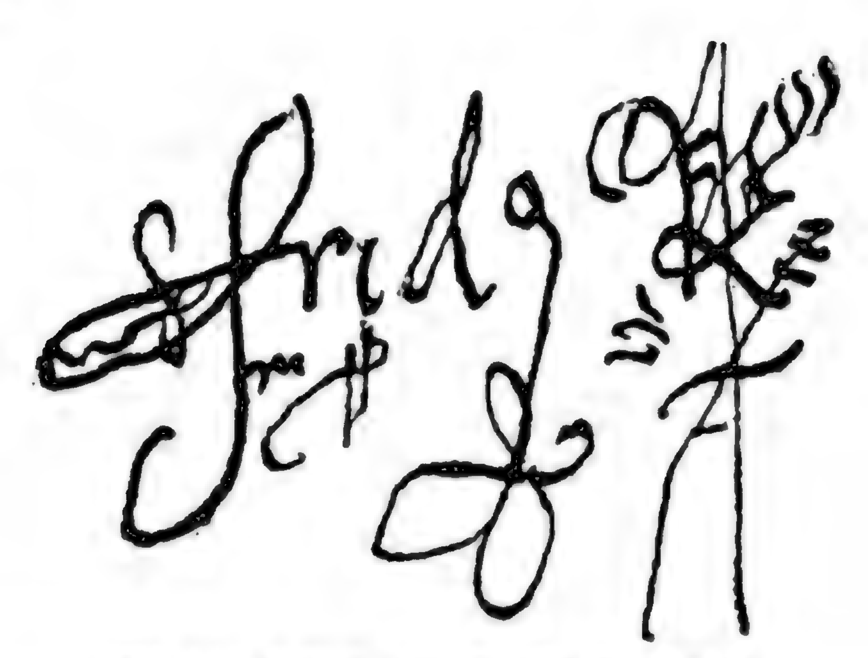


Abb. 36. Facsimile einer Unterschrift Friedrichs.

Zugleich aber hatte Luther auf bestimmten ausgedehnten Gebieten jetzt festen Boden für's evangelische Wort und Bekenntniß gewonnen. Innerhalb dieser engeren Grenzen konnte ein auch äußerlich fest gegründetes, geordnetes, neues evangelisches Kirchenwesen sich aufbauen. Der neue sächsische Kurfürst Johann genoß zwar im Reich nicht das hohe Ansehen wie sein Bruder Friedrich, Luthers bisheriger Beschützer, stand ihm auch an staatsmännischer Begabung nach; mit Luther aber war er und namentlich auch sein Sohn Johann Friedrich schon bisher in einem freundlichen persönlichen

Abb. 37. Die sächsischen Kurfürsten Friedrich der Weise, Johann und Johann Friedrich, nach einem Gemälde Cranachs (in Nürnberg).

Digitized by Google

Verkehr getreten, den sein Vorgänger noch vermieden hatte, und in seiner Gesinnung nahm er keine solche Rücksicht auf die möglichste Wahrung der kirchlichen Einheit im deutschen Reich und der abendländischen Christenheit, zeigte sich vielmehr bald bereit, zur Herstellung neuer kirchlicher Ordnungen nach den Grundsätzen des Evangeliums als Landesherr selbständig die Hand an's Werk zu legen. Preußen war, freilich weit abgelegen, soeben unter dem vormaligen Deutschmeister und jetzigen Herzog in einer das ganze Land umfassenden Reform vorangegangen. Eben jetzt trat ferner dem Kurfürsten in jenen Gesinnungen der thatkräftigste und politisch bedeutendste Genosse, Landgraf Philipp von Hessen, zur Seite. Er, der beim Beginn des Jahrs 1525 erst zwanzigjährige Jüngling, hatte schon bei der Ueberwindung Sickingens und ebenso jetzt den aufständischen Bauern gegenüber durch seine Energie, Entschlossenheit und kriegerisches Geschick das Wichtigste geleistet. Schon vor dem Bauernkrieg aber war er, und zwar hauptsächlich durch Melanchthon, mit dem er auf einer Reise zusammentraf, mit der evangelischen Lehre vertraut und befreundet worden. Vergebens suchte Herzog Georg von Sachsen, dessen Tochter er zur Frau hatte, ihn nach dem gemeinsam erkämpften Sieg von der Sache des verhaßten Luther, der so viel Böses angestiftet habe, abwendig zu machen. Er verständigte sich vielmehr den Drohungen gegenüber, welche jetzt von Seiten der katholischen Reichsstände gegen diese Sache ausgingen, mit Johann und Johann Friedrich über ein treues Zusammenhalten, und im folgenden Frühjahr ging daraus das Bündniß von Torgau hervor, dem auch Fürsten von Braunschweig-Lüneburg, Anhalt, Mecklenburg und die Stadt Magdeburg beitraten. — Durch die Theilnahme der Landesherren wurde für die Reformation und ihre kirchliche Gestaltung eine feste Stellung im deutschen Reich dem Kaiser und den feindlichen Reichsständen gegenüber möglich. Sie bot zugleich die Mittel dazu dar, um auf dem Gebiete der Reformation selbst feste

Abb. 38. Philipp von Hessen, nach einem Holzschnitt Brosamers.

und allgemein giltige Ordnungen herzustellen und den Störungen derselben durch schwärmerische Umtriebe zu steuern.

Unter diesen Verhältnissen wurde Luthers Wirken jetzt ein beschränkteres und trug nicht mehr denselben Charakter der Kühnheit und Freiheit, wie bei seinem ursprünglichen Kampf gegen Rom. Um so mehr forderte die fernere Arbeit an diesem kirchlichen Neubau nun auch ausdauernde Geduld, Treue und Umsicht im Kleinen und eine genügsame Rücksicht auf das, was in der Wirklichkeit gegeben und möglich war, beim Festhalten der höchsten Ziele und Aussichten.

Mit dem Bilde des Reformators ist ferner von nun an das des Ehemanns und Hausvaters verbunden, der einfach die diesem Lebensstand obliegenden Pflichten als Mensch und Christ erfüllen will und ebenso der Gaben Gottes darin froh wird. In seinen Briefen an vertraute Freunde wechseln jetzt gemüthliche Mittheilungen aus seinem Hause mit den gewichtigsten Besprechungen kirchlicher Vorgänge und Aufgaben und theologischer Fragen. Mit seinem reformatorischen Worte griff er nicht mehr so, wie früher und namentlich in seiner Schrift an den Adel, auf die Interessen und Fragen des bürgerlichen und sozialen Lebens seiner Nation hinüber: nur auf die religiösen, geistlichen Dinge und auf die ihnen dienenden kirchlichen Ordnungen und Thätigkeiten erstreckte sich ja sein besonderer Beruf. Aber persönlich ist er erst jetzt in diesem neuen Lebensstande dem deutschen Volke vollends recht nahe gekommen, und das, worin anfangs auch manche seiner Genossen eine Erniedrigung des großen Mannes sahen, wird zu einem eben so werthvollen als wesentlichen Bestandtheil des geschichtlichen Bildes, in welchem er jetzt vor uns steht.

An einzelnen dramatischen Augenblicken und Wendungen ist, wie es jener Stand der Dinge mit sich brachte, Luthers Geschichte fortan weit nicht mehr so reich, wie in den vorangegangenen Jahren der Entwicklung und des Kampfes.

Solche Wendungen, vermöge deren wir in ihrer Betrachtung und Darstellung große Hauptabschnitte zu machen hätten, werden uns fernerhin nicht mehr begegnen.

Zweites Kapitel.

Reformatorische Thätigkeit und persönliches Leben bis 1529.

Unter den besonderen Arbeiten, mit welchen Luther im weitern Verlauf des Jahres 1525, abgesehen von seiner fortgesetzten regelmäßigen Thätigkeit als Professor und Prediger beschäftigt war, haben wir eine, nämlich seine Erwiderung gegen Erasmus des inneren Zusammenhangs wegen schon früher (S. 327) besprochen. Wir finden ihn gegen Ende des Septembers ganz darin vertieft: keinen Satz von Erasmus' Buch wollte er, wie er an Spalatin schrieb, gelten lassen.

Der rücksichtslosen Schärfe gegenüber, mit der er auf jenen hoch angesehenen Gegner sich warf, muß desto mehr die gute Meinung auffallen, mit der er doch um dieselbe Zeit den Groll seiner beiden erbittertsten fürstlichen Feinde, König Heinrichs VIII. und Herzog Georgs, beschwichtigen zu können glaubte und in Briefen sich darum bemühte.

Am 1. September d. J. nämlich wandte er sich in einem demüthigen Schreiben an Heinrich. König Christian II. von Dänemark, der sein Königthum durch sein willkürliches und gewaltthätiges Regiment verscherzt hatte, dann aber als Flüchtling sich an Kurfürst Friedrich wandte, der neuen Lehre sich günstig zeigte und auch selbst nach Wittenberg kam, brachte ihm, ohne daß wir Gründe dafür finden können, den Glauben bei, daß Jener in einem Umschwung seines

kirchlichen Standpunkts begriffen sei, und die Hoffnung, daß er selbst, wenn er nur erst die persönlichen Kränkungen gut machte, ihn noch weiter für die Sache des Evangeliums gewinnen könnte. Er berief sich nachher öffentlich hierauf mit den Worten: „Mein gnädigster Herr König machte mich guter Hoffnung so voll des Königs von England halben — ließ auch nicht ab mit Worten und Schriften, schenkt mir so viel guter Wort ein, ich sollte nur demüthiglich schreiben, es würde Nutz schaffen u. s. w., bis ich davon trunken war." Da warf er denn in seinem Brief sich zu Füßen der Majestät nieder und bat, ihm die Beleidigungen seiner früheren gegen den König gerichteten Schrift zu verzeihen, da er, wie er sagt, von glaubwürdigen Zeugen vernommen habe, daß das dort von ihm bekämpfte königliche Buch in Wahrheit nicht ein Werk des Königs, sondern ein Machwerk des elenden Kardinals von York (E. Lee) gewesen sei. Er erbot sich in einer neuen Schrift öffentlich Widerruf zu Ehren des Königs zu thun. Zugleich aber wünschte er diesem die Gnade Gottes, der ihn ganz zum Evangelium bekehren und sein Ohr gegen die Sirenenstimme der Feinde desselben verschließen möge.

Ueber Herzog Georg hatte er bisher nur vernehmen können, daß derselbe bei seinem Landesherrn immer neue Anklagen gegen ihn erhebe, vom eigenen Land die neue Lehre auf's strengste fern halte und soeben noch von der Niederlage der Bauern zur Erdrückung des Lutherthums, aus dem die böse Frucht erwachsen sei, habe fortschreiten wollen. Dennoch ließ er jetzt durch adelige Herren aus dem herzoglich sächsischen Gebiet sich bereden, daß derselbe in der Sache nicht so übel gesinnt sei und wenigstens zur Milde und Duldsamkeit gegen die Predigt und die Bekenner des Evangeliums sich werde bewegen lassen; er sei nur persönlich zu sehr von Luther verletzt und gereizt. Auch an ihn also schrieb dieser jetzt am 22. Dezember d. J. „Ich bin," sagt er, „zu Rath worden, Ew. Fürstliche Gnaden noch einmal

demüthig und freundlich zu ersuchen mit dieser Schrift, vielleicht zur Letze; denn mich's fast ansiehet, als sollt Gott, unser Herre, bald unser ein Theil von hinnen nehmen, und darauf stehet die Sorge, Herzog Jürge und der Luther müßten auch mit." Dann bittet er, unterwirft sich und sucht Gnade für Alles, worin er mit Schriften oder Worten am Herzog sich verfehlt habe; nur von seiner Lehre könne er Gewissens halber nicht lassen. Luther beugte sich übrigens hier doch nicht so wie vor Heinrich und hat dem Brief auch seine eigene Schärfe beigegeben. Er versicherte dem Herzog zugleich, daß er es auch schon mit seinen früheren harten Aeußerungen gegen ihn besser als alle seine Schmeichler und Lobredner gemeint habe und verwarnte ihn, daß er nicht nöthige, wider ihn zu Gott zu beten.

Gewiß hat Luther die beiden Briefe, wie er selbst von dem an Heinrich sagt, mit einfältigem und aufrichtigem Herzen geschrieben. Sie zeigen recht, wie viel Gutmüthigkeit und zugleich Mangel an Menschen- und Weltkenntniß in ihm mit dem heftigen, leidenschaftlichen Kampfeseifer sich verband. Georg antwortete ihm sogleich mit Ingrimm und einer, wie Luther sagt, bäuerischen Grobheit. Der an sich nicht unedle Fürst war jetzt so im Haß gegen den Ketzer verbittert, daß er ihm die gemeinsten Motive des Geizes, Ehrgeizes und der Fleischeslust vorwarf: Luther hat auch im Streit mit den schlechtesten Gegnern nie zu dergleichen persönlichen Verlästerungen sich verführen lassen. — Auf eine erst später erfolgte Antwort des Königs und ebenso auf eine Entgegnung des Erasmus werden wir unten noch zu reden kommen.

Nach der anderen Seite hin richteten sich Luther und seine Freunde in diesem Jahre sofort gegen die neu aufgetretene Abendmahlslehre. Zunächst ließ indessen Luther Andere gegen sie vorgehen: Bugenhagen verfaßte einen öffentlichen Sendbrief wider sie an den Freund Heß in Breslau, Brenz in Schwäbisch-Hall veröffentlichte mit einer Anzahl anderer schwäbischer

Prediger eine Schrift gegen Oekolampadius. Luther selbst bezog sich zwar seit Februar 1525 auf die Zwingli'sche Auffassung schon wiederholt in Predigten vor seiner Gemeinde, die dann auch gedruckt erschienen, beschränkte sich jedoch im Uebrigen noch darauf, nach Straßburg und nach Reutlingen, von wo aus man in der Frage sich an ihn gewandt hatte, am 5. November d. J. und am 4. Januar des folgenden Jahres briefliche Warnungen vor den Irrlehren, die über das Sacrament sich erhoben haben und vor der „Schwärmgeisterei" überhaupt zu senden. Wir verfolgen später den weiteren Verlauf des Streites.

Alle die Polemik aber lief bei ihm nur neben der positiven Arbeit und Wirksamkeit her. Seine Hauptaufgabe war hier, das begonnene Werk in der eigenen Kirche weiter zu führen. Hiefür durfte er der inneren Theilnahme des neuen Landesherrn gewiß sein und suchte sie nun sobald als möglich auch selbst für die kirchlichen Zwecke in Thätigkeit zu setzen. Während dem Verkehr mit Kurfürst Friedrich Spalatin als Vermittler zu dienen pflegte, trug er Johann seine Anliegen direct und, wenn sich Gelegenheit fand, auch mündlich vor; er that es mitunter in recht dringlicher Weise. Spalatin ging jetzt, wie es schon früher sein Wunsch gewesen war, auf eine Pfarrstelle über: er wurde Nachfolger des nach Nürnberg abgegangenen Link in Altenburg; auch Johann übrigens bewahrte ihm besonderes Vertrauen.

In seinem amtlichen Beruf war und blieb Luther vor allem Mitglied der Universität; stets hegte er auch ein hohes Bewußtsein von ihrer Bedeutung für die evangelische Wahrheit, die Kirche und das allgemeine Wohl. Er begann beim Kurfürsten mit Bitten für sie, daß Uebelständen abgeholfen werden möge, welche in den letzten Regierungsjahren des alternden und kränklichen Kurfürsten Friedrich sich eingestellt hatten. Es fehlte namentlich an dem erforderlichen Gehalt für verschiedene Professuren, und Vorlesungen für

manche Fächer lagen darnieder. Luther hat da, wie er nachher entschuldigend dem Kurfürsten gegenüber sich ausdrückte, es bei diesem „hart angeregt, die Universität zu ordiniren", also daß „sein so sorgfältig Treiben den Kurfürsten fast befremdete, als ob er den Zusagen desselben nicht viel glaubte". Im September nahm eine fürstliche Commission in Wittenberg das Nöthige vor. Die Fürsorge des Fürsten für die Theologie bethätigte sich besonders darin, daß er Melanchthons Gehalt verdoppelte, um ihn desto mehr bei den theologischen Vorlesungen, zu denen er ursprünglich nicht verpflichtet war, festzuhalten.

Dann wandte sich Luther ganz den Bedürfnissen des neuen kirchlichen Lebens zu.

In Wittenberg und von Wittenberg aus war bereits eine Ordnung des Gottesdienstes hergestellt, in welchem die evangelische Wahrheit zum ungetrübten Ausdruck kommen sollte. Der Gemeinde wurde das Gotteswort verkündigt und sie betheiligte sich auch selbst schon mit dem Gesang deutscher Kirchenlieder. Noch aber wurden die zur Liturgie gehörigen Stücke, welche theils der Geistliche, theils ein Chor zu singen hatte, in dem überlieferten Latein vorgetragen. Dagegen stellte Luther jetzt vollends einen ganz deutschen Gottesdienst her, änderte auch sonst noch Einzelnes an den bisherigen Formen. Für die musikalischen Aenderungen, die dabei nöthig wurden, schickte ihm der Kurfürst zwei Musikmeister aus Torgau zur Hülfe. Namentlich mit einem derselben, Johann Walter, hat Luther fleißig zusammen gearbeitet und ist dann fernerhin in Freundschaft und Verkehr mit ihm geblieben; Einzelnes hat er hiebei auch selbst componirt.

Auch über diese neuen Einrichtungen, wie über die früher getroffenen faßte Luther einen öffentlichen Bericht ab. Derselbe erschien zu Anfang des folgenden Jahres: „Deutsche Messe und Ordnung Gottesdiensts zu Wittenberg fürgenommen". Auch jetzt aber verwahrte er sich von

vornherein dagegen, daß aus seiner Ordnung ein nöthig Gesetz gemacht oder jemandes Gewissen damit verstrickt werden sollte. Auch hier ferner wollte er vor allem wieder auf die Schwachen und Einfältigen Rücksicht genommen haben, — auf Diejenigen, die erst noch erzogen und zu Christen herangebildet werden müßten; ja auf ein Volk hatte er es abgesehen, unter welchem, wie er sagte, Viele noch gar nicht Christen seien, sondern die Mehrzahl dastehe und gaffe, um nur etwas Neues zu sehen, gerade als wenn der christliche Gottesdienst mitten unter den Türken und Heiden behalten würde; es handle sich da erst um eine öffentliche Reizung zum Glauben und zum Christenthum. Er dachte zugleich noch an eine andere und, wie er sagt, rechte Art evangelischer Ordnung, für die er jedoch die Leute noch nicht habe: da müßten nämlich alle die Einzelnen, die mit Ernst Christen sein und sich zum Evangelium bekennen wollten, sich mit Namen einzeichnen und allein unter sich zum Gebet, Lesen des göttlichen Wortes, Spendung der Sacramente und Uebung anderer christlicher Werke zusammenkommen. Für eine solche Versammlung und ihren Gottesdienst nahm er dann nicht etwa noch reichere liturgische Formen in Aussicht, sondern im Gegentheil nur eine „kurze feine" Weise, in dem man hier einfach „alles auf's Wort und Gebet und die Liebe richten" könne, dazu dann aber auch eine regelmäßige Uebung gemeindlicher Zucht und eine christliche Armenpflege nach apostolischem Vorbild. Aber für jetzt erklärte er, eben weil ihm die Personen dazu fehlen, auf eine solche Gemeine verzichten zu müssen; er wolle warten, „bis die Christen, so mit Ernst das Wort meinen, sich selbst dazu finden und anhalten"; sonst möchte eine „Rotterei daraus werden", wenn er es aus seinem eigenen Kopf betreiben wollte, denn die Deutschen seien ein wild Volk, mit dem nicht leicht etwas anzufangen sei, es treibe denn die höchste Noth. Schon für diese Gottesdienstordnung gab auch der Kurfürst seine Zustimmung und beabsichtigte sie

zum Vorbild für die anderen Kirchen seines Landes zu setzen. —

Hier aber eröffnete sich nun überhaupt ein weites und kaum schon im einzelnen übersehbares Gebiet, das einer höheren Fürsorge und der Leitung und Unterstützung durch höhere Gewalten und Autoritäten bedürftig erschien. An vielen Orten war für eine kirchliche Neubildung und Befriedigung der religiösen Bedürfnisse im evangelischen Sinne noch Nichts oder wenigstens nichts Geordnetes und Sicheres geschehen. Es war keine Gesammtkirche und kein höheres kirchliches Amt vorhanden, durch dessen Ansehen und Vollmacht Reformen hätten vollzogen und neue geordnete Zustände hätten hergestellt werden können. Das war ein schwerer Nothstand auch für Orte, wo etwa die gegenwärtigen Geistlichen mit der Mehrzahl oder dem Kern ihrer Gemeindeglieder schon im Bekenntniß zur evangelischen Lehre einig und darüber klar waren. Und bei einer Menge von Gemeinden, ja bei der großen Masse des Landvolkes herrschte vielmehr noch ganz jener Mangel an Erkenntniß, Reife und innerer Theilnahme, den Luther bis jetzt sogar bei einem großen Theil seiner Wittenberger wahrnahm. Die Bischöfe hatten, soweit sie unter Kurfürst Friedrich noch Visitationen in seinen Landen hielten, die neue Lehre dadurch nicht mehr zurückdrängen können und durften sich jetzt hier kein Einschreiten mehr gegen sie erlauben. Diese hatte jedoch, wie Luther selbst am besten wußte, darum keineswegs schon die Seelen durchdrungen. Großentheils erschien die Menge noch stumpf und gleichgültig. Auch unter den bisherigen Geistlichen waren manche so haltungslos, unklar und unfähig, daß sie die Gemeinden nach keiner Seite hin weiter bringen konnten. Es kamen gar solche vor, die je nach Umständen bald die alten, bald die neuen kirchlichen Bräuche auszuüben bereit standen. An einzelnen Orten aber stießen die Neuerungen auch auf Widerspruch: so bei verschiedenen adeligen Herren und bei Geistlichen,

die von ihnen abhingen; sollte er gebrochen werden, so konnte dies nur durch die landesherrliche Autorität und Gewalt geschehen. Endlich drohte, von dem Allen abgesehen, dem Kirchenwesen schon dadurch eine fortschreitende Zerrüttung und Auflösung, daß die Mittel zu seinem äußeren Unterhalt versiegten oder verschleudert wurden. Die herkömmlichen Abgaben gingen nicht mehr ein, es wurden keine Gelder für Privatmessen mehr bezahlt, viele Herren, und zwar auch altkirchlich gesinnte, zogen kirchliche Güter an sich. Luther klagte: „Wo hie nicht eine tapfere Ordnung und stattliche Erhaltung der Pfarren und Predigtstühle wird vorgenommen, wird in kurzer Zeit weder Pfarrhöfe, noch Schulen Etwas sein und also Gottes Wort und Dienst zu Grunde gehen."

Es galt, hier erst noch die Prinzipien für die Begründung eines neuen geordneten Kirchenthums aufzustellen.

Früheren Aeußerungen zu Folge, wie sie Luther besonders in der Schrift an den deutschen Adel gethan, möchte man etwa erwarten, daß dasselbe nach seinem Sinn, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, von unten her sich hätte aufbauen sollen, nämlich auf Grund des allgemeinen Priesterthums aller getauften Christen, die jetzt selbst, nachdem sie das evangelische Wort vernommen und angenommen, in neuen gemeindlichen Formen sich hätten organisiren müssen. Schon dort übrigens hatte Luther, wie wir sahen, der Obrigkeit Pflichten auch mit Bezug auf's kirchliche Leben zuerkannt, und jetzt sprach er das stärkste, schmerzlichste Bewußtsein davon aus, daß die große Menge eben noch nicht aus wirklichen Christen bestehe, sondern erst noch der öffentlichen Reizung zum Christenthum bedürfe. Weiter tritt uns dann jene Idee seiner „deutschen Messe" von einer besonderen Sammlung echter, freiwillig sich einigender Christen entgegen; sie war von ihm auch schon drei Jahre früher in einer Predigt ausgesprochen worden. Man könnte denken, daß wenigstens von hier eine selbständige Gemeindebildung

hätte ausgehen können. Kurz darauf, im October 1526, nahm auch wirklich eine hessische Synode, die Landgraf Philipp in Homberg abhielt, einen Verfassungsentwurf an, wonach die zu Gottes Wort sich bekennenden Christen sich freiwillig als Glieder christlicher, evangelischer Gemeinden einschreiben lassen, durch die Gemeindeversammlungen die geistlichen Hirten und Bischöfe gewählt, endlich allgemeine Synoden für die Landeskirche aus diesen und aus Abgesandten der Gemeinde gebildet werden sollten. Aber wie Luther dort erklärt hat, daß es an den Personen fehle, so sprach er in einem Gutachten für Philipp aus, daß er nicht so kühn sein könne, einen solchen Haufen von Gesetzen vorzunehmen, und daß die Leute wohl nicht so dazu geschickt seien, wie diejenigen meinen, die da sitzen und die Gesetze machen. Ganz unerträglich wäre überdieß für ihn der Gedanke daran gewesen, daß die Masse der draußen Bleibenden, die dann nach dem Ausdruck des Homberger Entwurfs für Heiden anzusehen waren, ohne eine geregelte Predigt des göttlichen Wortes und namentlich ohne Taufe und christliche Erziehung der Kinder ihrem Schicksal überlassen werden möchte. Dazu hat er, wie wir längst bemerkten, gewisse kirchliche und religiöse Verpflichtungen der Obrigkeiten, Fürsten und Magistrate stets mit der ganzen damaligen Christenheit fest gehalten. Er wollte schon in jenen früheren Schriften, daß sie das Treiben der dem Evangelium feindlichen Pfaffen mit Worten und im Nothfall mit Gewalt verbieten. Jetzt wandte er besonders den Begriff äußerer, götzendienerischer Gräuel auf den päpstlichen Gottesdienst und sein Meßopfer an: ihnen habe die über das äußere Leben gesetzte Obrigkeit zu steuern, ohne daß hiedurch Jemand zum Glauben genöthigt oder den Seelen Gewalt angethan würde; so forderte er es damals namentlich den katholischen Mitgliedern des Altenburger Stiftes gegenüber. Andererseits fielen ja in das Gebiet des äußeren Lebens und äußerer Ordnungen auch die materiellen Mittel

für den äußeren Bestand der Kirche. Und nur ein Schritt weiter war es dann, wenn die Obrigkeit jede öffentliche Verkündigung von Lehren, die sie im Widerspruch gegen Gottes Wort fand, verwehrte und Prediger eben für dieses Wort bestellte, ja wenn sie endlich überhaupt die Herstellung und Wahrung der kirchlichen Ordnung, sofern es eben eine äußere und nothwendige und durch keine andere Macht herstellbare Ordnung sei, in die Hand nahm. Kurfürst Johann selbst hatte schon am 16. August 1525 in seiner bisherigen Residenz Weimar der gesammten Geistlichkeit des Amtskreises angekündigt, „daß man das lauter rein Evangelion ohn menschliche Zusatzung predigen solle".

Aus diesen Verhältnissen und aus diesen Anschauungen heraus bewog Luther jetzt seinen Landesherrn zu umfassenden Maßregeln für die Kirche. Sobald er die Angelegenheiten der Universität erledigt und seine Ordnung des deutschen Gottesdienstes fertig sah, strebte er nach einer allgemeinen „Reform der Parochien": das, sagte er in einem Brief zu Ende Septembers, sei der Steinblock, an dem er jetzt wälze. Dem Kurfürsten trug er am Jahrestage seiner 95 Thesen, dem 31. October 1525, vor: es seien jetzt, nachdem die Ordnung der Universität und die des Gottesdienstes hergestellt sei, noch zwei Stücke, welche Sr. Kurfürstlichen Gnaden als weltlicher Obrigkeit Einsehen und Ordnung fordern; das eine sei, daß die Pfarren allenthalben so elend darnieder liegen: das andere sei, daß der Kurfürst, wie Luther davon auch schon zuvor in Wittenberg mit ihm geredet habe, auch das weltliche Regiment seiner Räthe und Amtleute visitiren ließe, über welches allenthalben in den Städten und auf dem Land viele Klage sei. Ueber das erste erklärte er sich dann, nachdem er eine gnädige Antwort erhalten hatte, weiter dahin, daß die Leute, welche evangelische Prediger haben wollten, zu einer etwa erforderlichen Ergänzung ihres Einkommens auch selbst angehalten werden müßten, und schlug vor, das Land in vier

oder fünf Districte zu theilen, deren jeder durch zwei fürstliche Commissäre visitirt werden möge. Sein Absehen ging zunächst eben auf jene äußere Erhaltung des Pfarrstandes mit den dazu nöthigen Mitteln. Er sprach aber auch schon von Anweisungen für die Pfarrer — daß alte oder zum Predigen untüchtige, doch sonst fromme Pfarrherren verpflichtet werden sollten, die Evangelien mit der Predigtpostille vorzulesen oder lesen zu lassen. Ueber Leute, denen ein evangelischer Prediger gleichgültig oder gar zuwider wäre, äußerte er sich hier nicht; bei den weiteren Rathschlägen und darauf folgenden Verordnungen aber ist vorausgesetzt, daß ein evangelisches Predigtamt überall aufgerichtet werden müsse. Daß der Kurfürst auch zu diesem ganzen kirchlichen Dienst sich von Gott als treues Werkzeug gebrauchen lassen möge, begründet ihm Luther damit: „weil Euer Kurfürstl. Gnaden dazu durch uns und durch die Noth selbst, als gewißlich von Gott, gebeten und gefordert wird."

So hingebend Kurfürst Johann auf Luthers Worte und Mahnungen hörte, so schwer wurde es doch, die beantragte große Unternehmung in Gang zu bringen. Luther wußte, wie er gegen Johann selbst äußerte, wohl, daß wichtige Dinge bei Hof leicht „durch überflüssige Geschäfte verzogen würden" und daß Herrenhöfe viel zu thun haben und ein anhaltendes Ersuchen bei ihnen noth thue. Er kannte seinen Fürsten, daß derselbe beim besten Willen seiner Umgebung gegenüber nicht energisch genug sei, und unter dieser Umgebung waren ihm Manche wegen kirchlicher und religiöser Gleichgültigkeit und Eigennutzes verdächtig. Die Aufgabe, die hier vorlag, war aber auch schwieriger und verwickelter, als Luther selbst beim Erfassen und ersten Vortrag seiner Idee wohl gedacht hatte.

Es verstrich ein volles Jahr, ehe an die Sache im Großen die Hand angelegt wurde. Nur innerhalb des Amtskreises Borna wurden schon im Januar 1526 durch Spalatin und einen weltlichen Beamten des Fürsten die Pfarreien

besichtigt und ebenso während der Fastenzeit innerhalb des thüringischen Amtes Tenneberg, wobei Luthers Freund Friedrich Mykonius in Gotha, seitdem eine der hervorragendsten reformatorischen Persönlichkeiten Thüringens, thätig war. Indessen erhielt die Geistlichkeit insgemein vom Landesherrn die Weisung, im Gottesdienst nach Luthers „Deutscher Messe" sich zu richten.

Im Laufe des Sommers entwickelten sich dann auch die allgemeinen Angelegenheiten des deutschen Reiches dahin, daß jenes reformatorisch kirchliche Wirken der Obrigkeit zu einer rechtlichen Grundlage in demselben gelangte. Soeben noch war hier die Lage der Dinge für die Evangelischen bedrohlicher geworden als je seit dem Tage von Worms. Denn Kaiser Karl hatte den Krieg mit Frankreich, während dessen er sein Edict hatte ruhen lassen müssen, durch einen glänzenden Sieg zu Ende gebracht, und in dem Frieden, welchen er mit dem gefangenen König Franz im Januar 1526 zu Madrid abschloß, bezeichneten es die beiden Fürsten als Zweck desselben, die gemeinsamen christlichen Waffen jetzt auf die Vertreibung der Ungläubigen und auf die Ausrottung der lutherischen und anderen Ketzereien hinrichten zu können. Der Kaiser erließ auch eine Mahnung an deutsche Fürsten, hiefür vorzuarbeiten, und eine Anzahl derselben pflog darüber gemeinsame Berathung. Dem gegenüber war von den Evangelischen jener Bund in Torgau geschlossen. Aber sobald König Franz wieder frei in seinem Frankreich war, zerriß er den Frieden, den er auf's Feierlichste beschworen hatte. Papst Clemens, dem dort so schöne Aussichten auf die Reinigung und Einigung der Christenheit gemacht waren, legte mehr Werth auf die politischen Interessen und weltlichen Besitzungen in Italien, über welche zwischen ihm, dem Kaiser und dem König eifersüchtig gestritten wurde. Erschrocken vor der Uebermacht des Kaisers gebrauchte der heilige Vater seine göttlichen Vollmachten dazu, den König seines Eides zu

entbinden, und schloß selbst mit ihm ein kriegerisches Bündniß gegen Jenen, das sie die „heilige Liga“ nannten. Mykonius hat dazu bemerkt: „denn was die Päpste thun, muß alles das allerheiligste heißen, weil er so heilig ist, daß auch Gott, Evangelium und Alles unter seinen Füßen liegen müssen.“ Zugleich drang von Osten her der Türke gegen Deutschland heran. So wurde es möglich, daß ein Reichstag zu Speier, der ursprünglich zur endlichen Durchführung des Wormser Beschlusses berufen schien, auf den Reichsabschied vom 27. August 1526 hinführte, worin ausgesprochen wurde, daß, bis ein allgemeines christliches Conzil oder wenigstens ein deutsches Nationalconzil zu Stand komme und entscheide, ein jeder Reichsstand in Sachen, so das Wormser Edict belangen, für sich also leben, regieren und sich halten möge, wie ein Jeder solches gegen Gott und kaiserliche Majestät hoffe und vertraue zu verantworten.

Luther wandte sich jetzt, nachdem er „Sr. Kurfürstl. Gnaden lange nicht Supplication gebracht habe“, am 22. November 1526 auf's neue an Johann: die Bauern seien so zuchtlos und undankbar gegen Gottes Wort, daß er wohl geneigt wäre, sie ohne Prediger wie die Säue weiter leben zu lassen, aber wenigstens für die arme Jugend müsse man sorgen. Er sprach hiebei gewichtige Grundsätze über die Aufgabe der Obrigkeit und des Staates überhaupt aus: der Fürst sei der oberste Vormund der Jugend und Aller, die es bedürfen; die Städte und Dörfer, welche Vermögen dazu haben, seien zu zwingen, daß sie Schulen und Predigtstühle halten, gleichwie man sie zu Abgaben für Brücken, Wege und andere Landesnoth mit Gewalt zwingt. Er berief sich hiefür auf Gottes Gebot und zugleich auf eine allgemeine Noth und Nothwendigkeit, da, wenn man jene Pflicht versäume, das Land voll wilder, loser Leute werde. In Betreff der Klöster und Stifte erklärte er, daß sie, nachdem es mit der persönlichen Ordnung im Land aus sei, dem Fürsten, als dem obersten Haupt, in die Hände fallen und

hiemit auf ihn auch die Pflicht und Beschwerde komme, solche Dinge zu ordnen, da ihrer Niemand sonst sich annehmen könne. Besonders warnte er den Fürsten noch davor, daß man nicht den Adel die Klostergüter an sich reißen lasse — „wie man denn schon sage und auch Etliche thun". Zum Gottesdienst seien sie gestiftet, was daneben übrig bleibe, möge der Fürst zur Landesnothdurft oder für arme Leute verwenden. Freunden gegenüber äußerte sich Luther auf's bitterste und schmerzlichste über solche dem Kurfürsten nahe stehende Herren, die nie von Evangelium und Frömmigkeit etwas haben hören wollen, nun aber über die gute Beute und evangelische Freiheit lachen.

Jetzt sollte die Sache ernstlich in's Werk gesetzt werden. Der Kurfürst ließ in Wittenberg durch seinen Kanzler Brück, Luther und Andere die nöthigen Maßregeln berathen. Im Februar 1527 wurden Visitatoren ernannt, darunter Melanchthon. Sie fingen auch schon die Arbeit im Kurkreis, zu dem Wittenberg gehörte, an, doch ist uns über ihren Verlauf hier nichts mehr bekannt. Im Juli kam es zu einer größeren Visitation in Thüringen.

Ueber Luther aber brach jetzt schweres persönliches Leiden und auch häusliche Drangsal herein, während zugleich die Visitation und das akademische Leben zu Wittenberg einer Störung unterlag.

Glücklich hatte Luther das erste Jahr seines Ehestandes verlebt; wenn auch, was seine leiblichen Zustände betrifft, schon damals bei ihm Steinbeschwerden sich zeigten, die in späterer Zeit sehr peinlich und gefährlich für ihn werden sollten.

Am 7. Juni 1526 brachte ihm, wie er seinem Freund Kühel meldete, „seine liebe Käthe von großer Gottesgnaden einen Hansen Luther", einen gesunden Erstgeborenen. Froh und dankbar lernten sie, nach der Aeußerung eines anderen Briefs, hier die Frucht und Freude des Ehestandes kennen, deren der Papst mit seinen Leuten nicht werth sei.

Unter den verschiedenartigen theologischen und kirchlichen Arbeiten und den Vorbereitungen zur Visitation nahm er an Sorgen des Hauswesens theil, legte den Garten an, der zur Wohnung des Klosters gehörte, ließ einen Brunnen bauen, bestellte sich Sämereien aus Nürnberg durch Freund Link, auch Rettige aus Erfurt. Zu gleicher Zeit schrieb er an Link um Werkzeuge zum Drechseln, was er mit seinem Diener Wolf oder Wolfgang Sieberger betreiben wolle: denn die Wittenberger Barbaren seien darin zu weit zurück; und er wolle, falls die Welt ihn als Diener des Wortes nicht mehr ernähren möchte, sich seinen Unterhalt auch mit der Hand verdienen lernen.

Schon in der ersten Hälfte des Januars 1527 aber befiel ihn plötzlich ein heftiger Andrang des Blutes gegen das Herz, der ihn fast tödtete, indessen noch schnell vorüber ging.

Ein Krankheitsanfall mit schweren Beengungen und Anfechtungen der Seele und mit langen Nachwirkungen erfolgte am 6. Juli. Am Morgen dieses Tages ergriff ihn eine Seelenangst, in der er seinen treuen Freund und Beichtvater Bugenhagen herbeirief, sich von ihm Trost aus Gottes Wort zusprechen ließ und mit anhaltendem Gebet sich und die Seinigen Gott anbefahl. Auf Bugenhagens Zureden ging er dann doch zu einem Frühmahl, zu welchem ihn der kurfürstliche Erbmarschall Hans Löser geladen hatte. Er genoß hier wenig, zeigte sich jedoch gegen die Tischgenossen möglichst heiter, suchte dann Erholung im Garten des Jonas und im Gespräch mit diesem, lud ihn auch mit seiner Frau auf den Abend in sein Haus ein. Als sie aber zu ihm kamen, klagte er über ein Brausen und Klingen wie Meereswellen im linken Ohr, das weiter mit unerträglichem Schmerz wie eine Windsbraut ihm durch den Kopf drang. Er wollte sich zu Bett legen, wurde aber auf der Schwelle der Schlafkammer ohnmächtig, indem er noch nach Wasser rief. Mit kaltem Wasser begossen, kam er wieder zu sich, fing laut

zu beten und über geistliche Dinge zu reden an und fuhr damit fort, obgleich ihn dazwischen noch einmal eine kurze Ohnmacht überkam. Der herbei gerufene Arzt Augustin Schurf ließ ihm den ganz kalt gewordenen Leib erwärmen. Auch Bugenhagen wurde wieder herbeigeholt. Luther dankte dem Herrn, der ihm die Erkenntniß seines heiligen Namens verliehen habe; Gottes Wille möge geschehen, ob er ihn nun sterben lassen wolle, was ihm selbst Gewinn wäre, oder noch länger im Fleisch leben und arbeiten lassen. Die Freunde rief er zu Zeugen auf, daß er bis an sein Ende gewiß sei, recht nach Gottes Befehl gelehrt zu haben. Seine Frau versicherte er tröstend, daß sie trotz allen Geredes der blinden Welt sein Weib sei und ermahnte sie, nur an Gottes Wort sich zu halten. Er fragte auch: „Wo ist denn mein allerliebstes Hänschen?“ Das Kind lachte den Vater an, und er befahl es mit der Mutter dem Gotte, der ein Vater der Waisen und Richter der Wittwen sei. Als einzigen irdischen Besitz, den er den Seinigen hinterließ, bezeichnete er seiner Hausfrau einige silberne Becher, die ihm geschenkt worden waren. Nachdem ein Schweiß bei ihm ausgebrochen war, wurde ihm besser und er konnte am folgenden Tag zur Mahlzeit aufstehen. Er äußerte nachher, daß er unter den Händen seiner Frau und seiner Freunde schon zu sterben gemeint habe, daß jedoch jene vorangegangene geistige Anfechtung etwas weit Schwereres für ihn gewesen sei.

Luther klagte dann fernerhin über Schwäche des Kopfes, und die inneren Beklemmungen und Stürme der Seele wiederholten und steigerten sich. Er berichtete am 2. August dem bei der Thüringer Visitation beschäftigten Melanchthon, daß er über eine Woche lang in Tod und Hölle umhergeworfen worden sei und in Folge davon noch jetzt in seinen Gliedern zittere.

Während es ihm selbst so erging, hörte man, daß eine Pest Wittenberg nahe, ja schon in der Stadt ausgebrochen sei. Es ist bekannt, wie die furchtbare Krankheit wiederholt

in Deutschland gewüthet hatte und schon durch den Schrecken, der vor ihr herging und sie begleitete, verderblich wurde. Die Universität wurde jetzt aus Furcht vor ihr nach Jena verlegt.

Luther aber beschloß, mit Bugenhagen, dem er ja noch im Predigtamt zur Seite stand, bei der Gemeinde, die jetzt mehr als je geistlicher Hilfe bedurfte, auszuharren, wiewohl sein Fürst selbst ihm schrieb: „Wir wollten aus viel Ursachen und Euch selbst zu gut nit gern sehen, daß Ihr Euch von der Universität trennen sollet; — thut uns daran zu Gefallen!" — Er schrieb an einen Freund: „Wir sind hier nicht allein, sondern Christus und eure und aller Heiligen Gebete sind mit den heiligen Engeln bei uns."

Die Seuche war wirklich ausgebrochen, wenn auch nicht mit der Wuth, die der allgemein verbreiteten Angst vor ihr entsprochen hätte. Bald zählte Luther 18 Leichen, die in der Nähe seiner Wohnung beim Elsterthore bestattet wurden. Die Krankheit rückte aus der sogenannten Fischervorstadt in die Mitte der Stadt vor: hier verschied das erste von ihr hingeraffte Opfer, die Frau des Bürgermeisters Tilo Dene, beinahe in den Armen Luthers. — An die Freunde draußen schickte Luther beruhigende Berichte und schnitt alle übertreibende Angaben ab. Sein Freund Heß in Breslau befragte ihn, „ob einem Christenmenschen gezieme zu fliehen in Sterbensläuften": er antwortete in einem öffentlichen Sendschreiben, welches sich über das ganze rechte Verhalten der Christen darin verbreitete. — Von den Studenten waren doch wenigstens einige in Wittenberg geblieben. Für sie begann er jetzt eine neue Vorlesung.

Dabei hatte Luther über jene Anfechtung, die in seinem Innern fortwogte, auch in den folgenden Monaten und noch bis zum Uebergang ins nächste Jahr immer wieder auf's schmerzlichste zu klagen. Er sagte, sie sei ihm schon von seiner Jugend her nicht unbekannt; er hätte jedoch nicht erwartet, daß sie so stark werden könnte: er fand sie

also jenen Zuständen und Kämpfen, die er als Jüngling durchzumachen hatte, wenigstens gleichartig. Die Eindrücke der Pest und die Trennung von allen nahen Freunden außer Bugenhagen mußte bei ihm zur Steigerung derselben noch beitragen.

Er wurde jetzt auch durch die Nachricht von der Hinrichtung eines treuen Glaubensgenossen, des bairischen Geistlichen Leonhardt Käser oder Kaiser, der am 16. August 1527 in der Stadt Scherding den Feuertod erlitt, sehr tief ergriffen und bewegt. Aehnlich wie nach Heinrichs von Zütphen Märtyrerthum brach er in die Klage aus, wie wenig er selbst im Vergleich mit einem solchen Helden und Blutzeugen werth sei. Er gab auch einen Bericht über ihn und sein Ende, den ihm Michael Stiefel zugesandt hatte, mit einem Vorwort und Schlußwort heraus. Um dieselbe Zeit verfaßte er für die Evangelischen zu Halle a. d. Saale, deren Prediger Winkler schon im vorangegangenen April ermordet worden war, eine hierauf bezügliche tröstliche Schrift.

Zugleich kam ihm im Herbst eine neue Streitschrift des Erasmus gegen ihn zu, die er nicht mit Unrecht ein Schlangenproduct nannte, und er stand mitten im Kampf mit Zwingli und Oekolampad. Er rief einmal in einem Brief an Jonas aus: „O daß doch Erasmus und die Sacramentirer (Zwingli u. s. w.) nur eine Viertelstunde lang das Elend meines Herzens verspüren könnten: ich bin gewiß, daß sie sich dann aufrichtig bekehren würden; jetzt sind meine Feinde stark und leben und häufen auf mich, den Gott zerschlagen hat, Schmerz über Schmerz."

Die Krankheit drang auch an die Seinigen heran. Die Frau des Arztes Schurf, der damals im gleichen Haus mit ihm wohnte, wurde von ihr ergriffen und erholte sich zu Anfang Novembers erst langsam wieder. Im Pfarrhause lag die Frau des Kaplan oder Diakonus Georg Rörer darnieder und starb am 2. November, worauf Luther

Bugenhagen und dessen Familie aus dem vom Schrecken erfüllten Hause zu sich in seine eigene Wohnung herüber nahm.

Abb. 39. Luther nach einem Gemälde Cranachs v. J. 1528 (in Berlin).

Schon aber zeigten sich auch bei einer Freundin, Margarethe Mocha, die damals in Luthers Familie sich aufhielt, die gefährlichen Symptome und sie wurde wirklich auf den Tod

krank. Seine Frau sah eben jetzt einer Entbindung entgegen: er war für sie um so mehr besorgt, da Rörers Frau

Abb. 40. Luthers Frau nach einem Gemälde Cranachs v. J. 1528 (in Berlin).

in der gleichen Lage erkrankt und gestorben war; sie selbst jedoch blieb, wie er sagt, fest im Glauben und zugleich gesund am Leib. Zur selben Zeit endlich, in den letzten Octobertagen, wurde sein Hänschen krank und wollte zwölf

Tage lang nichts mehr essen. Als damals der Jahrestag der 95 Thesen wiedergekehrt war, meldete Luther dem Amsdorf von diesen Drangsalen, in denen er sich befand, und schloß dann: „So sind draußen Kämpfe, inwendig Schrecken; — Ein Trost ist, den wir dem Wüthen des Satans entgegen stellen, daß wir das Wort Gottes haben, die Seelen der Gläubigen zu retten, ob auch jener die Leiber verschlingt; — betet für uns, daß wir die Hand des Herrn tapfer ertragen und des Teufels Macht und List überwinden, sei's durch Tod oder Leben, Amen. Wittenberg, am Tag Aller Heiligen, am zehnten Jahrestag, nachdem der Ablaß zertreten ist, deß zum Gedächtniß wir in dieser Stunde getröstet einen Trunk thun."

Kurze Zeit nachher konnte Luther über die Krankheiten in seinem Hause dem Jonas schon etwas günstiger berichten, seufzte aber selbst noch unter dem tiefsten inneren Drucke: „Ich trage Gottes Zorn, weil ich vor ihm gesündigt habe; der Papst und Kaiser, die Fürsten, die Bischöfe und die ganze Welt hassen mich, und nicht genug daran, müssen auch meine Brüder (er meint jene Sacramentirer) mich quälen; meine Sünden, der Tod, der Satan mit seinen Engeln wüthen ohn' Ende; und was sollte mich noch trösten, wenn mich auch Christus verließe, um dessen Willen jene mich hassen? aber er wird den armen Sünder nicht verlassen bis an's Ende." Darauf folgen die schon vorher angeführten Worte über Erasmus und die Sacramentirer.

Gegen Mitte Dezembers hörte die Pest allmählich auf. Aus seinem Hause meldete Luther am zehnten des Monats: „Mein Söhnchen ist wieder gesund und vergnügt, Schurfs Frau wieder hergestellt, Margarethe dem Tod unverhofft entronnen; wir haben für die Kranken fünf Schweine hingegeben, welche uns gestorben sind." Und als er an diesem Tage vor Tisch von seiner Vorlesung nach Hause kam, genas seine Frau glücklich eines Töchterchens, das den Namen Elisabeth erhielt.

Ueber die eigenen inneren Leiden erhob er sich mit der Gewißheit, daß dennoch sein Herr und Heiland auch unter ihnen bei ihm sei, und daß Gott auch sie zu seinem und anderer Besten, nämlich zu seiner eigenen Zucht und Demüthigung, über ihn kommen lasse. Es gelte, sagt er, von ihm, was Paulus sage: „Als die Sterbenden, und siehe, wir leben;" ja er wolle von seiner Last nicht frei werden, wenn sein Gott und Heiland dadurch verherrlicht werde.

Luthers Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott" erschien, wie neuerdings wenigstens mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen worden ist, wohl bald nach Beginn des nächsten Jahrs zum ersten Mal in einem Gesangbüchlein.*) Wir dürfen so in ihm wohl ein Erzeugniß eben jener für Luther so schweren Zeit sehen. Namentlich die Worte Luthers an jenem Jahrestage der Reformation klingen mit ihm zusammen.

Für die Hebung der psychischen Drangsale scheint dann bei Luther neben dem Aufhören der Seuche und der Rückkehr seiner Freunde auch eine heilsame Krisis in seinem leiblichen Zustande, der unter Stockungen des Blutumlaufs litt, einen günstigen Einfluß seit dem Beginne des neuen Jahres geübt zu haben.

Inzwischen wurde nach dem Ausbruch der Pest auch die Arbeit in der Kirchenvisitation eingestellt. Melanchthon jedoch, der sich nach Jena zur Universität begab, erhielt den Auftrag, einstweilen für ein weiteres Handeln in dieser Sache Ordnungen und Weisungen zu entwerfen, und Luther bekam die von ihm aufgesetzten Artikel noch im August zur Durchsicht und Prüfung.

Dieselben faßten die Grundzüge der evangelischen Lehre zusammen, wie sie fortan in den Gemeinden eingehalten

*) Ganz sicher ist, daß das Lied, wenn nicht dort, so doch jedenfalls schon in einem Wittenberger Gesangbuch des Jahrs 1529 stand, irrig also die weitverbreitete Annahme, daß Luther es erst während des Augsburger Reichstags 1530 gedichtet habe.

werden sollten: vorzugsweise mit Rücksicht auf den „gemeinen groben Mann“, der großentheils noch der ersten Erziehung zu christlichem Glauben und Leben bedürftig erschien, und mit Rücksicht auf viele Bekenner der neuen Lehre, die nicht mit Unrecht, wie Melanchthon anerkannte, der Vorwurf traf, daß sie das Wort vom seligmachenden Glauben zu einem Ruhekissen oder gar zu einem Deckmantel sittlicher Leichtfertigkeit werden lassen und ihre Predigten mehr mit Ausfällen gegen den Papst, als mit erbaulichem Inhalt ausfüllen. Melanchthon sprach darin aus: „Die haben den Papst nicht überwunden, die sich dünken lassen, daß sie den Papst überwunden haben.“ Und während er lehrte, daß die um ihre Sünde Bekümmerten nur an die Vergebung um Christi willen glauben sollen und durch diesen Glauben vor Gott gerecht werden und Trost und Frieden finden, wollte er doch mit besonderem Nachdruck die Leute daran gemahnt haben, daß dieser Glaube nicht sein könne ohne ernstliche Reue und Schrecken vor Gott, daß der Trost nur da, wo solcher Schrecken sei, gefühlt werden könne und daß hiezu das göttliche Gesetz mit seinen Forderungen und Drohungen auf die Seelen wirken wolle.

Daß jener heilbringende Glaube durch Gottes frohe Gnadenbotschaft nur in einem durch Gottes Gesetz gebeugten und zerschlagenen Herzen entstehe und weiter sich in Früchten der Buße bethätigen müsse, hatte Luther selbst, und zwar auf Grund der eigenen Lebenserfahrungen, sehr klar gelehrt, wenn er auch bei einer Darstellung der Lehre, wie sie hier zu entwerfen war, das auf die eine und andere Seite der Sache gelegte Gewicht vielleicht nicht ganz so wie Melanchthon vertheilt hätte. Aus der Mitte der katholischen Gegner aber erhob sich jetzt ein Geschrei, daß dieser die lutherische Lehre schon nicht mehr aufrecht zu halten wage: war's doch in ihrem Interesse, auf die lutherische Lehre selbst den vorhin erwähnten Vorwurf recht dreist laden zu können. Und, was weit bedenklicher war, aus dem bisherigen nächsten

Freundeskreise selbst richtete sich ein Angriff gegen Melanchthon: Agricola in Eisleben nämlich (vgl. oben S. 323) wollte nichts von einer Buße hören, die aus jenen Eindrücken des Gesetzes und aus Furcht vor der Strafe erwachse, sondern die ganze heilsame Umwandlung des Sünders nur von der frohen Botschaft der göttlichen Liebe und Gnade ausgehen lassen; nur daraus gehe auch eine rechte Gottesfurcht hervor, welche Gott nicht der Strafe wegen, sondern um seiner selbst willen fürchte: es war eine Unterscheidung, die er in Melanchthons Schrift vermißte. Dies war das erste Mal, daß unter denen, die bis dahin wirklich gemeinsam auf dem Boden der lutherischen Lehre standen, ein dogmatischer Streit auszubrechen drohte.

Luther dagegen stimmte dem Entwurf bei und fand nur wenig an ihm zu ändern. Das Gerede der Gegner bewegte ihn nicht; er beruhigte den Kurfürsten darüber: wer etwas Göttliches vornehme, müsse dem Teufel das Maul lassen, dawider zu plaudern und zu lügen. Wohlgefällig nahm er eben das auf, daß von Melanchthon dort Alles „für das Pöbel auf's einfältigste gestellet sei". Da fand auch er die feineren Unterscheidungen und Lehrbestimmungen nicht am Platze. Den Agricola, der lutherischer als er selbst sein wollte, brachte er noch zum Schweigen.

Nachdem Melanchthons Arbeit reiflicher und vielseitiger Berathung und Erwägung durch den Kurfürsten unterworfen worden war, trat sie auf seinen Befehl mit einer Vorrede Luthers im März 1528 in die Oeffentlichkeit — als „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherren im Kurfürstenthum zu Sachsen". Im Vorwort sprach Luther davon, wie wichtig und nöthig für die Kirche eine solche Aufsicht und Visitation sei. Daß jetzt der Kurfürst dieses Amtes sich annahm und Visitatoren aussandte, begründete er damit, daß, nachdem die Bischöfe und Erzbischöfe ihrer Pflicht untreu geworden, sonst Niemand einen besonderen Beruf oder gewissen Befehl dazu gehabt habe: deshalb sei der Fürst des

Landes als die von Gott verordnete weltliche Obrigkeit darum angegangen worden, aus christlicher Liebe, indem er als weltliche Obrigkeit es nicht schuldig gewesen wäre, dem Evangelium solchen Dienst zu thun. Aehnlich hat Luther später einmal die evangelischen Landesherren „Nothbischöfe" genannt. Zugleich führte eben jetzt die Visitationsordnung für die kleineren Bezirke das Amt der Superintendenten als ständiges Aufsichtsamt ein.

Im Laufe des Sommers wurde vollends eine große, das ganz Land umfassende Visitation vorbereitet. Ursprünglich war die Absicht gewesen, durch Eine Commission die verschiedenen Kreise nach einander vorzunehmen. Das hätte, wie man richtig erkannte, viel Verzögerung und andere Nachtheile mit sich gebracht. Statt dessen ergriff man jetzt die großartigere Maßregel, zu gleicher Zeit verschiedene Commissionen in den verschiedenen Kreisen wirken zu lassen. Jede derselben bestand aus einem Theologen und einigen weltlichen Mitgliedern, Juristen und fürstlichen Räthen oder Amtleuten. Für den Kurkreis wurde an der Spitze der Commission Luther ernannt. In den einen Kreisen wurde indessen doch früher als in den andern begonnen. Den Anfang machte der Kurkreis, am 22. October, und hier wohl zuerst der Wittenberger Bezirk.

Luther hatte schon seit dem zwölften Mai eine neue Arbeitslast freiwillig übernommen. Bugenhagen war nämlich da nach der Stadt Braunschweig abgereist wo er nach dem Wunsch des Magistrats die kirchliche Reform durchführte und von wo er im October und bis zum folgenden Juni zu demselben Zwecke nach Hamburg ging. Ihn vertrat Luther jetzt im Pfarramt; er predigte da regelmäßig drei bis vier Mal in der Woche. Dennoch nahm er jetzt auch seinen Antheil bei der Visitation auf sich; das ihm zugewiesene Gebiet führte ihn ja auch nicht weit von Wittenberg ab. So wurde er dort zunächst in den folgenden Monaten und dann mit verschiedenen Unterbrechungen noch

bis ins Frühjahr hinein thätig. Seit Ende Januars 1529 litt er in Wittenberg auch wieder einige Wochen an Schwindel und Sausen im Kopf: er wußte nicht, ob es Ermüdung oder eine Anfechtung des Satans sei, und bat Freunde um ihre Fürbitte, damit er im Glauben tapfer bleibe.

Die Nothstände und Aufgaben, die bei der Visitation sich vollends eröffneten, entsprachen dem, was Luther erwartet hatte. Im Kurkreis stand es übrigens verhältnißmäßig noch günstig: für die Pfarreien war hier von guter Wirkung, daß über ein Dritttheil derselben den Kurfürsten zum Patron hatte, und in den Städten hatten die Magistrate schon theilweise das Ihrige gethan. Die Mehrzahl der Geistlichen genügte wenigstens den milden Ansprüchen, auf die man unter den gegebenen Umständen sich beschränken mußte. Schlimmer war es in manchen anderen Landestheilen. Ein crasses Beispiel der groben Unwissenheit, die nicht blos beim Landvolk, sondern auch bei seinen Geistlichen weit verbreitet war, fand sich schon in einem Dorfe bei Torgau: der alte Pfarrer dort konnte kaum das Vaterunser und Glaubensbekenntniß hersagen, während er in weitem Umkreise als Teufelsbanner geschätzt und thätig war. Absetzungen von Geistlichen mußten besonders wegen grober Unsittlichkeit, Trunksucht, wilder Ehe u. s. w. erfolgen; manchen mußte auch verboten werden, Schenkwirthschaft und andere weltliche Gewerbe zu treiben. Dagegen hören wir kaum von einer Anhänglichkeit einzelner Geistlicher an das römische Kirchenthum, die den Visitatoren Schwierigkeit bereitet hätte. Armuth und Mangel fand Luther, wie er berichtete, überall. Das Schlimmste war die Rohheit des Volkes auf dem Lande und theilweise auch in den Städten. Es wird von einem Orte berichtet, wo die Bauern kein Gebet kannten, von einem andern, wo sie sich weigerten, das Vaterunser zu lernen, weil es zu lang sei. Dorfschulen waren im ganzen Lande nur sehr wenige zu finden. Man mußte auch jetzt noch zufrieden sein, wenn die Kinder nur

wenigstens Vaterunser, Glaubensbekenntniß und die zehn Gebote beim Küster lernten. Von der Bekanntschaft mit diesen wurde auch die Zulassung zum Abendmahl abhängig gemacht.

Luther selbst ging bei der Visitation mit seiner praktischen und volksthümlichen energischen und traulichen Weise in persönlichen Verkehr mit den Leuten ein.

Den Geistlichen, die ein Vorbild für's Predigen bedurften, und den Gemeinden, denen ihre Geistlichen wegen eigener Unfähigkeit fremde Predigten vortragen mußten, konnte zu diesem Zwecke nichts Passenderes als Luthers Kirchenpostille dargeboten werden. Ihr Gebrauch wurde, wo es nöthig war, anbefohlen. Sie war auch kurz zuvor vollends fertig geworden: nachdem nämlich Luther im Jahre 1525 noch das Winterhalbjahr in ihr zum Abschluß gebracht hatte, gab im Jahre 1527 sein Freund Roth von Zwickau auch ein Ganzes von Predigten für die Sonntage des andern Halbjahrs und die sämmtlichen Fest- und Feiertage aus früheren Einzeldrucken und Nachschriften heraus.

Die dringendste Aufgabe aber, der Luther jetzt endlich selbst nachkommen zu müssen meinte, war die Abfassung eines Katechismus, welcher recht für's Volk und vor Allem für die Jugend paßte. Schon vier Jahre früher war er bemüht, Freunde zu einer solchen Arbeit anzuregen. Seine „Deutsche Messe" 1526 sprach aus: „Auf's erste ist im deutschen Gottesdienst ein grober, schlechter, einfältiger, guter Katechismus von nöthen"; und weiter sagte Luther dort, er wisse solchen christlichen Unterricht nicht besser zu stellen, als in den alten drei Hauptstücken der zehn Gebote, des Glaubens und des Vaterunsers: denn darin stehe schlecht und kurz fast Alles, was einem Christen zu wissen noth sei.

Jetzt arbeitete er zunächst, noch unter den Geschäften der Visitation, in den ersten Monaten des Jahres 1529 eine größere Schrift aus, welche die Pfarrer belehren sollte, wie sie im Unterricht und in Predigten den Inhalt jener

Hauptstücke und ferner der Lehre von Taufe und Abendmahl zu verstehen und darzulegen hätten. Es ist sein sogenannter großer Katechismus, ursprünglich einfach betitelt „Deudsch Catechismus".

Kurz darauf folgte der „Kleine Katechismus" (auch Enchiridion genannt), der jenen Inhalt kurz, wie es für Kinder und Einfältige passen sollte, in Fragen und Antworten faßte. Im Eingang erklärt Luther: „Diesen Katechismum oder christliche Lehre in solche kleine, schlechte, einfältige Form zu stellen hat mich gezwungen und gedrungen die klägliche, elende Noth, so ich neulich erfahren habe, da ich auch ein Visitator war; hilf, lieber Gott! wie manchen Jammer habe ich gesehen, daß der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern, und leider viel Pfarrherren fast ungeschickt und untüchtig sind zu lehren." Darum bittet er die Brüder im Pfarramt, sie möchten sich des Volkes erbarmen, den Katechismus in die Leute und sonderlich ins junge Volk bringen helfen und dazu, wenn sie es nicht besser vermögen, diese seine Tafeln und Formen vor sich nehmen und dem Volk von Wort zu Wort vorbilden.

Für den Gebrauch der Pastoren fügte er diesem Katechismus auch ein Traubüchlein und bei der zweiten gleich darauf folgenden Auflage auch den neuen Abdruck eines schon von ihm vor drei Jahren herausgegebenen Taufbüchleins bei.

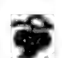
Der Katechismus selbst ist dem Bedürfniß der Einfältigen und des allgemeinen täglichen und christlichen Lebens getreulich nachgekommen, indem er an jene Hauptstücke auch noch Gebete für's Aufstehen, zu Bett Gehen und Essen anreiht und schließlich eine Haustafel aufstellt mit biblischen Sprüchen für alle Stände und mit dem Schlußwort „Ein jeder lern seine Lection, So wird es wohl im Hause stohn."

Vor Allem an die Geistlichen hat Luther sich gewendet, daß sie so dem Volk die christliche Wahrheit einprägen

möchten. Er wollte aber, wie die Ausführung sagt, auch jeden Hausvater anweisen, wie derselbe jenes alles „seinem Gesinde einfältiglich vorhalten" und sein Gesinde lehren soll, zu beten, sich zu segnen und Gott Dank zu sagen.

Im Inhalt beschränkte sich der Katechismus auf die höchsten, einfachsten und durchweg praktisch bedeutsamen christlichen Grundwahrheiten, ohne jeden polemischen Zug. In der Fassung benutzte er auch Altüberliefertes: so bei seiner Erklärung des Vaterunsers und in den beigefügten kleinen Gebeten. Wie trefflich er mit seiner Originalität und Schlichtheit, seiner Tiefe und Einfalt nicht blos den damaligen, sondern allgemeinen und bleibenden Erfordernissen entsprach, hat sein Gebrauch im Lauf der Jahrhunderte und bei so verschiedenartigen Bildungsstufen bewährt. Abgesehen von der Bibelübersetzung ist diese kleine Schrift Luthers seine für unser Volk wichtigste und wirksamste.

Die Visitationen gingen, als die Katechismen herauskamen, zu Ende, obgleich sie noch nicht zu allen Gemeinden gedrungen waren. Anderweitige Angelegenheiten und drohende Gefahren nahmen den Landesherrn und die Reformatoren weiterhin überwiegend in Anspruch.



Drittes Kapitel.

Erasmus und Heinrich VIII. Streit mit Zwingli und Genossen
bis 1528.

Kehren wir zu den verschiedenen Kundgebungen zurück, welche von Luther in seinem Verhältniß zu Vorkämpfern des katholischen Kirchenthums aus der ersten Zeit nach dem Bauernkrieg und seiner Verheirathung zu erwähnen waren,

so hatte er den Streit mit dem bedeutendsten Mann unter diesen, mit Erasmus, seinerseits mit jenem Buch über den geknechteten Willen beendet. Auf eine neue Schrift, welche Erasmus in zwei Theilen 1526 und 1527 gegen ihn herausgab (vgl. oben S. 389), und welche im Inhalt nur unbedeutend war, in heftigem und verletzendem Ton aber nicht mehr zurückhielt, erwiderte er nichts mehr. Erasmus that fortan seinen hohen Gönnern und sich selbst durch bissige Ausfälle auf die Reformation Genüge, welche Ruin über die edlen Wissenschaften und Anarchie in die Kirche bringe, während er innerhalb des alten Kirchenthums und auf den hierarchischen Grundlagen desselben in seiner vermittelnden Weise und im Sinn und mit Hülfe der weltlichen Herrscher immer noch gewisse Reformen zu befördern suchte, einer prinzipiellen Erörterung jener Grundlagen und ihrer göttlichen Berechtigung aber nach wie vor weislich sich enthielt. Für Luther war er nur noch ein feiner Epikureer, der in seinem Innern an der Religion und dem Christenthum zweifle und darüber spotte.

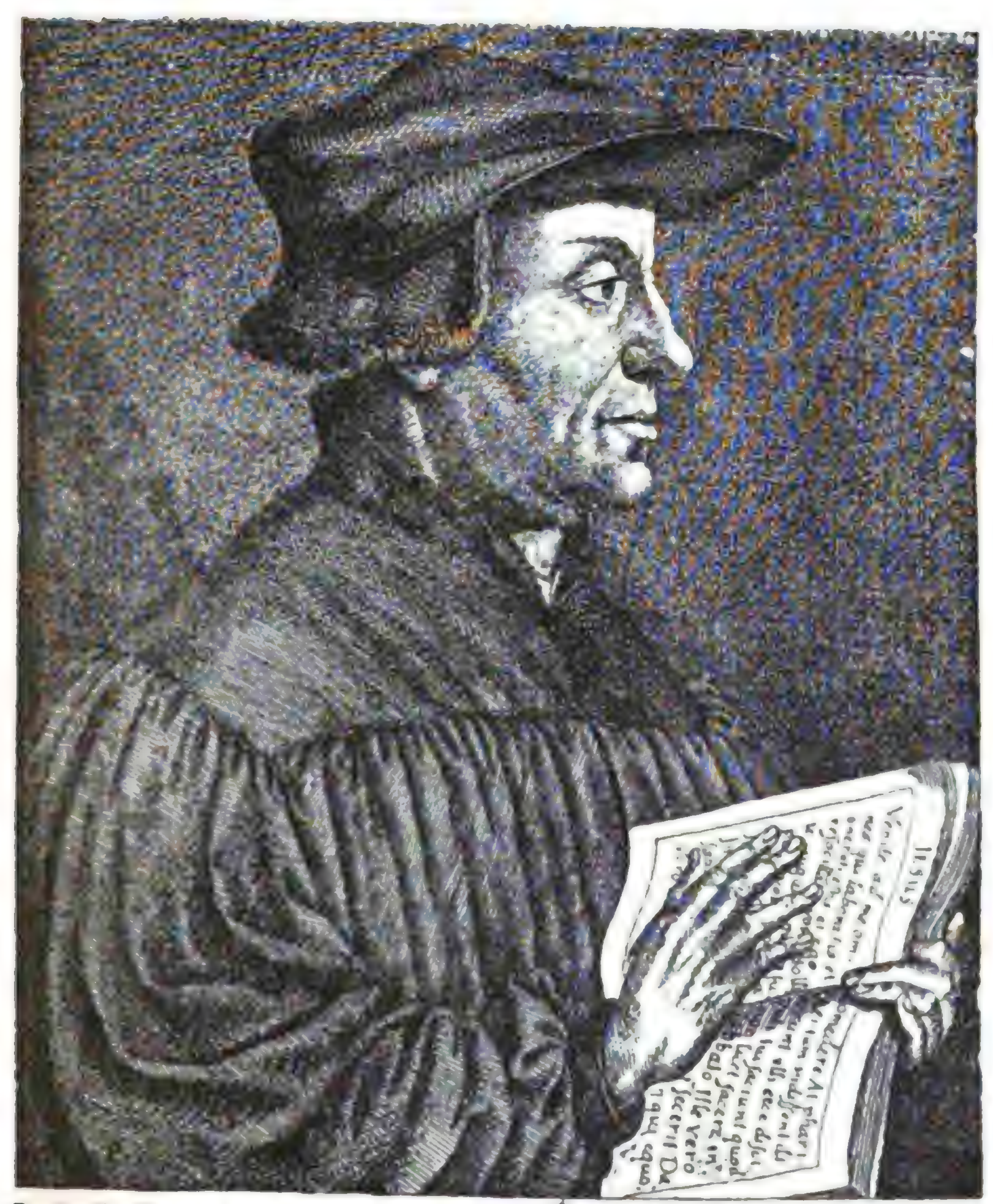
Luthers Brief an König Heinrich (oben S. 372) brauchte wohl längere Zeit, bis er an diesen gelangte und von ihm beantwortet werden konnte. Die Antwort mag dem königlichen Gegner hohen Genuß gemacht haben; sie fiel noch ein gut Theil gröber aus, als die des Herzogs Georg; besonders nahm sie von Luthers Ehe Anlaß zu Schimpfreden. Emser gab sie nach Neujahr 1527 deutsch heraus, indem er noch eigene schmähende und unwahre Reden beifügte. Nur damit nicht durch diese Publikation der Schein entstehe, als ob er sich dem Könige gegenüber zu einem Widerruf überhaupt bereit erklärt hätte, wollte Luther hierauf öffentlich erwidern. So that er in wenigen kräftig geschriebenen Blättern. Er wies darauf hin, daß er in seinem Brief seine Lehre vom Widerruf durchaus ausgenommen habe: auf sie trotze er wider Könige und Teufel; nichts habe er, was mehr als sie ihm das Herz erhalte, stärke und fröhlich mache. Auf

die persönlichen Schmähungen wegen Fleischeslust u. s. w., mit welchen Heinrich VIII., dieser Mann voll unbändigster fleischlicher Leidenschaft ihn überschüttet hatte, entgegnete er, er wisse wohl, daß er, was sein persönlich Leben anbelange, ein armer Sünder sei, und lasse seine Feinde eitel Heilige und Engel sein; fügte indessen bei: vor Gott und seinen lieben Christen wisse er sich so als Sünder, vor der Welt aber wolle er auch fromm sein und sei es so sehr, daß jene nicht werth seien, ihm die Schuhriemen aufzulösen. Hinsichtlich seines Briefes bekannte er, daß er hier, wie beim Brief an Georg und wie auch schon sonst sich zu einem thörichten Versuche der Demuth habe verleiten lassen: „Ich bin ein Schaf und bleibe ein Schaf, daß ich so leichtlich gläube."

Zugleich aber kommt Luther in dieser Schrift auch wieder auf die Widersacher anderer Art, die ihm das Herz schwerer machten, zurück: das sind ihm „seine zarten Kinder, seine Brüderlein, seine güldenen Freundlein, die Rottengeister und Schwärmer, welche weder von Christo noch vom Evangelio etwas Tapferes hätten gewußt, wo der Luther nicht zuvor hätte geschrieben." Er meinte hiemit jetzt vorzugsweise die neuen „Sacramentirer", an ihrer Spitze Zwingli.

Während übrigens Zwingli in die Geschichte Luthers erst jetzt herein tritt und von diesem immer nur wie ein neu aufgekommener Sprößling jener Schwärmgeisterei behandelt wurde, dürfen wir, um sein Auftreten richtig zu verstehen und zu würdigen, nicht übersehen, daß er, nur wenige Monate jünger als Luther, schon seit dem Jahre 1519 in einer selbständigen und fortschreitenden evangelischen und reformatorischen Thätigkeit bei der Züricher Gemeinde begriffen und von dort aus weiterhin in der Schweiz wirksam war, freilich von Wittenberg aus sehr wenig beachtet.

Seine bisherige Laufbahn dort war für ihn leichter geworden, als für Luther die seinige. Die Obrigkeit, der große Rath der städtischen Republik, gab ihm nicht blos



M. HULDRICUS ZUINGLIUS,
REFORMATOR ET PASTOR
ECCLESIÆ TIGURINÆ.
Obiit aº 1531. die 11 octob. Ætatis 48.

Abb. 41. Zwingli nach einem alten Kupferstich.

Digitized by Google

Schutz, sondern verfügte schon 1520 nach seinem Sinn die freie Predigt des evangelischen und apostolischen Wortes, erklärte sich 1523 für die Sätze, welche er auf Grund desselben aufstellte, und ließ dann die abgöttischen Bräuche abschaffen. Kein Reichstagsabschied drohte hier. Der Papst verhielt sich aus politischen Gründen ungemein vorsichtig und rücksichtsvoll: er zögerte hier lange Jahre mit dem Bannfluch, der über Luther ergangen war; sogar Hadrian, der charakterfeste, dem Luther ein Gegenstand des Abscheues war, hatte für den Züricher Reformator nur gnädige, lockende Worte. Zugleich schritt die Züricher Obrigkeit im Einverständniß mit Zwingli gegen schwärmerische und widertäuferische Eindringlinge sofort scharf ein, und die ganze Bevölkerung des kleinen freistädtischen Gebietes enthielt keine so verwahrlosten und für die Predigt schwer durchdringlichen Massen, wie jene Landbevölkerung in Deutschland. Mit um so leichterem Muthe mochte Zwingli weiter vorwärts streben.

Auch in sich hatte er keine so schweren Kämpfe wie Luther durchgemacht, nicht durch solche Seelennoth und Angst sich durchgerungen. Der Gedanke an die Versöhnung mit Gott und die Tröstung des Gewissens durch seine vergebende Gnade trat dann bei ihm auch nicht so in den Mittelpunkt der Anschauungen und religiösen Interessen; er kannte die Innigkeit nicht, womit Luther nach allen den Mitteln griff, in denen diese Gnade der gläubigen Gemeinde und jedem einzelnen Christen für sein besonderes Herzensbedürfniß sich darbiete. Sein Blick breitete sich von Anfang an mehr auf das Ganze der religiösen Wahrheit aus, die in der heiligen Schrift von Gott geoffenbart, in den kirchlichen Glaubenssatzungen aber durch menschliche Zuthaten und Mißdeutungen traurig entstellt sei, und erstreckte sich dann mehr, als bei Luther, auf eine Neugestaltung des sittlichen, namentlich gemeindlichen Lebens nach den Forderungen des Gotteswortes. Der Bruch der Vergangenheit wurde ihm hiebei überall

leichter; kritische Bedenken gegen das Ueberlieferte fielen ihm nicht schwer auf's Gewissen, wie jenem. Beim Ueben der Kritik wirkte die humanistische Bildung, die er bei sich gepflegt hatte, mit. In seinem ganzen Verhalten zeigte sich, verglichen mit Luthers eigenthümlichem Tiefsinn und cholerisch melancholischem Temperament, mehr eine klare und nüchterne Verständigkeit und ein ruhigeres, leichteres Blut. Mit seinem praktischen Streben und Wirken verband sich übrigens ein gesetzlicher Zug, wogegen doch Luthers Geist der wahrhaft freie ist. Dahin gehört besonders das beschränkte Eifern gegen die Duldung von Bildern, worin dann die Wittenberger Theologen einen Beweis gleicher Geistesrichtung mit Carlstadt und anderen Schwärmern sahen.

Die Annahme einer realen Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl hatte Zwingli zugleich mit der katholischen Verwandlungslehre und Opferidee aufgegeben, ja er hatte, wie er später erklärte, nie wahrhaft an sie geglaubt. Er stellte ihr das Wort Jesu entgegen, daß das Fleisch kein nütze sei (Joh. 6, 63). Nur von einer geistigen Speisung der Glaubenden wollte er hören, welche durch Gottes Wort und seinen Geist im Glauben das durch Christi Tod erworbene Heil zu genießen bekommen, und kannte kein Bedürfniß dafür, daß dieses Heil den Einzelnen auch durch eine Ausspendung des für sie dahin gegebenen Leibes Christi und unter der sinnlichen Vermittlung des Brodes dargeboten und eben hiedurch ihr Glaube gestärkt werde. Dies war die Auffassung Luthers; eben darin, daß der Heilsbedürftige auch auf diese besondere Weise der Vergebung und Gemeinschaft mit dem Heiland versichert und theilhaftig werde, lag für ihn die praktische Bedeutung jener Gegenwart. Jener sinnlichen Vermittlung der göttlichen Heilsgabe widerstrebte bei Zwingli auch seine Auffassung Gottes und des Göttlichen überhaupt; und eben so stand diese bei ihm derjenigen Einigung des Göttlichen und

Menschlichen in Christus selbst entgegen, vermöge deren Christus nach Luther auch mit seinem menschlichen, verklärten Leibe überall im Sacrament gegenwärtig werden konnte und wollte. Indem jener geistige Genuß nach Zwingli im Glauben überall, auch außerhalb des Abendmahls, statthat, setzte er weiter das Wesentliche des Abendmahls nicht in jenen selbst, sondern darein, daß die Gläubigen hier ihren gemeinsamen Glauben in der Gedächtnißfeier des Todes Christi bekennen und als Glieder seines Leibes sich verpflichten; ein Pflichtzeichen nannte er das Sacrament. Daß in diesem oder in der Communion das Geeintsein der Christen zum geistlichen Leib oder ihre Gemeinschaft des Geistes, des Glaubens, der Liebe u. s. w. sich darstellen sollte, haben wir auch Luther von Anfang an lehren hören. Aber für ihn stand dies erst in zweiter Linie; und eben der Genuß des Leibes Christi selbst sollte es sein, wodurch sie hier auch zu solcher Gemeinschaft unter einander wie mit Christus besonders gefördert würden. — In den Einsetzungsworten des Herrn erklärte dann also Zwingli das „ist" durch „bedeutet". Oekolampad zog die Erklärung vor, daß das Brod nicht der Leib im eigentlichen Sinne, sondern Bild des Leibes sei. Sachlich machte dies keinen Unterschied.

Das war der Lehrgegensatz, in welchem die beiden Reformatoren, der deutsche und schweizerische, auf einander trafen, ja durch welchen sie überhaupt erst miteinander in Berührung gekommen sind.

Um dieselbe Zeit lernte Luther noch einen anderen Gegner seiner Abendmahlslehre, den Schlesier Kaspar Schwenkfeld, kennen: dieser bestritt mit seinem Genossen Valentin Krautwald gleichfalls die Gegenwart des Leibes, suchte jedoch die Einsetzungsworte wieder in anderer Weise zu deuten, und verband mit dieser Auffassung tiefere mystische Ideen vom Heilsweg überhaupt, die wenigstens in kleineren Kreisen fortgelebt haben.

Bei ihnen allen aber, bei Carlstadt, Zwingli,

Schwenkfeld u. s. w. sah Luther, wie er an die Reutlinger schrieb, nur einen und denselben aufgeblasenen fleischlichen Sinn, der sich winde und ringe, um nicht unter Gottes Wort bleiben zu müssen.

Oeffentlich also sprach er sich gegen die durch Zwingli aufgebrachte Lehre zuerst 1526 in seiner Vorrede zu jener Schrift der schwäbischen Prediger aus, nämlich, wie der erste Satz der Vorrede sich ausdrückt — „wider die neuen Rotten, so von dem Sacrament neue Träume aufbringen und die Welt verwirren."

Schlag auf Schlag folgte in dem Kampf, der hiemit eröffnet war. Während Oekolampad gegen jene Schrift und Vorrede, durch die besonders er getroffen war, eine Entgegnung verfaßte, schritt Luther zu eigenen Schriften weiter. Noch in demselben Jahr erschien von ihm ein „Sermon von dem Sacrament des Leibs und Bluts Christi wider die Schwärmgeister", im folgenden Frühjahr ein größeres Buch mit dem Titel: „Daß diese Worte Christi, das ist mein Leib u. s. w. noch feststehen, wider die Schwärmgeister." Er schloß dieses mit dem Wunsch: „Gott gebe, daß sie sich bekehren zur Wahrheit; wo nicht, daß sie eitel Stricke müssen schreiben, damit sie sich fahen und mir in die Hände kommen." Geschrieben aber hatte eben jetzt auch Zwingli gegen ihn und an ihn, und die Sendung traf bei ihm ein, als er eben jenes Buch hatte ausgehen lassen. Es war eine lateinische Schrift, welche Zwingli „freundliche Auslegung des Handels vom Abendmahl" betitelte und mit einem Brief an Luther schickte, und eine deutsche, welche er gleich auf diese als Entgegnung gegen jenen Sermon folgen ließ unter dem Titel „fründliche Verglimpfung und Ableinung über die Predig des trefflichen Martini Luthers wider die Schwärmer". Kaum hatte Zwingli ferner das letztgenannte Buch Luthers in den Händen, so schrieb er dagegen ein neues: „Daß diese Wort Jesu Christi, das ist min Lichnam, der für üch hingeben wird, ewiglich den

alten einigen Sinn haben werdend und M. Luther mit sinem letzten Buch sinen und des Papst's Sinn gar nit gelehrt und bewährt hat"; die Worte dieses Titels wollten von vorne herein erklären, daß Luthers und des Papstes Sinn einer sei. Zugleich ließ gegen Luthers Buch Oekolampad eine, wie sein Titel sagte, „billige Antwort" erscheinen. Das sind die Schriften der „Sacramentirer", welche in der schweren Zeit der Wittenberger Pest Luther vorlagen und ihm den Schmerz bereiteten, worüber wir ihn dort klagen hörten.

War die Zwingli'sche Lehre gleich bei ihrem Auftreten in Luthers Augen nur als schwärmerischer, ja teuflischer Widerspruch gegen die Wahrheit und Gottes Wort erschienen, so führte dieser Verlauf des Streites nur zur Schärfung und Befestigung des Gegensatzes. So war, seit die beiden Reformatoren sich begegnen, auch schon die Kluft fest aufgerichtet, welche den evangelischen Protestantismus in zweierlei Bekenntnisse und Kirchengemeinschaften spaltet.

Es ist hier nicht der Ort, über die Gegenstände des Streites zu urtheilen, auch nicht die dogmatischen Momente desselben eingehend zu verfolgen. So viel aber hat jedenfalls die geschichtliche Betrachtung anzuerkennen und auszusprechen, daß es, wie auch schon im bisher Gesagten liegt, nicht etwa ein leidenschaftliches Streiten und bloße Worte und religiös gleichgültige dogmatische oder metaphysische Sätze waren.

Auch bei der Begründung im Einzelnen machten sich auf beiden Seiten überall die Beziehungen zu tieferen christlich religiösen Fragen und Anschauungen geltend.

Zwingli und Oekolampad suchten für ihre uneigentliche, figürliche Deutung der Einsetzungsworte nicht blos analoge biblische Aussagen beizubringen, die theils mehr, theils minder zutreffend waren, sondern hatten auch für ihre sachlichen Einwendungen, in welchen Luther nur einen eiteln Fürwitz menschlicher Vernunft finden wollte, doch

zugleich Motive religiösen Charakters: eine reine und ehrfurchtsvolle Auffassung Gottes vertrage sich nicht mit dem Gedanken an eine solche Darreichung himmlischer Gaben in sinnlichen Elementen und zu leiblichem Genuß. — Luther war bei seiner buchstäblichen Fassung jener Worte nicht etwa in Widerspruch gegen den hohen und freien Geist, in welchem er sonst den Inhalt der heiligen Schrift aufnahm, zu einem Buchstabenknecht geworden. Denn hier handelte es sich für ihn um ein Wort von einzigartigem Gewicht, ein Wort des Herrn beim Eingang in den Erlösertod, und wir bemerkten schon, wie viel Werth ihm eben auch eine durch das Wort zugesicherte Gegenwart des Leibes für die Zusicherung und Zutheilung des Heiles selbst an die Abendmahlsgäste hatte. Dem gegenüber genügte ihm keine Analogie anderweitiger bildlicher Redeweisen, so wenig er natürlich leugnete, daß solche in der heiligen Schrift und überall vorkommen können und vorkommen. Den von Zwingli vorangestellten Ausspruch, daß das Fleisch nichts nütze sei, wollte er statt auf das Fleisch des Herrn vielmehr auf fleischlichen, menschlichen Sinn beziehen, erklärte aber zugleich, das Fleisch Christi komme beim Abendmahl eben nicht als bloßes Fleisch in Betracht, und das Essen der Abendmahlsgäste dürfe freilich nicht allein ein leibliches sein, sondern es sei hier des Herrn Wort und Verheißung dabei und erst im Glauben daran werde jenes Essen heilsam. Gottes Ehre endlich sei am höchsten gerade darin verherrlicht, daß Gott aus erbarmender Liebe sich auf's Allertiefste heruntergebe.

In der Lehre von der Person des Erlösers, auf welche der Streit weiterführte, behauptete die Kirche bisher einfach ein Geeintsein göttlicher und menschlicher Natur, bei der jede ihre besondere Eigenschaften behalte. Lebensvoller und inniger wollte Luther eben im Menschen Jesus das Göttliche, das sich zu uns herablasse und mittheile, anschauen und erfassen. Als Gottessohn sei er für uns auch gestorben,

und als Menschensohn auch mit seinem Leib zur Rechten Gottes erhöht, die an keinem Orte abgeschlossen und zugleich nirgends und überall sei. Er giebt dann freilich darüber keine Erklärung, wie dieser Leib doch noch menschlicher Leib und überhaupt Leib sei. Zwingli wollte, indem er die beiden Naturen auseinander hielt, sowohl jene Erhabenheit seines Gottes, als die echte Menschheit des Erlösers wahren, ließ dann aber bei diesem die beiden Naturen nur in steifer dogmatischer Formulirung und in künstlicher Deutung und Zergliederung der Schriftaussagen über den Einen Jesus, den Gottes- und Menschensohn, nebeneinander hergehen.

Bei der Behandlung aber, welche die Kämpfer sich gegenseitig angedeihen ließen, zeigt sich uns auf jeder der beiden Seiten ein völliger Mangel an Wahrnehmung und Würdigung eben derjenigen religiösen und christlichen Motive, die doch immer auch beim Widerspruch der andern Seite obwalteten. Wie Luther hienach zu Zwingli sich stellte, haben wir schon gehört. Wie ihn sein Eifer überhaupt in seinen einzelnen Gegnern gerne ganz und schlechthin nur eine Erscheinung und Herrschaft desjenigen Geistes sehen ließ, von welchem gewisse, nach seiner Ueberzeugung verderbliche Regungen allerdings bei ihnen statthatten und bekämpft werden mußten, so jetzt auch hier. Es ist eitel Schwärmgeisterei und hiemit Teufelei, wogegen er auch hier in den heftigsten Ausdrücken loszieht. Bei Zwingli möchte man nach jenen freundlichen Büchertiteln und bei dem brieflichen Verkehr, den er mit Luther suchte, eine andere Haltung erwarten. Er nahm hier auch einen ruhigen, gebildeten Ton an und hatte ganz anders als Luther sich selbst in seiner Gewalt. Aber mit hoher Miene sprach er in diesem Ton doch über Luthers Sätze so ab, als ob sie die Producte lächerlicher Bornirtheit und Eigensinns, ja Rückfall in's Papstthum wären. Sein Brief erbitterte den Streit überdies durch Hereinziehen anderer Vorwürfe, namentlich über Luthers Verhalten im Bauernkrieg. Luther

konnte von ihm sagen: „mit der größten Mäßigung und Bescheidenheit tobt und droht er gegen mich.“ Zwingli's fernere Entgegnungen zeigen vielmehr die Geradheit, die wir dort vermissen, aber dann auch reichliche Derbheit und Grobheit und immer ein ungemein hohes Selbstgefühl und eine triumphirende Siegesgewißheit.

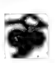
Als Luther die zuletzt erwähnten Streitschriften Zwingli's und Oekolampads in Händen hatte, war er entschlossen, nur noch eine letzte Antwort zu veröffentlichen: denn der Satan dürfe ihn nicht ferner hindern in andern Sachen, an denen ihm viel mehr gelegen sei. Angelegen war ihm damals ganz besonders die endliche Fortsetzung seiner Arbeit an der heiligen Schrift, wo er jetzt an der Uebertragung der Propheten sich abmühte. Die Antwort wuchs vollends zu seiner umfassendsten Schrift in jenem Streit an. Er nannte sie „Vom Abendmahl Christi, Bekenntniß“ (erschienen im März 1528). Er nahm hier die wichtigsten Fragen und Gründe, um die gestritten wurde, alle noch einmal vor, breitete sich noch weiter aus mit seinen Ideen über die Person und Gegenwart Christi, erörterte ruhig und eindringend die her gehörigen Stellen der Schrift. An den Schluß stellte er ein gedrängtes Bekenntniß seines christlichen Glaubens überhaupt, damit man jetzt und nach seinem Tod wisse, er habe das alles auf's Fleißigste bedacht, und künftige Irrlehrer nicht vorgeben könnten, er würde manches bei weiterer Ueberlegung und zu anderer Zeit anders gelehrt haben.

Zwingli und Oekolampad beeilten sich, sogleich neue Gegenschriften fertig zu machen und zusammen mit einer Widmung an Kurfürst Johann und Landgraf Philipp herauszugeben. Luther aber blieb seinem Entschluß treu. Er ließ ihnen, wie vorher dem Erasmus, das letzte Wort. Zur Sache hatten sie nichts Neues mehr vorgebracht. —

Während Luther gegen diese Sacramentirer seine letzte Schrift abfaßte, sah er sich auch zu einer neuen Aeußerung gegen die Wiedertäufer veranlaßt; es ist ein Büchlein „Von

der Wiedertaufe, an zwei Pfarrherrn". Zugleich jedoch erklärte er sich darin gegen die Art, in welcher man jetzt von Seiten der Obrigkeit gegen diese Sectirer zu verfahren und, auch wo man ihnen ein aufrührerisches Thun noch nicht vorwerfen konnte, schon Strafe und Tod über sie wegen ihrer Grundsätze zu verhängen pflegte: denn glauben solle man einen Jeden lassen, was er wolle. Aehnlich schrieb er auch bald darauf nach Nürnberg, wo, wie wir schon oben erwähnten, die neueren Irrlehren besonders sich erhoben: er könne in keiner Weise zulassen, daß man die falschen Propheten oder Lehrer hinrichte; es sei genug, sie auszuweisen. Luther hat sich hierin vor den meisten Männern der Reformation ausgezeichnet. In Zürich, von wo ihm durch Zwingli der Vorwurf der Grausamkeit gemacht worden war, wurden eben damals Wiedertäufer ersäuft. —

In den Vordergrund aber tritt nun wieder der Kampf mit dem Katholizismus, und zwar der Gegensatz gegen die der Reformation feindlichen deutschen Fürsten und gegen den Kaiser selbst und die Majorität des Reichstags.



Viertes Kapitel.

Der kirchliche Gegensatz im deutschen Reich. Der Türkenkrieg. Das Marburger Gespräch 1529.

Im Kriege gegen den Papst und Frankreich hatte ein kaiserliches Heer 1527 Rom erstürmt und geplündert. Gott hatte, wie Luther sagte, es so gelenkt, daß der Kaiser, der für den Papst den Luther verfolgte, für den Luther den Papst verwüsten mußte. Aber mit dem Oberhaupt der Kirche konnte Kaiser Karl nicht brechen. In einem Vertrag,

zu welchem der Papst im November sich verstehen mußte, war sogleich wieder von Ausrottung der lutherischen Ketzerei die Rede. Und während in Italien der Krieg mit Frankreich noch fortwährte, ließ der Kaiser im Frühjahr 1528 einen Gesandten an deutschen Höfen herumreisen, um den Eifer für diese kirchliche Angelegenheit neu anzuregen.

Ehe die Gefahr den Evangelischen wirklich nahte, gingen ihr bange Gerüchte und falscher Lärm voran.

Im März 1528 sollte sich wieder ein Reichstag, in Regensburg, versammeln. Luther hörte im Februar von ungeheuerlichen Anschlägen, welche die Papisten dort vorhätten. Er wünschte, daß Karls Bruder Ferdinand in Ungarn, wo er mit den Türken und dem durch sie unterstützten Fürsten Johann Zapolya von Siebenbürgen zu thun hatte, fest gehalten und der Reichstag verhindert würde. Auch auf der andern Seite jedoch fürchtete man eine ungünstige Entscheidung der Reichsstände und der Kaiser ließ sie gar nicht zusammentreten.

Zu gleicher Zeit machte ein von Herzog Georg entlassener Rath, Otto von Pack, dem Landgrafen Philipp Mittheilung von einem Vertrag, in welchem die Herzöge von Sachsen und von Baiern, die Kurfürsten von Mainz und Brandenburg und mehrere Bischöfe mit Ferdinand sich verbunden hätten, über die evangelischen Fürsten herzufallen; das Kurfürstenthum Sachsen, wo Johann eben jetzt in der Durchführung der neuen kirchlichen Ordnung begriffen war, sollte unter ihnen getheilt und Hessen dem Herzog Georg zugetheilt werden. Johann und Philipp schlossen hiegegen rasch ein Schutz- und Trutzbündniß und boten Truppen auf. Sie waren, wie sich bald mit genügender Sicherheit herausstellte, von Pack hintergangen, der sich für seine Enthüllung eine große Summe zahlen ließ. Luther zweifelte nicht an der Echtheit des Vertrags und wollte auch nachher nicht von seiner Meinung lassen. Aber während der Landgraf dahin drängte, rasch loszuschlagen, ehe Jene genügend

gerüstet seien, hielten er und die anderen Wittenberger Theologen ihren Fürsten mit den nachdrücklichsten Worten von jedem gewaltsamen Vorgehen zurück. Luther ermahnte: „Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Land behalten (Matth. 5, 5); so viel an euch ist, haltet mit jedermann Friede (Röm. 12, 18); wer das Schwert nimmt, soll durch's Schwert umkommen (Matth. 26, 52)." Er warnte: „Man darf den Teufel nicht über die Thür malen, noch ihn zu Gevatter bitten." Er fürchtete einen Fürstenaufruhr, der ärger wäre als der Bauernaufstand und Deutschland zu Boden verderben würde. So ließ sich auch Philipp zurückhalten, bis die Erklärungen der Gegner ihn selbst an Packs Vorbringen irre werden ließen. — Ein Privatschreiben Luthers an Link, in welchem er Georg einen Narren nannte, und seinen Versicherungen mißtraute, führte nachher, da Georg Kenntniß davon erhielt, noch zu einem neuen ärgerlichen Handel zwischen beiden, einem heftigen Angriff des Herzogs auf Luther in einer am Neujahr 1529 erschienenen Schrift und einer nicht minder heftigen Entgegnung, in welcher Luther über den Mißbrauch „heimlicher (privater) und gestohlener Briefe" sich ausließ. Georg erwiderte nochmals in gleicher Sprache und erreichte zugleich durch Beschwerde bei seinem Vetter Johann ein Verbot, daß Luther ohne die kurfürstliche Erlaubniß nichts mehr gegen ihn drucken lassen dürfe, worauf dieser schwieg.

Am 30. November 1528 aber berief der Kaiser einen Reichstag nach Speier auf den 21. Februar des nächsten Jahres, um hier wirklich für die Einheit und Alleinherrschaft der katholischen Kirche energische und entscheidende Maßregeln vorzunehmen, wozu auch der Papst auf's Neue ihn ermahnt hatte. Als Hauptgegenstände der Verhandlungen waren die Rüstungen gegen die Türken und die Neuerungen in Sachen der Religion benannt.

Was nun den Türkenkrieg anbelangt, so hatte Luther, von dem wir vorhin eine gelegentliche Aeußerung über

gewisse günstige Wirkungen desselben den papistischen Anschlägen gegenüber vernahmen, inzwischen selbst das Wort genommen, um ohne jede Rücksicht hierauf seine gesammte Nation zum Kampf gegen den furchtbaren und gräulichen Feind aufzurufen, von dem sie bisher so schmählich sich bedrängen ließ. Schon seit dem Spätsommer 1528 beschäftigte er sich mit einer Flugschrift „Vom Kriege wider die Türken", deren Herausgabe, durch Zufälligkeiten verzögert, im März (während er zugleich mit seinem Katechismus beschäftigt war) erfolgte.

Hier sprach er einmal wieder mit edelstem Feuer und vollster Kraft zu seinen Deutschen, als Christ, Bürger und Patriot, dabei klar und bestimmt von dem durch ihn erst gewonnenen Standpunkt aus. Nicht einen neuen Kreuzzug wollte er predigen: denn mit dem Glauben habe das Schwert nichts zu schaffen, sondern mit den leiblichen und weltlichen Dingen. Aber die Obrigkeit, der Gott die weltliche Gewalt übertragen habe, ermahnte und ermunterte er, im Vertrauen auf Gott und im sichern Bewußtsein ihres Berufs gegen den Alles verwüstenden Feind das Schwert zu führen; und der Kaiser ist's, in dem er Deutschlands Obrigkeit sieht: der solle wider den Türken streiten, unter seinem Panier solle es gehen und in diesem Panier sollte man Gottes Gebot ansehen, das da spreche: „schützet die Frommen, strafet die Bösen." „Aber," fragt Luther, „wieviel sind der, so solches in's Kaisers Panier lesen können oder mit Ernst glauben?" Er beklagt, daß weder Kaiser noch Fürsten recht glauben, daß sie Kaiser oder Fürsten seien, und so wenig des Schutzes gedenken, den sie ihren Unterthanen schulden. Den Fürsten ferner hält er vor, daß sie die Sache dahin gehen und fahren lassen, als ginge es sie nichts an, anstatt mit Leib und Gut dem Kaiser darin räthlich und hülflich zu sein. Er kennt den Stolz etlicher Fürsten, die gerne wollten, daß Kaiser Karl nichts und sie selbst die Helden und Meister wären. Der Aufruhr in den Bauern

sei gestraft: wenn aber der Aufruhr in den Fürsten und Herren auch gestraft werden solle, so achte er, es würden nur wenige Fürsten und Herren bleiben. Er fürchtet, daß der Türke solche Strafe bringen sollte, und bittet Gott, es hiezu nicht kommen zu lassen. — Auch daran erinnert er endlich, daß man die Rüstung nicht zu gering anschlagen dürfe, wie man in Deutschland zu thun pflege. Er warnt davor, daß man nicht durch mangelhafte Vorbereitung Gott versuche und die armen Deutschen auf die Schlachtbank opfere, ferner auch davor, daß man nicht, wenn man einmal etwas gewonnen habe, „sich wiederum niedersetze und einmal zeche, bis wieder Noth werde".

In Speier aber richtete sich dann der ganze Eifer der kaiserlichen Commissäre und der altkirchlich gesinnten Reichsstände nicht gegen den gemeinsamen Feind Deutschlands und der Christenheit, sondern auf die innere kirchliche Angelegenheit. Es gelang, einen Beschluß durchzusetzen, wornach diejenigen Stände, die beim Wormser Edict bisher geblieben, auch ferner mit ihren Unterthanen dabei beharren, die anderen Stände wenigstens jeder weiteren Neuerung sich enthalten, die Meßgottesdienste nicht mehr abgethan, noch Jemand irgend wo am Hören der Messe verhindert, auch Unterthanen eines Standes nirgends von einem anderen Stand gegen ihn in Schutz genommen werden sollten. Hiemit war nicht blos eine weitere Ausbreitung der evangelischen Reformation schlechthin verboten, sondern es war auch da, wo sie gegenwärtig noch im Vollzug begriffen war, dieser mit einem mal abgeschnitten. Durch die Bestimmung über die Messe war Raum gemacht für Versuche, sie auch wieder in evangelische Territorien herein zu bringen, durch jene Bestimmung über die Unterthanen der einzelnen Stände sogar für eine Gewalt, welche die Bischöfe des deutschen Reichs über Geistliche dieser Gebiete als ihnen Untergebene üben möchten. Weitere Schritte auf diesem Wege waren voraus zu sehen.

So erfolgte denn von Seite der Evangelischen am 19. April die Protestation, von der sie den Namen „Protestanten" erhalten haben. Sie bestanden darauf, daß der einmüthig beschlossene vorige Speier'sche Reichsabschied (vom Jahre 1526) nur durch eine einhellige Bewilligung geändert werden dürfte, und erklärten, „daß auch ohne das in den Sachen, Gottes Ehre und unserer Seele Heil und Seligkeit belangend, ein Jeglicher für sich selbst vor Gott stehen und Rechenschaft geben muß." In diesen Sachen also konnten sie dem Mehrheitsbeschlusse sich nicht unterwerfen.

Die Majorität aber und des Kaisers Bruder und Stellvertreter, Ferdinand, erkannten ihnen keinerlei Recht zu solchem Widerspruch zu. Sie mußten sich darauf gefaßt machen, daß Gewalt gegen sie angewandt werde. Hiegegen schlossen schon am 22. April der Kurfürst und Landgraf mit den Städten Nürnberg, Straßburg und Ulm einen Bund. Der Landgraf war eifrig darauf aus, denselben durch Beiziehung Zürichs und der anderen evangelisch gesinnten Orte der Schweiz zu verstärken. Und gleiches Verlangen kam ihm bei Zwingli entgegen, der in Verbindung mit seinem kirchlichen Wirken eine muthige, große Politik betrieb, eine Einigung auch mit der Republik Venedig und dem König von Frankreich gegen den Kaiser erstrebte, dabei freilich das Gewicht seiner Stadt in den großen Welthändeln überschätzte und zu den Gesinnungen jenes Königs ein naives Vertrauen hegte.

Dagegen widersprach Luther allen kriegerischen Anschlägen zu Gunsten des Evangeliums jetzt nicht minder als in der Pack'schen Angelegenheit. Er wollte, daß man auf Gott und nicht auf Menschenwitz baue, war auch in Betreff des letzten Reichstags schon damit zufrieden, daß Gott dort dem Wüthen der Feinde nicht noch weiter Raum gegeben habe. Auch zum Kaiser wollte er noch besseres Vertrauen hegen: die Evangelischen sollten ihm vorstellen, wie es ihnen nur um das Evangelium und die Abschaffung von

Mißbräuchen, die Niemand ganz leugnen könne, zu thun sei, wie sie zugleich den Bilderstürmern und andern Tumultuanten Widerstand geleistet haben, ja wie die Bekämpfung der Wiedertäufer und Bauern vorzugsweise ihr Verdienst, wie das Recht und die Majestät der Obrigkeit erst durch sie wahrhaft an's Licht gestellt worden sei; das, hoffte er, müßte doch auf Jenen noch eine Wirkung haben. Schlechthin verwarf er eine Verbindung mit denen, „so wider Gott und das Sacrament streben", d. h. mit den Schweizern: man würde damit das Evangelium schänden und ihre Sünden auf sich laden. Sein Urtheil, mit dem die andern Wittenberger Theologen und besonders Melanchthon übereinstimmten, war für den Kurfürsten entscheidend.

Vor Allem dieses Hinderniß eines Bundes mit den Schweizern war nun der Landgraf zu heben bemüht. Er betrieb eine persönliche Zusammenkunft und mündliche Besprechung zwischen den theologischen Gegnern in der Abendmahlsfrage. Luther und Melanchthon waren auch dem auf's Aeußerste abgeneigt: denn in den bisherigen Streitverhandlungen sei ja durchaus kein Punkt ersichtlich, an welchen die Hoffnung auf eine Versöhnung oder auch nur Annäherung sich knüpfen ließe. Luther erinnerte, wie vor zehn Jahren durch die Leipziger Disputation das Uebel nur ärger geworden sei. Sie fürchteten auch Ränke auf der andern Seite, daß man sie als Feinde der Einigung und Hinderniß eines Bündnisses in übles Licht stellen, daß man ferner den Landgrafen von ihnen abwendig machen möchte. Melanchthon hatte ohnedies von Speier, wo er mit diesem zusammen war, einen Argwohn mitgebracht, daß er sich den Zwinglianern zuneige, und richtig war wenigstens soviel, daß ihm ihre Lehre weit nicht so bedenklich wie den Wittenbergern erschien. Aber der bloßen Befürchtungen wegen konnte und wollte es Luther doch nicht abschlagen, als Philipp mit der Einladung in ihn drang und sein Kurfürst wenigstens seine Zustimmung dazu gab. Er sagte Jenem

am 23. Juni zu, daß er willig sei, „ihm solchen verlorenen Dienst mit allem Fleiß zu beweisen", und bat ihn nur, selbst noch einmal zu bedenken, ob es mehr Frucht oder Schaden bringen werde. An Michaelis sollte die Zusammenkunft in Marburg stattfinden.

Luthers Stimmung in der Zwischenzeit spricht ein Brief aus, welchen er den 2. August an einen fernen Freund, den Prediger Brismann in Riga, richtete. Darin heißt es: „Philippus (Melanchthon) und ich sind, nachdem wir lang abgelehnt und vergeblich widerstrebt hatten, endlich durch des Landgrafen unverschämtes Geilen*) genöthigt worden, zuzusagen, und noch weiß ich nicht, ob die Reise vor sich gehen wird; wir hoffen nichts Gutes, sondern argwöhnen überall Hinterlist, damit die Widersacher des Sieges sich rühmen könnten ... Ich selbst bin am Leibe ziemlich wohl, aber im Innern schwach, wie Petrus am Glauben leidend; doch halten mich die Gebete der Brüder noch aufrecht ... Jener jugendliche Hesse ist unruhig und voll hitziger Gedanken ... So droht uns überall her mehr Gefahr von den Unsrigen, als von den Feinden. Noch ruht der Satan mit seinem Blutdurst nicht, Mord und Blutvergießen anzurichten." — In demselben Brief berichtete Luther von Schrecken, welche eine neue Pest, der sogenannte englische Schweiß, in Deutschland und auch schon Wittenberg verbreite. Es war eine erst seit mehreren Jahrzehnten bekannte Seuche, welche allerdings mit furchtbarer Schnelligkeit die von Fieber, Schweiß, Durst, Angst und Erschöpfung befallenen Kranken hinweg zu raffen pflegte. Auch Luther kannte ihre Gefährlichkeit, wo sie wirklich einmal auftrete. Aber ohne Bangen beobachtete er jetzt die vermeintlichen Anzeigen derselben in Wittenberg und bemerkte, wie hier vielmehr die Angst selbst krank mache. Am 27. erzählte er einem andern Freund, wie in der letztvergangenen Nacht

*) Der Ausdruck stammt aus Luk. 11, 8.

auch er im Schweiß erwacht und von ängstlichen Gedanken gequält worden sei, so daß er, wenn er diesen nachgegeben hätte, jetzt wohl auch wie so Mancher krank daliegen würde; er nannte auch verschiedene Bekannte, die er aus dem Bett getrieben habe, wo sie schon so gelegen seien, und die jetzt selbst darüber lachen.

Der Kaiser machte indessen mit dem Papst vollends ein Bündniß am 29. Juni und schloß am 5. August Frieden mit König Franz. Dabei verpflichtete er sich gegen Jenen, für die Pest der Irrlehrer angemessene Gegenmittel zu bereiten, und dieser Friedensschluß erneuerte die Aussage des Madrider Friedensvertrags über ein gemeinsames Wirken der Herrscher zur Ausrottung der Häresien.

In Marburg kamen nun wirklich die theologischen Häupter der großen religiösen Bewegung zusammen, die der Herrschaft Roms das Evangelium entgegenstellen wollte und von dort her als ketzerisch verdammt war. Es sollte sich entscheiden, ob sie nicht doch noch unter sich geeint werden, ob die beiden unter sich feindlichen Theile dieser evangelischen Erhebung nicht wenigstens im Hinblick auf die gemeinsame Gefahr und Aufgabe zu Einem mächtigen Ganzen sich verbinden könnten. Bei Zwingli ließ schon sein politisches Verhalten und die freudige und hingebende Bereitwilligkeit, mit der er Philipps Antrag folgte, erwarten, daß er bei allem Beharren auf seiner Lehre doch zu einer solchen Verbindung trotz Fortbestehens der Lehrunterschiede die Hand bieten werde. Alles hing insofern wesentlich an Luther.

Zwingli und Oekolampad trafen mit den Straßburger Theologen Butzer und Hedio und Jakob Sturm, dem Haupte der dortigen Bürgerschaft, schon am 27. September in Marburg ein; am 30. Luther und Melanchthon nebst Jonas und Cruciger aus Wittenberg und Mykonius aus Gotha; nachher noch die Prediger Osiander aus Nürnberg, Brenz aus Schwäbisch-Hall und Stephan Agricola aus Augsburg.

Der Landgraf beherbergte die von ihm Geladenen freundlich und glänzend in seinem Schloß.

Gleich am Tag nach seiner Ankunft, den 1. October, wurde dann Luther von diesem zu einer privaten Besprechung mit Oekolampad veranlaßt, gegen den er immer noch besseres Zutrauen gehegt und ausgesprochen und mit dem er auch nach der Ankunft freundlich sich begrüßt hatte. Den ruhigeren Melanchthon ließ der Landgraf ebenso mit Zwingli sich besprechen. Für den Hauptgegenstand des Streites, die Frage vom Sacrament, wurde zwischen beiden Paaren nichts erreicht. Ueber gewisse andere Punkte jedoch, in welchen Zwingli gleichfalls den Wittenbergern verdächtig geworden war und wenigstens theilweis wirklich anders als sie dachte, nämlich bezüglich der kirchlichen Lehre von der Dreieinigkeit und Gottheit Christi und der Lehre von der Erbsünde, gab derselbe jetzt dem Melanchthon Erklärungen, vermöge deren Beide sich einigten.

Das gemeinsame große Colloquium wurde am Sonnabend, den 2. October, um 6 Uhr früh eröffnet. Die Theologen erschienen dazu in einem Wohnzimmer des Landgrafen im östlichen Flügel seines Schlosses vor ihm und vielen Herren und Gästen seines Hofes, darunter auch dem vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg. Mit Rücksicht auf solche Zuhörer sollte deutsch gesprochen werden. Zwingli hatte statt dessen gewünscht, daß Jeder, der es begehrte, als Zuhörer zu den Verhandlungen zugelassen, diese aber in der lateinischen Sprache, die ihm geläufiger war, gehalten würden. Die vorhin genannten vier Theologen wurden, um das Gespräch zu führen, zusammen an einen Tisch gesetzt, doch übernahm dann Luther auf seiner Seite die Aufgabe ganz, indem Melanchthon nur Weniges dazwischen bemerkte. Philipps Kanzler Feige eröffnete den Act mit einer feierlichen Anrede.

Luther begehrte Anfangs, daß die ihm gegenüber Stehenden zuerst noch über andere, bei ihnen zweifelhaft

erscheinende Lehrpunkte sich äußern sollten, stand jedoch hievon ab, als Oekolampad erwiderte, daß er darin keines Widerstreits gegen Luthers Lehre sich bewußt sei, und Zwingli auf seine Verständigung mit Melanchthon sich berief: es war, wie Luther sagte, ihm nur darum zu thun, öffentlich zu erklären, daß er mit gewissen Aeußerungen ihrer früheren Schriften darüber durchaus nicht übereinstimme. Hienach wurde sogleich jene Hauptfrage vorgenommen.

Die Gründe und Gegengründe, welche von den Kämpfern in ihren verschiedenen Schriften entwickelt worden waren, wurden hier von beiden Seiten her noch einmal kurz und zusammenfassend in's Feld geführt. Sie erhielten keine weitere Bereicherung oder Verstärkung mehr. Die Disputirenden selbst wurden indessen durch's mündliche Gespräch genöthigt, hingebender dem Worte des Gegners das Ohr zu öffnen, als großentheils beim schriftlichen Streit im raschen und leidenschaftlichen Lesen und Schreiben geschehen war.

Luther bestand von Anfang an wieder einfach auf den Worten der Einsetzung: „das ist mein Leib". Er hatte sie vor sich mit Kreide auf den Tisch geschrieben. Die Gegner sollten Gott die Ehre geben, indem sie den „lautern, dürren Worten Gottes" glaubten.

Zwingli und Oekolampad dagegen stützten sich vor Allem wieder auf Jesu Worte Joh. 6, wo er lediglich von einem geistigen Genuß rede und das Fleisch für werthlos erkläre; man müsse Gott die Ehre geben, indem man von ihm diese klare Erläuterung seines Wortes annehme. Luther stimmte ihnen, wie er auch bisher gethan, darin bei, daß Jesus dort nur vom gläubigen geistigen Genießen rede, behauptete aber, daß derselbe im Abendmahl laut der Einsetzungsworte eben auch noch die leibliche Darbietung zur Stärkung des Glaubens hinzugefügt habe und daß diese hiezu nicht unnütz, sondern kräftig sei vermöge des Gotteswortes. Er würde, sagte Luther, auch Holzäpfel, wenn der

Herr sie ihm hinlegte, hinnehmen und essen, ohne zu fragen warum. Heftig fuhr er auf, als Zwingli erwiderte, die Stelle bei Johannes „breche ihm doch den Hals"; denn der Ausdruck war ihm nicht wie den Schweizern geläufig; der Landgraf mußte sich beruhigend in's Mittel legen.

Nachmittags gingen Luthers Gegner zu den Auseinandersetzungen darüber weiter, daß Christus mit seinem Leib nicht im Abendmahl gegenwärtig sein könne, weil er mit ihm im Himmel sei und der Leib als Leib räumlich begrenzt sei und nur an Einem begrenzten Ort existire. Luther fragte da mit Bezug auf das Sein im Himmel und zur Rechten Gottes, warum denn Zwingli dies so grob buchstäblich nehmen wolle. Die Erörterungen über die Räumlichkeit des Leibes wies er ab, obwohl er auch darüber lang disputiren könnte: denn Gottes Allmacht, vermöge deren er jenen Leib auch überall im Abendmahl gegenwärtig mache, stehe über aller Mathematik. Gewichtiger mußte für ihn die jedenfalls christliche und biblische Einwendung Zwingli's sein, daß Christus mit seinem Fleische seinen menschlichen Brüdern gleich geworden sei und sie wiederum in der Vollendung auch seinem verklärten Leibe gleichgestaltet werden sollen, während ja dann doch ihr Leib nicht auch an verschiedenen Orten zugleich sein werde. Luther wies dieselbe ab vermöge des Unterschieds, den er hier zwischen dem Wesentlichen, was Christus mit den Christen gemein habe, und zwischen Anderem, was er nicht habe oder eigenthümlich voraus habe, machen wollte; so habe z. B. Christus auch kein Weib gehabt, wie es Menschen haben.

Am folgenden Tag, dem Sonntag, hielt Luther die Frühpredigt. Er sprach im Anschluß an's sonntägliche Evangelium und ohne Bezugnahme auf den gegenwärtigen Streit frisch und gewaltig über die Sündenvergebung und Gerechtigkeit, die durch den Glauben komme.

Die Disputation aber wurde auch an diesem Tage fortgesetzt und schon Vormittags wieder aufgenommen.

Man handelte weiter von der Gegenwart des Leibes im Sacrament. Luther wollte sie doch nicht wie eine räumliche angesehen haben: der Leib sei hier doch nicht local oder räumlich umschrieben zugegen. Andererseits wollten auch die Schweizer die Möglichkeit eines Wunders, daß Gott einen Leib an mehreren Orten zugleich sein lasse, nicht bestreiten, forderten dann aber einen Nachweis dafür, daß es wirklich mit Christi Leib so sich verhalte. Luther berief sich hiefür eben wieder auf die Worte: Das ist mein Leib; er sagte: „Ich kann wahrlich an dem Text meines Herrn nicht vorüber, sondern muß bekennen, daß der Leib Christi allda sei." Hier fiel ihm Zwingli rasch in's Wort: also setze doch auch er diesen Leib an einen Ort, denn „da, da" sei ein Adverbium des Ortes. Luther aber wollte seinen unbefangenen Ausdruck nicht so gebrauchen lassen und verbat sich wieder die mathematischen Gründe. — An diesem zweiten Tage suchten Zwingli und Oekolampad auch Zeugnisse des christlichen Alterthums für ihre Auffassung beizubringen. Sie konnten in gewisser Beziehung allerdings auf Augustin sich berufen. Luther wollte ihn jedoch anders deuten und auch ihm keinesfalls eine Autorität dem Schriftwort entgegen zuerkennen. — Am Abend schloß die Disputation damit, daß jeder Theil sich verwahrte, vom andern sich Gottes Wort widerlegt zu sein, und ihn dem Gerichte Gottes anheim gab, der ihn noch bekehren möge. Dem Zwingli kamen darüber Thränen.

Vergebens bemühte sich Philipp noch weiter mit den Einzelnen, sie einander näher zu bringen. Soeben hörte man auch, daß die furchtbare Seuche, der englische Schweiß, in der Stadt ausgebrochen sei. So verzichtete Jener auf weitere Verhandlungen und eilte mit seinen Gästen hinweg. Er veranstaltete nur schleunig noch, daß über die Punkte des christlichen Glaubens, in denen die Uebereinstimmung der Schweizer mit dem evangelischen Glauben fraglich erschienen war, eine Reihe von Sätzen durch Luther aufgestellt und von den

Dissen hernach geschriben artickeln
haben sich di hernach geschribene
zu Marpurgk verglichen
3a Octobris AC xxix

Luther

Martinus
Justus Jonas
philippus Melanchthon
Andreas Osiander
Stephanus agricola
Joannes Brentius
Ioannes Oecolampadius ss
Huldrychus Zuinglius
Martinus Bucerus
Caspar Hedio

Abb. 42. Facsimile der Ueberschrift und der Unterschriften der Marburger Artikel.

Theologen beider Theile unterzeichnet wurde. Das geschah noch am Montag. Es sind die fünfzehn „Marburger Artikel". Sie sprachen die Einigkeit in allen andern Lehren aus und auch hinsichtlich der Abendmahlslehre in soweit, als gesagt wurde: das Sacrament des Altars sei ein Sacrament des wahren Leibes und Blutes Christi und die „geistliche Nießung" dieses Leibes sei vornehmlich von Nöthen. Streitig blieb: „ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich im Brod und Wein sei".

Vergleicht man, wie jetzt in Marburg gestritten wurde und wie der Streit vorher geführt, wie da die einen von den andern als teuflisch geartete Schwärmer und die andern von jenen als rückfällige Papisten und Anbeter eines „aus Brod gemachten Gottes" verunglimpft wurden, so war doch schon durch das Gespräch an sich und die Art, wie gesprochen wurde, etwas Bedeutendes erreicht. Denn der Ton war hier ein durchaus artiger, ja freundlicher. Und daß die offenen, derben, bisher leidenschaftlich erregten Männer bei ihrem Zusammentreffen so sich zu mäßigen vermochten, konnte nicht blos Folge eines Zwanges sein, den sie sich anthaten. Luther redete, wo er recht nachdrücklich sein wollte, die Gegner „meine allerliebsten Herren" an. Der Augenzeuge Brenz erzählt, man hätte ihn und Zwingli für Brüder ansehen können. Und nun waren also bei ihnen auch übereinstimmende Aussagen über alle Hauptlehren außer jener einen erzielt. Ueber feinere Unterschiede der Auffassung, die hiebei doch noch statt haben mochten, wurde hinweg gesehen. Aber die Abweichung in dem einen großen Punkt und der Geist, der darin sich kundgebe, machte es Luther dennoch unmöglich, jenen die Bruderhand zu reichen, welche Zwingli mit den Seinen jetzt dringend sich erbat. Luther blieb dabei: „Ihr habt einen anderen Geist als wir." Seine Genossen waren mit ihm alle darüber einmüthig, daß man jenen nur Freundschaft und christliche Liebe überhaupt zusagen, nicht sie für Brüder in Christo

anerkennen dürfe. In den Artikeln wurde darüber nur soviel gesagt, daß, wiewohl man über jenen Punkt sich noch nicht verglichen habe, doch „ein Theil gegen den andern christliche Liebe, sofern jedes Gewissen immer leiden könne, erzeigen solle“.

Am Dienstag Nachmittag brach Luther von Marburg heimwärts auf. Nach dem Willen seines Kurfürsten reiste er über Schleiz, wo dieser damals mit dem Markgrafen Georg von Brandenburg eine Besprechung wegen des protestantischen Bündnisses hatte. Sie wünschten jetzt von Luther ein zusammenfassendes kurzes Bekenntniß des evangelischen Glaubens, in welchem sie verbunden sein wollten. Luther gestaltete ihnen ein solches sogleich aus den Marburger Artikeln, indem er einzelnes beifügte, einzelnes auch noch schärfer in seinem Sinne faßte. Wohl am 18. October langte er wieder in Wittenberg an.

Jenes Bekenntniß wurde gleich darauf bei einer Zusammenkunft der Protestanten in Schwabach vorgelegt. Es hatte zur Folge, daß auf den Beitritt zum Bund, von welchem die Schweizer ausgeschlossen blieben, jetzt auch Ulm und Straßburg verzichteten.

Innerhalb des Bündnisses wurde jetzt sehr ernstlich die Frage verhandelt, wie weit die protestantischen Stände, wenn der Kaiser wirklich sie zur Unterwerfung zwingen wollte, gehen, ob sie Gewalt mit Gewalt abwehren dürften. Luther aber blieb auch hier unerschütterlich. Was auch weltliche Rechte und Rathgeber sagen möchten — für Christen sollte nach seinem Urtheil die Frage damit entschieden sein, daß die Obrigkeit eine göttliche Ordnung und daß der Kaiser die Obrigkeit oder der Oberherr Deutschlands sei. Vor Allem kam hiebei eben diese seine Auffassung des Kaiserthums und des Verhältnisses der Reichsfürsten zu diesem in Betracht. Als Unterthanen des Kaisers sah er sie eben so an, wie er ihnen in ihren eigenen Territorien die Bürgermeister der Städte und verschiedene adelige Herren unterthan

sah; und diesen haben sie ja selbst kein Recht eingeräumt, ihren landesherrlichen Maßregeln auf dem kirchlichen Gebiet durch Proteste oder gar mit Gewalt sich zu widersetzen. Er forderte auch so nicht etwa schlechthin einen duldenden Gehorsam, so arg immer eine Obrigkeit und der Kaiser es treiben möchte, ließ vielmehr eine Absetzung des Kaisers als möglich zu. Er sagte: „Sünde hebt Obrigkeit und Gehorsam nicht auf; aber die Strafe hebt sie auf, das ist, wenn das Reich und die Kurfürsten einträchtiglich den Kaiser absetzen, daß er nimmer Kaiser wäre; so lang er unbestraft und Kaiser bleibt, soll ihm auch Niemand den Gehorsam entziehen." Nur in einem gemeinsamen Act der Reichsstände aber lag also für ihn die Hülfe gegen einen ungerechten, tyrannischen, das Recht umstürzenden Kaiser, während gegenwärtig Kaiser Karl mit der Majorität des Reiches zusammenstand. Der gewaltsame Widerstand einzelner Stände war hienach für ihn unzulässig, weil mit seiner Auffassung des deutschen Reiches die Idee eines einheitlichen festen Gemeinwesens oder Staates sich verband und nicht etwa die eines Bundes, dessen selbständige Glieder gegen Vertragsbruch zu den Waffen greifen dürften. Seine Auffassung theilten namentlich sein Kurfürst und die Nürnberger. Wie diese Protestanten Gewissens halber dem Beschluß von Speier den Gehorsam verweigerten, so fühlten sie sich auch in ihrem Gewissen gebunden, als es galt, die Folgen der Weigerung zu bestehen. Luthers Meinung über das richtige Verhalten der protestantischen Stände war dann dieselbe, die er bei der Rückkehr von der Wartburg dem Kurfürsten Friedrich ausgesprochen hatte: sie sollten den Kaiser, wenn Gott es soweit kommen ließe, in ihre Länder und gegen ihre Unterthanen einschreiten lassen, ohne doch je darein zu willigen oder gar mitzuhelfen. Aber er fügte bei: „Es ist ein rechter Mißglaube, der Gott nicht vertrauet, daß er uns ohne unsern Witz und Macht zu schützen wisse; — wenn ihr stille bliebet, so würde euch geholfen (Jes. 30, 15)."

Zu gleicher Zeit wollte Luther noch weiter seiner Pflicht gegen die Türken genügen.

Ihre ungeheuren Schaaren waren bis vor Wien gerückt und hatten die schlecht befestigte, doch mit deutschem Heldenmuth vertheidigte Stadt auf's Aeußerste bedrängt: während Luther auf der Heimreise begriffen war, liefen sie mit aller Macht Sturm. Die Nachrichten davon bewegten und beengten ihn in seinem Innersten. Er führte heftige Anfechtungen und Seelenkämpfe, an denen er jetzt wieder litt, auf sie und ihren Gott, den Teufel, zurück. Gleich nach seiner Rückkehr unternahm er es, eine „Heerpredigt wider den Türken" zu schreiben. Am 26. October erhielt er dann die Kunde, daß sie zum Abzug genöthigt worden seien. Das war ihm ein „himmlisches Wunder". Aber während nun Manchen seine früheren Mahnungen und Warnungen übertrieben dünkten, sah er mit Recht nur einen Aufschub der Gefahr. Er gab seine Schrift heraus, die schon am Neujahr in neuer Auflage erscheinen mußte.

Ihm erfüllte sich im Türken die Weissagung Ezechiels und der Offenbarung Johannis von Gog und Magog und hiemit ein göttliches Verhängniß zur Strafe für die verderbte Christenheit. Wie er aber in seiner ersten Schrift vor Allem die Obrigkeit gemäß ihrer von Gott gegebenen Bestimmung zum Schutz der Ihrigen gegen den Feind aufrief, so wollte er jetzt weiter die deutschen Christen alle im Gewissen fest und muthig machen, unter ihrem Banner nach Gottes Befehl in's Feld zu ziehen. Er hielt ihnen das Beispiel des „lieben St. Moritz und seiner Gesellen" und vieler anderer Heiliger vor, die einst auch ihrem Kaiser als Ritter oder Bürger mit Leib und Gut in den Waffen gedient haben. Er wollte, daß, wenn es Ernst würde, „sich wehrete, was sich wehren könnte, Jung und Alt, Mann und Weib, Knecht und Magd", so wie die Römer berichtet haben, daß einst auch die Weiber und Jungfrauen der Deutschen mit stritten. Kein Häuslein achtete er für so

geringe, daß nicht die Feinde davor Haare lassen müßten. Sei's doch auch besser, daheim im Gehorsam gegen Gott erwürgt, als gefangen und wie das Vieh fortgeschleppt und verkauft zu werden. Daneben gab er auch denen, welchen dies Unglück doch widerführe, Vermahnung und Trost, daß sie so, wie Jeremias die Juden in Babylon ermahnte, im Gefängniß geduldig und fest im Glauben bleiben und weder durch ihr Elend, noch durch den gleißnerischen Gottesdienst der Türken sich zum Abfall verführen lassen sollten.

Das predigte er seinem Volke, während er zugleich in Briefen an Freunde klagen mußte: „Kaiser Karl droht uns noch viel schrecklicher als der Türke; so haben wir auf beiden Seiten einen Kaiser, einen morgenländischen und abendländischen, zum Feinde." Und in denselben Tagen gab er sein Gutachten ab, daß die Bekenner des Evangeliums ihrem Kaiser gegenüber „die Hände von Blut und Frevel rein behalten" und, ob auch „sein Vornehmen ein lauter Dräuen des Teufels sei", nur mit Beten, Flehen und Hoffen an ihren Gott sich halten müßten, dessen offenbare Hülfe sie bisher haben erfahren dürfen.

Fünftes Kapitel.

Der Augsburger Reichstag und Luther auf Coburg 1530.

Ein kaiserliches Ausschreiben, durch welches ein neuer Reichstag auf den 8. April 1530 nach Augsburg berufen wurde, schien nun doch ein friedlicheres Verfahren einleiten zu wollen. Denn indem es demselben die Aufgabe stellte, zu berathen, „wie der Irrung und Zwiespalt halben in dem heiligen Glauben und der christlichen Religion gehandelt

und beschlossen werden möge", wollte es zu diesem Zwecke, daß „eines jeglichen Gutbedünken, Opinion und Meinung in Liebe und Gütlichkeit gehört, verstanden und so zu einer einigen christlichen Wahrheit gebracht und verglichen werde". Die Meinung des Kaisers war keineswegs, wie man hienach annehmen möchte, die, daß die beiden entgegenstehenden Theile auf gleichem Fuße mit einander verhandeln und sich vertragen sollten, sondern das Recht der römischen Kirche stand ihm nach wie vor fest. Er wollte nur einen gefährlichen inneren Krieg womöglich noch vermeiden. Auch der päpstliche Legat war damit einverstanden, daß erst noch gütliche Mittel gebraucht würden: schon jene Anordnungen der kursächsischen Visitation wurden auch in Rom, wie bei manchen deutschen Katholiken, für ein Anzeichen genommen, daß man dort über die sogenannte evangelische Freiheit erschrocken und zu einem Wiedereinlenken in's alte Kirchenthum geneigt sei. Bei Luther aber gab sich augenblicklich wieder das Vertrauen kund, das er so gern zu seinem Kaiser hegte. Er meldete am 14. März dem in Visitationsgeschäften abwesenden Jonas: „Kaiser Karl wird, wie er schreibt, selbst in Augsburg sein, um Alles freundlich beizulegen." Kurfürst Johann forderte sogleich seine Theologen auf, ihm für die Verhandlungen, welche dort stattfinden sollten, Artikel aufzusetzen, in welchen die eigene Meinung niedergelegt war. Dieselben sollten sich auch bereit machen, ihn auf der Reise nach Augsburg zu begleiten. Mit der Ankunft in Augsburg hatte es jedoch keine Eile; denn der Kaiser kam so langsam aus Italien herbei, daß jener Termin keinesfalls eingehalten werden konnte.

Am 3. April gingen Luther, Melanchthon und Jonas nach Torgau zum Kurfürsten ab, um von dort aus die Reise mit ihm anzutreten. Er nahm ferner Spalatin mit sich und als Prediger den Agricola. Am 10., dem Palmsonntag, werweilten sie in Weimar, wo der Fürst das

Digitized by Google

Abendmahl mitfeiern wollte. In Coburg, wo sie am 15. anlangten, sollte weitere Nachricht über den Termin für die wirkliche Eröffnung des Reichstags abgewartet werden. Luther predigte hier am Osterfest und dem darauf folgenden Montag und Donnerstag über die österlichen Texte und diese großen Heilsthatsachen.

Am Freitag, den 22., lief bei dem Kurfürsten eine Weisung von Seiten des Kaisers ein, zu Ende des Monats in Augsburg zu erscheinen. Gleich am nächsten Morgen brach er mit seinen Begleitern auf. Luther aber sollte zurück bleiben. Der Mann, auf welchem die Reichsacht und der kirchliche Bann lag, konnte, auch wenn der Kaiser noch so günstig gestimmt gewesen wäre, nicht so vor den Kaiser, die Stände und die Vertreter des Papstes und der Kirche gebracht werden, und es hätte kein freies Geleite für ihn gegolten. Er selbst freilich scheint so unbefangen gewesen zu sein, sein Mitgehen dennoch für möglich zu halten; wenigstens schrieb er einem Freunde: der Fürst habe ihm geboten in Coburg zu bleiben, er wisse nicht, warum. Einem anderen berichtete er doch als Grund, daß es für ihn nicht sicher gewesen wäre. Aber möglichst in der Nähe wenigstens wollte sein Fürst ihn behalten, auf einem sicheren Punkte an der Grenze seines Gebietes Augsburg zu, um von hier aus möglichst leicht noch Rath dort bei ihm einholen zu können. Auch wurde doch an eine Möglichkeit, daß er später noch nach Augsburg gerufen werden dürfte, gedacht. Eine Botschaft von einem zum andern Ort brauchte damals in der Regel vier Tage.

Noch in der Nacht vom 22. auf den 23. wurde Luther auf die Feste geführt, die über der Stadt Coburg sich erhebt. Denn hier war ihm die Wohnung angewiesen.

Er hatte an diesem ersten Tage dort noch keine Beschäftigung. Ein Koffer, in dem er Papiere und Anderes mitgenommen hatte, war ihm noch nicht zugestellt. Er bekam auch noch keinen Schloßhauptmann zu sehen. So schaute

er sich denn einstweilen auf der Höhe um, die einen weiten, reichen Blick nach allen Seiten hin gewährt, und in den Wohnräumen, die ihm hier geöffnet waren. Es war ihm das Hauptgebäude, der jetzt sogenannte Fürstenbau, zugewiesen, wo ihm sogleich die Schlüssel zu allen Zimmern übergeben wurden. Er hörte, daß über dreißig Leute auf dem Schlosse ihr Brod äßen.

Seine Gedanken aber blieben bei den weiterreisenden Freunden. Er schrieb gleich des Nachmittags an Melanchthon, Jonas und Spalatin. „Liebster Philippus," beginnt er an Melanchthon, „wir sind endlich auf unsern Sinai gekommen, aber wir wollen ein Zion aus diesem Sinai machen und daselbst drei Hütten bauen, dem Psalter eine, den Propheten eine und dem Aesop eine .... Es ist ein gar anziehender Ort und ganz gemacht für's Studiren; nur betrübt mich Eure Abwesenheit. Mir regt und bewegt sich mein ganzes Herz und Gemüth wider den Türken und Mahomed, indem ich dieses unerträgliche Wüthen des Teufels ansehe. Darum will ich beten und zu Gott schreien und nicht ruhen, bis ich merke, daß mein Geschrei im Himmel erhört ist. Dich zerreißen mehr die ungeheuerlichen Dinge unseres deutschen Reiches." Er wünschte dann dem Freunde, daß der Herr ihm anhaltenden Schlaf schenken und sein Herz von Sorgen befreien möge, und erzählte ihm noch von dem Aufenthalt, den er hier habe im Reiche der Vögel. Den beiden anderen Freunden gegenüber erging er sich in humoristischer Schilderung des Raben- und Dohlengeschreies, das er schon von früh vier Uhr an gehört habe. Da, sagte er, sei ein ganzes Heer von Sophisten oder Scholastikern um ihn versammelt. Da habe er auch schon seinen Reichstag, gar hochgemuthe Könige, Herzöge und Herren, die ernstlich für's Reich sorgen und unermüdlich ihre Decrete durch die Luft ergehen lassen. Jetzt haben sie, wie er höre, für dieses Jahr einen Feldzug gegen Weizen, Gerste und anderes Korn beschlossen, und diese Väter des

Vaterlandes lassen auf große Siege und Heldenthaten hoffen. Das, sagt Luther, schreibe er zum Scherz, aber in ernstem Scherz, indem er hiemit die auf ihn einstürmenden schweren Gedanken zurückdrängen möchte. Ein paar Tage nachher führte er den Scherz noch weiter aus in einem Schreiben an seine Wittenberger Tischgesellen, d. h. die jungen Leute von der Universität, die nach damaliger Sitte bei ihm Kost hatten. Er freue sich, zu sehen, wie ritterlich jene Herren des Reichstages schwänzen und den Schnabel wischen, und wünsche ihnen Glück, daß sie allzumal an einen Zaunstecken gespießt wären. Er meine, alle die Sophisten und Papisten mit ihren lieblichen Stimmen in einem Haufen vor sich zu hören, und sehe, was das für ein nützliches Volk sei, das Alles auf Erden verzehre und „dafür kecke für die Langeweile". Zugleich freute er sich jetzt, auch die erste Nachtigall vernommen zu haben, die bisher dem April nicht habe trauen wollen.

Als Genossen hatte er seinen Amanuensis, Veit Dietrich aus Nürnberg, und seinen Schwestersohn, Cyriak Kaufmann aus Mansfeld, einen jungen Studenten, bei sich. Jener, 1506 geboren, war seit 1523 auf der Universität zu Wittenberg; er wurde bald nachher Prediger in seiner Vaterstadt, wo er durch Treue und Entschiedenheit sich auszeichnete. Für gute Bewirthung war gesorgt. Luther ließ sich hier, wohl der Bequemlichkeit wegen, wieder den Bart wachsen, wie einst auf der Wartburg.

Gleich in jenem Briefe an Melanchthon hat Luther Arbeiten genannt, die er sich vorgesetzt hatte. Vor Allem jedoch verfaßte er jetzt eine öffentliche „Vermahnung an die Geistlichen, versammlet auf dem Reichstage zu Augsburg". Er wollte, wie er im Eingange sagt, da er auf dem Reichstage nicht persönlich erscheinen könne, wenigstens schriftlich unter ihnen sein mit dieser seiner „stummen und schwachen Botschaft", die er jedoch so scharf und energisch als möglich reden ließ. Von seiner eigenen Sache erklärte

er ihnen, daß er für sie keines Reichstages bedürfe. Der rechte Helfer und Rather habe sie dahin gebracht, wo sie bleiben solle. Ihnen führte er noch einmal die verschiedenen Hauptschäden und Greuel vor, die er zu bekämpfen

Abb. 43. Veit Dietrich, als Nürnberger Pastor, nach einem alten Holzschnitt.

gehabt habe, warnte sie, die Saiten zu hart zu spannen, bis etwa ein neuer Aufruhr sich erhebe, bot ihnen übrigens an, daß, wenn sie nur das Evangelium frei lassen, ihnen ihre Fürstenthümer, Herrschaften und Güter, daran ihnen

ja allein gelegen sei, unbehelligt bleiben sollten. Die Schrift wurde schon im Mai gedruckt.

Mit jenen Arbeiten aber beschäftigte er sich nun anhaltend, und zwar war es ihm hauptsächlich um die Weiterarbeit an der deutschen Bibel zu thun, nämlich um die Uebersetzung der Propheten, über deren Schwierigkeiten er längst geklagt hatte, und für die er jetzt endlich die nöthige Muße zu haben hoffte. Ja, er meinte in seinem Eifer, während er jetzt am Jeremias stand, noch vor Pfingsten alle Propheten bewältigen zu können, was sich ihm freilich bald unmöglich zeigte. Daneben gab er jetzt jene Weissagung Ezechiels über Gog und Magog einzeln heraus. Aus dem Psalter, seinem eigenen beständigen Trost- und Gebetbuche, wollte er verschiedene Stücke für die Gemeinde behandeln: zuerst verfaßte er so eine Erklärung des 118. Psalms. Dem Dietrich hat er auf Coburg auch die ersten 25 Psalmen ausgelegt: die Nachschrift, die dieser hinterließ, ist später gedruckt worden.

Und hiezu also wollte er die Fabeln Aesops fügen: er wollte sie „für die Jugend und den gemeinen Mann zurecht machen, daß sie den Deutschen einigen Nutzen brächten.“ Denn man finde darin unter schlichten Worten die feinste Lehre und Warnung, wie man klüglich und friedlich unter den bösen Leuten in der falschen, argen Welt leben möge; die Wahrheit, die Niemand leiden wolle und deren man doch nicht entbehren könne, werde einem da in eine lustige Lügenfarbe eingekleidet. Zeit behielt freilich Luther hiefür am wenigsten. Wir haben von ihm nur dreizehn jener Fabeln. Er hat sie in der schlichtesten volksthümlichen Sprache wiedergegeben und die Nutzanwendung in vielen treffenden deutschen Sprichwörtern ausgedrückt.

Luther meinte anfangs unter diesen Beschäftigungen, er wäre besser in Wittenberg geblieben, wo er als Lehrer mehr hätte nützen können.

Bald fingen auch wieder leibliche Leiden, Affectionen

des Kopfes, das Klingen und Brausen im Kopf und die Neigung zu Ohnmachten wieder bei ihm an, so daß er mehrere Tage nacheinander weder lesen noch schreiben und mehrere Wochen lang wenigstens nicht anhaltend arbeiten konnte. Er wußte nicht, ob er es der reichlichen Bewirthung, die er genoß, oder dem Satan schuld geben sollte. Dietrich meinte, die Krankheit müsse von diesem herkommen, da, wie er selbst mit der größten Sorgfalt Acht gegeben habe, von Luthers Seiten nichts gegen die Diät verfehlt worden sei. Er berichtete auch von einer feurigen, schlangenartigen Erscheinung, die er einmal im Juni bei Beginn der Nacht mit Luther unten am Schloßberge beobachtet habe, worauf dieser in der Nacht von einer Ohnmacht befallen worden und des andern Tages sehr übel aufgewesen sei: das war ihm eine Bestätigung seiner Meinung.

Am 5. Juni wurde Luther tief bewegt durch die Nachricht von dem Tod seines bejahrten Vaters, der am Sonntag, den 29. Mai nach längeren Leiden im festen Glauben an das von seinem Sohn gepredigte Evangelium zu Mansfeld verschieden war. Luther hatte ihm stets die hohe kindliche Ehrerbietung gezeigt, in der er ihm einst die Schrift über die Gelübde gewidmet und ihn zur Feier seiner dem Wunsch des Vaters entsprechenden Heirath eingeladen hatte. Auch nachher noch kamen seine Eltern zu ihm nach Wittenberg auf Besuch. Die Kämmerei der Stadt Wittenberg hat im Jahre 1527 die Ausgabe für ein Stübchen Wein verrechnet, das seinem Vater in Wittenberg verehret wurde; Cranach hat damals die Bilder von Luthers Eltern gemalt, die wir jetzt auf der Wartburg sehen (s. oben S. 8 f.). Schon im Februar 1530 hatte dann Luthers Bruder Jakob ihm geschrieben, daß sein Vater gefährlich erkrankt sei. Luther schickte hierauf am 15. des Monats an diesen einen Brief durch den Neffen Cyriak. Er schrieb: „Große Freude sollt mir sein, wenn es möglich wäre, daß Ihr Euch ließet sammt der Mutter hieher führen zu uns, welches meine

Käth mit Thränen auch begehrt und wir alle; ich hoffete, wir wollten Eurer auf's Beste warten." Indessen wollte er den Vater, der diesen Vater ihm gegeben habe, von Herzensgrund um Stärkung und Erleuchtung durch seinen Geist für diesen bitten. Dem lieben Herrn und Heiland wolle er es anheimgeben, daß sie beide hier oder dort sich fröhlich wiedersehen möchten; „denn," sagte er, „wir zweifeln nicht, daß wir uns bei Christo wiedersehen werden in Kurzem, sintemal der Abschied von diesem Leben für Gott viel geringer ist, denn ob ich von Mansfeld hieher von Euch, oder Ihr von Wittenberg gen Mansfeld von mir zöget." Als er den Brief mit der Todesnachricht geöffnet hatte, sagte er zu Dietrich: „wohlan, mein Vater ist auch todt," nahm flugs seinen Psalter und ging in seine Kammer, um seinen Thränen den Lauf zu lassen. Seinen Schmerz und seine Rührung sprach er an demselben Tag in einem Brief an Melanchthon aus: habe er doch Alles, was er sei und habe, durch seinen Schöpfer von diesem lieben Vater her erhalten.

Mit den Seinigen in Wittenberg verkehrte er durch Briefe an seine Frau und durch Correspondenz mit seinem Freund Hieronymus Weller, der jetzt in sein Haus gezogen war und sein Hänschen unterrichtete und erziehen half. Weller, früher Jurist und schon dreißig Jahre alt, studirte damals noch in Wittenberg Theologie. Er war zur Schwermuth geneigt, wofür ihm Luther von Coburg aus wiederholt Trost und guten Rath zukommen ließ. Der kleine Hans mußte schon lernen und Weller belobte ihn als einen fleißigen Schüler. Von Coburg her, und zwar vom 19. Juni, stammt Luthers bekannter Brief an ihn. Geschrieben mitten unter die ernstesten Studien und wichtigsten Ereignisse und Ueberlegungen hinein, darf er wohl in keiner Darstellung von Luthers Leben und Charakter fehlen:

„Gnad und Friede in Christo, mein liebes Söhnichen. Ich sehe gern, daß Du wohl lernest und fleißig betest.

Thu also, mein Söhnichen, und fahre fort; wenn ich heimkomme, will ich Dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben goldene Röcklein an und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spilling*) und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit goldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragt ich den Mann, deß der Garten ist, weß die Kinder wären. Da sprach er: es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: Lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther: möcht' er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birnen essen möchte und solche Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: wenn er gern betet, lernt und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost**) auch, und wenn sie alle zurückkommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen. Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten zum Tanzen zugericht, da hingen eitel goldene Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten. Darum konnte ich des Tanzens nicht erharren und sprach zu dem Mann: Ach lieber Herr, ich will flugs hingehen und das Alles meinem lieben Söhnlein Hänsichen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lehne***), die muß er mitbringen. Da sprach der Mann: Es soll ja sein, gehe hin und schreibe ihm also. Darum, liebes

*) Eine Pflaumenart.
**) Melanchthons Sohn Philipp und Jonas' Sohn Jodocus.
***) Vgl. über diese Großtante Hänschens unten in Buch 6, Kap. 7.

Söhnlein Hänsichen, lerne und bete ja getrost, und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr mit einander in den Garten kommen. Hiemit sei dem allmächtigen Gott befohlen und grüße Muhme Lenen und gieb ihr einen Kuß von meinet wegen. Anno 1530. Dein lieber Vater, Martinus Luther."

Der Verkehr zwischen Coburg und Augsburg wurde, wie sich denken läßt, fortwährend durch Briefe und Boten unterhalten.

Er wurde jedoch erst recht bedeutungsvoll, als hier die große Entscheidung herannahte oder wenigstens zu nahen schien, und dies verzog sich noch unerwartet lange.

Während der Kurfürst schon am 2. Mai in Augsburg eintraf, erfolgte die Ankunft des Kaisers erst den 15. Juni. Er hatte namentlich sich noch in Innsbruck aufgehalten, wo Herzog Georg und andere der Reformation feindliche Fürsten sich bei ihm einzustellen eilten.

In der Zwischenzeit arbeitete Melanchthon mit großem Fleiß und innerer Anspannung an der Vertheidigungs- und Bekenntnißschrift, welche von Kursachsen dem Reichstag übergeben werden sollte. Luther warnte ihn mit seinem eigenen Beispiel, daß er nicht durch übermäßige Anstrengung sich auch den Kopf verderbe. Er schrieb ihm am 12. Mai: „Ich gebiete dir und Eurer ganzen Gesellschaft, daß sie dich bei Strafe des Bannes unter die Regel und Ordnung, deinen armen Leib zu erhalten, nöthigen, damit du dich nicht selbst tödtest und dir dazu einbildest, es geschehe im Gehorsam gegen Gott; Gott dient man auch mit Feiern und Stillesein, ja mit nichts mehr als damit." Er hatte die Arbeit schon in Coburg, also beim Zusammensein mit Luther begonnen und legte dann ihren wichtigsten dogmatischen Sätzen jene Artikel Luthers, die im vorigen Herbst zu Schwabach vorgelegt worden waren, zu Grunde. Sein Hauptbestreben aber war gemäß der ihm eigenen Neigung und Art hiebei überall darauf hin gerichtet, die evangelische

Lehre als übereinstimmend mit der allgemein christlichen und überlieferten Kirchenlehre und die bei den Protestanten durchgeführte Reformation nur als Abschaffung gewisser praktischer Mißbräuche darzustellen. Nie hätte es Luther über sich vermocht, vor dem Reichstag und den auf ihm anwesenden Papisten und Feinden des Evangeliums seinerseits ein Bekenntniß vorzutragen, das die Schärfe und Tiefe des Gegensatzes so wenig hervorkehrte. Dennoch billigte er freudig die Schrift seines zu diesem Werk des Friedens berufenen Freundes, die ihm der Kurfürst gleich in ihrer ersten Ausarbeitung am 11. Mai zur Begutachtung zuschickte. Er urtheilte über sie: „die gefället mir fast wohl und weiß nichts dran zu bessern noch ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann; Christus, unser Herr, helfe, daß sie viel und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten.“ Den Kurfürsten selbst ermunterte er in einem Brief voll zarter Trostesworte, daß sein Herz fest und geduldig bleiben möge, wenn er jetzt auch an einem langweiligen Ort aushalten müsse; er wies ihn auf das große Zeichen der Liebe Gottes gegen ihn hin, daß dieser ihm und seinem Land das Wort der Gnade so reichlich gönne und namentlich die zarte Jugend der Knäblein und Mägdlein darin heranwachsen lasse als ein lustig Paradies Gottes.

Vom Kaiser vernahm man zunächst, daß er dem Kurfürsten die Nichtachtung des Wormser Edicts vorwerfe und den Geistlichen, welche die protestantischen Fürsten nach Augsburg mitgebracht hatten, das Predigen dort verbiete, wogegen auch nach Luthers Meinung diese Nichts machen konnten. Andererseits war Melanchthon jetzt vorzugsweise darüber besorgt und aufgeregt, daß Landgraf Philipp eine Verwerfung der Zwinglischen Lehre in dem Bekenntniß nicht zugeben möchte, worauf er nicht nur wegen ihrer Verwerflichkeit an sich, sondern hauptsächlich im Interesse einer Versöhnung mit den Katholiken das größte Gewicht legte.

Er bat Luther (am 22. Mai) deshalb selbst durch einen Brief auf Philipp zu wirken.

Luther scheint wenig Neigung verspürt zu haben, der Bitte nachzukommen. Melanchthon dagegen, auf eine Erfüllung derselben wartend, hielt mit dem Briefschreiben an ihn inne. Zugleich sahen die Freunde in Augsburg damals erst vollends mit Spannung dem Kommen und ersten Auftreten des Kaisers entgegen. Es vergingen jetzt volle drei Wochen, ehe wieder ein Brief von ihnen bei Luther einlief, während er eben zu dieser Zeit in die Trauer um seinen Vater versetzt wurde.

Da wurde Luther über diese „Schweiger" sehr aufgebracht. Als er einen neuen Brief Melanchthons vom 13. Juni erhielt, wonach dieser ungeduldig eben auf jenes Schreiben an den Landgrafen wartete, schickte Luther seinen Boten ohne Antwort zurück, ja wollte den Brief anfangs gar nicht lesen. Er that aber jetzt das Gewünschte: er bat Philipp warm, übrigens in aller Ruhe, daß er sich des Glaubens der Widersacher in der Abendmahlslehre nicht annehmen und durch ihre „süßen guten" Worte nicht bewegen lassen möge. Und als Melanchthon, den er durch seinen Zorn sehr erschreckt hatte, jetzt durch die schwierige Lage der Dinge in Augsburg, durch die Drohungen erbitterter katholischer Gegner, durch die Sorgen um das dem Kaiser vorzulegende Bekenntniß und die Folgen, die es haben werde, dazu durch Nachtwachen und Schlaflosigkeit in steigende Unruhe, Angst und Schwermuth hineingerieth und auch von den anderen Freunden Besorgliches und Betrübendes ihm gemeldet wurde, da gingen aus seinem Mund immer neue Worte der Ermunterung, des Trostes und des Rathes nach Augsburg, die zu den mächtigsten Zeugnissen seines Geistes und Charakters überhaupt für uns gehören. Wie aus einer sicheren, klaren, stolzen Höhe redet er hier zu denen, die in dem Gewirr irdischer Anschläge und Rathschläge drin stehen. Er hat dieselbe gewonnen und behauptet

sie in dem getrosten Glauben, mit welchem er an den unsichtbaren Gott sich hält, als sähe er ihn, und, über die Welt erhaben, mit ihm seinen kindlichen Verkehr pflegt.

Indem er auf einen ängstlichen weiteren Brief Melanchthons hin diesem am 27. wieder antwortete, verwies er ihm die Sorgen, von denen er sich verzehren lasse und an denen nicht die Größe der Sache, um die er sorge, sondern die Größe seines Unglaubens schuld sei. „Laß," sagte er, „die Sache noch so groß sein, groß ist auch, der sie handelt und angefangen hat; denn nicht unsere Sache ist sie . . . Er spricht: wirf deine Sorge auf den Herren, der Herr ist nahe Allen, die ihn anrufen. Spricht er das in den Wind oder wirft er sein Wort Thieren vor? . . . . Dich quält deine Weltweisheit und nicht die Theologie. Als ob ihr mit euren unnützen Sorgen etwas ausrichten könntet! Was kann denn der Teufel mehr thun, denn daß er uns erwürge? Ich beschwöre dich, der du in allen anderen Dingen streitbar bist, daß du gegen dich selbst als deinen größten Feind streitest."

Zwei Tage nachher hatte er schon einen neuen Brief des Freundes zu erwidern. Er sah daraus, wie er sagte, die Arbeiten und Mühen, Drangsale und Thränen der Freunde, erhielt jetzt auch die fertige Confession und sollte darüber, ob noch Concessionen an die römischen Gegner möglich sein werden, sich äußern. Hierüber schrieb er: „Tag und Nacht beschäftige ich mich damit, bewege es in mir hin und her, denke nach, disputire bei mir, durchforsche dafür die Schrift, und immer stärker wird in mir die volle Gewißheit von unserer Lehre und immer fester werde ich, daß ich mir, ob Gott will, nun nichts mehr werde nehmen lassen, es gehe drüber, wie es wolle." Er wollte aber nicht, daß die Anderen seiner Autorität folgten: die Sache müsse ebensogut ihre eigene sein, und er selbst werde sie vertreten, ob er auch mit ihr allein stünde. Dazu verwies er den sorgenden Melanchthon wieder auf jenen Glauben, von dem

freilich in seiner Rhetorik und Philosophie nichts stehe. Denn glauben müsse man das Uebersinnliche und Unsichtbare, und wer es sichtbar und begreiflich machen möchte, bekomme dafür nur Sorgen und Thränen zum Lohn, wie jetzt Melanchthon: „Der Herr hat verheißen, er wolle im Dunkeln wohnen, und hat Finsterniß zu seinem Gezelt gemacht*); wer da will, der mach's anders; hätte Moses erst den Ausgang begreifen wollen, den Pharaos Heer nehmen sollte, so wäre Israel wohl heute noch in Aegypten. Der Herr mehre dir und uns allen den Glauben: haben wir den, was will der Teufel mit aller Welt uns thun?"

Er eilte diesen Brief abzuschicken und schrieb dann gleich Tags darauf, am 30. Juni, noch mehr, nämlich jetzt, wie an Melanchthon, so auch an Jonas, der ihm über Melanchthons Bekümmernisse und den glühenden Haß katholischer Gegner berichtet hatte, an Spalatin, Agricola und Brenz, ferner an den jungen Herzog Johann Friedrich. Diesen wollte er besonders über die „giftigen, bösen Griffe" seiner nächsten Blutsverwandten, d. h. speziell des Herzogs Georg, beruhigen. Jene theologischen Freunde bat er alle, heilsam auf ihren Genossen Melanchthon einzuwirken, und hatte zugleich für jeden wieder besondere Freundesworte. Man möge, schrieb er, jenen doch davon abbringen, daß er Weltlenker werden wolle und hiemit sich selbst kreuzige. Die Nachricht, daß „die Fürsten und Völker gegen den Gesalbten des Herrn toben", war ihm ein glückliches Zeichen; denn es folge darauf gleich nach dem Psalmwort (Ps. 2, 4): „Der im Himmel wohnet, lachet ihrer." Er verstand nicht, wie man besorgt sein könne, wenn ja doch Gott lebe: „Er, der mich geschaffen hat, wird Vater meines Sohnes und Mann meiner Frau, Lenker des Gemeinwesens und Prediger der Gemeinde sein, und das besser, als ich es bin." Sein Brief an Melanchthon stellte in interessanter Weise

---

*) 1. Kön. 8, 12. Psalm 18, 12.

seine Eigenart und die des Freundes mit Bezug auf Sorgen und Anfechtungen einander gegenüber: „In Kämpfen, die die eigene Person angehen, bin ich schwächer, du tapferer; in denen, die das Gemeinwesen betreffen, ist's umgekehrt (wenn Kampf um die eigene Person ein solcher heißen darf, wie ich ihn mit dem Satan führe); denn dein Leben achtest du gering, fürchtest jedoch für die gemeine Sache, ich aber bin ihretwegen guten und ruhigen Muthes, weil ich gewiß weiß, daß sie gerecht und wahr, ja Gottes Sache ist, die nicht so über Sünde und Schuld erblassen muß, wie ich für meine Person; darum bin ich hier wie ein sorgloser Zuschauer.“ Ueberdies fühlte er gerade jetzt sich auch vom Geist jener eigenen Anfechtungen weniger heimgesucht, wenn der Teufel auch seinen Leib noch müde mache.

Wie Luther mit Gott als seinem Vater und Freunde sprach, davon erzählte Dietrich an dem zuletzt genannten Tage dem Melanchthon. Er habe ihn neulich laut beten hören: „Ich weiß, daß du unser Vater und Gott bist . . . die Gefahr ist die deine wie die unsrige; der ganze Handel ist ja dein, wir haben ihn angefangen, weil wir mußten, so wollest du ihn schützen u. s. w.“; täglich widme Luther mindestens drei Stunden dem Gebete. Alle die Seinigen sollten darin mit ihm zusammenhalten. So schrieb er auch seiner Frau nach Hause: „Betet getrost, denn es ist wohlangelegt und Gott wird helfen.“ Zwei Jahre nachher sprach er in einer Predigt über die Erfüllung des Gebetes aus: „Ich hab's auch versucht und viel Leute mit mir, sonderlich die Zeit, da uns der Teufel fressen wollt auf dem Reichstag zu Augsburg und stand Alles übel satt und so rege, daß alle Welt meinet, es würde über und über gehen, wie Etliche trotziglich gedräuet hatten, und waren schon die Messer gezückt und die Büchsen geladen; aber Gott hat durch unsere Gebete so geholfen, daß jene Schreier mit ihrem Scharren und Dräuen redlich sind zu Schanden worden, und uns einen guten Frieden und gnädig Jahr gegeben.“

Es traf sich, daß eben jetzt, wie Jonas an Luther meldete, Johann Friedrich das Wappen des Reformators in Stein schneiden ließ zu einem Siegelring und Luther durch Freund Spengler in Nürnberg veranlaßt wurde, die Bedeutung desselben auszulegen. Sie war ja besonders auch für die Vorgänge und Ueberlegungen jener Tage von Gewicht. Luther hatte nämlich längst, wie wir wenigstens schon vom Jahr 1517 her wissen, aus dem Wappen seines Vaters, das eine Armbrust mit zwei Rosen trug (vgl. oben S. 2), sich für sein eigenes eine Rose genommen und in ihre Mitte ein Herz mit einem Kreuze gesetzt. Da erklärte er nun: Es sollte ein schwarzes Kreuz in natürlich rothem Herzen sein, denn von Herzen müsse man an den Gekreuzigten glauben, um selig zu werden, und das Kreuz bringe wohl Schmerz und Abtödtung, verderbe jedoch die Natur nicht, sondern halte vielmehr das Herz lebendig. Solch Herz sollte in einer weißen Rose stehen, anzuzeigen, daß der Glaube Freude, Trost und Friede gebe, und zwar in einer weißen, weil weiß die Farbe der Geister und Engel und die Freude nicht Weltfreude sei. Die Rose endlich sollte stehen in himmelblauem Felde, wie diese Freude schon Anfang der himmlischen Freude und in himmlische Hoffnung gefaßt sei, und um das Feld ein goldener Ring gehen, weil die himmlische Seligkeit ewig währe und über alle Güter köstlich sei.

Abb. 44. Siegel Luthers nach Briefen v. J. 1517 ff.

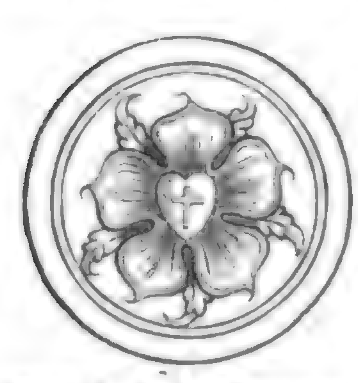


Abb. 45. Luthers Wappen nach alten Drucken.

Kurz darauf gelangte an Luther die große Kunde, daß das Bekenntniß der Protestanten, unsere Augsburger Confession, am 25. Juni vor dem Kaiser und den Reichsständen in deutscher Sprache vorgetragen worden sei. Der Kaiser hatte noch am Tag zuvor die Verlesung hindern und nur

das Schriftstück in Empfang nehmen wollen. Offen, laut und feierlich war dort der evangelische Glaube zum Wort gekommen, dessen einfacher Widerruf neun Jahre vorher in Worms von Luther gefordert worden war. Luther war hoch erfreut. Er sah das Psalmwort erfüllt: „Ich redete von deinen Zeugnissen vor Königen", und war gewiß, daß auch das Weitere sich erfüllen müsse: „und ich wurde nicht zu Schanden" (Ps. 119, 46). Seinem Kurfürsten schrieb er, das sei ja eine feine Klugheit der Widersacher gewesen, den Predigern der Fürsten in Augsburg Schweigen zu gebieten; dafür haben jetzt der Kurfürst und die andern Herren „frei vor der Kaiserlichen Majestät und dem ganzen Reich unter ihre Nasen gepredigt, daß sie es haben hören müssen und nicht dawider reden können." Wie leid war es ihm, daß er nicht selbst dabei sein durfte! aber er freute sich, die Stunde mit erlebt zu haben, wo solche Bekenner in einer solchen Versammlung so herrlich von Christus gezeugt.

Dazu kamen Nachrichten von einer gewissen Milde und Hochherzigkeit, die der Kaiser doch zu erkennen gebe, und von friedfertiger Gesinnung einzelner Fürsten wie des Herzogs Heinrich von Braunschweig, der den Melanchthon zu Tisch lud, und namentlich des Cardinals Albrecht, des Mainzer Erzbischofs und Kurfürsten. Luther war, im Unterschied von Melanchthon, darüber gewiß und klar, daß an eine Einigung mit den Gegnern in den Fragen des Glaubens und der Religion schlechterdings nicht zu denken sei. Aber mit Bestimmtheit sprach er jetzt den Gedanken an eine „politische Eintracht" trotz des Glaubensgegensatzes, d. h. an ein friedliches Zusammenbestehen der beiden Confessionen und Kirchen innerhalb des deutschen Reiches aus: er wünsche, daß es hiezu kommen möge, und hoffe es beinah. Kaiser Karl galt ihm, dem treu gesinnten Deutschen, immer noch für ein frommes Herz und edles Blut, aller Ehren und Tugend werth; er konnte nicht hoffen, daß derselbe mitten

unter den bösen Geistern stehend der evangelischen Sache günstig würde, glaubte jedoch wenigstens so weit an seine Milde. Dem Erzbischof nahte er in jenem Sinne jetzt selbst wieder einmal mit einem Schreiben: weil keine Hoffnung da sei, in der Lehre eins zu werden, möge derselbe wenigstens mit dahin arbeiten, daß den Evangelischen Friede vergönnt werde; denn zum Glauben dürfe und könne man Niemand zwingen, und die neue Lehre schade ja nicht, sondern lehre Frieden und halte Frieden. Dazu suchte er auch in Jenem das deutsche Bewußtsein anzuregen: „Wir Deutschen hören nicht auf, dem Papst und seinen Walen*) zu glauben, bis sie uns bringen nicht in ein Schweißbad, sondern in ein Blutbad; wenn deutsche Fürsten in einander fielen, das möchte den Papst, das Florenzische Früchtlein, fröhlich machen, daß er in die Faust lachen könnt und sagen: Da, ihr deutschen Bestien, wolltet mich nicht zum Papst haben, so habt das! . . . Ich kann's ja nicht lassen, ich muß auch sorgen für das arme, elende, verlassene, verachtete, verrathene und verkaufte Deutschland, dem ich ja kein Arges, sondern alles Gute gönne, als ich schuldig bin meinem lieben Vaterlande."

So wollte er nicht blos von keinem Nachgeben hören, sondern hielt auch alle weiteren Verhandlungen in Sachen des Glaubens für unnütz. Er konnte nicht einsehen, warum seine Freunde überhaupt noch in Augsburg festgehalten würden, wo sie doch nur noch Drohungen und Prahlereien von Seiten der Gegner zu erwarten hätten. Am 15. Juli schrieb er an sie: „Ihr habt dem Kaiser gegeben, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist . . . Christus wolle sich zu uns bekennen, wie Ihr zu ihm Euch bekannt habt . . . So absolvire ich Euch denn von dieser Versammlung im Namen des Herrn. Immer wieder heim, immer heim!"

---

*) Wälschen.

Jene sollten indessen noch einer Widerlegung harren, welche der Kaiser durch einige streng katholische Theologen abfassen ließ, insbesondere nämlich durch Eck, den alten, stets gleich heftigen und rührigen Feind Luthers, und Johann Cochläus, der anfangs zu den Vertretern humanistischer Wissenschaft gehört hatte, seit dem Beginn des großen kirchlichen Kampfes aber durch kleine, bittere Polemik gegen Luther sich hervorthat und jetzt an des verstorbenen Emsers Stelle dem Herzog Georg zur Seite stand. Inzwischen stellten geistliche und weltliche Herren den Protestanten schon das Aergste in Aussicht. Und unter diesen brachen damals für Melanchthon vollends seine schlimmsten, schwächsten Stunden an. Er suchte sogar den päpstlichen Legaten durch Vorstellungen darüber, daß sie keine wirkliche Lehrabweichung von der römischen Kirche sich erlauben wollten, zu beschwichtigen. Wirkliche Concessionen schienen ihm wenigstens auf dem Gebiete der kirchlichen und gottesdienstlichen Ordnungen in großem Umfange möglich: denn das seien ja äußerliche Dinge, und die Bischöfe gehören mit zu den Obrigkeiten, welche Gott über das äußere Leben gesetzt habe.

Auch Luther mußte so sich weiter gedulden. Er fuhr fort mit ermunternden Briefen. Auch die Drohungen ließen ihn ruhig. Er erinnerte, daß allzuscharf schartig mache und daß, wie er schon von seinem Staupitz gehört habe, Gott denen, die er plagen wolle, zuerst die Augen zumache; einen Krieg anzufangen, sei jetzt auch für die Widersacher gefährlich, der Anfang noch kein Fortgang, der Krieg noch kein Sieg. Gegen Melanchthon gebrauchte er auch einmal ein recht grobes deutsches Sprichwort über einen, der „vom Dräuen sterbe“. Die kräftigsten und reichsten Worte schöpfte er fort und fort aus seiner Einen höchsten Quelle, der Schrift. Ganz in seiner Weise sprach er auch einmal zu dem um die Reformation hoch verdienten kursächsischen Kanzler Brück, dem weltlichen Hauptrathgeber seines Fürsten in Augsburg; zwei Wunder habe er neulich, zum Fenster ausblickend,

gesehen: zuerst das schöne Himmelsgewölbe mit den Sternen, von keinem Pfeiler gestützt und dennoch feststehend; zum Andern große, dicke Wolken obenhin schwebend ohne einen Boden, darauf sie ruheten, oder eine Kufe, darin sie gefaßt waren, und dann, nachdem sie mit sauerem Angesicht vorübergegrüßt hatten und davongeflogen waren, den leuchtenden Regenbogen, der einem schwachen, dünnen Dache gleich dennoch die große Wasserlast trage. Wenn Einer unter den gegenwärtigen Drangsalen am Glauben sich nicht genügen ließe, wollte ihn Luther Menschen vergleichen, die dort für den Himmel nach Pfeilern suchten, damit er nicht einfiele, und zappelten und zitterten, weil sie keine greifen und sehen könnten. Er wollte sich, wie er hier schrieb, zufrieden geben, auch wenn der Kaiser den von ihm gehofften politischen Frieden nicht gewähren würde; denn Gottes Gedanken seien weit über den menschlichen; und Gott und nicht der Kaiser müsse die Ehre haben. Dem Melanchthon schickte er eine sehr ruhige und klare Auseinandersetzung darüber, wie man zwischen den Bischöfen als weltlichen Fürsten oder Obrigkeiten und ihnen als geistlichen Hirten unterscheiden müsse und ein Recht, in dieser Eigenschaft die Gemeinde Christi mit willkürlichen gottesdienstlichen Gesetzen zu belasten, ihnen nimmermehr einräumen dürfe.

Seinerseits ließ er jetzt auch eine Reihe kleiner Schriften nacheinander ausgehen, worin er mit ungebeugter Entschiedenheit wieder einfach den evangelischen Standpunkt gegen katholische Irrthümer behauptete: so über Kirche und Kirchengewalt, gegen das Fegefeuer, über die kirchlichen Schlüssel oder darüber, wie Christus in seiner Gemeinde wirklich Vergebung der Sünden ausspende, gegen die Anbetung der Heiligen, über die rechte Sacramentsfeier u. s. w. Ohne Rücksicht auf die gegenwärtigen Streitfragen gedachte er zugleich wieder der Noth des Schulwesens: er schrieb darüber, „daß man Kinder zur Schule halten solle". Er ließ ferner

auf seine praktische Ausführung über den 118. Psalm eine über den 117. folgen. Rastlos arbeitete er daneben an der Uebersetzung der Propheten weiter. So hielt er in der Arbeit aus, während sein Kopf immer mehr oder weniger leidend, schwach, „eigensinnig" blieb. Am Ende seines Coburger Aufenthalts berichtete er einem Freund, daß er mehr als die Hälfte des Sommers, obgleich er sich in allen Dingen mäßig gehalten habe, wegen des „Sausens und Rasselns im Haupt" habe feiern müssen.

Am 3. August wurde endlich jene katholische Widerlegung auf dem Reichstage vorgetragen, und zwar meinte das der Kaiser nicht so, als ob, wie es in seinem Ausschreiben des Reichstags hieß, das Gutdünken des einen wie des andern Theils in Gütlichkeit gehört und verglichen werden sollte, sondern er forderte, daß die Protestanten eben hiemit sich als widerlegt ansähen und somit unterwürfen. Landgraf Philipp antwortete hierauf dadurch, daß er am 6. des Monats ohne Urlaub und gegen ein Verbot des Kaisers Augsburg verließ und nach Haus eilte, offenbar entschlossen, im Nothfall Gewalt mit Gewalt zu erwidern. Auf so rasche Schläge aber war der Kaiser, so sehr ihm auch von Rom her Gewaltmittel angerathen wurden, doch, wie ja auch Luther vermuthete, nicht vorbereitet. Er ließ vielmehr nach dem Wunsch jener versöhnlicheren und vermittelnden Richtung noch Vergleichsverhandlungen vornehmen durch einen größeren Ausschuß, dann durch eine neue, kleinere Commission, in der von evangelischen Theologen nur Melanchthon saß.

Für die Protestanten erhob sich hiedurch erst mit aller Bestimmtheit die Frage nach einem möglichen Nachgeben, welche dieser schon bisher ängstlich in sich bewegt hatte. Es entsprach der Auffassung, die Luther vom ganzen Standpunkt und Interesse der römischen Kirche hatte, daß ihre Vertreter auf die tieferen Lehrdifferenzen in Betreff der inneren Aneignung des Heiles weniger Gewicht legten, der

Streit um die Wiederherstellung der bischöflichen Rechte und um den Gottesdienst, nämlich speziell die Messe und das Abendmahl unter beiden Gestalten, vielmehr die Hauptschwierigkeit bei den Verhandlungen machte. Andererseits hatte Niemand klarer als Luther die Freiheit gelehrt, welche die Christen in äußeren Formen der Verfassung und des Kultus haben und vermöge derer sie eben hierin auch einander nachgeben und dienen könnten. Aber allerdings, er hatte nicht minder vor Zugeständnissen an kirchliche Tyrannen gewarnt, welche dieselben zur Knechtung und Verführung der Seelen gebrauchen möchten. In dieser Hinsicht zeigte sich Melanchthon jetzt zum Aeußersten entschlossen; zu einer Wiederherstellung des katholischen Episkopats für die Evangelischen war er auch nicht blos des Friedens wegen geneigt, sondern sie lag ihm an sich am Herzen, weil er sonst am Bestand echt kirchlicher Ordnungen, willkürlichen Fürsten und zuchtlosen Bevölkerungen gegenüber verzweifeln zu müssen meinte. In der That wollten in jenem Ausschuß die Protestanten den Bischöfen den gesetzlichen Gehorsam zusagen, wenn man sie bei ihrem Gottesdienst und ihrer Lehre bis auf ein freies Conzil belassen wollte. In Betreff des Meßgottesdienstes handelte es sich darum, ob ihn die Protestanten nicht mit seiner ganzen priesterlichen Opferaction annehmen könnten und sollten, wenn nur eine Erklärung über den Unterschied dieses Opfers von Christi Opfer am Kreuz beigefügt würde. Andere Protestanten dagegen, namentlich die Vertreter Nürnbergs, wurden über derlei Abmachungen und besonders über Melanchthons ganzes Verhalten argwöhnisch und aufgeregt. Spengler in Nürnberg schrieb deshalb an Luther. Die Lage war um so gefährlicher, da die Verhandlungen nach dem Willen des Kaisers einen ununterbrochenen Fortgang nehmen mußten, für welchen Gutachten aus Coburg nicht rechtzeitig sich einholen ließen.

Luther nun, dem der Kurfürst dort die zu einem Vergleich bestimmten Artikel vorlegen ließ, antwortete wieder

sehr ruhig klar und eingehend. Er urtheilte einfach praktisch, während er zugleich auf die höchsten Grundsätze sich stützte. So in Betreff der Messen: die katholische Liturgie enthalte nun einmal den unzulässigen Gedanken, daß Gott hier gebeten werden müßte, den Leib seines Sohnes sich als Opfer gefallen zu lassen; wollte man das mit einer Glosse gut machen, so müßte entweder das Wort der Liturgie durch sie oder sie durch jenes zu nichte werden; man dürfe sich aber nicht ohne Noth durch ein so ärgerliches Wort in Gefahr begeben. Den Melanchthon warnte er besonders wegen der Gewalt der Bischöfe: er wisse wohl, daß bei jenem Gehorsam gegen sie die Freiheit des Evangeliums vorbehalten sein solle; aber sie werden sich nicht so für gebunden erachten und es für Treubruch erklären, wenn man nicht einfach, was sie wollen, beobachte. Ruhig sprach er dann auch seine Ueberzeugung aus, daß der ganze Vermittlungsversuch überhaupt eitel sei: man wolle den Papst und den Luther in Eintracht mit einander bringen, aber der Papst werde nicht wollen und der Luther verbitte sich's. Fest und ruhig blieb er endlich für alle Fälle seiner eigenen Selbständigkeit und Kraft sich bewußt. So schrieb er an Spengler: „Ich habe die Sache Gott befohlen und acht' auch, ich hab sie so fein in meiner Hand behalten, daß mir kein Mensch etwas darin verwahrlosen könne, so lang Christus und ich eins bleiben"; und an Spalatin: „Frei ist der Luther, frei auch der Macedonier (Philipp v. Hessen). . . . . Seid nur tapfer und haltet Euch männlich!" Wir entnehmen dies reichhaltigen Briefen, die Luther den 26. August an Kurfürst Johann, Melanchthon, Spalatin, Jonas, und weiteren, die er zwei Tage darauf wieder an diese drei Freunde und an Spengler gerichtet hat.

Zugleich schrieb er an jenem Tage eine Vorrede für Brenz zu seiner Auslegung des Propheten Amos. Sie zeigt uns, wie über sein Wort, das er damals so mächtig ausgehen ließ, er selbst urtheilte. Seine eigene Rede, sagt

er hier, sei ein wilder Wald, verglichen mit dem lichten, reinen Redefluß des Brenz; ihm sei, wenn man Kleines mit Großem vergleichen dürfe, vom Geiste des Elias der starke, die Felsen zerreißende Wind und das Erdbeben und Feuer, dem Brenz das stille, sanfte Sausen zugefallen; doch brauche Gott auch grobe Keile für grobe Klötze und neben dem befruchtenden Regen den erschütternden Donner und Blitz, die Luft zu reinigen.

Wenn indessen dem Protestantismus damals eine Gefahr durch falsche Nachgiebigkeit drohte, so wurde sie zugleich durch die Anforderungen der Gegner, die auch für einen Melanchthon zu weit gingen, beseitigt. Auch die Verhandlungen der kleineren Commission mußten ohne Erfolg geschlossen werden. Am 8. September durfte Luther seiner Frau die Hoffnung aussprechen, bald selbst wieder zu ihr zu kommen; seinem Hänschen kündigte er dabei ein „groß schön Buch von Zucker" an, welches der Vetter Cyriak (der nach Augsburg und Nürnberg gereist war) für ihn aus jenem schönen Garten gebracht habe. Am 14. besuchten ihn auch schon Herzog Johann Friedrich und Graf Albrecht von Mansfeld auf der Heimkehr vom Reichstag. Jener brachte ihm den Siegelring mit, der ihm jedoch sogar für den Daumen zu weit war: er erwiderte, für ihn gehöre sich nicht Gold, sondern Blei. Er wünschte, bald auch die andern Freunde von dort entronnen zu sehen, und hielt, während Jener ihn mitzunehmen bereit war, selbst lieber noch länger auf Coburg aus, um, wie er an Melanchthon schrieb, sie da empfangen und ihnen den Schweiß nach ihrem heißen Bad abwischen zu können.

In Augsburg wurden dann zwar mit Melanchthon und Brück nochmals Unterhandlungen angeknüpft, ja der Nürnberger Gesandte glaubte, über ein „heimliches, unchristliches Praktiziren", gegen welches Melanchthon sich gar keine Einrede mehr gefallen lasse, jetzt vollends die heftigsten Klagen erheben zu müssen, und Luther, an den sie durch

Spengler und Link gelangten, sprach zwar sein gutes Vertrauen zu seinen sächsischen Theologen aus und wollte namentlich dem Melanchthon nicht wehe thun, bat aber ihn und Jonas am 20. d. M. dringend und energisch um Auskunft in der Sache, um Vorsicht gegen die schlauen Anschläge der Gegner, um endliches Verzichten auf alle Compromisse. Als er jedoch diese Briefe auf dem Weg über Nürnberg durch Spenglers Hände gehen ließ, wußte man hier bereits, daß auch der neue Versuch — besonders an Jonas' und Spalatins Festigkeit — gescheitert war, und Spengler ließ sie deshalb gar nicht an ihre Adresse weiter laufen. Die evangelischen Stände blieben schließlich bei ihrem Protest v. J. 1529 und den Beschlüssen des Reichs v. J. 1526 stehen.

Kaiser Karl gab wohl seinen Unwillen zu erkennen, fand jedoch auch die gegen die Neuerungen eifernden Reichsfürsten nicht gleich eifrig, für die Ausrottung der Ketzerei und zugleich Erhöhung der kaiserlichen Autorität und Macht sich in einen jedenfalls bedenklichen inneren Krieg zu stürzen, und entschloß sich, die Entscheidung aufzuschieben. Er ließ am 22. einen Reichstagsabschied verlesen, welcher den Protestanten, nachdem ihr Glaubensbekenntniß widerlegt sei, noch bis zum 15. April des nächsten Jahres Bedenkzeit gab, um in den streitigen Artikeln zur Einheit mit Kirche, Papst und Reich zurückzukehren, während der Kaiser die Einberufung eines Conzils zur Besserung wirklicher kirchlicher Uebelstände binnen eines Jahres herbeiführen wollte; für die eventuellen weiteren Schritte gegen jene behielt er sich die Ueberlegung bis zum genannten Termine vor. Sie dagegen protestirten, daß ihr Bekenntniß nicht widerlegt sei, übergaben auch eine von Melanchthon abgefaßte Apologie desselben. Die Bedenkzeit nahmen sie an. Bis dahin also war jetzt der politische Friede, den Luther noch gewünscht und gehofft hatte, zugesagt. Den weiter bevorstehenden Gefahren und Drohungen gegenüber

äußerte er gegen Spengler: „Wir sind entschuldiget und haben genug gethan; das Blut komme über ihr eigen Haupt.“

Noch von einer andern Seite her kam dann an Luther auf Coburg ein Einigungsversuch. Die Straßburger nämlich und drei andere oberdeutsche Städte, Constanz, Memmingen und Lindau, hatten, weil sie von den Lutheranern durch den Abendmahlsstreit getrennt waren, beim Reichstag ein besonderes Bekenntniß überreicht. Sie nahmen auch hier keine Mittheilung des Leibes Christi für Mund und Leib der Abendmahlsgäste an, faßten aber, anders als Zwingli, dieses Mahl doch ganz unter dem Gesichtspunkt einer realen göttlichen Gabe und eines geistlichen Genusses des „wahren Leibes“ Christi auf. Daran anschließend versuchte nun Butzer, der theologische Vertreter Straßburgs, eine weitere Annäherung an die Wittenberger. Es schreckte ihn nicht ab, daß Melanchthon mißtrauisch widerstrebte und Luther einen Brief von ihm unbeantwortet ließ. Jetzt erschien er persönlich auf Schloß Coburg und hatte am 25. September ein vertrauliches und freundliches Gespräch mit Luther. Dieser wollte zwar auch jetzt keineswegs mit einem bloßen „geistlichen Genießen“ sich begnügen und verhehlte, indem er vor Allem Offenheit forderte, einen fortwährenden Argwohn nicht, begann aber doch selbst Gutes zu hoffen und versicherte, er würde gern dreimal sein Leben opfern, wenn dadurch dieser Zwiespalt gehoben werden könnte. Für Butzer war hiemit ein glücklicher Anfang zu weiteren Versuchen gegeben, die er zunächst in der Stille verfolgte.

Am Tage nach jener Verlesung durfte endlich auch Kurfürst Johann den Reichstag verlassen und die Heimreise antreten. Er wurde vom Kaiser verabschiedet mit den Worten: „Oheim, Oheim, das hätte ich mich zu Ew. Liebden nicht versehen“ — was er mit Thränen in den Augen schweigend hinnahm. Nachdem er noch in Nürnberg sich aufgehalten hatte, traf er mit seinen Theologen bei Luther

ein. Am 5. October brachen sie zusammen von Coburg auf und zogen über Altenburg, wo Luther am Sonntag, dem 9., predigte, nach der fürstlichen Residenz zu Torgau. Am 10. langten sie hier an. Am folgenden Tag kehrte Luther glücklich vollends nach Hause zurück.

Sechstes Kapitel.

Vom Augsburger Reichstag zum Nürnberger Religionsfrieden 1532; Tod Kurfürst Johannes.

Sobald Luther wieder in seine amtliche Thätigkeit in Wittenberg eintrat, nahm er hier auch schon wieder außerordentliche Arbeit auf sich. Denn noch im October ging Bugenhagen nach Lübeck, wie früher nach Braunschweig und Hamburg. Die wichtigsten Fortschritte, welche die Reformation überhaupt in jenen Jahren machte, wo sie so auf den Reichstagen erst noch heiß um ihre Berechtigung kämpfen mußte, waren die in den norddeutschen Städten. Luther hatte schon bald nach seiner Ankunft auf Coburg die Nachricht erhalten, daß die Städte Lübeck und Lüneburg sich ihr geöffnet haben. Die Lübecker Bürgerschaft wollte nur noch evangelische Prediger dulden und schaffte die unevangelischen Bräuche ab, obgleich eine Gegenpartei sich an den Kaiser wandte und auch wirklich ein Mandat, das die Neuerungen verbot, von ihm erlangte. Um die neuen Ordnungen durchzuführen, hätten die Lübecker am liebsten Luther selbst herbeigerufen. Gesandte von ihnen baten Kurfürst Johann in Augsburg wenigstens um Bugenhagen. Unter diesen Umständen war auch Luther einverstanden,

daß man demselben Urlaub geben müsse, obgleich ihn die Wittenberger Gemeinde und Universität schwer entbehren könne. Man brauche, meinte er, jenen hier um so mehr, da er selbst nicht mehr viel zu brauchen sein werde; denn er sei seines Alters, seiner Gesundheitsumstände und vielmehr seines Lebens selbst so müde, daß diese verfluchte Welt ihn wohl nicht mehr lange sehen und ertragen werde.

Aber er übernahm sogleich wieder, soweit seine Gesundheit es erlaubte, die Amtsgeschäfte des Stadtpfarrers, welchen seine Aufgabe diesmal anderthalb Jahre lang, bis in den April 1532, von Wittenberg fern hielt: so nicht blos die Wochenpredigten, die dieser am Mittwoch und Sonnabend fortlaufend über das Matthäus- und Johannesevangelium zu halten pflegte, sondern auch die Seelsorge und die Verwaltungsgeschäfte; er klagte sich selbst an, daß unter ihm der Kirchenkasten vernachlässigt werde und er überhaupt oft zu müde und träge sei. In seinem leiblichen Befinden kehrten besonders Beschwerden des Kopfes, Schwindel und Herzaffectionen wieder, steigerten sich im März und Juni 1531 und wurden noch heftiger und beängstigender im folgenden Jahre.

Zugleich führte er jetzt in anhaltendem Fleiße seine Uebersetzung der Propheten zu Ende; im Herbst 1531 erzählte er dem Spalatin, daß er täglich zwei Stunden auf ihre Correctur verwende. Von den Psalmen ließ er eine neue Auflage in neuer Bearbeitung erscheinen, gab auch wieder ein paar Psalmen mit praktischer Auslegung heraus.

Neben diesen Arbeiten aber, in die er immer am liebsten sich vertiefte, verblieb dem Reformator die Hauptaufgabe, in den großen kirchenpolitischen Fragen, Verhandlungen und Gefahren, die mit dem Abschluß des Reichstags und vermöge des dort gestellten Termins erst recht dringend wurden, seinen Fürsten zu berathen, ja die protestantischen Glieder des Reiches insgemein durch seine gewichtigen Gewissensrathschläge zu leiten.

Am 19. November wurde jener Reichsabschied trotz des Widerspruchs der Protestanten in Augsburg verkündigt. Sie behielten die Bedenkzeit bis zum 15. April; aber Kaiser und Reich bestanden fest auf den alten kirchlichen Ordnungen, und schon jetzt wurden jene angehalten, die Kirchen- und Klostergüter herauszugeben. Es wurde auch von ihnen bemerkt, daß nicht einmal eine wirkliche Friedenszusage von Seiten des Kaisers im Reichsabschied enthalten, sondern nur den Ständen Frieden zu halten geboten sei. In der That hatte der Kaiser schon am 4. October dem Papste zugesagt, jetzt zu ihrer Unterdrückung alle seine Kraft aufzubieten. Zunächst ließ er das Obergericht des Reiches, das sogenannte Kammergericht, einer Visitation unterwerfen und anweisen, dem Inhalt des Reichsabschieds in den kirchlichen und religiösen Dingen streng nachzukommen. So konnte das Einschreiten gegen die Protestanten mit Prozessen, welche gegen sie — namentlich wegen kirchlicher Güter — eingeleitet wurden, beginnen. Ferner sollte jetzt, um auch während der Abwesenheit des Kaisers seine Autorität und die Leitung des Regiments in seinem Sinne zu sichern, sein Bruder Ferdinand zum römischen König gewählt werden. Johann von Sachsen, der einzige Protestant unter den Kurfürsten, widerstrebte der Wahl; er berief sich darauf, daß beim Ausschreiben derselben eine Bestimmung des Reichsgesetzes, der goldenen Bulle, verletzt war, wonach die Vornahme einer solchen Wahl bei Lebzeiten eines Kaisers vorher einmüthig durch die Kurfürsten beschlossen sein mußte. Dagegen hatte der Kaiser ein päpstliches Breve in den Händen, wonach er Johann als Ketzer von der Wahl ausschließen konnte, fand übrigens doch nicht für gut, hievon Gebrauch zu machen. Die Wahl erfolgte wirklich am 5. Januar 1531.

Die Protestanten suchten jetzt durch eine feste, wohl organisirte Verbindung untereinander sich zu schützen. Sie traten dazu an Weihnachten 1530 in Schmalkalden zusammen.

Je mehr aber die Gefahr, der man zu begegnen hatte, drängte, um so mehr forderte vor Allem jene Frage, ob man auch dem Kaiser Widerstand leisten dürfe, ihre Entscheidung. Die Juristen, welche hiefür sich aussprachen, trugen Verschiedenes vor, ohne jedoch recht klare, durchschlagende rechtliche Begriffe und Gründe an's Licht zu bringen. Sie zogen privatrechtliche Grundsätze bei; die Bestimmung, daß bei einem Prozeß die Entscheidung eines Richters, gegen welche an eine höhere Instanz appellirt sei, nicht mit Gewalt von ihm durchgesetzt und vielmehr Widerstand gegen eine solche Gewalt geübt werden dürfe, glaubten sie auf die Appellation der Protestanten an ein künftiges Conzil und auf ein vorheriges Einschreiten des Kaisers gegen sie übertragen zu können. Besser trafen sie die Sache, indem sie darauf sich beriefen, daß nach der Reichsverfassung oder nach den kaiserlichen Rechten selbst die Herrschaft des Kaisers keineswegs eine unbeschränkte und jeden Widerstand ausschließende sei; nur war hiemit das Recht einzelner Stände zum Widerstand gegen Beschlüsse, wie sie der Kaiser jetzt auf ordentlichem Reichstag mit der Majorität desselben gefaßt hatte, noch nicht bewiesen. Es war ein Mangel an Klarheit und Sicherheit, der mit der Entwickelung, worin die staatlichen Verhältnisse und Rechtsanschauungen damals erst noch begriffen waren, zusammenhing. Hierüber also hatte jetzt auch Luther mit andern Wittenberger Theologen wieder Gutachten zu geben. Auch mit ihnen verhandelten die Juristen, besonders Kanzler Brück.

In der Frage wegen Ferdinands Erhebung zum römischen König rieth Luther schon vor der Wahl seinem Fürsten mit Wärme zum Nachgeben. Denn die Gefahr, welche dieser sonst sich und dem ganzen deutschen Vaterland bereite, dünkte ihm viel zu groß: man werde Anlaß suchen, ihm die Kurwürde zu nehmen und etwa dem Herzog Georg zu verleihen; Deutschland werde in sich zerrissen und in Krieg und Jammer gestürzt werden. So rieth Luther, wiewohl

er, „als in geringerem Stande vor der Welt, in solchen hohen Sachen nicht viel zu rathen verstehe", ja, „in solchen Weltsachen zu kindisch sei".

In seinen Gedanken über jenes Recht des Widerstandes aber vollzog sich nun doch eine Wendung. Sie führte zu einem dem früheren entgegengesetzten Ergebniß, indem sie von seinen bisherigen Grundprinzipien aus weiter schritt. Er lehrte, daß die Obrigkeiten und obrigkeitlichen Ordnungen überhaupt von Gott seien, und verstand darunter dem apostolischen Worte gemäß die verschiedenen Rechtsordnungen verschiedener Staaten, soweit sie irgendwo Bestand gewonnen hatten. Mit Bezug auf Deutschland schloß, wie wir (S. 423) sahen, seine gut monarchische Anschauung schon bisher nicht aus, daß die Gesammtheit der Reichsfürsten einen unwürdigen Kaiser entsetzte. Die entscheidende Frage war für ihn nun die, was die Rechtsordnung des deutschen Reiches oder das Gesetz des Kaisers selbst über einen Widerstand einzelner Reichsstände, die sich und ihre Unterthanen in ihren Rechten und der Erfüllung ihrer Pflichten verletzt finden, bestimme. Die Antwort darauf aber war ihm nicht mehr Sache der Theologen, sondern der Rechtsverständigen und Politiker. Jene haben ihm nur auszusprechen, daß zwar der Christ als bloßer Christ auch Unrecht gern leiden, daß aber die weltliche Obrigkeit und so auch jeder deutsche Fürst als Obrigkeit das von Gott gegebene Amt wahren und die Unterthanen gegen Unrecht schirmen müsse. Darüber, was die bestimmten Ordnungen und Rechte eines jeden Landes seien, haben die Juristen zu urtheilen und die Fürsten bei ihnen sich Rath zu holen. Demnach erklärten die Wittenberger Theologen jetzt: „wenn die Rechtsverständigen begründen, daß man in gewissen Fällen nach dem Reichsrecht der höchsten Obrigkeit widerstehen könne und daß gegenwärtig solche Fälle vorliegen, so können auch sie, die Theologen, das mit der heiligen Schrift nicht anfechten; früher haben sie sich deswegen dagegen erklärt, weil sie

nicht gewußt haben, daß Solches der Obrigkeit Rechte selbst geben." Das Resultat war, daß die Verbündeten wirklich sich zum Widerstand auch gegen den Kaiser für befugt erachteten und dazu rüsteten. Die Verantwortung dafür sollten übrigens nach Luthers Erklärungen immer die Fürsten und Politiker selbst behalten, sofern sie selbst zusehen müßten, ob sie Recht haben. Wir, sagte er, behaupten das nicht und wissen es nicht; ich lasse sie machen.

Vor der Oeffentlichkeit ließ Luther seinem Unwillen über den Reichsabschied und über die gewaltsamen Anschläge der Gegner zu Anfang des Jahres 1531 in zwei Schriften den Lauf, einer „Glossa auf das vermeinte kaiserliche Edict" und einer „Warnung an seine liebe Deutschen". In jener nahm er den Inhalt des Edictes und die Lästerungen, welche es gegen die evangelische Lehre sich erlaube, durch, indem er, wie er sagte, damit nicht wider die kaiserliche Majestät sich wenden wollte, sondern gegen die Verräther und Bösewichte, ob's auch Fürsten oder Bischöfe wären, die ihren boshaften Willen zu vollbringen vornähmen, und sonderlich gegen den Hauptschalk, den sogenannten Statthalter Gottes und seinen Legaten. Die andere Schrift nimmt das „Allerärgste", was jetzt drohe, in Aussicht, nämlich einen Krieg durch Gewaltmaßregeln des Kaisers und Widerstand der Protestanten. Und da wollte nun Luther als geistlicher Prediger nicht zum Kriege, sondern vielmehr zum Frieden rathen, wie ihm auch alle Welt bezeugen müsse, daß er es bisher auf's Fleißigste gethan. Aber er erklärte jetzt auch öffentlich: Wenn es, da Gott vor sei, zum Krieg komme, so wolle er diejenigen, welche sich wider die blutgierigen Papisten zur Wehre setzen, nicht aufrührerisch gescholten haben, sondern wolle es gehen lassen, daß sie es eine Nothwehr heißen, und wolle sie damit in's Recht und zu den Juristen weisen. — An diese Schriften reihte sich noch ein neuer Handel mit Herzog Georg, der gegen Luther ihretwegen und wegen gewisser, fälschlich diesem beigelegter

Briefe wieder eine Anklage beim Kurfürsten erhob und sodann gegen die erstgenannte Schrift eine Erwiderung unter fremdem Namen herausgab. Luther entgegnete diesem „Schmachbüchlein" mit einer Flugschrift „Wider den Meuchler zu Dresden": nicht als ob er, wie dies Manche verstanden, dem Herzog mörderische Anschläge hätte vorwerfen wollen, sondern weil sein Buch wegen der darin enthaltenen Verleumdungen ein Meuchelbuch sei. Der Ton, den sich Luther darin erlaubte, erinnert uns wieder an sein Wort, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehöre. Er mußte sich dafür doch eine neue Vermahnung von Seiten seines Fürsten gefallen lassen und bat sich dann nur aus, daß Georg auch ihn künftig in Frieden lasse.

Der Drang der gemeinsamen Gefahr begünstigte jetzt auch das Verlangen der Oberdeutschen nach Einigung mit den deutschen Protestanten und die darauf gerichteten Bestrebungen Butzers. Luther selbst erkannte in einem Brief an diesen an, wie sehr eine Verbindung mit ihnen noth thue und welch großen Schaden der bisherige Zwiespalt dem Evangelium bringe, ja daß, wenn sie einig wären, das ganze Papstthum und die Türken und die gesammte Welt und die Pforten der Hölle demselben nicht solchen Schaden hätten thun können. Er vermochte zwar trotzdem über den noch fortbestehenden Lehrunterschied Gewissens halber nicht wegzusehen, wollte auch nicht begreifen, warum die früheren Gegner, wenn sie jetzt eine wahre Gegenwart des Leibes im Abendmahl zugäben, nicht auch vollends eine Gegenwart desselben für den Mund und Leib aller Abendmahlsgäste zugestehen, und hielt es für genügend, daß man jetzt das Schreiben gegen einander unterlasse und abwarte, bis „vielleicht Gott in solcher Stille weiter Gnade gebe". Die Schmalkalder Verbündeten aber waren durch die neuen Erklärungen soweit befriedigt, daß sie die früheren Bedenken gegen eine Aufnahme der Oberdeutschen in den Bund fallen ließen.

So erfolgte zu Ende des März 1531 ein Abschluß des Schmalkaldischen Bundes zu gegenseitiger bewaffneter Vertheidigung auf sechs Jahre zwischen dem Kurfürst Johann, dem Landgrafen Philipp, drei Herzogen von Braunschweig-Lüneburg, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt, den Grafen Albrecht und Gebhard von Mansfeld, den niederdeutschen Städten Magdeburg, Bremen und Lübeck und den oberdeutschen Straßburg, Constanz, Memmingen, Lindau, ferner Ulm, Reutlingen, Biberach, Jsny. Auch Luther erhob dagegen keine Einwendung mehr.

Jn dieser ihrer Verbindung mit einander standen die Protestanten fest und mächtig unter den Gliedern des deutschen Reiches da. Die Gegner waren nicht eben so in ihren Jnteressen einig. Namentlich herrschte zwischen den Herzogen von Baiern und zwischen dem Kaiser und Ferdinand eine politische Eifersucht, vermöge deren jene sogar mit den Ketzern gegen den neugewählten König zusammenhielten. Außerhalb Deutschlands reichte Dänemark dem Schmalkaldischen Bunde die Hand: denn der von dort vertriebene König Christian II., der früher sich an den sächsischen Kurfürsten gewandt und mit Luther freundlich gethan hatte, suchte jetzt, nachdem er wieder ein ergebener Diener der christlichen Kirche geworden, mit Hülfe seines Schwagers, des Kaisers, das Land wieder unter sich zu bringen. Ebenso bereit war der König von Frankreich, sich gegen die steigende Macht des Kaisers mit diesen deutschen Fürsten zu verbinden.

Bei Luther finden wir indessen nirgends eine Kenntnißnahme von hierauf bezüglichen Plänen und Verhandlungen oder gar eine Betheiligung an solchen. Eben jetzt stand auch ein Bruch zwischen Heinrich VIII. von England und dem Kaiser bevor und bereitete sich jener zum Abfall von der römischen Kirche. Denn Heinrich wollte Scheidung seiner Ehe mit Katharina, einer Tante des Kaisers, indem er sich darauf berief, daß sie vorher einem verstorbenen

Bruder von ihm vermählt und deshalb seine Verheirathung mit ihr unzulässig gewesen sei; und als der Papst trotz langer Verhandlungen aus Rücksicht für den Kaiser seinem Begehren nicht nachkam, ließ er von einer Reihe europäischer Universitäten und Gelehrten Gutachten über die Zulässigkeit und Giltigkeit jener Ehe einziehen, die wirklich großentheils gegen dieselbe ausfielen. Da wandte sich denn ein geheimer Unterhändler des früheren „Beschützers des Glaubens" auch an die Wittenberger und den von ihm so geschmähten Luther. Dieser aber erklärte sich (am 5. Septbr. 1531) gegen die Scheidung: denn die Ehe mit des Bruders Frau sei nicht durch das in der heiligen Schrift bezeugte göttliche Recht, sondern nur durch menschliches Kirchenrecht verboten. Die politische Seite der Angelegenheit zog er gar nicht in seine Erwägung herein. Mit einer gewissen Wehmuth äußerte er sich damals Spalatin gegenüber über böse Gesinnungen des Papstes gegen den Kaiser, über Umtriebe, die derselbe wohl auch in Frankreich gegen ihn mache, und über eine feindliche Stellung Heinrichs VIII. gegen ihn wegen jenes Ehehandels; er bemerkte dazu: „so geht es in dieser schlechten Welt; — Gott wolle uns den Kaiser in Obhut nehmen."

Bei Karl V. und Ferdinand mußte in der Frage wegen Krieg oder Frieden endlich wieder die Türkengefahr schwer ins Gewicht fallen; ja sie gab wohl den Ausschlag. Auch Luthers Blick blieb stets auf sie gerichtet; er verhieß schon nach der Publication des Reichsabschiedes die Strafe Gottes den Wüthenden, die auf einen Krieg ausgehen, während sie den Türken im Nacken und vor Augen haben. Ferdinand bemühte sich vergebens um einen Friedensvertrag mit dem Sultan, der von ihm zunächst die völlige Räumung Ungarns verlangte und weitere Eroberungen sich vorbehielt. Er ward hiedurch im März 1531 dazu gebracht, selbst seinen Bruder um eine friedliche Vereinbarung mit den Protestanten zu bitten, damit man ihrer kriegerischen Hilfe sicher sei. So

wurden denn Versuche zu einer Vermittlung durch die Kurfürsten von der Pfalz und von Mainz eingeleitet. Jener Termin des 15. Aprils ging still vorüber. Der Kaiser ließ auch den auf den Reichsabschied sich gründenden Prozessen bei dem Kammergericht Einhalt thun.

Den Sommer über zogen sich dann die Verhandlungen ohne Energie und ohne bestimmte Ergebnisse hin. Ein für sie gestelltes gemeinsames Gutachten Luthers, Melanchthons und Bugenhagens wollte sogar die Herstellung der bischöflichen Gewalt nicht schlechthin verweigern: man müsse dabei nur auf der Forderung bestehen, daß den Gemeinden und Geistlichen ihre reine Predigt des Evangeliums von den Bischöfen zugestanden werde, worauf diese doch nicht eingehen werden.

Luther hatte in dieser Zeit den Schmerz, auch seine Mutter zu verlieren. Sie starb am 30. Juni, nachdem er auch ihr in ihrer letzten Krankheit noch ein tröstliches Schreiben zugeschickt hatte. Seines eigenen körperlichen Leidens in diesem Monat haben wir schon oben gedacht. So schrieb er den 26. d. M. an Link: der Satan übe ihn mit allerhand Faustschlägen (vgl. 2. Korinth. 12, 7), so daß er nur selten etwas schreiben oder thun könne; wohl möge ihn derselbe bald vollends tödten; aber nicht sein Wille möge geschehen, sondern der Wille dessen, der denselben schon mit seinem ganzen Reiche gestürzt habe.

Nachher wurde bei den Gegnern die Neigung, dennoch zu Gewaltmaßregeln zu greifen, durch eine Niederlage neu angeregt, welche die reformirten Orte der Schweiz durch die kleinen katholischen Kantone erlitten, obgleich hier die Machtverhältnisse für den evangelischen Theil weit günstiger als in Deutschland standen. Der Kampf, welchen Luther fort und fort von Deutschland fern zu halten bemüht war, war hier besonders durch Zwingli's Einwirkung zum blutigen Ausbruch gekommen. Zwingli selbst fiel am 11. October in dem Treffen bei Kappel, ein Opfer der

patriotischen Pläne, mit denen er für sein Vaterland eine große politische, kirchliche und sittliche Reform zugleich erstrebt, für die er aber die eigenen Glaubensgenossen zu keinem umsichtigen und einheitlichen Wirken zu bringen vermocht hatte. König Ferdinand triumphirte über dieses erste große Ereigniß zu Gunsten der katholischen Kirche. Er war jetzt zu einem demüthigen Verzicht auf Ungarn bereit, um durch einen Frieden mit dem Sultan für sich und den Kaiser freie Hand in Deutschland zu bekommen. Luther sah in dem Falle Zwingli's ein neues Gericht Gottes über den Münzerischen Geist und in dem ganzen Verlauf jenes Krieges eine dringende Warnung für die Schmalkalder Verbündeten, auf keinen menschlichen Bund zu pochen und alles Mögliche für die Erhaltung des Friedens zu thun.

Aber die Schweizer Vorgänge boten doch keine Handhabe gegen diese dar, welche mit den Zwinglianern keine Gemeinschaft gemacht hatten, noch waren sie selbst dadurch in ihrer Macht und Organisation geschwächt. Und die Oberdeutschen mußten jetzt um so fester an ihrer Einigung mit den lutherischen Fürsten und Städten halten; die Zwingli'sche Richtung erlitt auch gleich darauf durch den Tod Oekolampads am 1. Dezember einen schweren Verlust. Der Sultan endlich ließ sich auch durch Ferdinands wiederholte Anerbietungen nicht befriedigen, bereitete vielmehr fürs Frühjahr 1532 einen neuen gewaltigen Feldzug gegen Oesterreich vor; gegen Ende Aprils brach er zu demselben auf.

Das steuerte der Kriegslust von Deutschen gegen Deutsche und trieb vielmehr die Vergleichsverhandlungen, die während der ersten Monate des Jahrs 1532 in Schweinfurt und weiterhin in Nürnberg geführt wurden, zu praktischen Resultaten hin. Sie liefen darauf hinaus, daß man auf eine Einigung in den religiösen und kirchlichen Streitfragen bis auf das gehoffte Conzil verzichtete und, wie es längst Luthers Meinung war, an einem politischen Frieden,

der beide Theile in ihrem gegenwärtigen Stande anerkannte, sich genügen ließ. Man stritt sich besonders noch darüber, wie weit dieser auszudehnen sei: ob nur auf die Schmalkaldischen Verbündeten, mit denen gegenwärtig verhandelt wurde, oder auch auf solche Reichsstände, welche etwa künftig noch von der alten Kirche, die doch die Kirche des Kaisers und des Reichs im Ganzen blieb, zur neuen Lehre übertreten möchten, und weiter etwa auch auf Anhänger dieser Lehre in den Gebieten katholisch gesinnter Reichsfürsten. Dazu kam immer noch die Frage über die Giltigkeit der Wahl Ferdinands zum römischen Könige. Luther wurde deshalb wieder und wieder um sein Urtheil angegangen.

Auf Luther lastete damals in seinem persönlichen, leiblichen Befinden wieder ein besonders schwerer Druck, der ihn fortwährend an ein nahes Ende denken ließ. Dazu mußte er um das Leben seines ihm sehr werthen Kurfürsten besorgt sein. Er selbst erlitt, wie sein Hausgenosse Dietrich uns erzählt, in der Frühe des 22. Januars wieder einen heftigen Angriff auf Kopf und Herz. Die Freunde, die zu ihm gekommen waren, sprachen schon von dem Eindruck, den sein Tod den Papisten machen würde, worauf er erklärte: „Aber ich werde jetzt nicht sterben, ich bins gewiß; denn Gott wird die papistischen Gräuel nicht jetzt, nachdem Zwingli und Oekolampad gestorben, noch durch meinen Tod stärken; der Satan möchte es wohl, er geht mir alle Augenblicke auf dem Fuße nach; aber es wird nicht geschehen, was er, sondern was der Herr will.“ Der Arzt meinte, es drohe ein Schlagfluß und Luther werde schwerlich davonkommen. Der heftige Anfall scheint rasch vorübergegangen zu sein, Luthers Kopf aber blieb leidend. Wenige Wochen nachher, gegen Ende Februars, mußte er den Kurfürsten in Torgau besuchen, der dort in großen Schmerzen darniederlag und sich den erkrankten großen Zehen des linken Fußes abnehmen lassen mußte. Ueber sich selbst

schrieb Luther von dort an Dietrich, er meditire jetzt über die Vorrede zu seiner Uebersetzung der Propheten, leide aber so an Schwindel und Quälerei des Satans, daß er fast an seinem Leben und an seiner Rückkehr nach Wittenberg verzweifle: „Der Kopf," sagt er, „will's nicht mehr thun; darum denkt, ob ich stürbe, daß Ihr Eure Kunst und Eloquenz in der Vorrede brauchet." Ueber einen Monat lang war er, wie er zu Anfang Aprils bemerkte, am Lesen, Schreiben und Doziren verhindert. Ebenso meldete er in einem Briefe vom 20. Mai dem Spalatin, daß er gegenwärtig nach Gottes Willen feiern müsse, während Bugenhagen den Brief für ihn schrieb. Und am 13. Juni berichtete er dem Amsdorf, daß sein Kopf durch die Fürbitten der Freunde sich allmählich wieder erhole, daß er aber an seinen natürlichen Kräften verzweifle.

In solcher Lage und Stimmung fuhr Luther fort, warme, ruhige, ermuthigende Friedensworte in Betreff jener Verhandlungen an Kurfürst Johann und an seinen Sohn Johann Friedrich zu richten.

Ueber die Wahl Ferdinands äußerte er sich gegen Beide am 12. Februar und desgleichen späterhin: daran dürfe man einen Friedensvertrag nicht scheitern lassen. Wenn dort gegen einen geringen Artikel der goldenen Bulle gesündigt worden sei, so sei das keine Sünde gegen den heiligen Geist und Gott könnte den Protestanten diesem Splitter gegenüber wohl Balken in den eigenen Augen offenbaren. Es müßte eine unerträgliche Last für das Gewissen des Kurfürsten werden, wenn deshalb Krieg entstünde; es möchte ja „wohl geschehen, daß darüber das Reich zerrissen und den Türken eingeräumt würde und damit Evangelium und Alles zu Grunde ginge".

Nicht minder rieth ein Gutachten, das am 16. Mai von Luther und zugleich Bugenhagen übergeben wurde, zur Nachgiebigkeit in jener Frage über die Ausdehnung des Friedens, wenn davon das Zustandekommen desselben

abhinge. Denn wenn der Kaiser jetzt den gegenwärtigen protestantischen Ständen Sicherheit gewähre, so geschehe das aus Gnaden und sei ein persönliches Privilegium für sie. Sie können ihn nicht zwinaen, dieselbe Gnade auch Andern zu erzeigen. Andere müßten es auf Gottes Gnade wagen und hoffen, gleichfalls Sicherung zu erlangen. Jedermann sei schuldig, das Evangelium auf eigene Gefahr anzunehmen.

Schon damals bekam Luther den Vorwurf zu hören, daß hiedurch die Bruderliebe verläugnet werde: denn die Christen sollen auch der Anderen Heil und Wohlfahrt suchen. Neuere warfen ihm vor, daß er das protestantische Ideal religiöser Freiheit und confessioneller Gleichberechtigung verläugnet habe. Anders wird der urtheilen, der sich in die damaligen rechtlichen Verhältnisse Deutschlands und die den Protestanten und Katholiken gemeinsamen kirchlich-politischen Anschauungen hinein versetzt und fragt, was von hier aus auf Wegen des Friedens und positiven Rechtes zu erreichen war. Daß katholische Landesherren in ihren eigenen Ländern dem evangelischen Gottesdienst Duldung zusichern sollten, widerstritt den allgemeinen Grundsätzen, nach denen auch umgekehrt die Protestanten gegen katholische Unterthanen verfuhren. Danach war für Unterthanen, welche dem fürs Land angeordneten Kultus widerstrebten, nicht mehr als freier Abzug zu beanspruchen. Mit Recht sagte hier Luther: „Was du nicht willt, daß dir geschehe, sollt du Anderen auch nicht thun.“ Was sodann die Frage nach den künftig übertretenden Fürsten betrifft, so klingt es zwar naiv, wenn Luther von einem gegenwärtigen bloßen Gnadenacte des Kaisers redet. Aber der Gedanke ist ganz richtig, daß eine Conzession, vermöge deren ein Theil der Reichsstände von dem bisher fürs Reich bestehenden einheitlichen Kirchenthum sich absondern und selbständig kirchlich organisiren durfte, auf das bis zur Reformation bestehende Reichsrecht durchaus nicht begründet und insofern eben nur als freie Conzession von Kaiser und Reich gegen einzelne Glieder betrachtet

werden konnte; ebensowenig lag ein Recht für diese vor, die Ausdehnung der Conzession noch auf Andere zu erzwingen und deshalb den Reichsfrieden aufs Spiel zu setzen. Es war schon damit etwas erreicht, daß wenigstens keine Beschränkung ausgesprochen, eine künftige Ausdehnung also offen gelassen wurde; und für die, welche daran Theil bekommen wollten, war, wenn jetzt der Friede zu Stande kam, die Gefahr wenigstens vermindert. Dürfen wir ein Verdienst darin sehen, daß damals der deutschen Nation ein in seinen verderblichen Folgen unübersehbarer, blutiger Kampf noch erspart und eine friedliche Entwicklung für eine Reihe von Jahren gesichert worden ist, so kommt dieses Verdienst vor Allem unserem Reformator zu. Er hat darin ebenso als treues Kind seines Vaterlandes, wie als treuer christlicher Lehrer und Gewissensrathgeber gehandelt.

Zu den streitigen Fragen gehörte dann auch noch die über ein Conzil, bis zu welchem man sich vertragen wollte. Indem nämlich auf die Entscheidung eines künftigen „freien christlichen Conzils“ hingewiesen werden sollte, forderten die Protestanten noch einen Beisatz, daß dasselbe „nach dem reinen Worte Gottes“ entscheiden müßte. Hierüber aber wollte Luther nicht weiter streiten, denn er bemerkte praktisch richtig: der Zusatz würde nichts helfen; die Gegner würden doch jedenfalls den Ruhm haben wollen, daß sie nach dem reinen Gotteswort sprächen.

Im Juni kamen noch einmal ungünstige Gerüchte aus Nürnberg, als ob die Papisten das Werk vereitelt hätten. Luther rief wieder wie nach dem Augsburger Reichstag aus: „Wohlan, wohlan! Ihr Blut komme über ihr Haupt, wir haben genug gethan.“

Nur um so dringender wiederholte er, als gegen Ende des Monats der Kurfürst sich ein neues Gutachten von ihm geben ließ, seine Warnungen auch für diejenigen unter den Protestanten selbst, welche „allzu klug und gewiß sein und, wie ihre Worte lauten, einen undisputirlichen Frieden haben

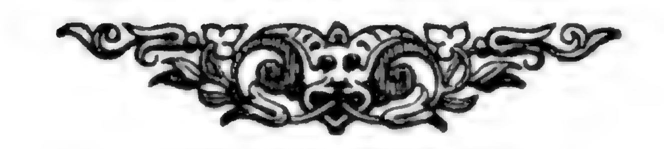
wollen.“ Er bat den Kurfürsten aufs Allerunterthänigste, derselbe möge „mit Ernst einen guten, harten Brief den Unseren schreiben“, damit sie doch ansähen, wieviel der Kaiser gnädig nachgebe, was mit gutem Gewissen anzunehmen sei, und ja nicht solchen gnädigen Frieden um etlicher spitziger, genau gesuchter Pünktlein willen abschlagen; Gott werde solche geringe Mängel wohl heilen und versorgen.

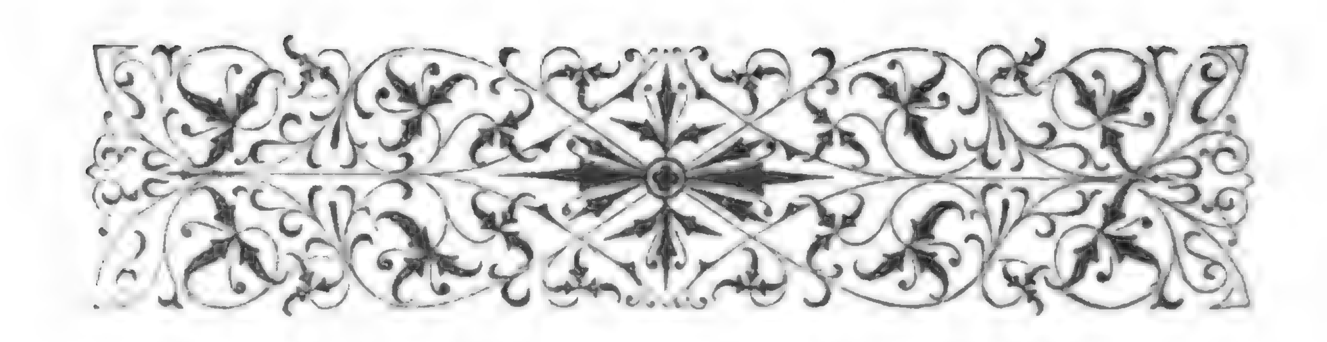
Am 23. Juli kam der Friede wirklich in Nürnberg zum Abschluß, am 2. August wurde er vom Kaiser bestätigt. Beide Theile sollten bis zum Conzil sich mit einander christlich vertragen, wobei als der eine Theil die gegenwärtigen schmalkaldischen Verbündeten namentlich aufgeführt wurden. Welchen Werth dies für den Bestand des Protestantismus im deutschen Reich hatte, bezeugte der Unwille, welchen die päpstlichen Legaten über die Zugeständnisse des Kaisers von Anfang an an den Tag legten.

Kurfürst Johann durfte den Frieden noch erleben, für welchen unter den Fürsten vorzugsweise er gewirkt hatte. Kurz nachher, am 15. August, wurde er bei einer Jagd vom Schlage gerührt und ging Tags darauf zum ewigen Frieden ein. Luther und Melanchthon, welche noch schnell zu ihm nach Schweinitz gerufen wurden, trafen ihn ohne Bewußtsein. Luther sagte, es werde dem lieben Fürsten beim Erwachen fürs ewige Leben zu Muthe sein, als käme er von der Jagd aus der Lochauer Haide, er werde nicht wissen, wie ihm geschehen sei, nach dem Worte des Propheten (Jes. 57, 1 ff.): „Der Gerechte wird weggerafft und legt sich in sein Kämmerlein und Ruhbettlein.“ Er predigte bei seiner Bestattung zu Wittenberg, wie vor sieben Jahren bei der seines Bruders, und weinte dabei nach einem Berichte Spalatins vor tiefer Bewegung wie ein Kind.

Johann war bei seiner Regierung bis zu diesem ihrem Schlusse stets gewissenhaft bemüht, dem göttlichen Worte, wie Luther es vortrug, zu folgen und die Aufgaben und

Gefahren im Glauben an Gott zu bestehen. Man hat ihm so mit Recht den Beinamen des Standhaften gegeben. Namentlich rühmte Luther in dieser Beziehung sein Verhalten beim Augsburger Reichstag; er habe dort oft zu seinen Räthen gesprochen: „Saget meinen Gelehrten, daß sie thun, was recht ist, Gott zu Lob und Ehre, und mich oder mein Land und Leute nicht ansehen.“ Als die Grundzüge seines ganzen Charakters hob Luther Frömmigkeit und Gütigkeit hervor, wie in Kurfürst Friedrich besondere Weisheit und Verstand gewesen sei: „Wären,“ sagte er, „die zwei Fürsten Eine Person gewesen, so wäre es ein groß Wunderwerk.“



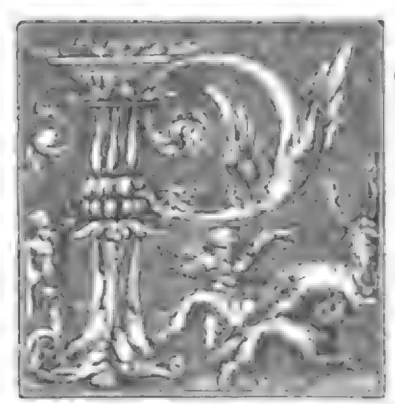


Sechstes Buch.

Vom Nürnberger Religionsfrieden bis zu Luthers Tod.

Erstes Kapitel.

Luther unter Johann Friedrich. Die Jahre 1532—34.



Politischer Friede war es, was Luther in der schweren Zeit des Augsburger Reichstages doch noch für sein Volk und seine Kirche zu erlangen gehofft hatte. Ein solcher war ihm jetzt in Folge politischer Verhältnisse und Entwicklungen zu Theil geworden, bei denen er selbst nur insofern mitgewirkt hatte, als er durch seinen Rath die protestantischen Reichsstände zu aller möglichen Mäßigung anhielt. So sah er in diesem Erfolg eine höhere Fügung, für die man Gott nie genug danken könne. Er hat für die übrige Zeit seines Lebens diesen Frieden weiter genießen dürfen und, so viel an ihm war, zu seiner Erhaltung beigetragen. Im Genusse desselben hat er auf

der Grundlage weiter gearbeitet, die unter Friedrich des Weisen Schutz von ihm gelegt und auf welchen unter Kurfürst Johann der erste kirchliche Neubau aufgeführt worden war.

Es war ihm noch längere Zeit für diese Thätigkeit gegeben, als er selbst gedacht. Wir mußten schon wiederholt nicht blos von seinen Gedanken an einen nahen Tod reden, sondern auch von schweren Krankheitsanfällen, die ihn wirklich damit bedrohten. Kehrten solche auch in den nächsten Jahren nicht ebenso gefährlich wieder, so blieb ihm doch jetzt immer das Gefühl leiblicher Schwäche, eines frühen Gealtertseins, einer Erschöpfung durch Arbeit und Kampf, die ihn nicht mehr leisten ließ, was er zu leisten wünschte. Was sein leibliches Leiden betrifft, so hören wir ihn namentlich immer wieder über Schwäche des Kopfes und Schwindel klagen, wodurch er besonders des Morgens zur Arbeit unfähig werde. Er konnte Freunden gegenüber in den Ruf ausbrechen: „Ich lebe so unnütz dahin, daß ich wunderbaren Haß gegen mich selbst bekomme; ich weiß nicht, wo die Zeit so vergeht und ich so wenig ausrichte; — ich werde nicht den Jahren, aber den Kräften nach abgelebt". Die Bitte an einen auswärtigen Freund, ihn wieder einmal zu besuchen, begründete er damit, daß er bei seinem Befinden immer denken müsse, es möchte plötzlich der letzte Besuch sein. Kein Wunder, wenn dann auch seine natürliche Erregbarkeit und Reizbarkeit oft noch krankhaft gesteigert wurde. Aber immer sah er seinem Abschied aus dieser „bösen Welt" mit Freuden entgegen, und so lang er noch in ihr zu wirken hatte, hielt er alle seine Kräfte in Spannung, wie für seinen nächsten Beruf, so für die allgemeinen kirchlichen Aufgaben, die auch jetzt immer wieder an ihn herantraten.

Die glückliche Gemeinschaft, welche zwischen dem Reformator und seinem Landesherrn bestand, währte unter Johanns Sohn und Nachfolger Johann Friedrich im vollsten

Maße fort. Dieser, 1503 geboren, hatte schon als heranreifender Jüngling Luthers Lehre mit herzlicher Hingebung aufgenommen und an ihn wie an einen geistlichen Vater sich angeschlossen. Dem entsprach bei Luther eine vertrauliche gemüthliche Haltung ihm gegenüber, bei der er doch den „Durchlauchtigsten Fürsten" und „Gnädigsten Herrn" nie vergaß. Als der noch junge Mann die Regierung antrat und einige Tage nach seines Vaters Tod in Wittenberg erschien, wo er Luther sogleich im Schloß predigen ließ und zu Tisch lud, sprach dieser wohl gegen Freunde die Befürchtung aus, daß die vielen Rathgeber, die er habe, üble Einwirkungen auf ihn versuchen möchten und er ihnen erst noch Lehrgeld werde zahlen müssen. Es möchten, sagt er, viel Hunde um ihn bellen, daß er taub werde und Andere nicht hören könne; namentlich möchten jene wohl den Männern der Kirche abhold sein und wenn einer von diesen vermahnen wollte, schreien: was sollte der Schreiber zu rathen wissen? Aber sein Verhältniß zum Fürsten blieb ungestört. Mit Freuden sah er, daß derselbe überall die Zügel anzuziehen beginne, die sein milder Vater zu sehr nachgelassen habe, und hoffte, daß, wenn Gott ein paar Jahre Frieden schenke, Johann Friedrich tüchtige Reformen in der Regierung vornehmen und nicht blos gebieten, sondern auch vollziehen werde.

An der vertrauten Freundschaft des Kurfürsten mit Luther nahm auch seine Gemahlin Sibylle, eine jülich'sche Prinzessin, theil. Er war seit 1526 mit ihr vermählt, nachdem über seine Verheirathung auch Luther zu Rath gezogen worden war und vor einem unnöthigen Zögern und Aufschieben, wo Gott einen grüßen wolle, gewarnt hatte. In welches gemüthliche Verhältniß sie bald zu Luther und zugleich zu seiner Frau trat, zeigt uns z. B. ein Brief, den sie im Januar 1529, während ihr Gemahl verreist war, an Luther richtete. Sie will da ihm, als ihrem „günstigen Liebhaber des tröstlichen Gotteswortes", nicht

bergen, daß sie jetzt, weil ihr herzallerliebster Herr und Gemahl nicht bei ihr sei, gar langweilige Zeit habe, sich deshalb gerne von Luther etwas trösten ließe und mit ihm ein wenig fröhlich wäre, aber in dem fernen Weimar hierauf verzichten müsse und so alles, auch Luther und seine liebe Frau, dem lieben Gott befehlen und auf ihn hoffen wolle; schließlich bittet sie ihn: „Ihr wollet Euer liebes Weib von unsertwegen ganz gnädiglich grüßen und viel tausend guter Nacht sagen, und wann es Gottes Wille wäre, so möchten wir einmal gerne bei ihr sein und wären wohl sehr gerne bei Euch, als bei Eurem lieben Weibe, das sollt Ihr Euch gänzlich zu uns versehen allezeit.“ Für ähnliche Grüße und freundliche Fragen nach seinem und seiner Familie Befinden hatte ihr Luther auch noch in seinen letzten Lebensjahren zu danken.

Dem Kurfürsten konnte Luther im zehnten Jahr seiner Regierung feindseligen Nachreden gegenüber öffentlich und zuversichtlich das Zeugniß geben: „Da ist, Gott Lob, ein züchtiges ehrliches Leben und Wandel, ein wahrhaftiger Mund, eine milde Hand, Kirchen, Schulen, Armen zu helfen, ein ernstes, beständiges, treues Herz, Gottes Wort zu ehren, die Bösen zu strafen, die Frommen zu schützen, Friede und gut Regiment zu halten; und ist der Ehestand so rein und löblich, daß es ein schön Exempel sein kann allen Fürsten, Herren und Jedermann, ein christlich still Frauenzimmer, das einem Kloster, wie man zu rühmen pflegt, gleich ist: da höret man täglich Gottes Wort, gehet zur Predigt, betet und lobet Gott, will nicht sagen, wieviel der Kurfürst selbst lieset und schreibet alle Tage.“ Nur das konnte und wollte Luther den Nachreden gegenüber nicht entschuldigen, daß derselbe zu Zeiten über Tisch sonderlich mit Gästen einen Trunk zu viel thue, wie denn das Sauflaster leider nicht allein den Hof, sondern ganz Deutschland habe; doch sei Johann Friedrichs Leib eines großen Trunkes wenigstens vor Andern mächtig, und den Trunk ausgenommen werden

auch Feinde bei ihm eitel große Gaben Gottes und allerlei Tugend eines löblichen Fürsten und züchtigen Ehemannes finden. Luthers persönliche Beziehung zum Kurfürsten erweckte in ihm kein Bedenken, so den Tadel wie das Lob öffentlich in einer Schrift auszusprechen. —

In seinen akademischen Vorlesungen beschäftigte sich Luther seit dem Jahre 1531 wohl durch eine Reihe von Semestern hindurch wieder mit Paulus' Brief an die Galater. Er hatte ihn schon vor dem Ablaßstreit und während desselben vorgenommen, um die große Wahrheit von der Gerechtigkeit aus dem Glauben, die in ihm so kurz und gewaltig enthalten ist, den Zuhörern und Lesern auseinanderzusetzen und an's Herz zu legen. Sie ist ihm die Grundwahrheit geblieben. In voller Reife und Klarheit und in der alten Frische, Kraft und Innigkeit trug er sie jetzt aufs Neue eingehend vor. Seine Vorlesungen, mit einem Vorwort von ihm durch den Wittenberger Caplan Rörer 1535 herausgegeben, enthalten für uns die größte, klassische Ausführung seiner an das Paulinische Wort sich anschließenden Heilslehre. Im Eingang zu diesen Vorlesungen sprach er aus: es sei nichts Neues, was er geben wolle, da der ganze Paulus durch Gottes Gnade jetzt bekannt sei; aber die größte Gefahr sei noch immer die, daß der Teufel die Lehre von jenem Glauben wieder verdränge und seine Lehre von menschlichen Werken und Satzungen aufs Neue einschwärze; nie könne jene genug behandelt und eingeschärft werden, mit ihr falle alle Wahrheitserkenntniß, mit ihr blühe die ganze Religion, der Gottesdienst, die Ehre Gottes. Im Vorwort zum Drucke sagt er: „in meinem Herzen regiert jener eine Artikel, der Glaube an Christus; aus welchem, durch welchen und zu welchem hin alle meine theologischen Gedanken bei Tag und Nacht hinfließen und wiederfließen.“ Unter Freunden äußert er über den Galater-Brief: „Das ist meine Epistel, der ich mich verlobt habe; sie ist meine Käthe von Bora.“

Im Predigen vor der Gemeinde wurde er jetzt doch durch seine Gesundheitsumstände sehr gehemmt. Dagegen pflegte er seit dem Frühjahr 1532 zu Haus, vor seiner Familie, dem Gesinde und Freunden, sonntägliche Predigten zu halten. Aus solchen ist später seine „Hauspostille" hervorgegangen.

Die größte theologische Arbeit aber, mit der er seinem ganzen Volke dienen wollte, blieb für ihn auch jetzt noch die Fortsetzung und der endliche Abschluß des Bibelwerkes. Nachdem er die Uebersetzung der Propheten, die besonders viel Mühe und Fleiß gekostet hatte, im Jahr 1532 herausgegeben, waren nur noch die alttestamentlichen Apokryphen übrig oder die Bücher, welche er selbst in seiner Bibelausgabe als diejenigen bezeichnete, so der heiligen Schrift nicht gleich gehalten und doch nützlich und gut zu lesen seien. Wohl ließ ihn die Arbeit an diesen mitunter aufseufzen. So schrieb er im November 1532, während er vollauf mit dem Sirach-Buche beschäftigt war, an Freund Amsdorf, daß er in drei Wochen aus dieser Tretmühle loszukommen hoffe; dem deutschen Gewande jedoch, in welches er die Spruchweisheit dieses Buchs gekleidet hat wird Niemand etwas von Mühseligkeit oder Verdruß anmerken. So lange und mit so vielen Unterbrechungen auch sein Werk sich hinzog, so ist's doch ganz ein Werk aus Einem Guß und Fluß geworden und zeigt bis zu Ende, wie der Uebersetzer in seinem Gegenstand lebte und webte und zugleich in der lebendigsten Beziehung zu dem Volke blieb, für das er schrieb und dessen Sprache er redete. 1534 war endlich die ganze deutsche Bibel im Drucke fertig, und schon das folgende Jahr erforderte eine neue Auflage. Vom Neuen Testament*), mit welchem Luther

*) In verkleinertem Maßstab folgt die Abbildung des Titelblatts zu diesem Neuen Testament und des über dem „Euangelion Sanct Matthes" stehenden Bildes, welches den schreibenden Evangelisten in gut deutscher Umgebung darstellt.

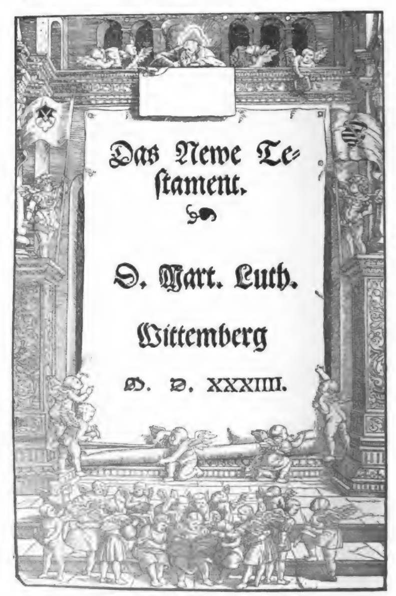


Abb. 46. Das Neue Testament aus der ersten Gesammtausgabe der Bibel-Uebersetzung. Wittenberg 1534.

Digitized by Google

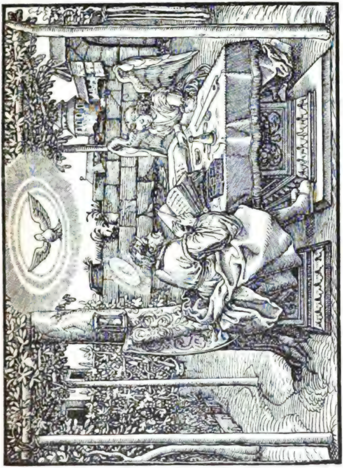


Abb. 47. Die erste Illustration aus dem N. Testament von 1534: Euangelion Sanct Matthes.

Digitized by Google

begonnen hatte, waren bis zum Jahre 1533 schon 16 Originalausgaben und über 50 verschiedene Nachdrucke erschienen.

Für die kirchlichen Bedürfnisse und Nothstände hoffte Luther von der Energie seines neuen Landesherrn eine kräftige Durchführung der Visitationen, durch welche jetzt ein neues geordnetes Kirchenwesen hergestellt war, die aber doch viele Schäden mehr erst aufgedeckt als geheilt, und ja auch noch nicht einmal über alle Parochien sich ausgebreitet hatten. Schon durch Kurfürst Johann war Luther mit Jonas und Melanchthon zu einem Gutachten über die Wiederaufnahme derselben aufgefordert worden, und noch vier Tage vor seinem Tode erließ der Fürst eine darauf bezügliche Verfügung an seinen Kanzler Brück. Johann Friedrich brachte wirklich schon im ersten Jahr seiner Regierung im Einverständniß mit seinem Landtage die neue Visitation in Gang. Sie sollte jetzt besonders auch auf eine bessere Zucht unter den Gemeindegliedern hinarbeiten: gegen Völlerei, Unzucht, leichtfertiges Schwören, Zaubereisünden u. s. w. Luther und auch Melanchthon wurden nicht mehr selbst für den Dienst als Visitatoren in Anspruch genommen; statt Luthers kam Bugenhagen in die Commission für den sächsischen Kreis. Seine eigenen Anschauungen und Aussichten in Betreff der Volkszustände blieben trübe. Er beklagte, daß das Evangelium so wenig Frucht trage den Mächten des Fleisches und der Welt gegenüber, erwartete darin auch keine große und allgemeine Aenderung durch kirchengesetzliche Maßregeln, legte vielmehr das Hauptgewicht doch immer nur auf treue Verkündigung des göttlichen Wortes, den Erfolg Gott anheimgebend. Es waren besonders Adelige und Bauern, denen er offenes oder geheimes Widerstreben gegen dieses Wort vorwerfen mußte. So rief er in einem Brief an Spalatin 1533 aus: „O wie schändlich undankbar ist unsere Zeit! überall conspiriren Adelige und Bauern in unserem Land gegen das Evangelium

und genießen dabei die Freiheit desselben, so übermüthig sie können; hie wird Gott richten!" Ueber Gleichgiltigkeit und Sittenlosigkeit hatte er übrigens auch schon in seiner nächsten Nähe, bei seinen Wittenbergern, zu klagen. So richtete er hier am Johannisfeiertag 1534 nach seiner Predigt eine scharfe Mahnung an die Trinker, die während der Zeit des Gottesdienstes in den Wirthshäusern lärmen, und eine Ermahnung an den Magistrat, pflichtmäßig gegen sie einzuschreiten, um nicht Strafe von Seiten des Kurfürsten oder von Seiten Gottes auf sich zu ziehen.

Unmittelbar neben Kursachsen fielen jetzt auch die Anhaltischen Lande ganz dem evangelischen Bekenntniß zu, welchem der Fürst Wolfgang in Köthen längst treu ergeben war und zugleich knüpften sich dort für Luther neue und innige Freundschaftsbande gleich denen, welche zwischen ihm und seinem Kurfürsten bestanden. Anhalt Dessau nämlich stand unter drei Neffen Wolfgangs, Johann, Joachim und Georg. Sie hatten ihren Vater frühe verloren. Zu Vormündern hatte der eine den streng katholischen Kurfürsten von Brandenburg, der andere den Herzog Georg von Sachsen, Georg den Cardinal Erzbischof Albrecht. Georg, 1507 geboren, erhielt schon 1518 eine Domherrnstelle in Merseburg und wurde dann zu Magdeburg Dompropst. Der Cardinal hatte schon von seinem Knabenalter her besondere Freude an ihm wegen seiner trefflichen Anlagen, und seinem Amt machte er durch Treue, Eifer und Lauterkeit Ehre. Die neue Lehre bereitete ihm schwere innere Kämpfe: seine theologischen Studien zeigten ihm, wie schlecht es mit den Fundamenten des römischen Kirchenthums bestellt sei; jene waren ihm verdächtig gemacht worden, als ob sie mit ihrer evangelischen Freiheit und ihrer Glaubensgerechtigkeit zu Aufruhr und Sittenlosigkeit führe. Aber sie gewann ihn, als er sie in ihrer reinen Gestalt durch die Augsburger Confession und die von Melanchthon verfaßte Apologie derselben kennen lernte, während jene für den

Augsburger Reichstag abgefaßte katholische Widerlegungsschrift ihn anwiderte. Mit ihm wandten sich ihr seine beiden Brüder zu, deren fromme Gesinnung so wenig wie die seinige auch von Gegnern bestritten werden konnte. Im Jahre 1532 machten sie Luthers Freund Nikolaus Hausmann zu ihrem Hofprediger und luden Luther und Melanchthon zu sich nach Wörlitz ein. Georg nahm darauf selbst kraft des Amtes, das er als Magdeburger Probst und Archidiakonus bekleidete, die Visitation vor und ließ die Candidaten für Predigtämter in Wittenberg prüfen. Luther rühmte die drei Brüder als „aufrichtigste Fürsten, fürstlichen und christlichen Gemüths", wie sie denn auch von feinen, gottesfürchtigen Eltern erzogen seien. Er blieb durch Briefe und Besuche in engem, vertraulichem Verkehr mit ihnen. Bei Joachim gab ihm besonders auch eine Neigung zur Schwermuth, woran dieser litt, Anlaß dazu. Wie er ihn mit geistlichem Trost aufrichtete, so erinnert er ihn auch, daß er in Reden, Sang, Spiel, Scherz u. s. w. Erfrischung suchen dürfe und müsse. So schrieb er ihm z. B. i. J. 1534: „Freude und guter Muth in Ehren und Züchten ist die beste Arznei eines jungen Menschen, ja aller Menschen. Ich, der ich mein Leben mit Trauern und Sauersehen habe zubracht, suche jetzt und nehme Freude an wo ich kann .... Freude in Sünden ist der Teufel, aber Freude mit guten Leuten in Gottesfurcht, Zucht und Ehren gefällt Gott; Ew. Fürstl. Gnaden seien nur immer fröhlich beide inwendig in Christo selbst und auswendig in seinen Gaben und Gütern; er will's so haben und giebt darum uns seine Güter, sie zu gebrauchen, daß wir sollen fröhlich sein und ihn loben ewiglich."

Auch durch diese Jahre endlich zogen sich, wenn gleich mit weniger Lebhaftigkeit geführt, die Verhandlungen über die großen allgemein kirchlichen Angelegenheiten, über eine Herstellung der Eintracht in der abendländischen christlichen Kirche und eine Einigung inmitten des Protestantismus fort.

Mit der Verheißung eines Conzils und bis auf ein Conzil hin war der Religionsfrieden geschlossen. Noch vor dem Schlusse des Jahres 1532 erreichte es der Kaiser bei Papst Clemens in persönlicher Conferenz mit ihm in Bologna, daß derselbe wirklich die Berufung eines Conzils ankündigte. Er drängte ihn dazu, indem er ihm bange machte vor einer besonderen deutschen Nationalsynode, zu welcher bei einem eigensinnigen Widerstreben des Papstes gegen ein Conzil auch gut altgläubige Stände des deutschen Reiches sich entschließen konnten und von welchem dann eine Einigung der deutschen Nation gegen den päpstlichen Stuhl zu befürchten war. Er wußte freilich wohl, wie sehr der heilige Vater bei seiner Zusage darauf aus war, sie doch nicht halten zu müssen. Dieser schickte jetzt auch einen eigenen Gesandten an die deutschen Fürsten, um Vorbereitungen für das Zugesagte zu treffen; der Kaiser gab demselben einen Gesandten seinerseits bei: zur Controle sowohl, wie zur Unterstützung.

Nachdem diese auch bei Johann Friedrich in Weimar erschienen waren, berieth sich der Kurfürst über ihr Anbringen mit Luther, Bugenhagen, Jonas und Melanchthon, indem er am 15. Juni 1533 persönlich nach Wittenberg kam und sich dann auch ein schriftliches Gutachten ausstellen ließ. In der päpstlichen Einladung zum Conzil war ausgesprochen, daß es, wie man in Deutschland forderte, ein freies christliches Conzil sein, und zugleich, daß es nach dem alten Brauch wie von Anbeginn an gehalten werden sollte. Da erklärte denn Luther: Dieser Satz „mucke“ im Dunkeln als ein halber Engel und ein halber Teufel. Denn wenn mit dem „Anbeginn“ wirklich die ersten christlichen Versammlungen wie die apostolische Apostelgesch. Kap. 15 gemeint wären, so müßte das bevorstehende Conzil frei und ohne Rücksicht auf die späterhin gehaltenen Conzile nach Gottes Wort richten; ein Conzil dagegen, das nach bisherigem Brauch, wie z. B. das Constanzer gehalten werde,

sei ein Conzil wider Gottes Wort nach menschlichem Dünkel und Muthwillen. Indem der Papst das von ihm gemeinte Conzil ein freies nenne, verspotte er den Kaiser, die Bitte der Evangelischen und die Reichstagbeschlüsse. Derselbe könne auch unmöglich ein christliches und freies leiden, denn er sehe wohl, wie er selbst da herunterfallen müßte. Luthers Rath ging schließlich kurz dahin, sich vorsichtig nur auf die nothwendigsten Aeußerungen zu beschränken und Weiteres abzuwarten. Er erklärte: „Ich halt's für das Beste, daß man jetzt nicht weiter handle, denn was nöthig und glimpflich ist und keine Ursache dem Papst oder Kaiser gebe Unglimpf auf uns zu schieben; machen sie denn oder machen sie nicht ein Conzilium, so kömmt That und kömmt auch Rath". Und bald wurde klar genug, daß wenigstens Clemens keines machen wollte. Er traf jetzt Verabredungen mit König Franz, der wieder mit Unternehmungen gegen die Macht Karls V. umging, ließ sich von diesem den Wunsch, daß das Conzil unterbleiben möge, vortragen und zeigte im März 1534 den deutschen Fürsten an, daß er des Königs Wunsche gemäß die Einberufung des Conzils zu vertagen beschlossen habe.

Wie fest er selbst — mit oder ohne Conzil — auf seinem vollen Widerspruch gegen das römische Kirchenthum beharre, gab indessen Luther durch verschiedene neue Schriften eben jetzt zu erkennen. So namentlich durch sein Buch „Von der Winkelmesse und Pfaffenweihe". Ueber die Privatmessen und das Opfer des Leibes Christi, das in ihnen dargebracht werden sollte, sprach er jetzt aus, daß hier, wo man Christi Ordnung so völlig verkehre, wohl Christi Leib gar nicht gegenwärtig sei, sondern bloßes Brod und bloßer Wein in eitler Abgötterei vom Priester angebetet und Andern zur Anbetung vorgehalten werde. Er weiß, man werde ihm da „getrollet kommen mit den Worten: Kirche, Kirche, Brauch, Brauch", wie man ihm einst auch bei seinem Angriff auf den Ablaß geantwortet habe; aber auch

den Ablaß habe weder Kirche noch Brauch aufrecht erhalten können. In der Kirche erkennt er auch unter dem Papstthum noch eine heilige Stätte an: denn noch habe sie die Taufe, die Verlesung des Evangeliums, das Gebet, den apostolischen Glauben u. s. w. Aber wie in den schärfsten Schriften seines reformatorischen Kampfes spricht er auch jetzt wieder aus: an solch heiliger Stätte stehe nun der teuflische Gräuel und habe sie so durchdrungen, daß man zwischen ihm und ihr nur noch durch das Licht des heiligen Geistes zu unterscheiden vermöge. Jenen Messe haltenden Pfaffen und dem stinkenden Salböl, mit dem sie geweiht seien, stellt er wieder das allgemeine christliche Priesterthum und evangelische Predigtamt gegenüber. Er ist auch mit Bezug hierauf in seinen Prinzipien fest geblieben, so wenig er auch die Masse der Gemeindeglieder dem schon durch die Taufe ihnen verliehenen priesterlichen Charakter treu bleiben sah und so sehr er bei der Bestellung und äußeren Verfassung des Amtes sich nach den gegebenen Zuständen und geschichtlichen Bedingungen hatte richten müssen. Er wiederholt so auch jetzt: „Eitel Priester und Pfaffen werden wir alle in der Taufe geboren; darnach nimmt man aus solchen geborenen Pfaffen und beruft oder erwählet sie zu solchen Aemtern, die von unser aller wegen solch Amt ausrichten sollen." Auch in der Feier des Gottesdienstes und in der wahren christlichen Messe will er jenes allgemeine Priesterthum zur Geltung gebracht haben und beruft sich dafür auf den wirklichen Gottesdienst der evangelischen Gemeinde: „Da," sagt er, „tritt vor den Altar unser Pfarrherr oder Diener, im Pfarramt recht und öffentlich berufen; der singt öffentlich und deutlich die Ordnung Christi, im Abendmahl eingesetzt, nimmt das Brod und Wein und theilet's aus in Kraft der Worte Christi; und wir knieen neben, hinter und um ihn her, Mann, Weib, Jung, Alt, Herr, Knecht, Frau, Magd, allesammt heilige Mitpriester, durch Christi Blut geheiligt; und in solcher unserer

priesterlichen Ehre sind wir da, haben (wie Offenb. Joh. Kap. 4 gebildet ist) unsere goldenen Kronen auf den Häuptern, Harfen in der Hand und goldene Rauchfässer, und lassen unseren Pfarrherrn nicht für sich die Ordnung Christi sprechen, sondern er ist unser aller Mund und wir Alle sprechen sie mit ihm von Herzen und mit aufgerichtetem Glauben zu dem Lamm Gottes, das uns speiset mit seinem Leib und Blut."

Erasmus gab 1533 eine Schrift heraus, worin er auf seine Weise für Herstellung der Eintracht in der Kirche zu wirken suchte, indem er nämlich ermahnte, die praktischen Mißbräuche abzustellen und in den Lehrstreitigkeiten Nachgiebigkeit zu zeigen, dabei aber immer seine Unterthänigkeit gegen die Kirche versicherte. Ihm gegenüber traf Luther in der Vorrede, die er zu einer Gegenschrift des Marburger Theologen Corvinus schrieb, den Hauptpunkt ganz richtig. Erasmus, sagte er, stärke nur die Papisten, denen es um eine sichere Wahrheit für die Gewissen nicht zu thun sei, die vielmehr immer nur schreien: „Kirche, Kirche, Kirche!" Denn auch er erkläre nur immer, der Kirche folgen zu wollen, während er Alles an sich zweifelhaft und ungewiß lasse. „Was," fragt Luther, „soll man mit den guten Seelen machen, die, durch's Wort der göttlichen Wahrheit gebunden, offenbar schriftwidrige Lehre nicht glauben können? sollen wir ihnen sagen, man muß auf den Papst hören, damit Friede und Eintracht bestehe?" Wenn dann Erasmus eine Eintracht im Glauben durch gegenseitiges Nachgeben zu erzielen wünschte, so erklärte Luther dies schon deßwegen für unmöglich, weil ja die Gegner eben mit ihrem Pochen auf die kirchliche Autorität ein Nachgeben ihrerseits absolut verweigerten. Was aber eine „Eintracht der Liebe" betreffe, so fand er eine Mahnung dazu für die Evangelischen nicht nöthig: denn sie seien alles bereit zu thun und zu leiden, wenn man ihnen nur nichts wider den Glauben auferlege; nach dem Blute der Gegner haben sie nie

gedürstet, während diese mit Feuer und Schwert sie verfolgen möchten. — In Erasmus selbst sah Luther, wie wir schon früher bemerkten, nur noch einen Skeptiker, der mit seiner Unterwürfigkeit gegen die Kirche nur Ruhe und Sicherheit für sich und seine Studien und geistigen Genüsse suche. In diesem Sinne überschüttete er ihn dann 1534 in einem zur Veröffentlichung bestimmten Brief an Amsdorf, wozu dieser ihn veranlaßt hatte, mit Vorwürfen, die er gewiß in aufrichtigem Eifer aussprach, bei denen aber sein Eifer ihn zu einer unbefangenen Würdigung des Gegners und Lectüre seiner Schriften nicht mehr kommen ließ. Den bösen Geist des Erasmus sah er bei andern Männern weiter wirken, denen auch der wahre Charakter der römischen Kirche offenbar geworden sei und die sich ihr doch wieder ergeben haben. So bei seinem früheren Freunde Crotus, der jetzt in Cardinal Albrechts Dienst gegangen war und als dessen „Tellerlecker", wie Luther ihn nannte, auf die Reformation schmähte, und bei dem Theologen Georg Witzel, einem Schüler Wittenbergs und des Erasmus, der früher sogar einer Hinneigung zum Bauernaufstand und zu Zweifeln an der Lehre von der Dreieinigkeit sich verdächtig gemacht hatte, jetzt aber nur noch eine Reformation nach Erasmus' Ideen haben wollte und zu den bedeutendsten schriftstellerischen Gegnern der lutherischen Reformation gehörte. Luther selbst hielt es jedoch für überflüssig, nach dem, was er über den Meister gesagt hatte, noch eigens gegen untergeordnete Vertreter dieser Richtung sich zu wenden.

Neben Luthers Polemik gegen den Katholizismus im Großen haben wir endlich noch einmal Reibungen zwischen ihm und Herzog Georg zu erwähnen. Dieser hatte 1532 evangelisch gesinnte Einwohner von Leipzig und Oschatz des Landes verwiesen, verfügte ferner, daß Jedermann über ein jährliches Erscheinen bei der kirchlichen Beichte sich ausweisen müsse, und trieb dann noch 70 bis 80 Leipziger, die sich nicht fügen wollten, mit ihren Familien aus. Luther

schickte den Ausgetriebenen Trostbriefe und den Bedrohten Mahnungen und Weisungen zu, welche in die Oeffentlichkeit kamen. Georg erhob deshalb beim Kurfürsten gar die Klage gegen ihn, daß er bei seinen Unterthanen Aufruhr anstifte. Nur um so schärfer äußerte sich Luther wieder in einer öffentlichen Verantwortung, während Georg den Cochläus gegen ihn schreiben ließ. Weiteres wurde durch eine Einigung abgeschnitten, zu welcher die beiden Fürsten über verschiedene zwischen ihnen streitige Dinge im November 1533 sich entschlossen: darin wurden auch ihre Theologen zum Frieden angehalten. Für die Zukunft aber hatte Luther dort den bedrängten Glaubensgenossen in Leipzig ein gewichtiges Wort zugesprochen, indem er sie erinnerte, welch große und unerwartete Dinge Gott seit dem Wormser Reichstag gethan und wie viele blutdürstige Verfolger er seither schon weggerafft habe: „Laßt uns," sagte er, „eine kleine Weile harren, was Gott machen will; wer weiß, was Gott nach dem Reichstag zu Augsburg, ehe denn zehn Jahre um sind, thun wird?"

So wenig aber Luther auch jetzt von einer Nachgiebigkeit in Sachen des Glaubens oder von Unterwerfung unter ein katholisches Conzil alten Schlages hören wollte, so treulich wollte er an jener „politischen Eintracht" halten. In treuer gemein christlicher und gut deutscher Gesinnung begleitete er die deutschen Truppen, welche gegen die Türken zogen, und hoffte, daß der Kaiser diese gar zu Boden werfen werde. Er reflectirte nicht darüber, welche Gefahren doch ein entscheidender Sieg Karls V. über seine äußeren Feinde sogleich für die deutschen Protestanten zur Folge haben werde und wie diese daher bei seinen Kriegen wenigstens in ihrem Hoffen und Wünschen getheilt sein müßten. Er sah in ihm wieder nur den „lieben frommen Kaiser". Gleichen Erfolg wünschte er ihm dem bösen französischen Widersacher gegenüber. Dem Papste warf er besonders auch die stets böswillige Gesinnung gegen ihn vor: allezeit

seien so die Päpste den Kaisern feind gewesen und haben die frömmsten Kaiser verrathen und sich aufs muthwilligste wider sie gesetzt.

Philipp von Hessen ging zu Anfang des Jahres 1534 mit dem für den Protestantismus so erfolgreichen Plane um, das Land Würtemberg mit Waffengewalt aus den Händen König Ferdinands wieder an den dort vertriebenen Herzog Ulrich zu bringen. Wir fanden Ulrich, dem der schwäbische Bund 1519 auf ein Urtheil des Kaisers und Reiches hin das Land genommen und dem Haus Oesterreich zugewendet hatte, schon 1529 beim Landgrafen, mit welchem er dem Marburger Gespräch beiwohnte und dessen kirchliche Gesinnungen er jetzt theilte. Seither hatte der schwäbische Bund sich aufgelöst und Philipp ergriff den günstigsten Augenblick, um zu Gunsten seines Freundes einzuschreiten. Der König von Frankreich sagte Hilfe zu und in Deutschland war namentlich auch den gut katholischen Baiern eine Schwächung der österreichischen Macht ganz erwünscht. An Luther, an dessen öffentlichem Urtheil so viel gelegen und dessen Gewissensrathschläge namentlich bei Kurfürst Friedrich so einflußreich waren, ließ Philipp vorher durch Pfarrer Ottinger in Kassel eine Mittheilung ergehen, weil jener vielleicht sonst über seine Kriegsrüstungen unrecht berichtet werden möchte, als ob er etwas wider kaiserliche Majestät vor hätte: er gedenke vielmehr nur den Herzog Ulrich „nach Inhalt aller Billigkeit vor Gott und kaiserlicher Majestät auf Recht einzuführen und einzusetzen", sei auch „keiner Rotterei oder Secte anhängig"; das, schrieb Ottinger, wolle er Luthern „als aus Befehl seiner Fürstl. Gnaden nicht verhalten". Luther aber protestirte bei einer Conferenz zwischen seinem Kurfürsten und dem Landgrafen in Weimar gegen einen Bruch des Landfriedens, der dem Evangelium einen Schandfleck anhänge, und der Kurfürst blieb dann wirklich dem Unternehmen ferne. Doch Philipp führte dasselbe rasch und glücklich durch. Ferdinand, der

in Abwesenheit des Kaisers ohne Hilfe war, erkannte im Vertrag von Kadan den Herzog an und dieser schritt dann in Würtemberg zu den kirchlichen Reformen. Luther erkannte jetzt die offenbare Hand Gottes darin, daß wider alle Erwartung Nichts verdorben und wieder Frieden hergestellt sei: Gott werde die Sache auch zu Ende führen.

Indessen hielten die Schmalkalder Verbündeten ihren Bund kräftig aufrecht und waren darauf bedacht, sich noch weiter zu verstärken und für alle Fälle bereit zu machen. Ein Bedenken, ob sie auch gegen den Kaiser, wenn er ihnen den Frieden bräche, ihre Waffen wenden dürften, störte sie nicht mehr. Die Bedrängniß, worein der Landgraf durch den in Würtemberg ausgeführten Schlag den König Ferdinand versetzt hatte, kam auch ihnen zu gute: Ferdinand versprach im Vertrag von Kadan, sie gegen Prozesse, welche das Reichsgericht trotz des Religionsfriedens noch immer gegen sie annahm, zu sichern, während dagegen Johann Friedrich und seine Verbündeten ihn jetzt als römischen König anerkannten.

Und in dem durch den Bund vertretenen Interesse, dem römischen Katholizismus und seinen Drohungen eine genügende fest geschlossene Macht entgegenzustellen, wurden nun auch jene Einigungsversuche innerhalb des Protestantismus weiter verfolgt, für welche Butzer fortwährend thätig war und auf welche unter den Fürsten Landgraf Philipp den höchsten Werth legte.

Luther ließ in seiner Auffassung des Zwinglianismus und in seiner Haltung zu der Gesammtrichtung, zu welcher er diesen rechnete, sich auf keine Weise umstimmen, wenn er auch weiterhin bekannte, daß er über Zwingli's Persönlichkeit durch die persönliche Begegnung in Marburg freundlicher urtheilen gelernt habe. So stellte er in einer Warnung die er im Dezember 1532 an Bürgermeister und Rath der Stadt Münster richtete, wieder Zwingli, Münzer und weitere Häupter der Wiedertäuferei als Schwärmer

zusammen, über welche Gott gerichtet habe und wies darauf hin, daß, wer einmal Zwinglisch, Münzerisch oder wiedertäuferisch geworden sei, gar leicht auch aufrührerisch werde und ins weltliche Regiment greife. Zu Anfang des folgenden Jahres veröffentlichte er einen „Brief an die zu Frankfurt am Main", um dort Zwingli'schen Lehren und Umtrieben entgegenzuwirken, warnte auch die Augsburger vor ihren Predigern, sofern diese mit ihm in der Lehre vom Sacrament eins zu sein vorgeben und es doch nicht seien. Er ließ sich nicht mehr auf Polemik gegen den Inhalt der ihm gegenüberstehenden Lehre ein. Es bewegte ihn auch nicht sowohl die Sorge um den Sieg der eigenen Lehre, den er zuversichtlich Gott anheim gestellt haben wollte, als vielmehr die Befürchtung, daß unter dem Schein der Uebereinstimmung mit ihm der Irrthum eingeschwärzt und überhaupt in einer so wichtigen, heiligen Sache Trügerei geübt werden möchte. Dieser Argwohn kam ihm immer auch wieder Butzern gegenüber.

Jenen Geist, der Münzer und die Wiedertäufer beseelte, sah er dann eben jetzt in Ueberfülle die bösen und entsetzlichen Früchte treiben, die er überhaupt von ihm erwarten zu müssen überzeugt war. In Münster nämlich, wo seine Warnung erfolglos geblieben war, gewannen die Wiedertäufer seit dem Februar 1534 die Oberhand. Sie, die im Besitze des wahrhaft geistigen und geistlichen Christenthums zu sein behaupteten, richteten dort ein Reich der Heiligen mit toller, sinnlicher Schwärmerei, grobem Fleischesdienst und wildem Blutdurst auf, das im folgenden Jahre durch Truppen des Bischofs und des Reiches gestürzt wurde und dann auch den Ausschluß des Protestantismus aus der ihrem Bischof wieder unterworfenen Stadt zur Folge hatte. Luther äußerte damals in einem Brief mit Bezug auf die Zwinglische „Sacramentirerei": „Gott wolle dieses Aergerniß gnädig abthun, damit es nicht kräftig, wie das Münsterische, müsse abgethan werden".

Butzer aber ließ sich nicht abschrecken noch ermüden. Er wollte die Einigung in der Lehre, die zwischen Luther und den zum schwäbischen Bunde zugelassenen Oberdeutschen in Wahrheit schon erreicht sei, auch noch entschieden zur Anerkennung und öffentlichem Ausdruck gebracht haben. Er bemühte sich und hoffte, auch die Züricher und andern Schweizer zu belehren, daß sie, wie es allerdings der Fall war, in Luthers Sätze einen zu crassen Sinn hineinzulegen

Abb. 48. Butzer nach dem alten Reusner'schen Original-Holzschnitte.

pflegen und sie zu möglichster Annäherung auch in ihren eigenen Sätzen zu bestimmen. Sie ließen sich indessen nicht weiter bringen, als zu dem Bekenntniß, daß des Herrn Leib im Abendmahl zur Speise für die gläubigen Seelen wahrhaft gegenwärtig sei, und waren gegen seine Vermittlungsversuche von ihrem Standpunkte kaum weniger mißtrauisch, als Luther von dem seinigen aus. Dem Landgrafen stellte Butzer vor, daß die mit ihm verbündeten oberdeutschen

Städte in der Lehre einig geworden seien und daß auch den Schweizern nur daran gelegen sei, aus dem Herrn und seinem Leib keine „Bauchspeise“ werden zu lassen, was ja auch Luther keineswegs wolle. Denn wenn dieser auch sage, daß man Christi Leib mit dem Mund esse, so habe er doch selbst erklärt, daß der Mund freilich nur an's Brod und nicht an diesen Leib selbst hinreiche und daß jener Satz nur der sacramentlichen Einigkeit wegen auszusagen sei, sofern nämlich der Mund das Brod esse, mit welchem der Leib im Sacrament zusammen sei. Die Sache laufe nur noch auf einen Wortstreit hinaus; sie sei so schwer beizulegen, weil man „einander zu weit verschimpft und dem Teufel gegeben habe“.

Landgraf Philipp schrieb an Luther, und dieser sprach jetzt auch wieder mit Wärme sein eigen Verlangen nach einer „beständigen Einigkeit“ aus, in der man gegen den übermäßigen Trotz der Papisten zusammenhielte; nur warnte er auch wieder davor, daß die Sache „im Grund gebrechlich und ungewiß“ bleiben möchte. Dann veranstaltete jener mit Luthers Zustimmung eine Besprechung zwischen Melanchthon und Butzer in Kassel auf den 27. Dezember 1534. Zu ihr schickte nun Luther ein „Bedenken, ob eine Einigkeit zu machen sei oder nicht“, worin er diejenigen Sätze seiner Lehre, auf die wir Butzer vorhin hindeuten hörten, mit geflissentlicher Bestimmtheit und Schärfe wiederholte. Die Sache sollte eben nicht ungewiß oder zweideutig bleiben. Als aber Butzer auch jetzt dem, was Luthers eigentliche Meinung sei, beistimmte und eine Erklärung darüber, daß des Herrn Leib wahrhaftig gegenwärtig sei und doch nicht eine Speise für den Bauch werde, an ihn nach Wittenberg schickte, gab Luther im Januar 1535 das Gutdünken ab: weil jene oberdeutschen Prediger der (Augsburger) Confession gemäß lehren wollen, könne und wisse er solche Concordia für seine Person nicht auszuschlagen; und weil sie deutlich bekennen, daß Christi Leib wahrhaftig

und wesentlich dargereicht und gegessen werde, wisse er, wenn ihr Herz stehe, wie die Worte lauten, diese Worte nicht zu strafen. Er wollte nur, weil unter seinen eigenen Genossen noch zu viel Mißtrauen sein werde, die Concordia nicht so plötzlich abgeschlossen haben, sondern hiefür noch Zeit lassen zu allseitiger Beruhigung. „So," sagte er, „könnten indeß die Unseren den Argwohn oder Grollen sänften, darnach endlich fallen lassen; und wenn sich alsdann das trübe Wasser auf beiden Theilen gesetzt, könnte man eine rechte beständige Einigkeit beschließen." Von den Schweizern war bei diesen Verhandlungen völlig abgesehen.

Hiebei mußten Butzer und Philipp sich einstweilen noch gedulden: war es doch schon ein wichtiger Schritt vorwärts! Dieses Einigungswerk trat dann zugleich mit dem Conzil, welches zur Einigung der Gesammtkirche dienen sollte, für die nächsten Jahre von Luthers Leben und Wirken vollends in den Vordergrund.

Zweites Kapitel.

Verhandlungen über ein Conzil und über Einigung unter den Protestanten. Legat Vergerius 1535. Wittenberger Concordie 1536.

Papst Paul III., der im October 1534 auf Clemens VII. folgte, schien sogleich darauf bedacht, das verheißene Conzil wirklich zu Stande zu bringen. Und er war wohl in der That dazu entschlossen. Er war gegen die eigentlich kirchlichen Interessen und das Bedürfniß gewisser Reformen nicht so gleichgiltig wie sein Vorgänger und hoffte, als

geschickter Politiker das Conzil, dem sich doch nicht mehr ausweichen ließ, zu einem für das Papstthum günstigen Ziele zu leiten. Um darüber und namentlich über den Ort des Conzils, wozu er Mantua bestimmte, zu verhandeln, schickte er einen Botschafter, den Cardinal Vergerius, nach Deutschland.

Im August 1535 wurde Luther wegen der päpstlichen Anträge um ein Gutachten von seinem Kurfürsten angegangen. Er meinte, die Antwort, welche dieser vor zwei Jahren gegeben, genüge noch ganz: Der Fürst hatte damals allen Eifer dafür ausgesprochen, daß die kirchliche Einheit durch ein Conzil hergestellt werden möchte, zugleich aber auch gefordert, daß darauf nur nach Gottes Wort entschieden werde und erklärt, daß er ohne seine Verbündeten nicht definitiv zusagen könne. Uebrigens wollte er auch jetzt noch an keine wirkliche Vornahme des Conzils glauben.

Die Wittenberger Universität war in diesem Sommer wegen eines neuen Ausbruchs der Pest oder wenigstens neuer Angst vor ihr wieder nach Jena übergesiedelt, wo sie bis in den folgenden Februar verblieb, während Luther für seine Person wieder nichts vom Weggehen hören wollte. Er konnte diesmal auch in aller Ruhe und Heiterkeit mit Bugenhagen in Wittenberg aushalten und über leeren Schrecken bei den andern sich lustig machen. Dem um ihn besorgten Kurfürsten schrieb er am 9. Juli: nur ein oder zwei Krankheitsfälle seien vorgekommen, die Luft noch nicht vergiftet; weil die Hundstage vorhanden und die jungen Leute erschreckt seien, möge man sie ja wohl umher spazieren lassen, damit ihre Gedanken gestillt würden, bis man sähe, was da werden wolle; er merke aber, daß „etliche den Schwären auf dem Schubsack, etliche die Kolika in den Büchern, etliche die Gicht am Papiere kriegen", auch haben wohl etliche die Mutterbriefe gefressen und davon Herzweh und Heimweh bekommen; die christliche Obrigkeit müsse gegen solche Krankheit, damit nicht ein Landsterben

daraus werde, für eine starke Arznei sorgen, dem Satan, der aller Kunst und Zucht feind sei, zum Verdruß. Weiterhin wundert er sich, wie man außerhalb Wittenbergs so Vieles, davon man drinnen gar nichts erfahre, von der dortigen großen Pest wisse und wie die Lüge, je weiter sie wandere, um so gewisser und größer und dicker werde. Er versicherte dem mit der Universität weggezogenen Freund Jonas, daß er in der Einsamkeit dort, gottlob, ganz wohl und behaglich lebe; nur herrsche Mangel an Bier in der Stadt, im eigenen Keller habe er jedoch noch. Er ließ sich dann auch nicht erschrecken, als er wiederholte einzelne Todesfälle durch Pest anerkennen mußte und sein eigener Kutscher einmal von ihr befallen schien. Wohl aber quälten ihn den Winter über Husten und andere katarrhalische Beschwerden. Und einem Freunde schrieb er: „Die größte Krankheit aber hebt sich an mit mir, daß mir die Sonne so lang geschienen hat, welche Plage ihr wohl wisset, daß sie gemein ist und fast Viele dran sterben."

Da kam nun der päpstliche Gesandte gar auch in die Stadt Luthers und wollte ihn selbst sprechen. Nachdem er nämlich in Halle mit Erzbischof Albrecht sich unterredet hatte, nahm er den Weg nach Berlin zum Kurfürsten von Brandenburg über Wittenberg. Am Nachmittag des 6. Novembers, eines Sonnabends, traf er in stattlichem Aufzug, mit 21 Pferden und einem Esel dort ein, um Nachtquartier zu halten und wurde mit großen Ehren im kurfürstlichen Schlosse vom Hauptmann Metzsch aufgenommen. Auf seinen Wunsch wurde Luther noch auf denselben Abend zur Mahlzeit bei ihm eingeladen und, da er dies ablehnte, auf den andern Morgen sammt Bugenhagen zum Frühmahle. Es war das erste Mal seit der Vorladung von Cajetan in Augsburg 1518, daß er einen päpstlichen Legaten zu sprechen bekam: er, der seither längst vom Papst als abscheuliches Kind des Verderbens verdammt und von dem dagegen dieser als der Antichrist erklärt war. So wichtig muß es

dem Vergerius gewesen sein, auf ihn, den mächtigen Berather der protestantischen Fürsten, einen gewissen Einfluß zu versuchen, damit er ihm seine Pläne in Betreff eines Conzils nicht durchkreuze, und Vergerius muß sich wohl selbst in dieser Beziehung etwas Bedeutendes zugetraut haben.

Tags darauf ließ Luther schon ungewöhnlich früh des Morgens seinen Barbier kommen. Als dieser sich darüber wunderte, scherzte er: „Ich muß zu des Papstes Gesandtem; so ich mich ihm nun jugendlich zeige, mag derselbe denken: pfui Teufel, wenn der Luther, ehe er Greis geworden ist, uns schon solche Händel angestiftet hat, was wird er nicht bis dahin noch weiter anrichten.“ Dann fuhr er in seiner besten Kleidung und mit einer goldenen Kette um den Hals sammt Stadtpfarrer Bugenhagen (dem Pommern, Pomeranus) nach dem Schlosse; unterwegs sagte er: „da fahren der deutsche Papst und Cardinal Pomeranus, Gottes Werkzeuge“.

Vor dem Legaten „spielte er,“ wie er selbst nachher sich ausdrückte, „den ganzen Luther.“ Er gebrauchte gegen ihn nur die unerläßlichsten Höflichkeitsformen und erlaubte sich die „verdrießlichsten“ Reden. So fragte er, ob er in Italien für einen betrunkenen Deutschen gelte, erzählte dem Legaten auch unter Anderem von den Kindern, welche seine „ehrwürdige Nonne“ ihm geschenkt habe. Als die Rede auf die Entscheidung der kirchlichen Streitfragen durch ein Conzil kam, erinnerte ihn Vergerius, daß ein einzelner Mensch sich nicht für weiser, als die Conzilien, alten Väter und anderen Theologen der Christenheit halten dürfe. Er hinwiederum warf ihm vor, daß die Päpstlichen es mit einem Conzil doch nicht ernst nähmen und darauf nur über unnütze Dinge, wie Mönchskutten, Priestertonsur, Speisegesetze u. s. w. handeln wollten, worauf der Legat sich zu einem dabei sitzenden Begleiter wegwandte mit den Worten: Der trifft die Hauptsache. Weiter erklärte ihm Luther:

sie, die Evangelischen, hätten gar kein Conzil nöthig, weil sie ihrer Lehre schon gewiß seien, wohl aber die elenden, verführten Leute unter dem Papstthum. Sein eigenes Erscheinen aber sagte er für das verheißene Conzil zu, ob man ihn auch dort verbrennen möchte; es sei ihm auch gleich, ob es in Mantua oder Padua oder Florenz gehalten werden sollte. Vergerius erwiderte: „Wollt ihr wohl nach Bologna kommen?“ Luther: „Wem gehört Bologna?“ Vergerius: „Dem Papste.“ Luther: „Guter Gott, hat der Papst auch diese Stadt geraubt? Gut, ich will dorthin zu Euch kommen.“ Vergerius: „Der Papst wird sich auch nicht weigern, hieher nach Wittenberg zu kommen.“ Luther: „Gut, er soll uns willkommen sein.“ Vergerius: „Soll er mit Waffen kommen oder unbewaffnet?“ Luther: „Wie er will, wir werden ihn, wie er immer kommen mag, erwarten und aufnehmen.“ Als der Legat nach dem Mahle zu Pferde stieg, um abzureisen, sagte er noch zu Luther: „Seht zu, daß Ihr Euch zum Conzil bereit haltet.“ Luther erwiderte: „Ja, Herr, mit diesem meinem Hals und Kopf.“

Vergerius berichtete nachher über die Besprechung mit der größten Erbitterung auf die „Bestie“ Luther nach Rom. Er gebrauchte jetzt für sie den Vorwand, daß Luther und Bugenhagen als die einzigen damals in Wittenberg befindlichen Gelehrten, mit denen er sich lateinisch unterhalten könnte, zu ihm geladen worden seien. In den Absichten, die er für sie gehegt hatte, fühlte er sich offenbar sehr unangenehm getäuscht. Komisch klingt in seinem Bericht für uns, die wir jene vorangegangene Aeußerung Luthers kennen, die Angabe über ihn, daß er viel jünger aussehe, als er es wirklich sei. Zehn Jahre später übrigens, nachdem Vergerius mit dem Inhalt der evangelischen Lehre im Kampf gegen sie vertraut geworden war, ist dieser hochgestellte Mann selbst zu ihr übergetreten.

Inzwischen gestalteten sich in Deutschland, während die

Blicke auf ein Conzil gerichtet blieben, die Verhältnisse für die Evangelischen in der nächsten Zeit möglichst günstig.

Den Kaiser hielt während des Sommers 1535 eine Unternehmung ferne, welche er gegen den Corsaren Chaireddin Barbarossa in Tunis ausführte. Luther freute sich über den großen Sieg, mit welchem Gott ihn dort gekrönt habe. Der König von Frankreich drohte mit neuen Ansprüchen auf italienische Besitzungen. Die Eifersucht zwischen Oesterreich und Baiern bestand fort. In kirchlicher Beziehung lernte König Ferdinand das Lutherthum wenigstens als eine Gegenmacht gegen die Fortschritte des schlimmeren Zwinglianismus schätzen. Johann Friedrich reiste im November 1535 nach Wien, um von ihm im Namen des Kaisers endlich die Belehnung mit der Kurwürde zu empfangen, und fand freundliche Aufnahme.

Unter diesen Umständen durfte der Schmalkaldische Bund auf einem Convent zu Schmalkalden im Dezember 1535 beschließen, auch andere Reichsstände beizuziehen, welche im Religionsfrieden noch nicht als Genossen des Augsburger Bekenntnisses anerkannt waren. Diesem waren jetzt namentlich auch die Herzoge Barnim und Philipp von Pommern beigetreten. Philipp vermählte sich auch mit einer Schwester Johann Friedrichs. Luther verrichtete am Abend des 27. Februars 1536 zu Torgau die Trauung und Bugenhagen sprach, wie es üblich war, am andern Morgen, nach dem Beilager, den Segen über das junge Ehepaar, weil jener daran durch einen neuen Anfall seines Schwindels verhindert wurde. Im folgenden Frühjahr nahm dann ein Convent der Verbündeten zu Frankfurt a. M. den Herzog von Würtemberg, die Pommernherzoge, die Fürsten von Anhalt und mehrere Städte in den Bund auf.

Außerhalb Deutschlands suchten die Könige von Frankreich und von England Gemeinschaft mit den Verbündeten. Natürlich kam auch hiefür vor Allem die kirchliche und religiöse Frage in Betracht: Luther hatte mit zu rathen.

König Franz, unter welchem so viele evangelisch gesinnte Unterthanen über Druck und Verfolgung klagten, gab, während er einen neuen Feldzug nach Italien im Schild führte und deshalb Verbindung mit den deutschen Protestanten gegen den Kaiser suchte, diesen gegenüber angelegentlich vor, daß er doch auf sehr ernste kirchliche Reformen ausgehe und auch hiefür Beihilfe von ihnen haben möchte. Sie sollten ihm den Melanchthon und Luther dazu senden. Mit diesen verhandelte er auch selbst. Melanchthon fühlte sich durch die große verdienstliche Wirksamkeit, die sich ihm hier zu eröffnen schien, sehr angezogen. Der Kurfürst dagegen verweigerte ihm die Erlaubniß zur Reise und verwies es ihm, daß er schon so tief in die Sache sich eingelassen habe. Sicher war Melanchthons Erwartung eine sehr eitle: dem König war es nur um seine politischen Absichten zu thun und auf keinen Fall wollte er irgend welchen Unterthanen ein Recht religiöser Ueberzeugungen zugestehen, die dem ihm selbst gutdünkenden kirchlichen Standpunkt widersprochen hätten. Ueberdies war Johann Friedrichs Verhältniß zu König Ferdinand damals ein so friedliches geworden, daß er es nicht durch eine Verbindung mit dem Feinde des Kaisers stören wollte. Melanchthon aber war durch die Abweisung und den Verweis sehr aufgeregt; er argwöhnte, daß man böswillig bei seinem Fürsten gegen ihn intriguirt habe. — Luther hatte anfangs, durch Melanchthons Wunsch und durch Bitten evangelisch gesinnter Franzosen bewegt, den Kurfürsten gutherzig und warm gebeten, er möge jenem „in Gottes Namen erlauben, in Frankreich zu ziehen"; „wer weiß," sagte er, „was Gott thun will." Nachher erschrak auch er seines Freundes wegen über das scharfe Schreiben des Kurfürsten, mußte aber diesem in seinem Mißtrauen gegen das französische Vorbringen Recht geben.

Eine Verbindung mit England hätte insofern mehr Sicherheit dargeboten, als bei Heinrich VIII. keine Rückkehr

unter das Papstthum mehr zu fürchten und wegen seines Ehehandels auch schwerlich mehr eine Versöhnung mit dem Kaiser zu erwarten war. Gesandte von ihm erschienen i. J. 1535 in Kursachsen und auf dem Convent zu Schmalkalden. Auch er wollte den Melanchthon haben, um über das richtige christliche Dogma und Kirchenthum mit ihm zu verhandeln, und Luther bat auch hier um Erlaubniß für diesen beim Kurfürsten. Aber schon bei den Verhandlungen, die sie mit den Gesandten in Deutschland pflogen, stellte es sich heraus, wie wenig sie in Hauptpunkten, wie in der Lehre von der Rechtfertigung oder von der Messe auf Uebereinstimmung mit Heinrich VIII. hoffen dürften, der als Alleinherrscher eben so scharf auf einer ihm noch feststehenden katholischen Orthodoxie als auf einem Widerspruch gegen die päpstliche Gewalt bestand. Luther war schon im Januar die unnützen Verhandlungen mit den Engländern bis zum Ekel satt: man werde da zum Narren, indem man weise sein wolle (Röm. 1, 22). Er gab dann in einem Gutachten für seinen Kurfürsten zu, daß man bei England mit den richtigen Reformen Geduld haben müßte, verwahrte sich aber dagegen, daß man deshalb von den Grundlehren des Glaubens weichen und daß man dem König von England mehr als dem Kaiser und Papst einräumen sollte. Die Entscheidung darüber, ob man dennoch ein politisches Bündniß mit jenen annehmen dürfte, gab er als weltliche Sache dem Fürsten und seinen Räthen anheim; doch dünkte es ihm gefährlich, wo die Herzen nicht eines Sinnes seien. Wie bedenklich es war, mit Heinrich VIII. sich einzulassen, zeigte gleich nachher sein Verfahren gegen seine zweite Gattin, Anna Boleyn, die er am 19. Mai 1536 hinrichten ließ: Luther nannte das eine ungeheuerliche Tragödie.

Inmitten der deutschen Protestanten aber reiften jetzt die Verhandlungen über das Bekenntniß vom Abendmahl glücklich bis zu einer förmlich ausgesprochenen „Concordia“

weiter. Auch ein Friedensstand mit den Schweizern wurde erreicht.

Nachdem Luther einmal Vertrauen zu jenen Einigungsversuchen gefaßt hatte, nahm er sie auch selbst in die Hand und schritt mit ihnen weiter voran. Im Herbst 1535 sandte er Briefe in eine Reihe oberdeutscher Städte, an Prediger und Magistrate, nach Augsburg, Straßburg, Ulm, Eßlingen. Er schlug eine Zusammenkunft vor, bei der man sich gegenseitig näher kennen lernen und zusehen möchte, was etwa noch getragen, was nachgegeben, wozu etwa ein Auge zugedrückt werden dürfte. Nichts wünsche er heißer, als sein Leben, dessen Ende nahe sei, in Frieden, Liebe und Einheit des Geistes mit jenen beschließen zu dürfen. Auch sie möchten „so fortfahren, helfen, beten und trachten, damit solche Einigkeit fest und beständig werde und dem Teufel sein Rachen gestopfet werde, der sich solcher Uneinigkeit hoch gerühmt und gleich: Hui gewonnen! geschrieen hat.“ Man fühlt seinen Briefen an, wie wohl es ihm selbst dabei ist, die Sache so weit gebracht zu sehen und weiter fördern zu können. In der Correspondenz, die er mit jenen und zugleich mit seinem Kurfürsten über die beabsichtigte Zusammenkunft führte, rieth er auch, nicht zu viele Theilnehmer beizuziehen, damit nicht unruhige, störrische Köpfe darunter kämen, welche die Sache verdürben. Er kannte jetzt unter seinen eigenen Anhängern solche, die ihm im dogmatischen Eifer zu weit gingen.

Die Conferenz wurde dann auf's folgende Frühjahr, und zwar auf den 14. Mai, den vierten Sonntag nach Ostern, nach Eisenach festgesetzt. Luthers leibliches Befinden gestattete keine Reise an fernere Orte und in winterlicher Jahreszeit. Eben jetzt, im März 1536, quälte ihn mehrere Wochen lang auch ein neues Leiden, nämlich unerträgliche Schmerzen in der linken Hüfte, und weiterhin berichtet er einem Freunde, er sei an Ostern (16. April) mit Christus vom Tod erstanden, denn er sei damals so krank gewesen,

daß er fest geglaubt und auch sehnlich gewünscht habe, zum Herrn Christus abscheiden zu müssen.

Die Oberdeutschen folgten bereitwillig der Einladung. Die Straßburger ließen dieselbe auch an die Schweizer weiter gehen und wünschten, daß namentlich Bullinger aus Zürich theilnehmen möchte. Diese, an welche man von Wittenberg aus gar nicht direct sich gewandt hatte, lehnten ab: sie wollten einfach bei ihren Glaubenssätzen bleiben, welche sie soeben in der sogenannten „ersten Helvetischen Confession" neu zusammengefaßt und in welchen sie wenigstens zu einem geistigen Genusse, der in den sacramentlichen Zeichen dargeboten werde, nachdrücklich sich bekannt hatten. Sie konnten eine weitere Frucht mündlicher Verhandlungen nicht absehen. Doch baten sie, ihre Confession Luthern freundlich zu überbringen und speziell ließ Bullinger sich und die evangelischen Kirchen der Schweiz ihm empfehlen. Die Prediger, welche aus den verschiedenen süddeutschen Städten nach Eisenach entsandt wurden, reisten über Frankfurt a. M., wo damals gerade die Schmalkalder Verbündeten tagten. Am 10. Mai brachen sie, elf an der Zahl, nach Eisenach auf: die Gemeinden von Straßburg, Augsburg, Memmingen, Ulm, Eßlingen, Reutlingen, Fürfeld und Frankfurt waren in ihnen vertreten.

Da schien im letzten Augenblick doch noch der ganze Erfolg, ja das Zustandekommen der Conferenz überhaupt in Frage gestellt. Melanchthon war schon vorher bange und verzagt, indem er von der bevorstehenden mündlichen Verhandlung ein heftigeres Wiederaufflammen des Streites fürchtete. Luther war eben jetzt gegen die Zwinglianer neu erregt worden durch eine Schrift aus Zwingli's Nachlaß, welche Bullinger damals mit großen Lobsprüchen herausgegeben hatte, und durch einen neu erschienenen Briefwechsel zwischen Zwingli und Oekolampad. Wollten doch Butzer und seine Genossen immer auch noch mit diesen Zwinglianern Freundschaft halten. Jener Briefwechsel war

durch ein Vorwort aus seiner Feder eingeleitet. Ferner waren Luther Briefe zugekommen, wonach in den oberdeutschen Städten das Volk doch nicht wirklich über die wahre Gegenwart des Leibes im Abendmahl belehrt wurde. Dazu kamen bei ihm noch schwere Nachwirkungen von jener Krankheit, so daß er auch bis Eisenach zu reisen nicht im Stande war. Mit Rücksicht hierauf schickte er am 12. Mai den Abgesandten die Bitte entgegen, sie möchten bis Grimma reisen, wo er entweder selbst erscheinen, oder, wenn er auch dazu zu schwach wäre, wenigstens leichter brieflich mit ihnen und seinen dort erschienenen Freunden verkehren werde.

Diese aber reisten jetzt kurzweg zu ihm selbst nach Wittenberg weiter. In Thüringen schlossen sich ihnen noch die Geistlichen Menius aus Eisenach und Mykonius aus Gotha an, zwei Freunde Luthers, die mit ihm treulich auf Einigung bedacht waren. Der stete persönliche Verkehr auf der gemeinsamen Fahrt diente sehr zur gegenseitigen Verständigung.

So langten sie am 21. Mai, einem Sonntag, in Wittenberg an.

Tags darauf hatten die beiden Straßburger, Capito und Butzer, eine erste Besprechung mit Luther, dem seine Leibesschwäche längere Verhandlungen erschwerte. Er sprach ihnen offen und nachdrücklich die Bedenken aus, die er noch immer und auf's Neue dagegen hegte, sich für einig mit ihnen zu erklären. Lieber wollte er es bei dem Stand der Dinge, der bisher erreicht war, belassen, als auf eine Eintracht sich einlassen, die nur erdichtet wäre und aus übel ärger machen müßte. Butzer erwiderte in Betreff jener Zwingli'schen Publikationen, daß er mit seinen Genossen dafür durchaus nicht verantwortlich und jenes Vorwort, das aus einem Briefe von ihm bestand, ohne sein Wissen und Wollen gedruckt worden sei. Die Entscheidung in Betreff der Abendmahlslehre spitzte sich jetzt vollends ganz zu der Frage zu, ob dort auch die Unwürdigen und Gottlosen den Leib des

Herrn wirklich genießen. Luther bestand darauf: es war ihm die nothwendige Consequenz einer Gegenwart des Leibes, die einfach vermöge der Stiftung und gewissen Zusicherung Christi statthabe, wozu dann der Glaube nur vertrauend und hinnehmend sich verhalten müsse. Butzer stimmte der objectiven Gegenwart und Darbietung an sich mit aller Entschiedenheit bei; aber einen wirklichen Empfang dessen, was dort von oben dargeboten werde, konnte er nur bei denjenigen Communicanten zugeben, die wenigstens durch einen gewissen Glauben sich dazu in innere geistige Beziehungen setzen und die Stiftung des Herrn annehmen, nicht bei denen, welche nur mit dem Leib und leiblichen Munde dabei seien. Um von einem Empfang des Leibes reden zu können, genügte ihm auch schon der Glaube, der noch nicht der rechte Herzensglaube und noch mit sittlicher Unwürdigkeit verbunden sei, so daß dann solche Abendmahlsgäste sich das Mahl zum Gericht äßen. Er gestand so zu, daß Unwürdige, nicht aber, daß ganz Ungläubige Leib und Blut Christi zu genießen bekommen. Luther durfte sich so darauf verlassen, daß Butzer mit ihm jede Ansicht ablehnte, nach welcher im Sacramente der Leib Christi nur für die subjective Vorstellung und Phantasie gegenwärtig werden, oder nach welcher der Glaube dort von sich aus zum Herrn sich aufschwingen und nicht vielmehr nur das Dargebotene ergreifen und durch die Darbietung selbst hiezu erweckt und gestärkt werden sollte. Aber unverkennbar haben doch beide die Art der Gegenwart und die Art des Empfangens sich wieder in verschiedener Weise gedacht, beide freilich in geheimnißvoller und schwer definirbarer Weise. Auch für Luther kann der Unterschied, der noch vorlag, und der Mangel, woran dann nach seiner festen Ueberzeugung die Lehre der Oberdeutschen noch litt, sich nicht verborgen haben. Es fragte sich, ob er darüber doch wegsehen, ob er in der Lehre, für die er so scharf gekämpft, nun doch Wesentliches

und Unwesentliches oder Minderwesentliches unterscheiden könne und wolle.

Am Dienstag versammelten sich bei ihm die sämmtlichen Abgesandten mit seinen Wittenberger Genossen und Menius und Mykonius. Da befragte er nun, nachdem Butzer wieder für jene das Wort genommen hatte, auch jeden einzeln, zog sich, als sie demselben sämmtlich beistimmten, mit seinen Freunden zu einer Besprechung in ein anderes Zimmer zurück und erklärte hierauf in seinem und ihrem Namen jenen: sie seien jetzt, nachdem sie ihrer aller Antwort und Bekenntniß gehört, mit ihnen eins und nehmen sie als liebe Brüder in dem Herrn an; über den Anstoß, den jene noch der Gottlosen halber nehmen, während doch auch von ihnen bekannt werde, daß die Unwürdigen den Leib des Herrn mitempfangen, wollen sie nicht zanken. Luther sprach diese Worte, wie Mykonius berichtet, mit großem Geist und Muth, der auch in seinen Augen und seinem ganzen Antlitz zu sehen war. Capito und Butzer konnten die Thränen nicht halten. Alle standen mit gefalteten Händen da und dankten Gott.

An den folgenden Tagen kamen noch andere Punkte zur Sprache, über welche man noch der Verständigung bedurfte und diese nun auch ohne Schwierigkeit erreichte: so namentlich die Bedeutung der Kindertaufe und die Uebung der Beichte und Absolution. Die Oberdeutschen mußten auch noch über einzelne an sich gleichgiltige äußere Formen des Gottesdienstes, welche sie in den sächsischen Kirchen vom Katholizismus her beibehalten fanden, beruhigt werden.

Am Donnerstag wurden die Verhandlungen durch die Feier des Himmelfahrtsfestes unterbrochen. Luther hielt da die Vesperpredigt über den Text: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Creatur". Mykonius erzählt davon: „Ich habe Luther sonst oft gehört, aber damals war mir, als redete er nicht allein, sondern donnerte vom Himmel her in Christi Namen."

Erst am Sonnabend entledigten sich Butzer und Capito ihrer Aufträge von Seiten der Schweizer. Luther erklärte, nachdem er die Confession derselben gelesen hatte, daß ihm gewisse Ausdrücke in ihr bedenklich seien, wünschte aber, daß die Straßburger noch weiter mit ihnen verhandeln möchten, und diese machten ihm Hoffnung, daß die Gemeinden dort, des Streites müde, nach Einigung begehren.

Der brüderlichen Gemeinschaft wurde am Sonntag durch gemeinsame Feier des Abendmahls und durch Predigten, welcher der Reutlinger Alber in der Frühe und Butzer des Vormittags hielten, ein schöner Ausdruck gegeben.

Am andern Morgen, den 29. Mai, schloß die Versammlung damit, daß sie die Artikel, welche Melanchthon in ihrem Auftrag entworfen hatte, unterzeichneten. Beim Abendmahl wurde darin der Empfang des Leibes auch durch Unwürdige anerkannt, ohne daß über die Ungläubigen etwas bemerkt wurde. Die Unterzeichneten erklärten die Augsburger Confession und die Apologie derselben für ihre gemeinsamen Bekenntnisse. Veröffentlicht sollte jedoch dieser Act erst werden, wenn auch die Gemeinden, die er anging, mit ihren Pastoren und Obrigkeiten beigestimmt hätten. Man dürfe, sagte Luther, nicht vor der Zeit ein Siegeslied anstimmen, noch Andern Anlaß zu einer Klage darüber geben, daß die Sache ohne ihr Wissen und in einem Winkel abgemacht worden sei. Luther selbst fing auch schon an jenem Montag an Briefe zu schreiben, um von verschiedenen Seiten her die Zustimmung einzuholen. Unter seinen eigenen Genossen war jedenfalls sein vertrauter Freund Amsdorf in Magdeburg nicht so versöhnlich gestimmt gewesen; ihm theilte er auch erst nach acht Tagen das Ergebniß der Conferenz mit.

So war jetzt für den deutschen Protestantismus, abgesehen von der Schweiz, die Einheit im Bekenntniß hergestellt; denn keine der betheiligten Kirchen versagte jene

Zustimmung. Den Schweizern gegenüber that jetzt auch Luther selbst einen Schritt, indem er an den Bürgermeister Meyer zu Basel schrieb, der der Einigung besonders geneigt war und ihm eine recht freundliche und hoffnungsvolle Antwort gab. Weiter suchte Butzer bei ihnen zu arbeiten. Aber in die Wittenberger Artikel konnten sie sich nicht finden. Sie, nämlich die Magistrate und Geistlichen von Zürich, Bern, Basel und einigen andern Städten sprachen nur ihre Freude über Luthers gegenwärtige freundliche Gesinnung nebst Hoffnung auf fernere Eintracht aus und ersuchten Butzer, demselben weitere Mittheilungen über ihr eigenes Bekenntnis und ihre Bedenken gegen das seinige zu machen. Er wollte dies auf einem Convent thun, den die Schmalkalder Verbündeten wegen des angekündigten Conzils für den Februar 1537 nach Schmalkalden ausschrieben.

Drittes Kapitel.

Verhandlungen über ein Conzil und über Einigung unter den Protestanten.

Fortsetzung: Der Tag in Schmalkalden 1537; Friede mit den Schweizern; Luthers Freundschaft mit den böhmischen Brüdern.

Wenige Tage nämlich, nachdem die Protestanten in Wittenberg sich geeinigt hatten, war aus Rom die Ankündigung des Conzils ergangen, das im folgenden Jahre zu Mantua gehalten werden sollte. Der Papst gab schon genugsam zu erkennen, wie er jene dort zu behandeln gedachte. Er erklärte, daß durch das Conzil die lutherische Pest ausgetilgt werden sollte, und wollte, daß man dem Conzil gar nicht die verderblichen lutherischen Bücher selbst

vorlege, sondern nur Auszüge aus ihnen und zwar zugleich mit einer katholischen Widerlegung. So mußte jetzt Luther gleich wieder nach dieser Seite hin seine Thätigkeit richten.

Er stimmte doch auch jetzt, während Johann Friedrich ein solches Conzil von vorn herein ablehnen wollte, mit Melanchthon für eine Annahme der Einladung; denn es werde besser sein, erst auf dem Conzil gegen ein ungerechtes Verfahren zu protestiren. Er hoffte vor demselben wenigstens christlich und männlich das Wort nehmen zu können.

Der Kurfürst beauftragte ihn dann, für alle Fälle die Sätze aufzustellen und auszuführen, die nach seiner Ueberzeugung auch vor einem Conzil behauptet werden müßten, und dazu auch andere Theologen beizuziehen. Luther setzte demgemäß eine Schrift auf. In den Tagen nach Weihnachten legte er sie seinen Wittenberger Collegen und zugleich Amsdorf aus Magdeburg, Spalatin aus Altenburg und Agricola aus Eisleben vor. Der Letztgenannte strebte damals von seiner Stelle an der dortigen Schule und unter dem Grafen von Mansfeld, mit dem er zerfallen war, hinweg nach einem Lehrstuhl in Wittenberg, der ihm auch schon vom Kurfürsten zugesagt war, und verließ dieselbe jetzt, als er zu jener Conferenz geladen wurde, ohne Urlaub für immer mit Weib und Kind. Luther nahm ihn in alter Freundschaft zunächst in's eigene Haus als Gast auf. Die Schrift wurde von Allen gut geheißen und am 3. Januar dem Kurfürsten zugeschickt.

Seinem Widerspruch gegen das römisch-katholische Dogma und Kirchenthum aber gab nun Luther hier, in diesem gemeinsamen und für ein Conzil bestimmten Bekenntniß, ganz den vollen und scharfen Ausdruck, der ihm selbst im Kampfe eigen war, und während ihm damals die Aussöhnung inmitten der Protestanten so sehr am Herzen lag, kannte er keine Möglichkeit einer Versöhnung mit jenem.

Als ersten Hauptartikel hielt er aufrecht, daß nur der Glaube an Jesus gerecht mache; davon dürfe man nicht

weichen, es falle Himmel und Erde. Die Messe erklärte er für den größten und schrecklichsten Gräuel, indem sie „stracks und gewaltig wider den Hauptartikel strebe“, und für die höchste der päpstlichen Abgöttereien; überdies habe dieser Drachenschwanz noch viel anderes Ungeziefer und Geschmeiß der Abgötterei erzeugt. Gegen das Papstthum selbst hatte die Augsburger Confession hauptsächlich nur dadurch Bekenntniß abgelegt, daß sie in ihren Sätzen über das Wesen der christlichen Kirche ganz von ihm schwieg. Jetzt wollte Luther bekannt haben: „daß der Papst nicht sei jure divino (vermöge göttlichen Rechtes) oder aus Gottes Wort das Haupt der ganzen Christenheit“, denn das gehöre Einem allein zu, der da heiße Jesus Christus; und weiter: „Daß er der rechte Widerchrist sei, der sich über und wider Christum gesetzet und erhöhet.“ Vom Conzil erwartete er, daß die Evangelischen dort vor dem Papst und dem Teufel selbst stehen werden, der nichts zu hören, sondern schlechtweg zu verdammen und zu morden gedenke; darum sollen sie ihm nicht die Füße küssen, sondern Sachar. 3, 2 zu ihm sprechen: Strafe dich Gott, Satan.

Ueber ihr Verhalten zu einem Conzil wollten dann also die Verbündeten in Schmalkalden gemeinsam berathen und beschließen. Auch ein kaiserlicher Gesandter und ein päpstlicher Nuncius wollten sich dort bei ihnen einfinden. Die Fürsten und Vertreter der Städte brachten ihre Theologen mit, deren etwa vierzig zusammenkamen; Kurfürst Johann Friedrich brachte Luther, Melanchthon, Bugenhagen und Spalatin.

Zuvor wurden die Wittenberger Theologen noch zu ihrem Fürsten nach Torgau beschieden. Dann reisten sie von Wittenberg aus, wo sie am 31. Januar aufbrachen, langsam über Grimma und Altenburg, wo sie in den fürstlichen Schlössern glänzende Herberge fanden, und über Weimar, wo Luther Sonntags, den 4. Februar, predigte, nach dem Orte des Conventes. Seine Familie und sein Haus

hatte Luther der Fürsorge seines Gastes Agricola anvertraut. Am 7. Februar langten sie in Schmalkalden an.

Die Theologen erhielten dort zunächst noch keine Aufgabe. Auch trafen die Mitglieder des Convents erst allmählich vollends ein. Der Gesandte des Kaisers kam am 14ten. Luther glaubte, sich auf einen vierwöchentlichen Aufenthalt gefaßt machen zu müssen. Er predigte gleich wieder am 9. Februar, in der Stadtkirche vor den anwesenden Fürsten; die Kirche fand er, wie er an Jonas schrieb, so weit und hoch, daß ihm seine Stimme darin wie die einer Spitzmaus klang. Im Uebrigen genoß er während der ersten Tage die freie Zeit und freute sich der gesunden Lage und Luft des Ortes.

Schon an dem eben genannten Tag aber hatte er mit Steinbeschwerden zu thun, die ihn auch schon vier Wochen früher einmal heimgesucht hatten. Ein ärztlicher Freund von ihm hat berichtet, daß Feuchtigkeit der Herberge und der Tücher, die man ihm über sein Bett gebreitet, ungünstig darauf gewirkt habe. Indessen ging die Sache an jenem Tag noch ganz leicht ab und am 14. des Monats konnte Luther dem Jonas wieder melden, daß es ihm besser gehe. Nur war er jetzt des müßigen Aufenthalts in Schmalkalden schon sehr müde geworden, während er über die gute Bewirthung scherzend berichtete, daß er und seine Freunde dort wie Bettler leben, mit Landgraf Philipp und dem Herzog von Würtemberg, welche die besten Bäcker haben, das Brot essen, mit den Nürnbergern Wein trinken, vom kurfürstlichen Hof Fleisch und Fische beziehen, daß man hier die besten Forellen habe, sie aber in einer Sauce mit den andern Fischen koche u. s. w.

Dann beschäftigte ihn der Kurfürst wieder mit einem Gutachten über die Theilnahme am Conzil, die er abermals rieth nicht vornweg zu verweigern. Mit einer Weigerung, meinte er, würde man dem Papst selbst einen Gefallen thun, dem Hindernisse fürs Conzil nur erwünscht seien;

deshalb habe derselbe mit dem, was er von der Austilgung der Ketzerei gesagt, den Evangelischen „einen Teufelskopf scheußlich fürgestellt", um sie zurückzuschrecken. Auch möchten gute Leute Anstoß nehmen, als ob man die Türkennoth und das Beschäftigtsein des Kaisers mit dem Kriege gegen Frankreich evangelischerseits benützte, um das Conzil zu verweigern, während in Wahrheit wohl die römischen Buben darauf rechnen, daß der türkische und der französische Krieg dieses nicht werde zu Stande kommen lassen.

Ferner erhielt Luther jetzt durch Butzer jene Mittheilungen aus der Schweiz sammt einem Briefe des Basler Bürgermeisters Meyer. Darauf schrieb er für diesen am 17. des Monats eine frohe, freundliche Antwort: er wollte mit ihr nicht zu Erklärungen und Zusagen weiter treiben, sondern seine ganze Absicht ging darauf, daß man gegenseitig sich vergeben und einander in Geduld und Sanftmuth vertragen möge. In diesem Sinn bat er Meyer aufs herzlichste: „Wollet bei den Eurigen treulich anhalten, daß sie allesammt wollten helfen die Sachen stillen, glimpfen und zum Besten fördern", — „daß sie nicht die ruhenden Vögel scheuchen". Auch auf seiner Seite versprach er, „weidlich dazu zu thun".

Luther war aber schon an diesem Tage wieder übel auf; er schloß jenen Brief mit den Worten: „Ich habe itzt nicht können allen schreiben, denn ich (bin) heute den ganzen Tag an dem leidigen Calculo (Stein) ein unnützer Mensch". Am folgenden Tag, an welchem er vor einer großen Menge von Zuhörern noch eine gewaltige Sonntagspredigt hielt, steigerte sich das Leiden sehr und es folgte eine Woche voll der heftigsten Schmerzen, indem er unfähig war Wasser zu lassen, sein Leib anschwoll, sein Magen die Speisen wieder von sich gab, eine zunehmende allgemeine Schwäche ihn befiel. Mehrere Aerzte, auch ein aus Erfurt herbeigerufener, bemühten sich um ihn. Er selbst erzählt später: „Sie gaben mir Tränke, wie wenn ich ein großer

Ochse wär gewesen"; auch mit vergeblichen mechanischen Mitteln quälten sie ihn. „Ich mußte," sagte er, „ihnen gehorsam sein und that's aus Noth, damit es nicht scheine, als vernachlässigte ich meinen Leib."

Sein Zustand erschien rettungslos. Im Angesicht des Todes gedachte er besonders seines Hauptfeindes, des Papstes, der darüber triumphiren möge, über den aber er des Sieges auch im Tod gewiß war. Er rief zu Gott: „Siehe, ich sterbe ein Feind deiner Feinde, ein Fluch und Verbannter deines Feindes, des Papstes, auf daß dein Feind wieder sterbe in deinem Bann und wir beide an jenem Tage gerichtet werden." Tief bewegt stand der Kurfürst an seinem Lager: er sprach die Besorgniß aus, daß Gott mit ihm sein liebes Wort hinwegnehmen werde. Luther beruhigte ihn: es seien viele andere getreue Männer da, die mit Gottes Hilfe werden zu einer Mauer werden; doch konnte er dem Fürsten gegenüber eine Besorgniß darüber nicht zurückhalten, daß nach seinem Tod sogar unter den Wittenberger Collegen Zwiespalt entstehen könnte. Sein Weib und seine Kinder versprach der Kurfürst wie die Seinigen halten zu wollen. Die natürliche Liebe zu ihnen machte ihm, wie er später sagte, den Abschied gar schwer. Den betrübten Freunden gegenüber konnte er doch auch noch Humor zeigen. Als Melanchthon, ihn anblickend, bitterlich zu weinen begann, erinnerte er ihn an ein Wort ihres Freundes, des Erbmarschalls Hans Löser, daß gut Bier trinken keine Kunst sei, wohl aber sauer Bier trinken, und fuhr dann fort mit dem Worte Hiob's: „Haben wir Gutes empfangen von Gott, und sollten das Böse nicht auch annehmen?" Oder er konnte scherzen: Den heiligen Stephanus haben die bösen Juden gesteinigt, ihn steinige sein Stein, der Bösewicht. In keinem Augenblick aber verließ ihn das Vertrauen auf Gott und die Ergebung. Indem er fürchtete, daß ihn die Schmerzen noch toll machen könnten, tröstete er sich, daß doch Christus seine Weisheit bleibe und Gottes Weisheit

fest bleibe. Indem er in seinem Leiden den Teufel sah, war er der guten Zuversicht, daß, wenn dieser ihn zerreißen würde, Christus ihn an demselben rächen und Gott denselben wieder zerreißen werde. Nur das hätte er noch „gern unserem Herrn Gott abgebetet“, daß er in seines Kurfürsten Land sterben dürfte; aber er wollte bereit sein, wo derselbe ihn riefe. Bei einem Anfall von Erbrechen seufzte er: „Ach, lieber Vater, nimm das Seelchen in Deine Hand, ich will dir danken; — fahre hin, du liebes Seelchen, fahre in Gottes Namen.“

Endlich wollte man wirklich versuchen, ihn noch nach Gotha zu führen, zumal es in Schmalkalden an Arzneimitteln fehlte. Am 26. des Monats nahm ihn der Erfurter Arzt Sturz nebst Bugenhagen, Spalatin und Mykonius in einem kurfürstlichen Wagen mit sich; ein Wagen mit allerhand Instrumenten und Kohlen, um Tücher zu wärmen, begleitete ihn. Bei der Abfahrt sprach Luther noch zu den umstehenden Freunden und Herren: „Der Herr erfülle euch mit seinem Segen und Haß des Papstes.“

Am ersten Tage wagte man sich auf dem rauhen Weg über das Gebirge mit dem Kranken nicht weiter als bis zu dem vier Wegstunden entfernten Orte Tambach. Die Erschütterung des Fahrens machte ihm vollends unerträgliche Pein. Aber sie bewirkte wohl, was kein Arzt vermocht hatte. In der folgenden Nacht trat bei ihm die längst ersehnte Entleerung in reichem Maß ein, und er fühlte sich alsbald im ganzen Leib erleichtert und war mit den Freunden voll Freude und Danks. Noch in derselben Stunde, Nachts 2 Uhr, eilte ein Bote mit der frohen Kunde nach Schmalkalden und Luther gab ihm einen eigenhändigen Brief an seinen „herzliebsten“ Melanchthon mit. Seiner Frau schrieb er von dort: „Ich bin todt gewest und hab dich mit den Kindlein Gott befohlen und meinem guten Herrn, — hat mich euer sehr erbarmet“; — jetzt habe Gott ein Wunder an ihm gethan; er dünke sich wie neu geboren; darum

solle sie Gott danken und die lieben Kindlein dem rechten Vater danken lassen, ohne welchen sie diesen Vater gewiß verloren hätten.

Aber schon am 28. d. M. verschlimmerte sich, nachdem er glücklich in Gotha angelangt war, sein Zustand wieder so, daß er während der folgenden Nacht in großer Schwäche wieder sein Ende nahe glaubte. Er gab da Bugenhagen noch Aufträge, welche dieser nachher als „Bekenntniß und Testament des ehrwürdigen Vaters“ zu Papier gebracht hat: er sprach die frohe Gewißheit aus, daß er recht gethan habe, das Papstthum mit Gottes Wort zu stürmen, bat sein liebstes Philippchen (Melanchthon) und andere Collegen, ihm, was er gegen sie verfehlt habe, zu verzeihen, schickte seiner treuen Käthe Worte des Dankes und Trostes, daß sie jetzt für die zwölf Jahre der Freude, die sie mit ihm verlebt, auch dieses Leid hinnehmen möge, grüßte noch einmal die Wittenberger Prediger und Bürger, beruhigte seinen Kurfürsten und den Landgrafen über die Vorwürfe, welche ihnen die Papisten wegen Kirchenraubs machten, und hieß sie in ihrer Thätigkeit für das Evangelium auf Gott vertrauen u. s. w.

Am andern Morgen war er doch wieder besser bei Kräften. Butzer, welcher wegen der confessionellen Einigung und des Verhältnisses zu den Schweizern sich in Schmalkalden nicht mehr mit ihm hatte unterreden können, war ihm auf die gute Nachricht aus Tambach hin mit dem Augsburger Prediger Wolfhart zu diesem Zwecke nach Gotha nachgereist. Luther besprach jetzt die auch ihm so wichtige Angelegenheit trotz seines Leidens mit ihnen. Sie wollte er als aufrichtiger Mensch, dem nichts mehr als „Simuliren“ zuwider sei, vor allem „Umhermänteln“ herzlich verwarnt haben. Die Schweizer sollten von ihnen, falls er stürbe, auf seinen Brief an Meyer verwiesen werden; wenn ihn Gott leben lasse und stärke, so wolle er ihnen treulich selbst mit einer Schrift dienen.

Noch in Gotha aber erfolgte dann die entscheidende glückliche Wendung seiner Krankheit, indem jetzt sechs Steine von ihm abgingen. Die Reise wurde vorsichtig und langsam fortgesetzt, namentlich in Weimar Aufenthalt gemacht. Von Wittenberg aus kam ihm eine in seinem Haus lebende Nichte entgegen, um ihn zu pflegen (wohl Lene Kaufmann, die Tochter einer Schwester von ihm, vgl. unten in Kap. 7). Seiner Frau hatte er in dem Brief aus Tambach geschrieben, daß sie von einem Anerbieten des Kurfürsten, sie zu ihm fahren zu lassen, keinen Gebrauch machen sollte, weil es unnöthig sei. Erst am 14. März langte er wieder zu Hause an. Die Genesung hatte unterwegs gute Fortschritte gemacht, aber noch acht Tage nachher konnten ihn, wie er an Spalatin schrieb, seine Beine noch nicht recht tragen.

Inzwischen führte die Berathung der Verbündeten in Schmalkalden zu dem Resultat, daß sie das päpstliche Einladungsschreiben zum Conzil gar nicht annahmen. Dem Kaiser antworteten sie: Das Conzil, welches der Papst jetzt in Aussicht stelle, sei nichts weniger als dasjenige, welches von den deutschen Reichstagen längst gefordert worden sei; ein freies Conzil möge man ihnen verschaffen und ein Conzil in deutschen Landen, nicht in Italien.

Mit den für ein Conzil bestimmten Artikeln Luthers sich zu beschäftigen, sahen sie sich hienach nicht veranlaßt. Zu ihrem offiziellen Augsburger Bekenntniß, auf welches hin ihnen auch der Religionsfrieden gewährt war, und zu der Apologie dieser Confession, welche Melanchthon damals im Gegensatz gegen die katholische Widerlegungsschrift verfaßt hatte, wollten aber doch auch sie jetzt noch eine Ausführung wider die Gewalt und das göttliche Recht des Papstes hinzufügen. Melanchthon verfaßte sie in jenem Sinne Luthers, wenn auch in einem ruhigeren, gemäßigteren Ton, als diesem eigen war. Jener Schrift Luthers stimmten übrigens die meisten dort anwesenden Theologen ausdrücklich

durch ihre Unterschrift bei. Luther ließ dieselbe im folgenden Jahr gedruckt erscheinen. — Der Türkenkrieg und der neue Krieg mit Frankreich ließ den Kaiser nicht daran denken, daß er Jene zu einer Theilnahme an einem Conzil zwingen sollte, und genügte auch schon an sich dazu, ein Conzil nicht zu Stande kommen zu lassen. Ob der Papst selbst, wie Luther meinte, im Stillen hierauf rechnete und sich darüber freute, mag dahin gestellt bleiben.

Auf die Concordie, welche im vorigen Jahr in Wittenberg geschlossen und dann den verschiedenen deutschen Fürsten und Städten vorgelegt worden war, wurde jetzt in Schmalkalden das Siegel gedrückt, indem die dort angenommene Formel hier von allen den abgesandten Theologen unterzeichnet wurde und auch die Fürsten bei ihr beharren zu wollen erklären. Den Schweizern gegenüber, welche von ihren Bedenken gegen jene Wittenberger Sätze nicht lassen konnten, hielt Luther wesentlich den Standpunkt fest, welchen sein Brief an Meyer bezeichnete. So schrieb er im folgenden Dezember auch selbst an die evangelischen Orte der Schweiz, von welchen ihm Butzer die Botschaft nach Gotha gebracht hatte, beantwortete im nächsten Jahr, im Mai 1538, freundlich eine Sendung Bullingers an ihn und richtete an jene Orte, nachdem sie ihm erwidert hatten, im Juni ein neues Schreiben. Fortwährend wünschte und bat er, daß man, so lang man sich noch nicht ganz verstehe und in den Meinungen einig wisse, wenigstens gegen einander freundlich sein und sich des Besten zu einander versehen möge, bis das trübe Wasser sich vollends setze. Er erkannte an, daß bei Jenen ein sehr fromm Völklein sei, das mit Ernst wohl thun und recht fahren möchte, freute sich darüber und hoffte zu Gott, daß dieser, ob auch noch eine Hecke sich sperrete, mit der Zeit zur fröhlichen Aufhebung aller Irrung helfen werde. Aber er konnte von dem, worüber man sich noch nicht verständigt hatte, auch jetzt nicht absehen; und mit Recht vermuthete er und sprach es gegen die Schweizer aus, daß

wohl auf ihrer Seite nicht minder als auf seiner eigenen noch Manche sich befinden, denen die Einigung nicht gefällig, sondern verdächtig sei. Er selbst mußte noch fortwährende Mißdeutungen seiner Lehre berichtigen und that es mit Ruhe: er habe, sagte er, niemals gelehrt, daß Christus, um im Abendmahl gegenwärtig zu werden, vom Himmel herniederfahre, sondern stelle die Art, wie sein Leib den Abendmahlsgästen wahrhaft gegeben werde, einfach der göttlichen Allmacht anheim. Auch dagegen aber mußte er sich verwahren, daß er mit der Haltung, die er jetzt annehme, seine bisherige Lehre aufgegeben habe. Und mit dieser hielt er eben stets noch an einer anderen Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl fest, als an jener Gegenwart für den geistigen Genuß, worauf jetzt auch die Schweizer drangen. Als Bullinger es befremdlich fand, daß er immer noch von einem Unterschied der Lehrweise rede, ließ er sich auf Auseinandersetzungen darüber nicht mehr ein, und andererseits machten auch die Schweizer Orte nach seinem zweiten Schreiben an sie keinen Versuch mehr, eine vollere Einigung zum Ausdruck zu bringen. Luthers Meinung war, Friede und Freundschaft mit ihnen zu halten im Bewußtsein des doch noch vorhandenen Dissenses. Eben deswegen wollte er an diesem auch nicht durch weitere Auseinandersetzungen rühren. Durch dieses Verhalten glaubte er auch einer weiteren Verständigung und Einigung, welche für ihn Gegenstand des Hoffens blieb, noch am besten zu dienen. —

Insoweit also gelang es in diesen Jahren nach Zwingli's Tod, den Zwiespalt zu heben, der die evangelisch Gesinnten der Schweiz und die mehr oder weniger durch sie beeinflußten Oberdeutschen von Luther und der großen lutherischen Gemeinschaft in so verhängnißvoller Weise geschieden und so heftig und leidenschaftlich auf beiden Seiten die Geister erregt hatte. So weit hat Luther selbst damals mit aufrichtigem, warmem Streben hiezu mitgewirkt, manchen Argwohn in sich selbst überwunden, Mittel zum Frieden gesucht,

den störenden Eifer eigener Freunde und Anhänger, wie Amsdorfs oder Osianders in Nürnberg, zurückgehalten. Als bedeutsames Ereigniß eben derselben Jahre und als Zeugniß derselben Stimmung und Gesinnung bei Luther schließen wir nun daran noch die freundlichen Beziehungen, welche damals zwischen ihm und den sogenannten böhmischen und mährischen Brüdern sich knüpften.

Wir hatten früher, schon nach der Leipziger Disputation 1519 und dann namentlich nach Luthers Rückkehr von der Wartburg von einer viel versprechenden, aber doch nur vorübergehenden Annäherung zwischen ihm und der großen und mächtigen Gemeinschaft der böhmischen Utraquisten zu erzählen, die als Verehrer von Hus und als Kämpfer für den Laienkelch von der Herrschaft Roms sich losgerissen hatten. Still und bescheiden, aber mit einem weit tiefer gehenden reformatorischen Streben nach Wiederherstellung eines wahrhaft christlichen Lebens hatten neben ihnen die kleinen Gemeinden jener Brüder sich verbreitet und duldend unter Druck und Verfolgung ausgehalten. Luther äußerte nachher über sie: er habe bei ihnen das große und unter dem Papstthum unerhörte Wunder gefunden, daß sie, von Menschenlehren sich abwendend, nach bestem Vermögen Tag und Nacht dem Gesetze des Herrn nachsinnen und in der heiligen Schrift wohl erfahren seien. Es waren aber, wie auch diese Aeußerung andeutet, vorzugsweise die Gebote der Schrift, in deren getreuer und strenger Erfüllung sie das wahre Christenthum suchten, speziell die Gebote Jesu, wie er sie namentlich in der Bergpredigt ausgedrückt hat, und diejenigen Vorschriften, welche sich ihnen aus dem Vorbild der ältesten apostolischen Gemeinden ergaben. In strenger Zucht suchten sie hienach ihr gemeindliches Leben einzurichten und zu heiligen. Für die Heilslehre, welche Luther neu besonders nach dem Zeugniß des Apostel Paulus verkündigte, oder dafür, daß doch vor Gott nur der Glaube gerecht mache, hatten sie noch kein Verständniß. Sie lehrten

von der Gerechtigkeit, zu welcher die Christen gelangen sollten, vielmehr wie Augustin und fromme praktische mittelalterliche Theologen. So fehlte ihnen dann auch die Freiheit in der Auffassung des sittlichen Lebens und der in der Welt sich darbietenden Aufgaben und Güter, wozu der christliche Geist bei Luther vermöge jenes Glaubens sich erhob. Sie scheuten vielmehr alles weltliche Treiben in einer Weise, vermöge deren Luther ihnen einen gewissen mönchischen Charakter beilegte. Ihre Geistlichen lebten wie die katholischen im Cölibat. Eine andere Eigenthümlichkeit ihrer Lehre war, daß sie, im Streben nach geistigerer Auffassung und unter dem Einfluß der bei den Hussiten verbreiteten Schriften des großen Engländers Wicliff die katholische Theorie von der Verwandlung des Brotes im Abendmahl aufgaben und auch nicht eine solche Gegenwart des Leibes Christi, wie sie dann doch von Luther behauptet wurde, festhielten: sie sprachen da nur von einer sacramentlichen, geistlichen, wirksamen Gegenwart Christi; und unterschieden hievon eine substanzielle Gegenwart, die sein Leib nur im Himmel habe.

Auch mit ihnen wurde Luther schon bald nach der Rückkehr von der Wartburg näher bekannt. Der evangelische Prediger Paul Speratus, der damals eine Zeitlang in Mähren wirkte, machte ihm Mittheilung über diese eifrigen Freunde des göttlichen Wortes, bei denen er aber doch Manches und namentlich ihre Auffassung des Abendmahls bedenklich finde. Sie selbst sandten ihm Boten, Briefe und Schriften zu. Luther, der damals auch sonst schon neben der katholischen Theorie zugleich Zweifel an der wahren Gegenwart des Leibes im Abendmahl zu bestreiten hatte, wandte sich 1523 in einer Schrift „Vom Anbeten des Sacraments &c." auch gegen die Aussagen der Brüder darüber und machte sie dann noch auf Anderes, worin er ihnen nicht zustimmen konnte, aufmerksam, übrigens in der mildesten Form und unter warmer Anerkennung ihrer

Vorzüge, besonders ihres züchtigen christlichen Lebens, das er in seinem Kreis noch nicht so zu Stande zu bringen vermöchte. Sie aber und besonders ihr Senior Lukas fühlten sich hiedurch verletzt. Dieser verfaßte eine Gegenschrift, worauf Luther schweigend sie ihre eigenen Wege weiter gehen ließ.

Zu derselben Zeit also, in welcher Butzer seine Unionsversuche mit Erfolg weiter führte, traten nun auch die Brüder wieder an Luther heran. Sie gaben ihm neue Erklärungen über die in Frage stehenden Lehren und er ließ dieselben für übereinstimmend mit der von ihm behaupteten Wahrheit gelten, wenngleich auch sie mit seinen eigenen Aussagen noch nicht gleich lauteten und auch inhaltlich einen gewissen Unterschied wohl noch erkennen ließen. So hielten sie jene Gegenwart des Leibes im Abendmahl und Christi Sein im Himmel doch noch in der Weise auseinander, daß sie nur dieses ein leibliches Sein nannten. Sachlich stimmte die Auffassung der Brüder, die sie freilich nie recht klar auseinandersetzten, wohl am meisten mit derjenigen überein, welche nachher Calvin vorgetragen hat. Luther aber sah darin nichts Wesentliches mehr, worüber er weiter hätte mit ihnen streiten müssen oder was ihn von freundlicher Gemeinschaft mit den frommen Leuten hätte zurückhalten dürfen. Auf ihren Wunsch gab er zwei Bekenntnißschriften von ihnen i. J. 1533 und 1538 mit Vorreden von seiner Hand heraus. Darin äußerte er sich namentlich auch über die sehr in die Augen fallenden Unterschiede der kirchlichen Gebräuche und Einrichtungen bei ihren Gemeinden und bei den seinigen: sie sollten der Gemeinschaft durchaus nicht im Wege stehen; eine Verschiedenheit der Bräuche habe immer zwischen den christlichen Kirchen stattgefunden und sei bei der Verschiedenheit der Verhältnisse und Zeiten unvermeidlich. Auch dem Werthe, welchen die Brüder auf die Ehelosigkeit, ohne sie für Jemand zum Gesetz zu machen, doch immer noch

legten, gestand er unter ihren Verhältnissen eine gewisse Berechtigung zu.

Unter den Brüdern ließ sich die Verbindung mit Luther und der deutschen Reformation überhaupt besonders ihr begabter und thätiger damaliger Senior Johann Augusta angelegen sein. Er erschien auch persönlich in Wittenberg und zwar wohl zu wiederholten Malen: so jedenfalls im Jahr 1542, wo Luther sich nochmals vertraulich über die Brüder mit ihm besprach und ihnen wünschte, daß sie Apostel der Slaven werden möchten, wie er der Deutschen.

So waren jetzt für Luther nach allen den Seiten hin, wo er das evangelische Wort walten sah, die Bande der Gemeinschaft geknüpft.

Viertes Kapitel.

Andere Thätigkeiten und Händel 1535—39. Erzbischof Albrecht und Schönitz. Agricola.

Während diese großen allgemeinen Angelegenheiten der Kirche für Luther immer neue Arbeit und Sorgen mit sich brachten, die er trotz aller körperlichen Leiden mit seiner alten Energie auf sich nahm, reichten, wie wir schon in den vorangegangenen Jahren hinsichtlich des Predigens bemerkten, seine Kräfte für seine nächste regelmäßige Berufsthätigkeit doch nicht mehr wie früher aus. In dem Amte, das er an der Universität bekleidete, wollte der Fürst selbst, so sehr es diesem um Förderung der Hochschule zu thun war, ihn möglichst geschont haben. Derselbe ordnete i. J. 1536 eine reichliche Dotation für sie an. In der hierauf bezüglichen Urkunde sprach er feierlich aus: „Der barmherzige Gott hat sein heiliges, heilwerthes Wort durch die Lehr

des ehrwürdigen und hochgelehrten, unseres lieben andächtigen Herrn Martin Luthers, der heiligen Geschrift Doctor in diesen letzten Zeiten der Welt mit rechtem wahrhaftigen christlichen Verstand allen Menschen zu Trost und Heil, dafür wir ihm in Ewigkeit Lob und Dank sagen, reichlich und gnädiglich erscheinen lassen und neben anderen Künsten insonderheit auch die Sprachen lateinisch, griechisch und hebräisch durch sonderliche fürtreffliche Geschicklichkeit und Fleiß des hochgelehrten Herrn Philippi Melanchthons zur Förderung des rechten und christlichen Verstands der heiligen Geschrift." Diesen beiden Männern gab er jetzt je 100 Gulden Zulage zu ihrem Professorengehalt; für Luther hatte dieser bisher 200 Gulden betragen. Zugleich jedoch entband er Luther von der Pflicht, Vorlesungen zu halten und von allen andern Dienstleistungen bei der Universität.

Luther begann doch in diesem Jahr eine neue große Vorlesung, nämlich die Auslegung des 1. Buchs Mose, an die er in seiner Weise wieder reichhaltige und gewichtige Auseinandersetzungen über Hauptfragen der christlichen Lehre und des christlichen Lebens knüpfte. Sie schritt indessen nur langsam und mit vielen Unterbrechungen voran; mitunter breitete sie sich im Lauf eines ganzen Jahres nur über einige Kapitel aus; erst i. J. 1545 kam sie zu Ende, sie wurde seine letzte Vorlesung.

In dem Predigtamt, das er fortwährend freiwillig und unentgeldlich versah, übernahm er, als er aus Schmalkalden zurückgekehrt und nach jener schweren Krankheit zu neuen Kräften und wenigstens zeitweise zu anhaltendem Wohlbefinden gelangt war, sogar wieder außerordentliche und sehr vermehrte Arbeit. Er trat da nämlich wieder an Bugenhagens Stelle, der jetzt bis 1539 nach Dänemark beurlaubt war, um auch dort, unter dem neuen König Christian III., das neue evangelische Kirchenthum zu organisiren. Auch regelmäßige Predigten an Wochentagen hielt er da wieder, neben denen des Sonntags; dort predigte er

wieder fortlaufend, wie es Bugenhagen zu thun pflegte, über das Matthäus- und das Johannesevangelium, freilich auch nur mit mannigfachen Unterbrechungen. Kanzler Brück berichtete darüber dem Kurfürsten am 27. August 1537 von Wittenberg aus also: „Es prediget Doctor Martinus jetzund in der Pfarre die Woche drei mal; thut solche gewaltige treffliche Predigten, daß mich dünkt, so sagt es Jedermann, daß er hievor so gar gewaltiglich nicht gepredigt hat, zeigt sonderlich an die Irrthume des Papstthums, und ist ein groß Volk, das ihn höret; bittet zu Ende der Predigt wider den Papst, seine Cardinäle und Bischöfe und für unsern Herrn Kaiser, daß ihm Gott Sieg geben und ihn vom Papstthum abziehen wolle."

Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten nahm er die in ihrer Art wichtigste seines Lebens, nämlich seine deutsche Bibelübersetzung, seit 1539 mit großem, anhaltendem Fleiß aufs Neue in die Hand, um sie gründlich für eine neue Auflage zu revidiren, welche zwei Jahre nachher im Druck erschien. Dazu versammelte er einen Kreis gelehrter Collegen um sich, deren Hilfe er sich erbat und mit denen er regelmäßige gemeinsame Berathungen hielt. Es waren Melanchthon, Jonas, Bugenhagen, Cruziger (Kreutziger), Matthäus Aurogallus, Lehrer des Hebräischen, ferner der Caplan Rörer, der die Correcturen besorgte; auch Auswärtige kamen zu den Sitzungen, wie der im Hebräischen Gelehrte Leipziger Theologe Ziegler. Luthers jüngerer Freund Mathesius, der i. J. 1540 Luthers Tischgenosse wurde, erzählt davon: Doctor Luther kam (in die Sitzungen) mit seiner alten lateinischen und neuen deutschen Bibel, dabei er auch stets den hebräischen Text hatte, Herr Philippus brachte mit sich den griechischen Text, Doctor Kreutziger neben dem hebräischen die chaldäische Bibel (d. h. die schon von den alten Juden gebrauchte Uebersetzung oder Paraphrase); die Professoren hatten bei sich ihre Rabbinen (nämlich rabbinische Schriften zum alten Testament); zuvor

hat sich ein jeder auf den Text gerüstet, griechische und lateinische neben den jüdischen Auslegern übersehen; darauf proponirt dieser Präsident einen Text und ließ die Stimmen herumgehen; — wunderschöne und wahrhaftige Reden sollen bei dieser Arbeit gefallen sein.

Im Uebrigen bezog sich Luthers schriftstellerische Thätigkeit hauptsächlich auf die großen Fragen, um welche es bei einem Conzil sich handelte. Auf seine Schmalkalder Artikel, die er 1538 herausgab, folgte im nächsten Jahr eine größere Schrift „Von den Conziliis und Kirchen", eine der gehaltvollsten Schriften des Reformators überhaupt, wichtig für uns auch namentlich dadurch, daß sie zeigt, wie seine Idee der christlichen Kirche als Gemeinde der Gläubigen auch unter allen praktischen Schwierigkeiten, welche die wirklichen Zustände bereiteten, stets fest und getrost von ihm behauptet worden ist. Er beklagt, daß für den Namen der Gemeinde oder des versammelten Volkes, was das griechische neutestamentliche Wort für Kirche (ecclesia) bedeute, dieses blinde, undeutliche Wort Kirche im Deutschen und schon im Kinderglauben oder Katechismus üblich geworden sei. Darunter sei viel Jammer eingerissen, indem man dann die Kirche im Papst; den Bischöfen, Pfaffen, Mönchen u. s. w. gesehen habe. Die christliche Kirche sei vielmehr das christliche heilige Volk, das da glaube an Christum und habe den heiligen Geist, der es täglich heilige durch Vergebung der Sünden und durch Abthun und Ausfegen derselben.

Indem diese Schriften Luthers und namentlich seine fortgesetzte Arbeit an der Bibelübersetzung uns an seine Liebe zur deutschen Muttersprache und seine Verdienste um sie erinnern, gedenken wir hier auch eines Gesuches, das er im März 1535 nach Nürnberg an seinen Freund Wenzeslaus Link gerichtet hat. Er springt dort aus dem Latein, welches noch die übliche Sprache für die Correspondenz der theologischen Freunde mit einander war, auf einmal in

die Worte über: „Ich will deutsch reden, mein gnädiger Herr Wenzel"; dann bittet er, ihm durch einen Knaben alle neuerdings in Nürnberg erschienenen deutschen Bilder, Reime, Lieder, Bücher und Meistergesänge sammeln zu lassen. Denn er wollte daran noch weiter sich im echten volksthümlichen Deutsch üben. — Auch eine stattliche Sammlung deutscher Sprichwörter legte er sich an. Sie hat sich nachher in seiner Handschrift bei einer deutschen Familie vererbt, ist aber leider vor etwa zwanzig Jahren nach England verkauft worden. — Ferner erschien 1537 in Wittenberg anonym ein wohl von Luther verfaßtes, lateinisch geschriebenes, also für Gelehrte bestimmtes Büchlein über deutsche Namen, zwar manche wunderliche Fehlgriffe enthaltend, aber ein Beweis des Interesses, das für ihn solche Studien hatten, und auch für uns noch ein interessanter Erstlingsversuch auf diesem Felde nationaler Wissenschaft.

In der regelmäßigen Verwaltung und Rechtspflege seiner Landeskirche nahm er keine amtliche Stellung ein. Als 1539 zuerst in Wittenberg für den Kurkreis und zwar zunächst für Ehe- und Disziplinarangelegenheiten ein Consistorium errichtet wurde, trat er nicht als Mitglied ein; sicher war er auch innerlich nicht für den Geschäftsbetrieb einer solchen Behörde berufen und geeignet. Aber auch dies geschah unter seinem Beirath, und in schwierigen Fällen sollte sich auch diese Behörde an ihn wenden. Die öffentlichen kirchlichen Angelegenheiten blieben ohnedies alle Gegenstand seines freien, gewichtigen Wortes. Und auch die sittlichen Uebelstände auf den weltlichen, bürgerlichen und sozialen Lebensgebieten, auf welche Luther in den Anfängen der Reformation sein reformatorisches Wort wenigstens als einen umfassenden Weckruf und Mahnruf ausdehnen zu wollen und welche er nachher vielmehr als etwas seinem Berufe Fremdes oft völlig bei Seite zu setzen schien, haben doch seinem Gesichtskreis und eigenen Streben sich nie ganz entzogen. Er schrieb 1539 wieder ähnlich wie

schon in jenen reformatorischen Anfängen gegen den Wucher, worüber er dann freilich gegen Freunde bemerkte: kleinen Wucherern werde sein Buch das Gewissen rühren, aber die großen Landschinder werden über ihn in die Faust lachen. Und bei der Herausgabe seiner Schmalkalder Artikel erinnerte er in der Vorrede wenigstens kurz auch wieder an die „unzähligen großen Stücke", welche ein echt christliches Conzil auch im weltlichen Stand zu bessern hätte: Uneinigkeit der Fürsten und Stände, Wucher und Geiz, die wie eine Sündfluth eingerissen und Recht worden seien, Unzucht, Fressen, Spielen, Uebermuth mit Kleidern, Ungehorsam der Unterthanen, des Gesindes und der Arbeiter, „aller Handwerke, auch der Bauern Uebersetzung" u. s. w. Zugleich war er bereit, für Einzelne, die Noth und Unrecht erlitten, mit bescheidener Fürsprache beim Landesherrn oder auch mit dem schneidigen Schwerte seines Strafwortes einzutreten.

Luthers Entrüstung und Eifer in einer solchen Angelegenheit war es, wodurch er jetzt mit Erzbischof Cardinal Albrecht vollends unversöhnlich entzweit und zu den rücksichtslosesten Ausfällen auf ihn fortgerissen wurde, nachdem dieser bis dahin immer noch ein gewisses anständiges Verhältniß zu ihm zu erhalten bedacht gewesen und Luther wenigstens von den äußersten Schritten gegen denselben noch zurückgehalten worden war. Es handelte sich um einen Justizmord, begangen an Hans Schöniz (auch Schanz genannt), aus Halle an der Saale. Dieser hatte jahrelang dem Erzbischof als sein vertrauter Diener die öffentlichen und noch mehr geheimen Geldgeschäfte besorgt, die sein Herr für Prachtbauten, Luxus und feinen und groben, erlaubten und unerlaubten Sinnengenuß nöthig hatte, auch selbst große Summen ihm geliehen. Die Stände des Erzstiftes klagten über die Geldforderungen, die an sie gerichtet, und argwöhnten mit Recht, daß die bewilligten Gelder in unbefugter und trügerischer Weise verwendet würden. Dem Schöniz

wurde ihnen gegenüber wegen der heimlichen „Praktiken", die er für seinen Herrn betrieb, bange. Dieser versicherte ihn seines treuen Schutzes. Als aber die Stände nichts Neues an Steuern mehr bewilligen wollten, ehe ihnen ordentliche Rechenschaft abgelegt worden sei, gab er, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, den Diener preis. Er ließ ihn wegen Betrügereien, welche dieser gegen ihn selbst verübt haben sollte, im September 1534 auf der Burg Giebichenstein gefangen setzen. Vergebens forderte Schöniz ein öffentliches Verhör vor unparteiischen Richtern, vergebens erließ das Reichskammergericht eine Verfügung zu seinen Gunsten. Eine zweite Verfügung desselben beantwortete Albrecht damit, daß er den Gefangenen, Bürger von Halle und Glied einer ansehnlichen Pfännerfamilie, am 21. Juni 1535 in Giebichenstein vor ein Bauerngericht stellte, das schnell aus den umliegenden Ortschaften zusammenberufen war und von welchem in Halle die Nachricht verbreitet wurde, es habe nur einen Pferdedieb zu richten. Dem peinlich Angeklagten wurde keine ordentliche Verantwortung, kein Advokat gestattet. Mit der Folter wurde ihm ein Ja abgepreßt und sofort das Todesurtheil gesprochen. Noch durfte er zum umstehenden Volke sagen, daß er sich vor Gott als Sünder bekenne, dies aber nicht verdient habe. Dann wurde er schnell an den Galgen hinaufgezogen, wo sein Leichnam hängen blieb, bis der Wind ihn im Februar 1537 abschüttelte. Seine Güter zog Albrecht ein. So verfuhr der höchst gestellte katholische Kirchenfürst Deutschlands, der zugleich den modernen Mäcenas für Kunst und Wissenschaft spielte.

Während nun die Schöppen der Stadt Halle gegen die Behandlung ihres Mitbürgers einen Protest erhoben, auf welchen Albrecht nicht hörte und der Bruder des Getödteten Anton ohne Erfolg um die Ehre desselben und die Rechte der Familie sich bemühte, wurde Luther in den Handel zunächst dadurch hineingezogen, daß ein Tischgenosse

von ihm, Ludwig Rabe, wegen Aeußerungen, die er bald nach der That sich erlaubte, von Albrecht bedroht wurde. Luther schrieb hierauf wiederholt selbst an diesen und erklärte ihm offen, daß er ein Mörder sei und daß er durch Verschwendung kirchlicher Güter selbst einen Galgen zehn Mal höher als der Giebichenstein verdient habe. Noch wurde er von weiteren öffentlichen Schritten durch den Brandenburger Kurfürsten und andere hohe Verwandte Albrechts zurückgehalten, welche deshalb an Johann Friedrich sich wandten, während Albrecht einen billigen Ausgleich mit der Familie des Gemordeten suchte oder wenigstens so sich anstellte.

Als aber ein junger humanistischer Dichterling in Wittenberg, Namens Lemnius, eigentlich Lemchen, den Erzbischof gar durch Verse verherrlichte oder einen „Heiligen aus dem Teufel machte“ und zugleich einzelne Wittenberger Frauen und Männer durch Verse verletzte, verlas Luther 1538 von der Kanzel eine kurze in den gröbsten Ausdrücken abgefaßte Erklärung gegen den Schandpoetaster wie gegen den von ihm verherrlichten Bischof, die dann auch im Druck ausging. Und jetzt ließ er sich's auch nicht mehr wehren, in einer größeren Schrift für Schöniz einzutreten. Da der Herzog von Preußen wegen der Ehre des Hauses Brandenburg ihn noch einmal freundlich abmahmen wollte, erwiderte er: Auch aus dem edeln Stamme Davids seien ja arge Buben gekommen; und Fürsten sollten sich nicht selbst schänden mit unfürstlichen Lastern. Im Eingang seiner Schrift erklärte er dann, es habe ihn ein Stein auf dem Herzen gedrückt, der also heiße: „Errette die, so man tödten will und entzeuch dich nicht von denen, die man würgen will“, Sprichw. Sal. 24, 11. 12. Er geht in ihr der Rechtsversagung und Rechtsverläugnung nach, deren sich der Cardinal Erzbischof schuldig gemacht habe, und deckt zugleich ungescheut die Zwecke der geheimen Ausgaben auf, welche der Herr mit seinem Diener gemacht und

worüber dieser freilich nicht habe Rechenschaft ablegen können, namentlich die für die wohlbekannten Fleischessünden des Cardinals, das Buhlhaus auf seiner Morizburg in Halle u. s. w. Er selbst, sagte er, richte hier nicht, sondern trage nur des hohen himmlischen Richters Urtheil vor. Denen, welche sich etwa dies nicht von ihm gefallen lassen wollen, erbietet er sich: „Ich sitze hie zu Wittenberg und bitte meinen gnädigsten Herrn, den Kurfürsten, um keinen andern Schutz noch Gnade, denn um den gemeinen Schutz." Albrecht fand es gerathener, ihm gegenüber zu schweigen.

Am tiefsten aber wurde Luther immer, und besonders vollends in diesem letzten Abschnitte seines Lebens durch Erfahrungen erregt und bekümmert, welche er in seiner eigenen religiösen Gemeinschaft, ja inmitten der nächsten Genossen und Freunde machen mußte.

Der Weg des Lebens, nämlich jener Weg des seligmachenden Glaubens, war jetzt neu gefunden und klar an's Licht gestellt; von dort her, sagte Luther, müsse auch ein wahrhaft sittliches Leben fließen. Und man bemühte sich, jenen auch recht klar und scharf in der Lehre auszuprägen und gegen neue Irrthümer und Verkehrungen zu wahren. Jetzt aber brachen hierüber auch unter denen, welche treulich zur Feststellung des Bekenntnisses zusammengewirkt hatten, Differenzen aus: ein Anfang der Lehrstreitigkeiten, die nach Luthers Hingang so verhängnißvoll für seine Kirche geworden sind. Und schmerzlich beklagte Luther fort und fort die sittlichen Schäden und Aergernisse, welche bewiesen, daß der Glaube keineswegs so, wie er im Bekenntniß jetzt über weite deutsche Gebiete hin sich verbreitete, auch lauter und kräftig in den Herzen lebte und Früchte trug. Nur wurde die eigene Ueberzeugung, der eigene Glaube ihm dadurch nie wankend: mußte doch nach des Herrn eigenem Wort Aergerniß kommen, hatten doch schon bei der alten

apostolischen Predigt sich Rotten (1. Corinth. 11, 19) bilden und Irrlehrer und Verführer auftauchen müssen.

Wir haben oben (S. 511) gehört, wie freundlich Luther den bis dahin in Eisleben angestellten Agricola wieder in Wittenberg aufnahm. Er verschaffte ihm dort 1537 beim Kurfürsten einen ansehnlichen Gehalt, damit er nun die längst von ihm ersehnte Lehrthätigkeit bei der Universität übe und zugleich predige. Da wurde kund, daß Agricola immer noch auf derjenigen Lehre von der Buße bestehe, vermöge deren er bei der ersten kursächsischen Kirchenvisitation den Melanchthon angegriffen hatte (oben S. 395). Er wurde deshalb von Eisleben aus verklagt; Graf Albrecht von Mansfeld, dessen Dienst er dort in Unfrieden und grob verlassen hatte, verschrie ihn überhaupt als einen unruhigen und gefährlichen Kopf. Und jetzt ließ er auch in Wittenberg ein paar Predigten drucken und setzte schriftliche Thesen in Umlauf, worin seine eigenthümliche Lehre enthalten war. Luther selbst hielt es für seine Pflicht, diese abzuweisen und that es auch auf der Kanzel, übrigens ohne den Urheber zu nennen.

Abb. 49. Agricola nach einem Miniaturporträt Cranachs im Wittenberger Universitätsalbum v. J. 1531.

Die Verkündigung des göttlichen Gesetzes, so lehrte jetzt Agricola, gehöre nicht mehr in's Christenthum als solches oder zu dem von Christus gebahnten und offenbarten Heilsweg. Nur das Evangelium vom Gottessohn, unserem Heiland, solle hier verkündigt werden und wirken, die Herzen rühren und ihnen ihre Sünde nun eben als Versündigung an diesem Gottessohn aufdecken. So wollte er den Grundsatz der Evangelischen, daß allein Gottes Gnade

durch die frohe Botschaft von Christus selig mache, erst zu seiner vollen Geltung bringen. Wie jedoch eine Hauptschwäche dieses begabten, geistig gewandten, auch mit guter Redegabe ausgestatteten Mannes eine beträchtliche Eitelkeit war, die unter der geringen ihr in Eisleben gewordenen Befriedigung noch wuchs, so zeigte dies sich bei ihm auch in der Art, wie er mit seiner dogmatischen Eigenthümlichkeit sich benahm. Dabei war er doch in seinen Grundbegriffen nicht klar, wollte ferner doch im Behaupten seiner Sätze nicht zu viel für sich selbst auf's Spiel setzen und andererseits wieder nicht wirklich von ihnen abstehen.

Er verständigte sich zuerst mit Luther in Aeußerungen, welche diesem genügten, und nahm dann doch in eine neue Publication wieder seine eigenthümlichen Sätze auf. Jetzt gab Luther eine scharfe Entgegnung heraus gegen jene Thesen Agricola's und zugleich gegen Andere, welche viel weiter gingen, und deren Ursprung uns nicht bekannt ist. Er vermißte bei Agricola eine ernste sittliche Würdigung des Gesetzes oder der sittlichen Forderungen Gottes an uns, durch welche das Herz des Sünders, wie er es am eigenen Herzen erlebt hatte, erst erschüttert und gebeugt werden müsse, um dem Worte der Gnade sich zu öffnen, während es dann freilich erst durch dieses wahrhaft erneuert, belebt und beseligt werden könne. Aber mit Agricola's Sätzen stellte er dann die Anderer, welche auch dem Inhalt jener Forderungen oder unserer Verpflichtung gegenüber Leichtfertigkeit zeigten, als Erzeugnisse Einer Richtung und Eines Charakters zusammen, während ja nach Agricola's Meinung das von Gott gewollte Gute dann doch als Frucht seines Gnadenwortes bei den Christen sich verwirklichen sollte. Es ging ihm hier, wie wir auch sonst beobachteten, so, daß bei seinem Gegner diejenige Richtung, die er bei ihm vertreten fand, schon in ihrem ganzen Umfang und den äußersten, erschreckendsten Consequenzen vor sein Auge trat und seinen rücksichtslosen Eifer herausforderte. Dabei machte

ihm indessen der Streit mit dem bisherigen Freunde schwere innere persönliche Noth: „Gott," sagte er, „weiß, was für Anfechtungen mir dieser Handel bereitet hat; ich wäre schier vor Angst gestorben, ehe ich meine Sätze gegen ihn (Agricola) an's Licht gebracht habe."

Noch kam auf Betreiben des Kurfürsten, der den Agricola schätzte, eine wiederholte Versöhnung zu Stande. Agricola demüthigte sich. Er ermächtigte sogar seinen großen Gegner, selbst einen Widerruf in seinem Namen zu verfassen, was dieser dann auf eine für ihn verletzende Weise in einem Sendschreiben an seinen früheren Collegen und Gegner in Eisleben, Kaspar Güttel, gethan hat. Dem Agricola wurde darauf eine Stelle im neu errichteten Consistorium anvertraut. Aber er konnte auch dann nicht lassen von neuen Aeußerungen, welche den alten Sinn zeigten. Luthers Vertrauen auf ihn war für immer dahin: er sprach mit Unwille, Schmerz und Spott von „Grikel (Agricola), dem falschen Manne". Agricola selbst erhob endlich eine Anklage gegen Luther, der ihn ungerecht beleidigt habe, beim Kurfürsten. Dieser bezeugte ihm darüber sein Mißfallen; Luther gab gegen die Anklage eine scharfe Entgegnung; der Fürst leitete weitere Untersuchungen über die Sache des Klägers ein. Da ergriff dieser schließlich einen Ausweg, welcher durch einen Ruf nach Berlin sich ihm eröffnete: dorthin nämlich berief ihn als angesehenen Prediger der zur Reformation übergetretene Kurfürst Joachim II. Im August 1540 verließ er Wittenberg. Aus Berlin schickte er hieher, um seine Stellung dort haltbar zu machen, dann doch noch einen ganz genügenden Widerruf. Luthers Freundschaft mit ihm aber war für immer zerrissen.

Von anderer Seite her war damals sogar schon dem Melanchthon vorgeworfen worden, daß er vom Weg der rechten Lehre in gewissen Aussagen abweiche.

Wir wissen von früher her, wie ihn seine Aengstlichkeit über die Gefahren, welche die Losreißung vom großen

katholischen Kirchenthum mit sich brachte, zu bedenklichen Conzessionen an dieses fortzureißen schien, wie aber gerade der ganz anders geartete Luther es war, der dennoch am Vertrauen zu ihm, dem Freund und Mitarbeiter, namentlich während des Augsburger Reichstages, festhielt. Und auch in den späteren Verhandlungen bemerkte man bei ihm wohl jene Neigung.

Jetzt machten sich auch in Melanchthons selbständigem wissenschaftlichen und praktischen Denken Eigenthümlichkeiten geltend, welche seine Lehrweise von der Luthers unterschieden. Er, der die evangelische Grundwahrheit vom rechtfertigenden und seligmachenden Glauben wie in dem Augsburger Bekenntniß und der Apologie desselben, so auch in der von ihm zuerst verfaßten evangelischen Lehrwissenschaft, seinen sogenannten Loci, fort und fort aus voller lebendiger Ueberzeugung vortrug, wollte doch mehr, als manche strenge Bekenner jener Lehre zugleich die ganze sittliche Besserung und die sittlichen Früchte, in denen der Glaube sich bewähren müsse, gewürdigt haben. Zugleich mit dem Gnadenwillen und Wirken Gottes ferner, wodurch allein für den Sünder die innere Umwandlung und das Glauben möglich werde, wollte er den Menschen auch auf seine eigene Willensentscheidung verwiesen haben, damit es nicht scheine, es sei Gottes Schuld, wenn der Ruf zum Heil bei einem erfolglos bleibe, und damit nicht hiedurch Manche in Leichtfertigkeit, Manche in Verzweiflung hineingerathen. Dazu kam eine unverkennbare Abweichung bei ihm auch in der Abendmahlslehre. Während nämlich gerade er in Augsburg 1530 die Zwinglianer scharf abgewiesen hatte, machte nun doch die geschichtliche Erkenntniß Eindruck auf ihn, daß wirklich, wie jene behaupteten, unter den Alten sogar ein Augustin noch nicht die reale Gegenwart des Leibes Christi in der Weise Luthers oder gar des Katholizismus gelehrt habe; und sein eigenes theologisches Denken führte ihn wenigstens dahin, sich mit unbestimmteren Sätzen über die Gemeinschaft des

für uns gestorbenen Heilandes mit den Abendmahlsgästen ohne bestimmte Aussagen über das Stoffliche des Leibes zu begnügen: so in seinen Loci, obgleich er in jener Formel der Wittenberger Concordie 1536 mit Luther weiter ging.

Wegen jenes ersten Punktes nun hatte schon i. J. 1536 ein Pfarrer Cordatus, ein strenger Anhänger Luthers, Beschwerde gegen ihn erhoben. Am meisten fürchtete er selbst, und nicht ohne Grund, in diesen Beziehungen vom Theologen Amsdorf, der, wie er im alten vertrauten Verhältniß zu Luther stand, so auch besonders streng schon damals und vollends später nach Luthers Tod über lutherische Rechtgläubigkeit wachte. Aber Luther selbst wollte auch hiedurch zwischen sich und seinem Philippus keine Spaltung, ja keinen Mißklang aufkommen lassen. Hier bemühte er sich zu versöhnen und wußte auch zu schweigen, so wenig er vom strengen eigenen Standpunkt wich, oder die Eigenthümlichkeit des Freundes, wie sie auch schon in den neuen Ausgaben jenes Buches sich bemerklich machten, übersehen konnte.

Wir erinnern uns übrigens, wie Luther schon bei seiner Krankheit in Schmalkalden 1537 die Befürchtung über einen Zwiespalt nicht zurückgehalten hat, der nach seinem Tod in Wittenberg ausbrechen möchte.

Fünftes Kapitel.

Luther und die Fortschritte und innern Schäden des Protestantismus 1538—1541.

In den großen Angelegenheiten der Kirche, unter den Drohungen der Gegner und den Verhandlungen mit ihnen, hat Luther stets ruhig von einem Tag auf den andern

seinem Gott vertraut, der die Dinge leite, sich nicht vorgreifen lasse und der menschlichen Anschläge spotte und sie zu Schanden mache. Ueber Erwarten war seine Hoffnung auf äußeren Frieden bisher erfüllt worden. Und es war ihm vergönnt, die Reformation innerhalb des deutschen Reiches noch mächtig weiter schreiten zu sehen. Sogar eine Einigung mit den Katholiken, bei der die evangelischen Heilslehren durchgedrungen wären, erschien noch möglich. Es waren Erfolge, welche durch die innere Kraft des bisher gepredigten Gotteswortes unter einer überraschend günstigen höheren Fügung der äußeren Verhältnisse hervorgebracht wurden, Früchte, deren er unversehens sich freuen durfte. Große eigene Pläne zu entwerfen war auch jetzt nicht seine Sache; er hatte auch mit Bezug auf die einzelnen Momente dieser geschichtlichen Entwicklung keine solche besondere Thätigkeit mehr wie in früheren Jahren zu üben.

Aber auch die Mißklänge fehlten nicht, Anstöße und Aergernisse innerhalb der neuen Kirche selbst und unter ihren Bekennern, Ausblicke auf fernere, vielleicht weit schwerere Gefahren, trübe Stimmungen und Erregungen im eigenen Innern des gealterten, leidenden, ermüdeten Reformators. Das Ziel seiner Hoffnung war und blieb nicht ein Sieg, zu welchem seine Sache allmählich unter solchen kirchlichen und politischen Wendungen und Verhandlungen durchdringen und den er vielleicht selbst noch erleben dürfte, sondern das Ende, das der Herr selbst gemäß seinen Verheißungen der gesammten argen Welt machen werde, und das Jenseits, wohin er von demselben berufen zu werden fort und fort gewärtig war. —

Nachdem die Schmalkalder Verbündeten den Kaiser mit der Einladung zu einem Conzil von sich gewiesen hatten, konnten die römischen Eiferer wohl hoffen, daß er endlich zum gewaltsamen Einschreiten gegen sie sich vorbereite. Er konnte seinen Streit mit König Franz noch nicht zum endgiltigen Abschluß bringen, schloß jedoch mit ihm 1538 einen

Waffenstillstand auf zehn Jahre, und zu gleicher Zeit brachte sein Vizekanzler Held in Deutschland ein Bündniß katholischer Fürsten im Gegensatz gegen das Schmalkaldische zu Stande. Zu diesem gehörte außer Oesterreich, Baiern und Georg von Sachsen namentlich auch der besonders gegen Landgraf Philipp erbitterte Herzog Heinrich von Braunschweig. Schon im Frühjahr sprach man in Wittenberg von angeblichen großen Rüstungen gegen die Türken, die wohl vielmehr gegen die Protestanten gerichtet seien. Oder es wurde wenigstens gefürchtet, daß das kaiserliche Heer, wenn es die Türken geschlagen hätte, den Spieß nach Luthers Ausdruck gegen jene kehren möchte. In dieser Beziehung hatte Luther keine Sorge: er glaubte an keinen Sieg über die Türken und meinte, daß auch in diesem Falle das Reichsheer so wenig, als vor etlichen Jahren nach dem Siege bei Wien, sich zu jenem Zwecke werde brauchen lassen. Auf's Ernstlichste ermahnte er den Kurfürsten, jedenfalls seinerseits wieder seine Pflicht im Türkenkrieg um des Vaterlandes und der armen bedrängten Leute willen zu thun. Dagegen war ihm das Recht der protestantischen Stände, dem Kaiser in einem Religionskrieg Widerstand zu leisten, jetzt über allen Zweifel erhaben. Der Kaiser, sagte er, wäre in einem solchen Krieg gar nicht Kaiser, sondern Kriegsknecht des Papstes. Er berief sich darauf, daß auch einst im Volk Israel fromme Männer den Regenten entgegengetreten seien: und die deutschen Fürsten haben nach ihrer Verfassung dem Kaiser gegenüber mehr Rechte. Schon im Naturrecht endlich war ihm begründet, daß ein Vater Weib und Kind gegen öffentlichen Mord zu schützen habe; und den Kaiser, der notorisch unrechte Gewalt vornehme, stellte er einem Mörder gleich. Uebrigens erklärte er in einem öffentlichen Schreiben, in welchem er die evangelischen Pfarrer zum Gebet um Frieden ermahnte: Darum, daß die Papisten ihr Vorhaben hinausführen sollten, sei er, falls nicht Gott eine Wunderplage thun wolle, ganz unbesorgt. Er sorgte nur,

daß daraus ein Krieg werden möchte, der nicht aufhöre und Deutschland im Grunde verderbe.

Aber der Kaiser war nicht so eifrig und vorsichtiger als sein Vizekanzler. Er schickte einen andern Vertreter nach Deutschland, der vielmehr einem Ausbruch des Kampfes vorbeugen sollte. Dieser ließ sich im April 1539 bei Verhandlungen in Frankreich zu einem Uebereinkommen herbei, wonach die Prozesse, welche noch bis jetzt beim Reichsgericht in kirchlichen Angelegenheiten gegen Protestanten eingeleitet worden waren, suspendirt werden und auf einer Versammlung der deutschen Stände auserwählte fromme Theologen und Laien „auf eine löbliche christliche Vereinigung handeln" sollten.

In denselben Tagen, am 17. April, raffte der Tod nach kurzer Krankheit den Herzog Georg von Sachsen hinweg. Sein Land fiel an seinen Bruder Heinrich, der in seinem bisherigen eigenen kleineren Gebiete schon seit Jahren ihm zum Schmerz den evangelischen Gottesdienst hergestellt und die von ihm vertriebenen Ketzer aufgenommen hatte. Denn er hinterließ keine männlichen Leibeserben. Zwei Söhne hatte er schon als Knaben verloren. Sein ihm gleichgesinnter Sohn Johann war vor zwei Jahren als junger Mann ohne Kinder gestorben. Sein noch übriger Sohn Friedrich war geistesschwach, wurde von ihm nach des Bruders Tod doch noch vermählt und starb wenige Wochen nachher. Ihm folgte kurz darauf der unglückliche Vater und Landesherr. Luther äußerte über ihn, daß er in's ewige Feuer dahin sei, während er ihm wohl noch Leben und Bekehrung gewünscht hätte. Uns erscheint sein Ende um so tragischer, da wir den aufrichtigen Eifer anerkennen müssen, mit welchem er auf seinem Standpunkt Gott zu dienen sich befleißigte und gern auch eine Besserung des kirchlichen Lebens herbeigeführt hätte, dabei trotz aller Strenge gegen die Ketzer doch nie zu rohen Gewaltthaten und Grausamkeiten sich fortreißen ließ. Man hat von ihm noch Gebete und religiöse Reden, die er selbst verfaßt und

niedergeschrieben hat. Er las die Bibel und wünschte, als Luthers Uebersetzung erschien, daß „der Mönch die Bibel vollends deutschte und darnach hinginge, wo er wolle".

So war der alte und immer neu angeregte Hader zwischen Luther und dem Herzog zu Ende. Im ganzen Herzogthum wurde sogleich durch die Berufung evangelischer Geistlicher, durch gottesdienstliche Verordnungen und durch eine Kirchenvisitation nach dem Vorbild der kursächsischen die Reformation durchgeführt. Als Heinrich sich in Leipzig feierlich huldigen ließ, berief er dorthin Luther und Jonas. Luther hielt am Vorabend des Pfingstfestes, den 24. Mai 1539, eine Predigt in der Hofkapelle jener Pleißenburg, in der er einst vor Georg mit Eck disputirt hatte, und am folgenden Nachmittag noch eine in der Thomaskirche (Vormittags getraute er sich wegen Leibesschwäche nicht zu predigen). Laut verkündigte er jetzt in jener Predigt auf Grund des Pfingstevangeliums, daß die Kirche Christi nicht da sei, wo man jetzt toll „Kirche, Kirche" schreie ohne Gottes Wort, nicht bei Papst, Cardinälen und Bischöfen, sondern da, wo man Christus liebe und sein Wort halte und so er selbst in den Seelen wohne. Einer Beziehung auf die speziellen bisherigen Zustände Leipzigs und des Herzogthums und auf die Wendung, die Gott hier herbeigeführt habe, enthielt er sich. Wir aber erinnern uns hier seines 1532 gesprochenen Wortes (oben S. 483): „Wer weiß, was Gott, ehe denn zehn Jahre um sind, thun wird?" — Gar bald übrigens gaben dann die großen Herren des sächsischen Hofes und Adels, während sie das Bekenntniß des neuen Landesherrn angenommen hatten, Luthern Anlaß zu bittern Klagen über Raubsucht, religiöse Gleichgiltigkeit, unbefugte und tyrannische Uebergriffe in's Gebiet der Kirche.

Neben Sachsen war schon auch Kur-Brandenburg im Begriff zum Protestantismus überzugehen. Kurfürst Joachim I. hielt so streng an der alten Kirche fest, daß seine evangelisch

gesinnte Gattin Elisabeth nach Kursachsen geflohen war, wo sie eine vertraute Freundin von Luthers Haus wurde. Als er aber 1535 gestorben war, schloß sich zuerst der jüngere Sohn Johann mit der Neumark den Schmalkaldischen Verbündeten an. Jetzt that nach längerem Bedenken auch der ältere, ruhigere und mehr am Alten hängende Bruder, Joachim II., im Einverständniß mit seinen Ständen und dem Landesbischof Jagow den entscheidenden Schritt: am 1. November 1539 ließ er sich von diesem öffentlich das Abendmahl unter beiden Gestalten reichen.

Unter solchen Umständen entschloß sich auch der Kaiser, dem wesentlichen Inhalt jener Frankfurter Uebereinkunft Kraft zu geben. Er schrieb eine Versammlung nach Speier aus, „um die Dinge dahin zu richten, daß der langwierige Zwiespalt der Religion einmal zu christlicher Vergleichung gebracht werde". Wegen einer Seuche, die sich dort zeigte, wurde sie nach Hagenau verlegt. Hier fand sie im Juni 1540 wirklich statt.

Inzwischen erlaubte sich der rüstigste Vorkämpfer des Protestantismus, Landgraf Philipp, eine Handlung, die geeignet war, mehr als alle möglichen Versuche der Gegner dem Ansehen der evangelischen Kirche zu schaden und ihren Bekennern Verlegenheit zu bereiten. Er hatte in früher Jugend (1523) eine Tochter des Herzogs Georg von Sachsen zur Frau genommen, den unbedachten Beschluß bald bereut, da sie unliebenswürdigen Wesens und auch mit unangenehm leiblichen Eigenschaften behaftet sei, und dann für sein heißes Blut so, wie es bei Kaisern und Fürsten nur allzu häufig war und ihnen kaum verdacht wurde, in anderweitigem Umgang Ersatz gesucht. Die ernsten religiösen Anregungen, die er erhielt, wirkten in dieser Beziehung so viel, daß ihn Gewissensbisse peinigten: er hatte, wie er jetzt klagte, deshalb seit der Zeit des Bauernkriegs, ein einziges Mal ausgenommen, nicht mehr gewagt, zum Tische des Herrn zu gehen. Aber seine Lüste

zu bewältigen, reichten jene nicht hin. Die Bibel selbst, die er fleißig las, schien ihm einen Ausweg zu bieten. Wie vor ihm wiedertäuferische Schwärmer gethan, hielt er sich an die alttestamentlichen Vorgänge von Abraham und andern frommen Männern, denen mehr als Eine Frau gestattet gewesen sei, während auch das Neue Testament dem kein Verbot entgegenstelle. Mit all seiner Energie und Hartnäckigkeit griff er diesen Gedanken vollends auf und hielt ihn fest, als er bei seiner Schwester, der Herzogin Elisabeth zu Rochlitz, ein Fräulein Margarethe von der Saal kennen lernte und lieb gewann. Nur in der Ehe konnte sie ihm zu eigen werden. Ihre Mutter forderte sogar von ihm, daß bei der Vermählung Luther, Butzer und Melanchthon, oder wenigstens zwei von diesen Theologen und ein Kursächsischer und Herzoglich sächsischer Gesandter als Zeugen gegenwärtig sein sollten. Die Zustimmung der Theologen und die seines vornehmsten Verbündeten Johann Friedrich fand auch er unerläßlich. Zuerst gewann er den vielgewandten Butzer; diesen schickte er im Dezember 1539 mit seinen Aufträgen nach Wittenberg.

Er berief sich auf die innere Noth, in der er sich befinde, in der er auch nicht mehr mit gutem Gewissen in den Krieg ziehen und nicht mehr fremde Laster strafen könne, zugleich auf jene Zeugnisse der heiligen Schrift. Dazu fügte er die an sich ganz richtige Bemerkung: der Kaiser und die Welt lassen ihm und jedermann zu, in offenkundiger Unzucht zu leben; so, meinte er, verbieten sie, was Gott zulasse und sehen bei dem, was Gott verbiete, durch die Finger. Uebrigens galt eine Doppelehe auch der damaligen Christenheit nicht für etwas ganz Unerhörtes. Namentlich konnte Philipp auf die Angabe eines alten Kirchenhistorikers, dessen Glaubwürdigkeit von der Kirche nicht bezweifelt wurde, sich berufen, wornach der christliche römische Kaiser Valentinian II. eine zweite Frau zur ersten genommen und dies auch Andern durch ein Gesetz gestattet hatte. Auch

hielt man wohl den Papst für befugt, Dispens hiefür zu ertheilen.

Darauf brachte Butzer dem Landgrafen aus Wittenberg ein Gutachten Luthers und Melanchthons vom 10. Dezember zurück. Sehr bestimmt erklärten ihm diese: es sei der ursprünglichen Schöpfung gemäß und auch von Jesus anerkannt, „daß ein Mann nicht mehr denn ein Weib habe“, und sie, die Prediger des göttlichen Wortes haben den Befehl, die Ehe und alle menschliche Sachen „auf die erste und göttliche Einsetzung zu richten und so viel möglich darin zu halten, auch männiglich von aller Aergerniß abzuwenden“. Eindringlich ermahnten sie ihn auch, das unzüchtige Treiben nicht wie die Welt für eine geringe Sünde zu halten, und stellten ihm ohne Umschweif vor, daß ihm, wenn er seiner bösen Neigung nicht widerstehen wolle, auch mit einem zweiten Eheweib nicht geholfen sein werde. Aber neben allen Mahnungen und Warnungen, die sie ihm ertheilten, meinten nun doch auch sie zugeben zu müssen, daß, „was vom Ehestand zugelassen sei im Gesetz Mose, im Evangelio nicht verboten sei“; demnach blieben sie zwar dabei, daß man eine ursprüngliche Ordnung in der Kirche als Gesetz festhalten müsse, hielten jedoch eine Dispensation aus ganz besonders dringenden Gründen auch jetzt noch für möglich. Daß ein solcher bei Philipp wirklich vorliege, sprachen sie nicht aus; sie wollten, daß er die Sache im eigenen Gewissen ernstlich weiter bedenke. Aber für den Fall, daß er da bei seinem Beschluß bleibe, versagten sie ihm den Dispens nicht und forderten nur, daß er dann die Sache geheim halte, des Aergernisses und möglichen Mißbrauches wegen.

Luther selbst hat jene Folgerung aus dem alten Testament und hiemit die Zulässigkeit einer Doppelehe für Christen nachher nicht mehr gelten lassen. Seine damalige Entscheidung können Freunde des evangelischen und lutherischen Bekenntnisses nur beklagen. Mit diesem selbst hat sie nichts

zu schaffen. Anstatt aus dem sittlichen Wesen der Ehe, von dem das Neue Testament für uns genügend zeugt, die Folgerungen zu ziehen, die dieses freilich nicht ausdrücklich ausspricht, hat Luther damals an den Buchstaben sich gehalten, in welchem er eine solche Aussprache freilich nicht fand; zugleich verkannte er mit allen Theologen seiner Zeit den Unterschied sittlicher Reife und Erkenntniß zwischen dem neuen Bund und zwischen dem Standpunkt des alten und auch seiner besten Genossen.

Philipp aber freute sich des Gutachtens und erhielt jetzt auch von seiner Ehefrau die Einwilligung dazu, daß er eine zweite nähme.

Im folgenden März hielten die Protestanten wieder eine Besprechung mit einander in Schmalkalden, um über ihr Verhalten bei den kirchlichen Ausgleichungsversuchen sich zu verständigen. Der Kurfürst zog hiezu Melanchthon bei, während er Luther, seinem Wunsch gemäß, damit verschonte. Da lud Philipp jenen unter irgend einem Vorwand nach dem nahen Rothenburg an der Fulda ein. Dort angelangt mußte er am 4. März 1540 mit Butzer Zeuge der Vermählung des Landgrafen mit Margarethe werden. Luthern dankte Philipp einige Wochen nachher für das „Mittel“, das für ihn zugelassen worden sei und ohne welches er „in ganze Verzweiflung“ gefallen wäre. Den Namen seiner jetzigen Frau hat er vorher auch den Wittenbergern noch geheim gehalten; jetzt kündigte er Luthern an, daß es eine seinem eigenen Weib verwandte tugendreiche Jungfrau sei, und daß er sich freue mit Gott und Ehren sein Schwager zu sein.

Bald aber wurde das unerhörte Ereigniß ruchbar. Das Aergerniß war unter den Evangelischen nicht geringer als unter ihren Gegnern, welche sich freuten. Vor allem begehrte der herzoglich-sächsische Hof Auskunft darüber, welchem Philipps erste Frau so nahe verwandt und welcher damals auch wegen eines Erbhandels in Spannung

mit diesem war. Philipps ganze Stellung war bedroht: Bigamie war nach den Gesetzen des Reiches ein schweres Verbrechen. Dazu hörte Luther jetzt mit Unwillen, daß man ihm die Noth Philipps, der er nachgeben zu dürfen meinte, übertrieben habe. Dieser dagegen wollte jetzt, da ein völliges Verbergen nicht mehr möglich war, seine Ehe öffentlich machen und öffentlich vertheidigen. Er wagte gar einen Gedanken daran, daß, wenn seine Verbündeten sich in dieser Sache von ihm lossagen würden, er noch Gunst und Nachsicht beim Kaiser sich verschaffen könnte. Es kam zu sehr unangenehmen, peinlichen Erörterungen zwischen ihm, Johann Friedrich und Herzog Heinrich von Sachsen.

Inzwischen nahte der Tag für die Hagenauer Zusammenkunft. Auch dorthin wurde Melanchthon vom Kurfürsten gesandt. Als er aber auf der Reise dorthin in Weimar, wo der Fürst sich befand, am 13. Juni eintraf, brach er krank zusammen und schien schnell seinem Ende entgegenzugehen. Ihn erdrückte Angst und Anfechtung über den bösen Handel des Landgrafen, wie auch der Kurfürst vorwurfsvoll diesem selbst schrieb, „daß Meister Philippen Melanchthon darob solche bekümmerliche Gedanken zu Gemüth gezogen", und er nun zwischen Leben und Sterben liege. Der Kurfürst ließ Luther aus Wittenberg herbeirufen. Er fand den Kranken theilnahmlos und wie der Welt schon ganz abgestorben daliegen. Erschrocken sprach er: „Behüt Gott, wie hat mir der Teufel dies Organon geschändet". Dann trat der treue, mannhafte Freund für seinen hochgeschätzten Genossen mit Gebet vor Gott, indem er ihm, wie er selbst es nachher ausdrückte, den Sack vor die Thür warf und ihm mit allen den Verheißungen aus seinem eigenen Wort die Ohren rieb. Den Melanchthon ermahnte er und gebot ihm, gutes Muthes zu sein, weil Gott nicht den Tod des Sünders wolle und er Gotte noch mehr dienen müsse, verwies ihm, daß er selbst lieber jetzt abschiede,

ließ ihm, als er allmählich mehr Leben zeigte, Essen zubereiten und drohte ihm, als er es ablehnte: Du mußt mir essen, oder ich thue dich in Bann. Allmählich erholte sich der Kranke an Seele und Leib. Luther durfte einem andern Freund melden: „wir haben ihn todt gefunden, durch ein offenbares Gotteswunder lebt er.“

Luther wurde dann von seinem Fürsten noch nach Eisenach mitgenommen, um ihn bei den Nachrichten, die derselbe dort aus Hagenau erwarten wollte, zu berathen. Eben daselbst hatten er und Kanzler Brück auch eine ernste Besprechung mit hessischen Abgesandten. Sie bestanden diesen gegenüber darauf, daß die Verhandlung, welche Philipp wegen seiner Ehe mit den Theologen gehabt, wie ein Beichtgeheimniß bewahrt werden und daß er sich gefallen lassen müsse, wenn seine zweite Ehe vor der Welt und gemäß dem öffentlichen Gesetz für ein bloßes Concubinat gelte. So mußte er sich doch entschließen, den Fragen, welche deshalb gegen ihn laut wurden, möglichst mit unbestimmten Aeußerungen oder zweideutigen Wendungen sich zu entziehen. Er lief dann auch persönlich nicht weiter Gefahr. Aber in seinem Auftreten blieb eine Befangenheit und Verlegenheit noch unvermeidlich, und größer und bleibender war der Schaden, den die evangelische Sache hier erlitten hatte.

Die Versammlung in Hagenau nahm Luthers Thätigkeit nicht weiter in Anspruch. Man beschloß dort, erst im Spätherbst nach fernerer Vorbereitung auf einer Zusammenkunft in Worms die religiösen und kirchlichen Fragen wieder vorzunehmen; friedfertige und verständige Männer sollten von beiden Seiten hiezu bestellt werden. So durfte Luther gegen Ende Juli's aus Eisenach heimreisen, unzufrieden, wie er an seine Frau schrieb, mit dem Hagenauer Reichstag, wo Arbeit und Kosten umsonst verschwendet worden seien, aber glücklich darüber, daß Melanchthon aus dem Grabe wiedergebracht werde.

In Worms wurden dann die Verhandlungen, an denen dort namentlich Melanchthon und Eck theilnahmen, noch weiter vertagt auf einen Reichstag, den der Kaiser persönlich bald nach Beginn des Jahrs 1541 in Regensburg abhalten wollte. Hier wurde am 27. April ein Religionsgespräch eröffnet.

Luther hegte von allen solchen Verhandlungen im Hinblick auf die längst bewährten Gesinnungen der Gegner immer nur geringe Erwartungen. Er wies auf das unschuldige Blut hin, das längst die Hände Kaiser Karls und König Ferdinands beflecke. Doch stieg während des Wormser Tages auch noch der Gedanke in ihm auf, daß, wenn nur des Kaisers Sinn richtig stünde, aus dieser Versammlung thatsächlich ein deutsches Conzil werden könnte. Er sah die Gegner mit geheimen bösen Anschlägen umgehen und fürchtete, daß manche der Glaubensgenossen, wie damals auch Landgraf Philipp, die Sache zu leicht nehmen, die nicht eine Komödie unter Menschen, sondern eine Tragödie zwischen Gott und Satan sei. Er freute sich aber auch wieder, daß die feindliche Lüge und Hinterlist durch ihre eigene Albernheit zu Schanden werden müsse und daß Gott selbst die große Katastrophe des Schauspiels bewirken werde. Jener Befürchtung gegenüber erklärte er, daß er wenigstens in nichts gegen seine eigene Ueberzeugung sich werde hineinziehen lassen. „Eher," sagte er, „wollte ich die Sache wiederum zu mir nehmen und allein, wie im Anfang, stehn; wir wissen, daß es Gottes Sache ist, der wird es hinausführen; wer nicht nach will, der bleibe dahinten."

Zwischen dem Wormser und Regensburger Tage nahm er 1541 mit seiner alten Schärfe und mit einer Derbheit, die sein gewöhnliches Maß noch überstieg, in einem erbitterten Schriftwechsel das Wort, der damals zwischen dem eifrig katholischen, übrigens sittlich bei Freund und Feind anrüchigen Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel und zwischen Johann Friedrich und Landgraf Philipp, den

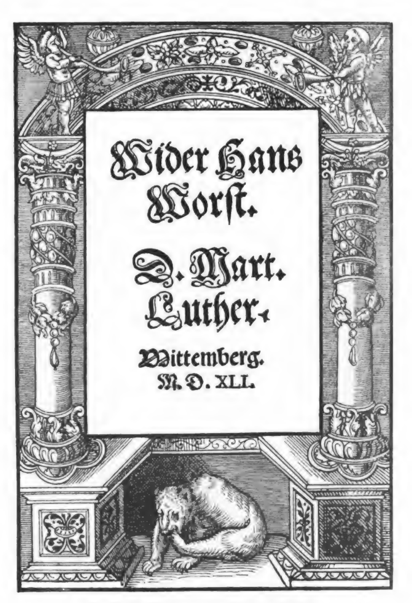


Abb. 50. Titelblatt in etwas verkleinertem Maßstab.

Digitized by Google

Häuptern des schmalkaldischen Bundes ausgebrochen war. Er veröffentlichte gegen jenen ein Büchlein „Wider Hans Worst“. Der Herzog hatte ihm nämlich nachgesagt, daß er seinen eigenen Landesherrn Hans Wurst zu nennen sich erlaube. Luther versicherte hiegegen, daß er diesen Namen nie einem einzelnen Menschen, Freund oder Feind, beigelegt habe, wandte ihn aber jetzt auf den Herzog selbst an, indem er bemerkte, daß man darunter einen groben Tölpel verstehe, der klug sein wolle und doch ungereimt und ungeschickt rede und thue. Und nicht blos als einen solchen Tölpel wollte er ihn darstellen, sondern als einen ruchlosen Menschen griff er ihn an, der, während er jene Fürsten verlästere und für Gottes Ordnungen zu streiten vorgebe, selbst offenkundig Ehebruch treibe, übermüthige Tyrannei und Gewaltthat verübe, Mordbrennerei in den Landen seiner Gegner anstifte u. s. w. Mit seinen Lästerungen gegen Johann Friedrich und die Evangelischen überhaupt wollte er ihn sich heiser und zu Tode schreien lassen und nur antworten mit dem leichten Wörtlein: „Teufel, du leugst; Hans Worst, wie leugest du, o Heinz Wolfenbüttel, welch ein unverschämter Lügner bist du; speiest viel und nennest nichts, lästerst und beweisest nichts.“ Zugleich aber wurde Luthers Schrift eine Schutzschrift für Reformation und Protestantismus überhaupt: hier und nicht im Papstthum sei die wahre und alte ursprüngliche christliche Kirche. Ihm selbst kam sein Ton gegen Heinrich, als er die Schrift nach dem Druck wieder las, gar noch zu milde vor: er meinte, ein Kopfleiden habe sein Ungestüm darniedergehalten.

Eben zu jener Zeit hatte er einen heftigen neuen Krankheitsanfall durchzumachen. Er selbst beschrieb es dem in Regensburg befindlichen Melanchthon als einen „Fluß im Kopfe“, verbunden nicht blos mit beängstigendem Schwindel, woran er jetzt überhaupt zu leiden pflegte, sondern auch mit Taubheit und unerträglichen Schmerzen, so daß es ihm, was bei ihm nicht leicht vorkomme, Thränen

ausgepreßt und er zu Gott um ein Ende der Pein oder Ende seines Lebens gerufen habe. Eine reiche Entleerung des Ohres von Eiter brachte ihm in der Karwoche Erleichterung, doch blieb er noch lange Zeit sehr leidend und angegriffen. Seinem Fürsten, der ihm den eigenen Leibarzt zur Hilfe schickte, dankte er am 25. April mit dem Beifügen: „Ich hätte wohl gern gesehen, daß mich der liebe Herr Jesus hätte mit Gnaden weggenommen, der ich doch nun mehr wenig nutze bin auf Erden.“ Seine Rettung schrieb er den Fürbitten bei, mit welchen Bugenhagen in der Kirche für ihn angehalten habe.

Während er so seinen Kopf noch gar krank und untüchtig fühlte, mußte er über die Vorbereitungen des Regensburger Religionsgespräches und dann über die Ergebnisse desselben sich äußern.

Schöne Hoffnungen schienen hier nun doch für den Sieg des Evangeliums sich zu eröffnen. Man hatte in Wahrheit einmal friedliche und verständige Männer auch auf der katholischen Seite mit den Verhandlungen beauftragt. Nicht ein Eck, der freilich auch zu den Mitgliedern des Colloquiums gehörte, sondern der fromme, milde und gebildete Theolog Julius von Pflug und der Kurfürstlich Cölnische Rath Gropper, der mit ihm ernstlich nach Reformen und Einigung strebte, waren die Hauptpersonen; und als päpstlicher Gesandter war Contarini anwesend, der von lautern religiösen Motiven bewegt war und sich der tieferen, evangelischen Auffassung der Heilslehre zugewandt hatte. Mit ihnen wirkten Melanchthon und Butzer zusammen. Die für den evangelischen Standpunkt wichtigsten Fragen, nämlich nicht über äußeres Kirchenthum und kirchliche Gewalt, sondern über des Menschen Heilsbedürftigkeit und Heilsweg, über Sünde, Gnade, Rechtfertigung wurden vorangestellt. Und es wurde gemeinschaftlich anerkannt, daß die gläubige Seele allein auf die uns geschenkte Gerechtigkeit Christi sich stütze und nicht wegen eigener Würdigkeit oder

Werke, sondern um seinetwillen von Gott gerechtfertigt oder für gerecht angenommen werde.

Nie sind zuvor, nie nachher wieder protestantische und katholische Theologen in diesen Grundlehren sich so nahe gekommen, ja so mit einander eins geworden, wie hier. Und die Katholischen waren hiemit vom mittelalterlich-scholastischen Boden entschieden auf den evangelischen übergetreten. Ein Schritt, der besonders klar wird, wenn man die vom Regensburger Gespräch angenommenen Sätze mit der katholischen Entgegnung gegen das Augsburger Bekenntniß v. J. 1530 vergleicht.

Dennoch finden wir nicht, daß Luther durch die Nachrichten aus Regensburg sich besonders gehoben fühlte. Die Formel, über die man dort sich verglich, schien ihm ein „weitläufig und geflickt Ding". Neben dem Glauben, der doch allein rechtfertige, war ihm zu viel von der Wirksamkeit, die derselbe üben müsse, neben der Gerechtigkeit, welche den Gläubigen durch Christus zu theil werde, zu viel von der eigenen Rechtschaffenheit, die sie zugleich erlangen müssen, die Rede. An sich hat auch er solche Thätigkeit und Rechtbeschaffenheit gelehrt und gefordert. Die gegenwärtige Zusammenstellung der Sätze aber schien ihm dazu angethan, diejenige Bedeutung für's Heil, welche Christus und der Glaube allein haben, wieder zu verdunkeln. Und sein Hauptbedenken sehen wir in einem Hinweis auf Eck ausgedrückt, der ja auch zu der Formel seine Unterschrift geben mußte: der, sagte Luther, werde ja doch nimmermehr bekennen, vorher anders, als jetzt gelehrt zu haben, und werde dann auch die neuen Sätze nach seinem alten Sinn zu deuten wissen. Man setze so nur ein Stück neuen Tuches auf einen alten Rock, und der Riß werde ärger (Matth. 9, 16).

Ein entscheidendes Urtheil über die Annahme oder Nichtannahme eines Vergleichs wurde ihm indessen erspart. Denn unter den katholischen Reichsständen fand dieser, so weit er bei dem Gespräche durchgegangen war, zu starken

Widerspruch. Und bei dem Colloquium selbst konnten sich weiterhin, namentlich als es zur Frage über die Messe und Transsubstantiation fortschritt, die Mitglieder nicht mehr einigen: es scheiterte so doch an den Punkten, welche für die Herrlichkeit des äußeren Priesterthums und Kirchenthums die wichtigsten waren und bei denen ein auch schon durch Conzilbeschluß bestätigtes Dogma hätte preisgegeben werden müssen.

Am 11. Juni erschien bei Luther im Namen derjenigen protestantischen Stände, welche vorzugsweis Einigung erstrebten, noch eine Gesandtschaft aus Regensburg, an ihrer Spitze Fürst Johann von Anhalt: er möge sich doch damit einverstanden erklären und dahin wirken, daß jene im Gespräch verglichenen Artikel Geltung behalten und wegen der noch unverglichenen wenigstens irgend welche friedliche duldsame Auskunft getroffen werde. Luther wollte solche Duldung immerhin sich gefallen lassen, wenn der Kaiser einmal jene Artikel über die Heilslehre predigen lassen wollte, wobei er den Protestanten eine fortwährende Polemik des Wortes mit Bezug auf die noch streitigen Punkte offen hielt. Der Kaiser aber wollte jene Artikel nur mit der Bestimmung gut heißen, daß ein Conzil die schließliche Entscheidung darüber geben und inzwischen alle Streitschriften in Sachen der Religion verboten sein sollten; und von Seiten der katholischen Stände wurde auf dem Widerspruch auch gegen jene Artikel beharrt. Luthers eigene Meinung ging immer wesentlich dahin, daß nicht zu trauen und nicht zu hoffen sei, wenn nicht die Gegner Gott die Ehre geben und offen bekennen, daß sie jetzt anders als bisher gelehrt haben wollen; der Kaiser müßte bekennen, daß er in den letzten zwanzig Jahren so viele fromme Leute nach seinem Edict habe morden lassen.

Das Colloquium blieb hiernach fruchtlos. Der Reichstag aber schloß dennoch erfolgreich für die Protestanten,

indem der Kaiser ihnen den Nürnberger Religionsfrieden nach ihrem Wunsch bestätigte.

Der Hauptgrund, der den Kaiser insoweit zur Mäßigung und Nachgiebigkeit bewegte, war wieder die Türkennoth. Mit Bezug auf diese hat denn auch Luther jetzt wieder mit ernsten, gewichtigen Worten an sein Volk sich gewandt. Er veröffentlichte eine „Vermahnung zum Gebet wider den Türken“, welche lehrte und ermahnte, wie man eine Zuchtruthe Gottes in diesem erkennen und zugleich nach Gottes Befehl wider ihn in den Kampf ziehen solle. Aus derselben Zeit stammt sein Gesang für die Christengemeinde „Erhalt uns Herr bei deinem Wort und steu'r des Papsts und Türken Mord“ u. s. w. Als eine Steuer für den Türkenkrieg umgelegt wurde, bat er selbst den Kurfürsten, ihn mit seinem kleinen Besitze nicht davon auszunehmen; er möchte, sagte er, wenn er nicht zu alt und schwach wäre, gerne „persönlich unter dem Haufen sein“. Ferner gab er 1542 eine schon aus älterer Zeit stammende Widerlegung des Koran für seine Deutschen heraus, damit sie erkenneten, was für ein schändlich Ding des Mahomed Glaube sei und sich nicht berücken lassen, ob sie auch nach Gottes Fügung den Türken siegen sehen, ja gar in seine Gefangenschaft gerathen sollten.

Sechstes Kapitel.

Luther und die Fortschritte und innern Schäden des Protestantismus 1541—44.

Die Reformation, gegen welche Kaiser Karl so fortwährend das Einschreiten sich versagen und mit welcher er vielmehr friedlichen Ausgleich suchen mußte, fuhr zugleich

fort, in verschiedenen Gebieten noch weiter um sich zu greifen.

Besonders freudig durfte Luther den Sieg derselben in der Stadt Halle begrüßen, die vordem ein Lieblingssitz Cardinal Albrechts und Hauptstätte seines üppigen Treibens gewesen war und in welche jetzt einer seiner nächsten und geistig bedeutendsten Wittenberger Freunde, Justus Jonas, als Reformator und erster evangelischer Pastor einzog. Den

Abb. 51. Jonas nach einem Gemälde Cranachs (in seinem sogen. Stammbuch in Berlin) v. J. 1543.

letzten Ausschlag dazu gaben bei der Bevölkerung, deren große Mehrheit längst Luthern zugethan war, die Geldangelegenheiten, die in Albrechts Leben eine so wichtige und traurige Rolle spielten. Als die Stadt im Frühjahr 1541 22000 Gulden zur Tilgung seiner Schulden beisteuern sollte, machte dies die Bürgerschaft davon abhängig, daß ihr Rath einen evangelischen Prediger anstelle. Jonas wurde eingeladen, in die Stadt zu kommen, und erhielt, als

Digitized by Google

er hier erschien, sogleich die ordentliche Berufung durch den Magistrat und Gemeindeausschuß. In der Karwoche, in der jene schwere Krankheit Luthers nachließ und Albrecht am Regensburger Reichstag theilzunehmen hatte, betrat er zum ersten Mal die Kanzel der erst unter Albrecht neu aufgebauten städtischen Hauptkirche, die kurz zuvor erst auf Veranlassung des Erzbischofs schön und stattlich neu aufgebaut worden war. Bald nachher gelang es, auch die zwei andern städtischen Kirchen mit evangelischen Predigern zu besetzen. Das neue Kirchenwesen der Stadt überhaupt wurde von Jonas geordnet und blieb unter seiner Leitung. Luther aber unterstützte den Freund mit seinem Rath und blieb bis an sein Ende in trautem Verkehr mit ihm. Er verhehlte nicht seine Freude darüber, daß der „böse alte Schalk" Albrecht das noch habe erleben müssen, und lobte Gott, der sein Gericht auf Erden halte. Die zahlreichen wunderbaren Reliquien, mit welchen jener 20 Jahre früher den für Luther so anstößigen Ablaßhandel zu treiben versucht hatte, (oben S. 280), wollte derselbe jetzt ähnlich in seiner Residenzstadt Mainz ausstellen. Da ließ Luther 1542 anonym, jedoch so, daß er selbst als Verfasser kenntlich sein wollte, eine „Neue Zeitung vom Rhein" ausgehen, welche der deutschen Christenheit noch über eine Reihe neuer, bisher unerhörter, von Sr. Kurfürstl. Gnaden verschaffter Stücke Kunde gab, wie von einem Stück des linken Hornes Moses, von drei Flammen seines brennenden Dornbusches u. s. w., endlich von einem ganzen Quentchen des eigenen treuen Herzens und einem ganzen Loth der eigenen wahrhaftigen Zunge, welche Sr. Gnaden zu jenen Heiligthümern testamentlich hinzu verehrt habe; der Papst habe jedem, der die Heiligthümer mit einem Gulden ehre, Vergebung aller beliebigen Sünden schon auf zehn Jahre im Voraus verheißen. Nur solchen Hohn fand Luther jetzt jener Ausstellung gegenüber noch am Platze. Albrecht schwieg dazu.

Zu derselben Zeit unternahm Kurfürst Johann Friedrich

einen neuen, bedeutungsvollen, aber auch gefährlichen und für Luther selbst bedenklichen Schritt mit Bezug auf ein Bisthum. Der Bischof von Naumburg war gestorben. Das Domkapitel, welchem die Bischofswahl zustand, pflegte bei ihr herkömmlich nach den Wünschen des Kurfürsten als Landesherrn sich zu richten. Jetzt wählte es, ohne erst auf den vom Katholizismus abgefallenen Johann Friedrich zu hören, den hochgeachteten Julius von Pflug. Jener dagegen wollte, da hiedurch sein Recht verletzt sei, jetzt vielmehr einen Bischof nach eigener Wahl und zwar einen Bekenner der Augsburger Confession ernennen. Sein Kanzler Brück sprach hiegegen ernste Warnungen aus, denen Luther nicht umhin konnte beizutreten: wenn der päpstliche Haufe bisher dem zugesehen habe, was man mit gemeinen Pfaffen und Mönchen vorgenommen, so werden sie und der Kaiser doch nicht ähnliches dem Episkopat gegenüber sich gefallen lassen. Der Kurfürst fand das kleinmüthig, er wollte auch kühner und muthiger als Luther sein. Nur schade, daß seinem frommen Eifer der umsichtigere Blick jener Männer fehlte und mit ihm wohl auch das Interesse eigener Macht sich verband. Er nahm auch den Rath der Wittenberger Theologen nicht an, das Bisthum dann wenigstens an den angesehenen Reichsfürsten Georg von Anhalt gelangen zu lassen, sondern erkor sich den Nikolaus von Amsdorf, der ihm wohl nicht blos seines theologischen Standpunktes wegen, sondern wohl auch, weil er bei ihm größere Abhängigkeit vom Landesherrn erwarten durfte, mehr zusagte, den Gegnern aber nur etwa als unverheiratheter Mann und als Adeliger weniger anstößig, als etwa andere protestantische Theologen sein mochte. In großem, feierlichem Aufzug brachte er diesen am 18. Januar 1542 nach Naumburg vor die dort versammelten Stände des Domstiftes.

Luther freute sich jetzt doch auch des evangelischen Bischofs. Er sorgte dafür, ihn in evangelischer Weise einzuführen. Nach der katholischen Lehre pflanzt sich bekanntlich

der Episkopat von den Aposteln her durch die Weihe mit Handauflegung und Salbung fort, die nur ein Bischof wieder anderen ertheilen kann, und nur ein Bischof kann dann auch Priester oder Geistliche weihen. Unsere Reformatoren hätten diese sogenannte apostolische Succession leicht durch jene preußischen Bischöfe, die zu ihnen übertraten weiter fortleiten können. Wie sie aber dafür kein Bedürfniß mit Bezug auf die Geistlichen überhaupt anerkannten, so jetzt auch nicht mit Bezug auf den neuen Bischof. Luther selbst weihte ihn am 20. Januar gemeinsam mit zwei evangelischen Superintendenten der Nachbarschaft und dem Hauptpastor und Superintendenten, den die evangelische Gemeinde Naumburgs schon damals hatte, mit Gebet und der Handauflegung vor den Ständen und einer Masse Volks aus der Stadt und Umgegend im Dome ein. Zuvor wurde der Gemeinde angekündigt, daß hier für sie ein rechtschaffener Bischof durch den Fürsten und die Stände sammt der Geistlichkeit ernannt sei, und sie wurde aufgefordert, auch selbst ihren Beifall durch ein Amen auszusprechen, das dann laut erscholl. In dieser Weise wenigstens suchte man hier einer, besonders vom Kirchenvater Cyprian ausgesprochenen Ordnung nachzukommen, wonach ein Bischof in einer Zusammenkunft der Nachbarbischöfe und mit Zustimmung seiner eigenen Gemeinde erwählt werden sollte. Luther gab über den Act Rechenschaft in einer Schrift: „Exempel, einen rechten christlichen Bischof zu weihen".

Brücks Befürchtungen waren indessen sehr begründet. Die Klagen über diese That fielen auch bei gemäßigteren Gegnern der Reformation und vor allem beim Kaiser schwer in's Gewicht. Zugleich zeigte sich hier besonders deutlich, daß, wie auch sonst bemerklich war, die gute kirchliche Gesinnung des Kurfürsten doch den Verhältnissen und verschiedenartigen andern Interessen gegenüber oft zu wenig Energie und Consequenz hatte. Denn die für das Bisthum erforderlichen neuen kirchlichen Anordnungen blieben

liegen, der neue Bischof wurde auch äußerlich schlecht ausgestattet; Luther klagte, daß der fürstliche Hof große Dinge vornehme und dann im Koth stecken lasse. Zudem zeigte sich bei manchen weltlichen Herren auch unter den Protestanten eine gehässige Eifersucht und Mißgunst gegen die ihren Theologen zufallenden Ehren und Vortheile. Luther selbst übte deshalb möglichste Vorsicht. Er wollte nicht einmal eine Gabe Wildprets von seinem Freund Amsdorf annehmen, um den „Centauren am Hof" nicht Anlaß zu Lästerreden zu geben, obgleich sie, wie er sagte, selbst alles verschlungen haben, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen: „Laß sie," schrieb er an Amsdorf, „fressen in Gottes oder eines Andern Namen."

Kaum hatte dann i. J. 1542 die Einsetzung des Bischofs durch den Kurfürsten ihre ersten erbitternden Eindrücke hervorgebracht, als zwischen diesem und seinem Glaubensgenossen und Vetter, dem Herzog Moritz von Sachsen, der seinem verstorbenen Vater Heinrich in der Regierung gefolgt war, ein Kampf aufzuflammen drohte, der mehr als alles andere die Stellung der Protestanten im Reich gefährden mußte und durch welchen Luther in tiefster Seele erregt und bewegt wurde.

Zwischen der Herzoglichen oder Albertinischen und der Kurfürstlichen oder Ernestinischen Linie des sächsischen Fürstenhauses war neben anderen Rechten namentlich auch die Oberhoheit über das zum Bisthum Meißen gehörige Amt und Städtchen Wurzen streitig. Als nun der Meißener Bischof sich weigerte, die Türkensteuer in Wurzen dem Kurfürsten zukommen zu lassen, warf dieser im März 1542 rasch Truppen dorthin. Sogleich bot Moritz ihnen gegenüber die seinigen auf. Beide rüsteten weiter und waren zum Losschlagen bereit. Da richtete Luther in einem Schreiben vom 7. April, das er zur Veröffentlichung bestimmt hatte, mit herzlicher christlicher Wärme und frisch und frei von der Leber weg sein Wort an die Beiden und

ihre Landstände. Er erinnerte sie an die Mahnungen der heiligen Schrift zum Frieden, an die Verwandtschaft der zwei Fürsten, die unter zweier Schwestern Herzen gelegen, ihres beiderseitigen Adels, der unter einander gevettert, geschwistert und geschwägert, und auch ihres Bürger- und Bauernstandes, der so eng durch Ehen verbunden sei, so daß der Krieg kein Krieg, sondern gar ein Hausaufruhr sein werde, ferner an den geringen Gegenstand, um deß willen sie so gegen einander zürnen, wie wenn zwei volle Bauern im Wirthshaus sich um ein Glas, oder zwei Narren um ein Stück Brod schlügen, an die Schmach und Schande fürs Evangelium, an die Freude für ihre Feinde und den Teufel, der gern aus diesem Funken ein groß Feuer aufbliese. Demjenigen der beiden Fürsten, welcher, statt Gewaltthat zu üben, sich zufrieden und recht erbiete, obs nun sein Landesherr oder der Herzog wäre, wollte er selbst mit seinem Gebete beitreten; und der sollte dann auch getrost gegen die Gewaltthat sich wehren und Spieße und Büchsen in die Kinder des Unfriedens gehen lassen. Den Andern verkündigte er, daß sie sich selbst in Bann und Gottes Rache hingegeben haben, ja er rieth denen, welche unter solchem unfriedlichen Fürsten kriegen sollten, aus dem Feld zu laufen, was sie laufen könnten.

Landgraf Philipp, der bis dahin selbst noch wegen seines Ehehandels in einer gewissen Spannung mit Johann Friedrich sich befand, brachte in diesem Augenblick noch einen friedlichen Vergleich zwischen ihm und Moritz zu Stande. In diesem jungen Fürsten aber gährte ein Ehrgeiz, der gern auch auf Kosten seines Vetters und anderer protestantischen Fürsten sich befriedigte, und dazu eine Kraft, in der er Jenem weit überlegen war. Luther ahnte Schlimmeres für die Zukunft.

Der Reformation fiel hierauf noch das Gebiet jenes Herzogs Heinrich von Braunschweig zu. Gegen ihn zogen nämlich jetzt Landgraf Philipp und Johann Friedrich

vereinigt zu Felde, weil er die evangelische Stadt Goslar bedrängte und an ihr trotzig eine Acht vollziehen wollte, welche zuvor das Reichsgericht wegen kirchlicher Angelegenheiten über sie verhängt, der Kaiser aber suspendirt hatte. Diesen Krieg gegen „Heinz Mordbrenner" erachtete auch Luther für recht und nothwendig, weil es sich um Schutz für Unterdrückte handle. Wolfenbüttel, auf dessen unüberwindliche Befestigungen der Herzog pochte, erlag am 13. August 1542 schnell dem Kriegsgeschick und der Kühnheit Philipps: Luther triumphirte, daß die Feste, von der es geheißen, sie halte eine sechsjährige Belagerung aus, mit Gottes Hilfe in drei Tagen gefallen sei. Er wünschte den Siegern nur Demuth und daß sie Gott die Ehre geben. Sie besetzten das Land, dessen Fürst hinwegfloh, und richteten darin das evangelische Kirchenwesen auf, übereinstimmend mit den Wünschen der Bevölkerung.

Moritz von Sachsen, der doch am evangelischen Bekenntniß und an seinen Befugnissen als Schirmherr der Kirche kräftig festhielt, führte nicht blos die von seinem Vater verordnete Reformation im Herzogthum weiter durch, sondern es gelang ihm dann auch, dieselbe in friedlicher Weise auf das Bisthum Merseburg auszudehnen. Das dortige Domkapitel ließ sich nämlich 1544 durch ihn bestimmen, für dasselbe seinen jugendlichen Bruder August zu erwählen, und dieser übertrug, da er selbst kein Geistlicher war, die eigentlich bischöflichen Funktionen sogleich an Georg von Anhalt, den frommen Freund Luthers, der im Sommer des folgenden Jahres auch die Weihe, ähnlich wie Amsdorf sie empfangen hatte, durch Luther in Gemeinschaft mit mehreren Superintendenten und mit Bugenhagen, Cruciger und Jonas sich in seiner Domkirche ertheilen ließ.

Noch weit Größeres und Wichtigeres bereitete sich im Erzbisthum Cöln vor. Hier beschloß einmal ein Erzbischof und Kurfürst selbst, der greise, würdige Hermann v. Wied, aus freier Ueberzeugung die Reform auf Grund des neu

erkannten Evangeliums vorzunehmen. Im Jahr 1543 berief er hiezu aus Wittenberg den Melanchthon. Dieser hatte dort mit Butzer zusammen zu arbeiten, der immer dafür galt, daß er durch seinen Eifer für allgemeine kirchliche Einigung leicht zu weit sich führen und zugleich in der Abendmahlslehre auch nach der Annahme der Wittenberger Concordie (oben S. 509) seinerseits doch lieber bei einer unbestimmteren Fassung es bewenden lasse. Luther aber verfolgte mit Dank gegen Gott das Unternehmen, beförderte selbst den Abgang Melanchthons dorthin, begleitete diesen mit seinem vollen Vertrauen und ließ sich mit Freuden von ihm über die Aufrichtigkeit, Einsicht und Standhaftigkeit des Erzbischofs berichten. — Aehnlich begann auch schon der Bischof von Münster nach dem Wunsch seiner Stände mit Reformversuchen.

Der Kaiser endlich, der seit 1542 auch wieder mit Frankreich im Krieg lag und dazu eine kräftige Hilfe von Seiten der deutschen Reichsstände bedurfte, bezeigte sich auf einem neuen Reichstag in Speier 1544 den Protestanten so gnädig wie nie zuvor. Im Reichstagsabschied versprach er nicht nur auf ein allgemeines Conzil hinzuwirken, das im heiligen Reich deutscher Nation gehalten werden solle, sondern sagte auch, da es mit dem Conzil noch ungewiß sei, einen andern Reichstag zu, der selbst über die streitige Religion handeln sollte. Mittlerweile sollten sowohl er als die verschiedenen Reichsstände Bedenken und Entwürfe für eine christliche Vereinigung und gemeinsame christliche Reformation vorbereiten. Vor dem Zugeständniß eines auf deutschem Boden zu haltenden Conzils hatte Erzbischof Albrecht, der jetzt ganz gegen die Reformation verbittert war, schon nach dem Reichstag von 1541 dringend verwarnt, weil hier das protestantische Gift zu mächtig wirken werde; in einem national-deutschen Conzil sah er die drohende Gefahr eines Schisma. Ueber die Beschlüsse von Speier erhielt der Kaiser schwere Vorwürfe vom Papst: namentlich verstoße

es gegen die christliche Frömmigkeit, daß Laien, ja Laien, welche den verdammten Ketzereien anhängen, über die kirchlichen und geistlichen Dinge urtheilen sollten.

Die Ausbreitung und Kraft des Protestantismus hatte im deutschen Reich einen Höhepunkt erreicht, auf dem es möglich scheinen konnte, daß er doch noch zum Bekenntniß der großen Mehrheit der Nation werden, ja daß diese in ihm noch sich einigen werde. Karl V. jedoch hielt an seinem ursprünglichen Ziel unwandelbar fest, ja mochte sich ihm bald näher denn je zuvor fühlen. Durch jene Nachgiebigkeit gewann er eine Heeresmacht, vermöge deren er schon im September desselben Jahres einen anständigen Frieden mit König Franz machen konnte, und bei diesem wurde auch sogleich wieder ein gemeinsames Wirken für die Herstellung der katholisch-kirchlichen Einheit insgeheim zwischen den beiden Fürsten verabredet. Das Nächste war, den Papst endlich zur wirklichen Einberufung eines Conzils, das diesem Zweck nach dem Sinne des Kaisers dienen sollte, zu bewegen, dann die endliche Unterwerfung der Protestanten unter dieses zu erzwingen.

Auf jene Möglichkeit hätte man wohl noch hoffen dürfen, wenn dasjenige Wehen des Geistes, das einst von unserem Reformator angeregt und auch ihm selbst schon entgegengekommen war, voll und kräftig im deutschen Volk sich erhalten und wenn der neue Geist die Massen oder auch nur wenigstens die einflußreichsten Classen und Persönlichkeiten, die dem neuen Bekenntniß zufielen, alle wahrhaft innerlich durchdrungen, geläutert und zum Kämpfen, Arbeiten und Dulden gekräftigt hätte. Aber von Anfang an und je länger je mehr gingen ja die Klagen des Reformators darüber, wie sehr es hieran fehle, seiner Verkündigung des Evangeliums und seinem Angriff auf das römische Antichristenthum zur Seite. So jammerte er wieder, als er von jenen Erfolgen in Cöln, Münster und Braunschweig hörte, darüber, daß doch „bei uns Viele bös und

Wenige gut werden"; er wandte auf die eigene Kirchengemeinschaft das Sprichwort an „je näher Rom, je ärgere Christen", und die Aussprüche des Propheten, wonach Jerusalem, die heilige Stadt, immer das Aergste thun müsse. In seinem Eifer warf er hier den evangelischen Gemeinden noch mehr vor, als die altkirchlichen und papistischen Gegner ihnen hätten vorwerfen dürfen, sofern bei diesen die sittlichen Zustände doch mindestens keine besseren waren; bei jenen aber hatte er den besonderen Undank zu beklagen der besonderen Wohlthat gegenüber, die ihnen Gott habe zu Theil werden lassen. So stieß er beim Bauernstand vorzugsweise immer wieder auf die alte eigensinnige Gleichgiltigkeit und Stumpfheit, bei den Bürgern auf Ueppigkeit und Mammonsdienst, bei seinen Deutschen überhaupt auf Völlerei und anderes grobes Fleischeswesen. Am schmerzlichsten trat ihm solches bei seinen nächsten Mitbürgern und Zuhörern, seinen Wittenbergern, entgegen, und am schärfsten äußerte er sich darüber gegen die Studentenschaft, die er zur Unzucht und zum Dienst viehischen Lasters, wie er sagt, verführt sah. Die Obrigkeit war ihm dem allen gegenüber viel zu wenig der hohen göttlichen Bestimmung eingedenk, deren er sie hatte versichern dürfen. Als über Einführung und Verschärfung von Kirchenzucht verhandelt wurde, sah er voraus, daß sie nur zu den Bauern reichen und an die höheren Classen sich nicht wagen werde. Unter den hohen Herren am Hofe, zumeist am Dresdener, aber auch am Kurfürstlichen sah er gewaltthätige Centauren und gierige Harpyien, welche die Reformation ausbeuten und schänden und in deren Mitte auch einem tüchtig gesinnten Regenten ein echt christliches Regiment schwer und unmöglich werde. Dazu gerieth er schon früher und namentlich noch in jenen späteren Jahren mit Juristen und zwar auch mit anerkannt gewissenhaften Männern, wie mit seinem Collegen und Freund Schurf, wegen mancher Fragen in Conflict, worin sie von Auffassungen des kanonischen oder

auch römischen Rechts, die er unchristlich und unsittlich fand, nicht weichen zu können meinten. Namentlich schalt er es auch eine Verletzung der göttlichen Ordnung, daß sie auf der Giltigkeit von Verlöbnissen bestanden, welche von jungen Leuten insgeheim und gegen den Willen der Eltern geschlossen waren. Nicht jenem Siege des evangelischen Bekenntnisses sah er bei diesen Zuständen des deutschen und deutsch-protestantischen Volkes entgegen, sondern er kündigte seinem Deutschland mit Bangigkeit schwere, verheerende Heimsuchungen an, sprach auch davon, daß Gott die Bekenner des Evangeliums wohl noch sehr durch Drangsale zusammenschmelzen lassen und sichten werde.

Gerade in jenem Zeitpunkt nun, wo eine Entscheidung für den großen kirchlichen Kampf in Deutschland sich vorbereitete, glaubte Luther auch das Band des Friedens und der gegenseitigen Duldung wieder zerreißen zu müssen, das mühsam zwischen ihm und den evangelischen Schweizern zu Stande gekommen war. Er hatte darin keinen Grund gesehen, sein altes Urtheil über Zwingli zu ändern oder fernerhin zurückzuhalten. Jene dagegen nahmen, durch solche Aeußerungen verletzt, ihren verehrten Lehrer und Reformator auf eine Weise in Schutz, aus welcher Luther schloß, daß sie ganz noch an seinen Irrthümern hingen. Auch war ein kränkendes Mißtrauen gegen ihn unter ihnen selbst nie erloschen. Dazu hörte Luther von verderblichen Einflüssen, welche die Sacramentirerei auch auswärts noch übe: so in einem Briefe von Glaubensgenossen aus Venedig, deren Klagen über böse Folgen des Abendmahlstreites für ihre Gemeinden ihn auf fortgesetzte Zwingli'sche Einwirkungen hinwiesen. Schon im August 1543 schrieb er dem Züricher Buchdrucker Froschauer, der ihm eine von den dortigen Predigern verfaßte Bibelübersetzung verehrte, kurz und offen: er könne mit diesen keine Gemeinschaft haben, wolle ihrer lästerlichen Lehre sich nicht theilhaftig machen; es sei ihm leid, „daß sie so fast sollen umsonst

arbeiten und doch dazu verloren sein." Nun fand er gar in einem Reformationsentwurf, welchen Butzer mit Melanchthon für Cöln abgefaßt hatte, verdächtige Sätze über das Sacrament, auf welche eine Kritik Amsdorfs ihn aufmerksam machte; sie ließen allerdings die bestimmte lutherische Aussage über die Substanz des Leibes Christi im Abendmahl vermissen oder „mummelten", nach Luthers Ausdruck, nur davon. Ja er hörte sagen, daß sogar für Wittenberg und für ihn selbst seine Lehre hierüber nicht mehr feststehen sollte: Anlaß hiezu gab nämlich der Umstand, daß man die Elevation, d. h. den alten Gebrauch, die geweihte Hostie feierlich emporzuheben, der mit der katholischen Opferidee zusammenhing, jedoch bisher noch beibehalten und in anderem Sinn gedeutet worden war, neuerdings endlich dort abgethan hatte. Nach tiefem, heftigem Grollen brach Luther im September 1544 mit der Schrift los: „Kurz Bekenntniß vom heiligen Sacrament". Nicht um eine neue Widerlegung der Irrlehrer war es ihm zu thun — er erklärte, sie seien von ihm schon vielfältig als offenbare Lästerer überwunden — sondern nur darum, gegen die „Schwärmer und Sacramentsfeinde Carlstadt, Zwingel, Oekolampad, Stenkefeld (Schwenkfeld) und ihre Jünger" noch einmal Zeugniß abzulegen und sich von ihnen, den verlorenen Menschen, völlig und für immer loszusagen.

Es gingen bange Gerüchte über Schläge, welche Luther auch auf Butzer und Melanchthon zu führen im Begriff sei. Melanchthon selbst bebte; er fürchtete ernstlich, ins Exil ziehen zu müssen. Aber nicht einmal gegen Butzer, den er bei dieser Gelegenheit ein Klappermaul nannte, ließ Luther sich weiter aus. Gegen Melanchthon finden wir nirgends, auch nicht in Briefen an vertraute Freunde, eine verletzende oder gar drohende Aeußerung aus seinem Munde. Er bewahrte ihm sein Vertrauen auch für spätere kirchliche Verhandlungen. Als man ihn drängte, eine Sammlung seiner lateinischen Schriften herauszugeben, widerstrebte er, wie er

in der Vorrede vom Jahr 1545 sagt, lange, weil man ja schon so tüchtige christliche Lehrschriften habe, wie namentlich jene Loci Melanchthons, die derselbe kurz vorher neu in seiner Weise bearbeitet hatte (vgl. oben S. 536). Wir möchten bedauern, daß Melanchthon in solchen für ihn peinlichen Momenten dem Freunde, dessen Herz für ihn doch immer groß und warm blieb, nicht auch freier und muthiger das eigene erschloß.

Ueber die nächsten Erfolge seines Handelns und Wirkens, zu welchem er sich von Gott berufen und getrieben fühlte, bei welchem aber freilich auch seine natürliche Individualität mächtig erregt war, hat Luther bis an sein Ende nie viel gerechnet und gesorgt. Indem er die Dinge vielmehr allein Gott anheim stellte, hatte er namentlich stets schon jenes letzte Ziel, auf welches Gott sie sicher hinlenke, vor Augen, ja sah dieses schon in der nächsten Nähe vor sich. Die Zuversicht auf die Nähe jenes großen Tages, wo der Herr diese ganze Weltentwicklung abschneiden und mit der vollendeten Herrlichkeit und Seligkeit seines Reiches sich offenbaren werde, stand, wie er sie schon im Beginn seiner Kämpfe aussprach, so bis zum Schlusse seines Wirkens bei ihm fest. Wir erkennen darin die Innigkeit seines eigenen Sehnens, Ringens und Drängens nach diesem Ziel, wie das tiefe Bewußtsein davon, wie wenig die Gegenwart mit allen ihren Leistungen der göttlichen Bestimmung entsprechen könne. Hinaus strebte er über diese Welt, während gerade er die Christen wieder lehrte, wie sie die in ihr gestellten sittlichen Aufgaben würdigen und auch ihre Güter mit Dank gegen Gott genießen sollten. Daran, daß man Tag und Stunde nicht wissen könne, hat er stets erinnert und vor Berechnungsversuchen gewarnt. Aber seine Hoffnung auf jene Nähe suchte doch auch er zu begründen. Mit besonderer Bestimmtheit that er dies noch in einer kleinen lateinischen Schrift jener letzten Jahre, worin er die biblische Chronologie und weiter auch die Hauptjahre der

Weltgeschichte überhaupt behandelte. Anschließend nämlich an die weit verbreitete, schon aus dem Judenthum stammende Annahme einer großen Weltwoche von sechs Jahrtausenden, auf welche der ewige Ruhetag folge, suchte er mit künstlicher Begründung zu zeigen, daß vom sechsten Jahrtausend wohl nur die Hälfte wirklich ablaufen solle, und indem nun nach seiner Chronologie das Jahr 1540 das 5500ste Jahr der Welt war, hätte schon mit dem Erscheinen seines Büchleins 1541 das Ende hereinbrechen müssen. Nie indessen hat er, wie so manche Andere, sich durch solche Hoffnungen und Wünsche in praktisch gefährliche Phantastereien hineinziehen lassen.

Zu größeren schriftstellerischen Arbeiten kam er in diesem Jahre nicht mehr.

Neben der fortgesetzten Polemik gegen Papstthum und Irrlehre haben wir hier noch eigenthümliche Streitschriften zu erwähnen, welche sein Zorn über die Angriffe dreister Juden aufs Christenthum, ja über die Verführung mancher Christen durch sie bei ihm hervorrief. Schon i. J. 1538 veranlaßte ihn die seltsame Kunde, daß in dem an Sectirerei reichen Mähren „jüdisches Geschmeiß“ Christen zur Annahme des mosaischen Gesetzes verleite, zu einem öffentlichen „Brief wider die Sabbather“. Heftiger zog er gegen sie 1543 in ein paar Schriften los, vornehmlich wegen der schmutzigen Schmähungen und wilden Flüche, die das freche Judenthum gegen Christus und die Christen sich erlaube und dazu wegen des Wuchers, in dessen Schlingen sie diese fangen. Ja er meinte, man solle ihnen die Synagogen, wo sie so lästern und fluchen, verbrennen und sie zu ehrlichem Handwerk antreiben, oder aus dem Lande jagen.

An seiner großen, schönen Lebensarbeit, der deutschen Bibelübersetzung, war er noch bis an sein Ende thätig. Nachdem die zweite Hauptausgabe derselben (vgl. ob. S. 526) 1541 erschienen war, suchte er auch noch bei den folgenden Auflagen i. J. 1543 und 1545 wenigstens Einzelnes zu ver-

bessern. Auch das wichtigste Predigtwerk, das Luther der Nachwelt hinterlassen hat, war er noch weiter umzugestalten und zu bessern bedacht. Nachdem er schon 1540 Aenderungen an einer Reihe von Predigten vorgenommen hatte, ließ er drei Jahre nachher die Sommerpostille, die einst Roth herausgegeben hatte, in einer neuen Bearbeitung durch die Hand seines Collegen Cruciger erscheinen; hier ist diese auch erst durch die Predigten über die Episteln vervollständigt worden.

Wie sehr Luther, auch ehe jenes große Ende da wäre, aus den Kämpfen und Arbeiten heraus unter der Last leiblicher Beschwerden nach der ewigen Ruhe sich sehnte, haben wir längst vernommen. Er sprach davon ruhig mit tiefem Ernst und wohl auch mit einem für die Hörer oder Leser schmerzlichen Humor. So antwortete er seiner gnädigsten Kurfürstin Sibylle, als sie im März 1544 „sorgfältig und fleißig" nach seiner Gesundheit und dem Befinden von Weib und Kindern fragte: „Es gehet uns, Gott Lob, wohl und besser, denn wir's verdienen vor Gott. Daß ich aber am Haupt zuweilen untüchtig bin, ist nicht Wunder. Das Alter ist da, welches an ihm selbst alt und kalt und ungestalt, krank und schwach ist. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er einmal zerbricht. Ich habe lange genug gelebt, Gott bescheere mir ein selig Stündlein, darin der faule unnütze Madensack unter die Erde komme zu seinem Volk und den Würmern zu Theil werde. Acht auch wohl, ich habe das Beste gesehen, das ich hab auf Erden sollen sehen. Denn es läßt sich an, als wollte es böse werden. Gott helfe den Seinen, Amen."

Siebentes Kapitel.

Häusliches und Persönliches aus Luthers späterer Lebenszeit.

Soviel Luther selbst immer wieder über sein Alter und seine zunehmende Schwäche, Hinfälligkeit und Unbrauchbarkeit klagt, so zeigen uns doch seine Schriften und Briefe nicht blos aufs neue immer eine ungebeugte Kraft und ein nicht zu dämpfendes Feuer, sondern auch oft genug noch die heitere, scherzhafte Laune, die neben Leiden, Verdruß und Unwillen sich bei ihm behauptete. Er selbst äußerte wohl, die Menge der Gegner, besonders der Sectirer, die immer neu gegen ihn auftrete, mache ihn immer wieder jung. Die wahre Quelle seiner Kraft fand er jeder Zeit in dem Herrn und Heiland, der in den Schwachen mächtig sei und an welchem er im Glauben fest und stille halten wollte. Einen besonders günstigen Einfluß aber dürfen wir hiebei gewiß jener wesentlichen anderen Seite seines Lebens und Berufes beilegen, die seit seiner Verheirathung für ihn sich geöffnet hat. Wenn er von seiner Familie, seiner Frau und seinen Kindern redet, ist er immer des Dankes gegen Gott voll, das Herz geht ihm auf, er athmet unter den heißen Arbeiten und Kämpfen eine frische und erquickende Luft. Wie er während des Augsburger Reichstages seinen Kurfürsten ermuthigend auf das lustige Paradies hinwies, das Gott ihm in den zarten Knäblein und Mägdlein aufblühen lasse, so durfte er ähnliches im eigenen Hause fühlen und genießen. Für einen ihm von Gott zugewiesenen Beruf sah er auch dieses sein häusliches Leben an: nämlich nicht als ob er, der Reformator, hier etwas Absonderliches zu leisten oder zu erleben hätte, vielmehr so, daß er in dem

Abb. 52. Luther nach einem Gemälde Cranachs (in seinem sogenannten Stammbuch) in Berlin.

Digitized by Google

für Alle gestifteten, aber durch hochmüthige Mönche und Pfaffen herabgesetzten und durch fleischliche Menschen entwürdigten Stande nach der allgemeinen Menschen- und Christenpflicht Gotte dienen und der göttlichen Güte sich freuen sollte.

Fünf Kinder wuchsen ihm jetzt heran. Auf den Erstgeborenen, Johannes oder Hänschen, war in jenen schweren Tagen des Jahrs 1527 (oben S. 392) das erste Töchterlein, Elisabeth, gefolgt. Schon nach acht Monaten jedoch sagte sie ihm, wie er einem Freund meldete, Lebewohl, um hinzugehen zu Christus durch den Tod zum Leben; und er mußte sich wundern, wie sehr dadurch sein Herz krank, ja fast weibisch geworden sei. Im Mai 1529 wurde ihm Ersatz zu Theil in einer kleinen Magdalena, oder Lenchen. Dann folgten die Knaben Martin 1531 und Paul 1533. Jener war wenige Tage oder wohl nur einen Tag vor dem Gedächtnißtage des heiligen Martin und dem Geburtstag seines Vaters geboren und erhielt so auch denselben Namen. Mit Pauls Namen wollte Luther an den großen Apostel erinnern, dem er selbst soviel zu verdanken habe. Bei seiner Taufe sprach er die Hoffnung aus: „ob vielleicht Gott der Herr einen neuen Feind des Papstes oder Türken an ihm erziehen wolle.“ Die Reihe der Kinder schloß ein Töchterlein, Margarethe, welche 1534 geboren wurde.

Zur Familie gehörte auch eine Tante seiner Frau, Magdalene von Bora. Früher war sie Nonne in demselben Kloster mit ihrer Nichte und dort der Krankenstube vorgesetzt oder Siechenmeisterin. Sie lebte unter Luthers Kindern wohl wie eine traute Großmutter. Sie meinte Luther mit der Muhme Lene, von der er 1530 seinem Hänschen schrieb: gieb ihr einen Kuß von meinetwegen; und als er 1537 aus der Todesgefahr errettet von Schmalkalden heimwärts reisen konnte, schrieb er seiner Frau: „laß die lieben Kindlein mit Muhme Lene dem rechten Vater danken.“ Wohl nicht lange nachher ist sie gestorben. Luther tröstete

sie da: „Ihr werdet nicht sterben, sondern wie in einer Wiege entschlafen, und wenn die Morgenröthe aufgehen wird, sollt Ihr wieder aufstehen und ewig leben.“

In der zuletzt erwähnten Zeit hatte Luther ferner zwei elternlose Nichten bei sich, Lene und Else Kaufmann aus Mansfeld, Schwestern des Cyriak, den wir auf Coburg bei ihm trafen, und auch eine junge Verwandte, Namens Anna Strauß, wohl die Enkeltochter einer Schwester von ihm. 1538 verlobte sich Lene mit dem würdigen Schösser der Wittenberger Universität Ambrosius Berndt, und Luther richtete ihr die Hochzeitsfeier zu. Auch junge studirende Neffen hatte Luther zeitweise in seinem Haus.

Als seine Knaben heranwuchsen und lernen sollten, hielt er ihnen einen Hauslehrer. Bei ihm selbst finden wir junge Männer in der Stellung eines Amanuensis. So hatte er auf Coburg den Veit Dietrich zur Seite. Nachher hören wir von einem Zögling, welchen in seinem Hause dieser selbst bei sich hatte, ja gar von zweien oder noch mehreren. Das scheint freilich der Hausfrau zu viel geworden zu sein: im Herbst 1534 verließ Dietrich deshalb Luthers Haus und Tisch.

Wie andere Professoren, so nahm auch Luther eine Anzahl Studirender gegen Bezahlung an seinen Tisch. Darunter waren namentlich auch gereiftere Männer, die noch am Wittenberger Studium Theil zu nehmen und vor allem ihn kennen zu lernen begierig waren. Ueberdies öffnete sich sein Haus und sein Tisch einer Menge von Gästen, Theologen und Nichttheologen, hochgestellten und niedrigen, die vorübergehend bei ihm einsprachen.

Zur Stätte dieses großen und wachsenden Hausstandes also war das ehemalige Klostergebäude (oben S. 360) geworden. Nach der kurfürstlichen Verfügung, welche Johann Friedrich bestätigte, sollte es sein eigen sein. Das Haus stand jedoch, da der Bau beim Beginn der Reformation noch nicht fertig geworden war, damals noch

Abb. 55. Wittenberg nach einem alten Kupferstich.

Digitized by Google

unvollendet da, während es zugleich mannigfacher Nachbesserungen bedurfte. (Seine gegenwärtige reichere architektonische Ausführung stammt erst aus einer Restauration der neuesten Zeit.) Es lehnte sich an die Befestigungen der Stadt, an welchen die Elbe schützend vorbei strömte. Dort hinaus hatte er sein eigenes Stüblein, das einen Vorbau über das Wasser des Grabens hin bildete, jedoch, wie er

Abb. 54. Das Lutherhaus (früher Kloster) vor der Restauration neuerer Zeit.

1530 klagte, durch die militärischen Rücksichten bedroht und vielleicht noch während seiner Lebzeiten ihnen zum Opfer wurde. Nur ein größeres Zimmer der Wohnung, das nach vornezu liegt, hat sich in der Erinnerung der Nachwelt erhalten und heißt jetzt die Lutherstube. Es war wohl die Hauptstube der Familie.

Das junge Ehepaar besaß anfangs nur sehr mäßige Mittel für seinen Unterhalt. Sie brachten Beide kein

Digitized by Google

Vermögen bei. Als Luther 1527 auf den Tod krank lag (oben S. 386 f.), konnte er seine Frau auf keine Hinterlassenschaft, als auf die Becher, die er zum Geschenk erhalten hatte, verweisen, und es kam vor, daß er diese verpfänden mußte, um für die augenblicklichen Bedürfnisse Geld aufzunehmen.

Allmählich wuchs doch Einkommen und Besitz. Luthers

Abb. 55. Die Lutherstube.

Gehalt bei der Universität (Honorar für die Vorlesungen bezog er nicht) wurde ihm bei seiner Verheirathung durch Kurfürst Johann von 100 auf 200 Gulden erhöht, und Johann Friedrich legte weitere 100 Gulden zu (oben S. 525); der Werth eines damaligen Gulden stellt sich nach unsern heutigen Preisen auf etwa 16 Mark. Hiezu traten gewisse regelmäßige Einkünfte an Naturalien. Ab und zu kam aus den

Digitized by Google

kurfürstlichen Händen ein außerordentliches Geschenk, ein schönes Stück Tuch, ein Faß Wein, ein Stück Wildpret zum Gruße; Johann Friedrich schickte 1536 einmal zwei Faß Most mit dem Bemerken, daß es heuriges Gewächs von seinen eigenen Bergen sei und daß Luther die Güte desselben im Genießen befinden werde. — Als Antheil des väterlichen Erbes erhielt Luther 250 Gulden, die jedoch sein Bruder Jakob, der Erbe der liegenden Güter, ihm erst später allmählich auszahlen sollte. — Im Jahre 1539 brachte ihm Bugenhagen von Dänemark 100 Gulden zum Geschenk und zwei Jahre nachher verschrieb ihm der dänische König für ihn und seine Kinder jährlich 50 Gulden. Luther war wegen seines irdischen Auskommens stets unbesorgt und gab, was bei ihm einging, mit großartiger Freigebigkeit wieder aus. Seine Frau hielt die Mittel für den Haushalt zusammen, führte diesen mit geschäftigen, rüstigen und kräftigen Händen und war geneigt, ihn noch zu vermehren und zu erweitern.

Sie kauften zu dem Garten hin, der zum Klosterhaus gehörte, noch einige andere Gartenstücke und einen Acker. Im Jahre 1540 nahm Luther einem Bruder seiner Frau, der sich in bedrängten Verhältnissen befand, das kleine Landgut Zülsdorf und Zulsdorf, das zwischen Leipzig und Borna liegt (nicht zu verwechseln mit einem anderen, gleichnamigen), um 610 Gulden ab. Seine Frau suchte, während der Markt in Wittenberg nur ärmlich bestellt zu sein pflegte, ihren Bedarf an Lebensmitteln aus der eigenen Oekonomie zu beziehen, und diese forderte wieder ein vermehrtes Gesinde, das zu unterhalten war. In den Gärten waren Bäume und auch Hopfen gepflanzt, unter den Bäumen waren auch feinere, wie Maulbeerbäume und Feigen. Ferner befand sich dort ein kleines Wasser mit Fischen. Auf dem Gütchen schaltete und waltete Katharina gern in persönlicher Anwesenheit. In Wittenberg braute sie nach damaligem Brauch selbst ihr Bier, wofür eine Befugniß auf

dem Klostergebäude ruhte. Wir hören von einer größeren Anzahl von Schweinen, die sie hielt, und deren Kauf sie beschäftigte (vgl. oben S. 392 und unten S. 584). Gelegenheitlich erwähnt Luther auch einmal seinen Kutscher neben anderem Gesinde. — Endlich erwarb Luther 1541 noch ein kleines Haus in der Nähe seines Klosterhauses, indem er besorgt war, dieses noch ganz den Befestigungen opfern zu müssen und es jedenfalls seiner Frau nicht zur Wohnung hinterlassen zu können; von der Kaufsumme hatte er einen Theil erst allmählich in zehn Jahren abzutragen.

In diesem Ehe- und Hausstand also hat der Reformator seine Erholung und Lust, darin seinen Beruf als Mann, Gatte und Vater gefunden. Nach den Erfahrungen, die er selbst davon gemacht, sagte er: „Die Welt hat nach Gottes Wort keinen lieblicheren Schatz auf Erden, denn den heiligen Ehestand; Gottes höchste Gabe ist ein fromm, freundlich, gottesfürchtig und häuslich Gemahl haben, mit der du friedlich lebest, der du darfst alle dein Gut, ja dein Leib und Leben vertrauen, mit der du Kinderlein zeugest." Zugleich nennt er den Ehestand ein Leben, welches, wo man es recht halte, durch und durch voll guter Werke sei. Er kennt freilich auch viele „störrige und wunderliche Eheleute, die weder nach den Kindern fragen, noch einander herzlich lieb haben"; solche, sagt er, seien nicht Menschen; bei ihnen sei die Hölle.

Bei seinen Aussagen über dieses Leben und seinem Verhalten in demselben fehlt jede Sentimentalität, Gefühlsüberschwenglichkeit und künstliche Idealisirung. Es ist eine kräftige, derbe und nach Mancher Urtheil vielleicht grobe Natürlichkeit, aber auch eine zarte, lautere, innige; und mit ihr verbindet sich die stete, herzliche und aufrichtige Beziehung zum himmlischen Geber und Herrn, zu seinem Willen und seinen Forderungen.

Bei seinen Kindern war Luther vom ersten Augenblick an bedacht, sie aus einer argen, verderbten und verdammten

Welt heraus Gotte zu weihen. Wir haben von ihm noch mehrere Briefe, worin er Freunde mit großer Wärme bittet, Pathenstelle bei einem Kind zu übernehmen und dem armen Heiden zur Christenheit oder von seiner sündlichen, tödtlichen Geburt zur heiligen und seligen Wiedergeburt zu helfen. Als er eine solche Bitte für seinen Sohn Martin einem jungen böhmischen Adeligen in seinem Hause vortrug, wurde er in seiner Rede so ernst, daß ihm zur Verwunderung der Anwesenden die Stimme bebte; er aber sagte, das komme von Gottes Geist; denn es handle sich hier um eine göttliche Sache, welche Ehrfurcht für sich fordere. Eine köstliche, göttliche Schöpfung und Leitung aber sah er auch schon im natürlichen, einfältigen, harmlosen und glücklichen Treiben der Kinder. Mit sinniger, freudiger Betrachtung konnte er so den Spielen und Vergnügungen seiner Kleinen zusehen: da geschehe alles so einfältig von Herzen und natürlich. Die Kinder, sagte er, glauben auch so einfältig und zweifellos, daß Gott im Himmel und ihr Gott und lieber Vater sei und daß es ein ewiges Leben gebe. Als er eines der Seinigen von diesem Leben und von der großen Freude im Himmel mit Essen, Tanzen u. s. w. lallen hörte, sprach er: „Sie leben am seligsten und besten, haben nur reine Gedanken und fröhliche Speculationen.“ Beim Anblick seiner am Tisch sitzenden kleinen Kinder gedachte er einmal der Mahnung Jesu, daß wir wie die Kinder werden müßten, und sagte dazu: „Ei, lieber Gott, du machst's allzu grob, daß du die Kinder, solche Närrlein, so hoch erhebest; ist das Gerechtigkeit, daß du die Klugen verwirfst und die Thörichten annimmst?“ Aber unser Herrgott hat reinere Gedanken denn wir haben; er muß uns also entgröben, wie die Schwärmer redeten, er muß gar grobe Aeste und Späne von uns weghauen, ehe er solche Kinder und Närrlein aus uns macht.“

Wie kindlich er selbst mit seinen Kindern zu reden wußte, zeigt uns jener Coburger Brief an den vierjährigen

Hans. Er selbst ließ sie beten, singen, den Katechismus hersagen. Von seinem Töchterlein Margarethe konnte er schon, als sie vier Jahre alt war, einem ihrer Pathen erzählen, wie sie fromme Sprüche schön singen gelernt habe. Seinen Gesang: „Vom Himmel hoch da komm ich her", das frischeste, freudigste, kindlichste Lied, das an Weihnachten bei uns aus Kindermund erschallt, hat er als Vater gedichtet, der mit den eigenen Kindern das frohe Fest feierte (es erschien zuerst i. J. 1535). Da mochte er anschließend an eine Sitte frommer älterer Festspiele, unter sie einen Engel treten lassen, der in den ersten Versen ihnen die gute, neue Märe brachte, und sie antworteten dann mit dem: „Deß laßt uns alle fröhlich sein ꝛc." Die Worte: „Davon ich allzeit fröhlich sei, zu springen, singen immer frei" erinnern uns an einen alten Brauch, den Weihnachtsgesang mit einem Tanzreigen zu begleiten.

Vor leidenschaftlichem Aufbrausen und Härte den Kindern gegenüber warnte Luther und hütete sich selbst in der Erinnerung an die eigenen bitteren Erfahrungen, die er in dieser Hinsicht als Kind hatte machen müssen. Wohl aber konnte auch er schwer zürnen und Strenge üben, und er wollte, wie er sagte, lieber einen todten als einen ungezogenen Sohn haben.

Für die Knaben fehlte es in Wittenberg an einer guten gelehrten Schule. Luther konnte auch selbst sich ihnen nicht genug widmen. Er nahm für sie, wie schon bemerkt, einen jungen Theologen zum Hauslehrer. Sein Johannes jedoch machte auch so noch beim Unterricht und bei der Erziehung Schwierigkeit. Er scheint gegen sich selbst zu weich gewesen zu sein und die Mutterliebe ihm, dem Erstgeborenen, zu viel nachgegeben zu haben. Luther übergab ihn dann seinem Freunde Markus Crodel, dem Rector der Torgauer Schule, den er als Grammatiker und als einen Pädagogen von ernster, strenger Sitte hochschätzte.

Besondere Freude machte ihm unter den Kindern sein

Lenchen, ein frommes, sanftes, gemüthvolles, ihm herzlich ergebenes Kind. Noch besitzen wir ein anmuthiges Bild,

Abb. 56. Lenchen Luther nach Cranachs Bild.

in welchem nach sehr alter Ueberlieferung sie vom Hausfreunde Cranach dargestellt worden ist. Aber sie wurde ihm,

Digitized by Google

als sie glücklich heranreifte, nach längerer, schwererer Krankheit am 20. September 1542 durch den Tod entrissen. Was er schon beim Verlust seiner kleinen Elisabeth empfunden hatte, mußte er hier noch tiefer und schmerzlicher fühlen. Als sie so krank lag, sprach er: „Ich habe sie sehr lieb; aber, lieber Gott, so es Dein Wille ist, daß Du sie dahin nehmen willst, will ich sie gerne bei Dir wissen.“ Und zu ihr selbst sagte er: „Magdalenchen, mein Töchterlein, du bliebest gerne hier bei deinem Vater und zeuchst auch gern zu jenem Vater;“ und sie antwortete: „Ja, herzer Vater, wie Gott will.“ Als es dann mit ihr zum Sterben kam, fiel er vor ihrem Bett auf die Kniee, weinte bitterlich und betete um ihre Erlösung, worauf sie in seinen Händen entschlief. Da sie im Sarge lag, sah er sie an und sprach: „Ach, du liebes Lenichen, du wirst wieder auferstehen und leuchten wie ein Stern, ja wie die Sonne“; und weiter: „Ich bin ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig; das Fleisch will nicht heran, das Scheiden vexiert einen über die Maßen sehr; Wunderding ist's, daß sie gewiß im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch so traurig sein.“ Zur Menge der Leidtragenden sprach er: „Ich hab' einen Heiligen gen Himmel geschickt; o hätten wir einen solchen Tod! einen solchen Tod wollt' ich auf diese Stunde annehmen.“ Die gleiche Trauer und die gleiche Erhebung über dieselbe drückte sich in seinen Briefen an Freunde aus. So schrieb er an Jonas: „Du wirst gehört haben, daß meine liebste Tochter Magdalena wiedergeboren ist zu Christi ewigem Reich; und obwohl ich und meine Frau nur freudig danken sollten für ihren so glücklichen Hingang, dadurch sie der Macht des Fleisches, der Welt, des Türken und des Teufels entronnen ist, ist doch die Macht der natürlichen Liebe so groß, daß wir's nicht können ohne Schluchzen und Herzensseufzer, ja ohne ein schweres inneres Streben; so tief und fest ruhen uns im Herzen die Mienen, Worte, Geberden der lebenden und sterbenden,

gehorsamen und ehrerbietigen Tochter, daß nicht einmal Christi Tod diesen Schmerz ganz austreiben kann." Seinen Hans, welchen die kranke Schwester noch einmal zu sehen sich sehnte, hatte er schon vierzehn Tage vor ihrem Tod aus Torgau herbeigerufen; er schrieb dazu an Crodel: „Ich möchte nicht, daß mir mein Gewissen nachher vorwürfe, Etwas versäumt zu haben." Als aber jener mehrere Wochen nachher, um die Weihnachtszeit, unter der Nachwirkung des Schmerzes und weicher Worte, welche die Mutter zu ihm geredet, von Torgau wieder ganz nach Haus begehrte, ermahnte er ihn, seine Trauer männlich zu überwinden, die Trauer der Mutter nicht noch durch sie zu vermehren und Gott zu gehorchen, welcher ihn durch seine Eltern dorthin gewiesen habe.

Die äußeren Sorgen um die Kinder und das ganze Haus lagen wesentlich auf seiner Gattin, und er durfte ihr dieselben mit gutem Vertrauen überlassen. Sie war eine durchaus praktische, kräftige Frau, der es Freude machte, tüchtig zu arbeiten und über ein weites Arbeitsgebiet ihr Regiment zu führen. Für ihn selbst sorgte sie in ihrer Weise jeder Zeit treu und dienstfertig. Es mußte ihm bei seinen äußeren und inneren Leiden und den heftigen Erregungen und Stürmen seines Inneren sehr zu Gute kommen, daß ihm hiezu eine Gehilfin von so gesunder Natur, gesunden Nerven und schlichtem, ruhigem Verstande zu Theil geworden war.

In dankbarer Liebe hat Luther jeder Zeit innig mit ihr zusammengehalten, und auch die Lästerung lauernder boshafter Gegner hat keinen Schatten auf sein Zusammenleben mit ihr werfen können. Er bezeugte ihr in seinen Tischreden: „Mir ist, Gott Lob, wohl gerathen, denn ich habe ein fromm, getreu Weib, auf welches sich des Mannes Herz verlassen darf." Und wiederum durfte er auch zu ihr sagen: „Käthe, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat, du bist eine Kaiserin!" Mit ernsten und scherzenden

Worten drückte er ihr seine zärtliche Liebe aus, und von dem trauten, aufrichtigen und harmlosen Verhältniß zwischen den beiden Gatten zeugen auch solche scherzhafte und neckende Reden, in welchen er an kleine Schwächen bei ihr erinnern durfte. Er nennt sie noch in seinem Alter und noch in seinen letzten Briefen seine herzliebe, freundliche Hausfrau und sein Liebchen; er unterzeichnet sich auch selbst hin und wieder: „Dein Liebchen" und „Dein alt Liebchen", dann auch „Dein lieber Herr". Er hat aber auch später offen und ruhig ausgesprochen, sein ursprünglicher Argwohn, daß Katharina an Stolz leide, sei begründet gewesen. Er spricht von ihr in Briefen als von seinem „Herrn Käthe", nennt sie auch seine „gnädige" Hausfrau und sich ihren willigen Diener. Einst erklärte er, daß er, wenn er noch einmal zu freien hätte, sich ein gehorsam Weib aus einem Stein hauen wollte, weil er an der Weiber Gehorsam verzweifelt habe. Aehnlich äußerte er sich auch über die Beredsamkeit seiner Käthe. Mit Bezug auf ihre liebreiche, aber übertriebene, ängstliche Sorge um ihn bei seiner letzten Reise (vgl. im folg. Kap.) nannte er sie eine heilige, sorgfältige Frau. Wegen ihrer ökonomischen Thätigkeit mußte sie sich gefallen lassen, nicht blos als Zulsdorferin, sondern auch als Säumärkterin von ihm bezeichnet zu werden; so nämlich überschreibt er da einen der letzten Briefe: „Meiner herzlieben Hausfrauen Katharin Lutherin Doctorin, Zulsdorferin, Säumärkterin und was sie mehr sein kann" (vgl. auch unten S. 614).

Den milden, freigebigen Händen ihres Mannes durfte die sorgsame Katharina auch späterhin keinen Einhalt thun. Aus den früheren Jahren erzählt uns sein Freund Matthesius: „Ein Armer klagt ihm seine große Noth, und weil er keine Baarschaft hatte, kommt er seiner Hausfrau, die in Wochen lag, über's Pathengeld und bringt es dem Dürftigen: Gott ist reich, spricht er, er wird anderes bescheeren." Nur wurde er späterhin vorsichtiger, da er merkte, wie

vielfach er mißbraucht wurde: „Böse Buben,“ sagte er, „haben mich witzig gemacht.“ Wie angelegentlich, ja ängstlich er jeden Schein fern hielt, als ob er für sich Geschenke oder anderen Gewinn suchte, dafür hat uns jener Brief an Amsdorf (oben S. 559) ein Beispiel gegeben. Früher schrieb er einmal dem Kurfürsten Johann, der ihn beschenkt hatte: „Ich hab leider mehr, sonderlich von Ew. Kurf. Gnaden, denn ich im Gewissen vertragen kann; mir gebührt auch als einem Priester nicht Ueberfluß zu haben, begehre es auch nicht; — — bitte derhalben, Ew. Kurf. Gnaden wollten harren, bis ich selber klag und bitte.“ Als ihm Bugenhagen 1539 die hundert Gulden vom König von Dänemark brachte, wollte er durchaus die Hälfte jenem geben, für den er selbst während seiner Abwesenheit Dienst gethan hatte. Für seinen Dienst als Prediger in der Stadtkirche bezog er überhaupt nie Etwas; von der Stadt erhielt er nur hin und wieder Wein aus dem Rathskeller und Kalk und Steine zum Bau seines Hauses ohne Bezahlung. Für seine Schriften nahm er von den Verlegern nichts. Alles ängstliche Sorgen und Hängen am Besitz verwies er seiner Frau ernstlich, hielt auch darauf, daß sie neben den vielen Geschäften des Haushalts das Bibellesen nicht versäume. Im Jahre 1535 hat er ihr einmal für's Durchlesen der ganzen Bibel fünfzig Gulden versprochen, worauf, wie er einem Freund meldete, bei ihr „großer Ernst da war“.

Er selbst aber half doch auch hin und wieder seiner Frau bei ihren häuslichen Bedürfnissen. An Gartenzucht und Landbau hatte auch er seine Freude, wie er auch schon gleich anfangs Bestellungen für seinen Klostergarten bei auswärtigen Freunden gemacht hatte (oben S. 386). Wir hören auch einmal, wie er mit seiner Frau an ihr Teichlein fischen ging und sich freute darüber, daß sie an ihren wenigen Fischen größere Freude habe, denn mancher Edelmann an großen Teichen mit viel hundert Schock Fischen.

für einen häuslichen Schatz an Linnen mußte er i. J. 1539 seinem „Herrn Ketha“ einen Kasten in Torgau bestellen. Davon, wie Katharina ihr Haus, das Haus ihres großen Gatten, auch äußerlich würdig und stolz zu schmücken bedacht war, haben wir noch ein schönes Denkmal in der Thüre des Wittenberger Lutherhauses. Ihrem Wunsche folgend schrieb Luther 1539 nach Pirna an einen Freund, den Pastor Lauterbach, wegen einer „gehauenen Hausthüre“, für deren Weite Jene das Maß schickte. Die Thüre, aus Sandstein gehauen und mit der Jahreszahl 1540 aufgerichtet, trägt auf der einen Seite das Brustbild, auf der anderen das Wappen Luthers über kleinen Sitzen, die hübsch nach damaliger Sitte an ihr angebracht sind.

In der Aussicht auf sein nahes Ende wollte Luther 1542 für die treue Gattin noch durch ein Testament sorgen. Er verschrieb ihr zum Leibgedinge und zu freier Verfügung das Gütlein Zulsdorf, das oben erwähnte kleine Haus in Wittenberg und seine Becher und anderen Kleinode, wie Ringe, Ketten u. s. w., welche er jetzt auf etwa tausend Gulden anschlagen durfte. Hiemit wollte er ihr dafür danken, daß sie ihn „als ein fromm, treu ehelich Gemahl allzeit lieb, werth und schön gehalten“ und ihm durch Gottes Segen fünf noch lebende Kinder geschenkt und auferzogen habe. Und er wollte hiedurch dafür sorgen, daß „sie müßte nicht den Kindern, sondern die Kinder ihr in die Hände sehen, sie in Ehren halten und unterworfen sein, wie Gott geboten hat“. Sie sollte dann aber auch die Schuld bezahlen, die er (wohl besonders für jenes Haus) noch schuldig sei und die etwa 450 Gulden betragen werde, während er außer jenen Kleinodien keine Baarschaft zu hinterlassen habe. Bei dieser Fürsorge mochte für ihn namentlich auch das in Betracht kommen, daß nach den hergebrachten Rechten das Erbrecht einer verheiratheten früheren Nonne immer noch zugleich mit der noch streitigen Legitimität ihrer Ehe angefochten werden konnte. Luther wollte sich übrigens

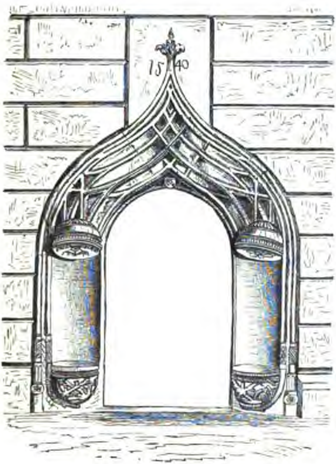


Abb. 57. Thüre am Lutherhaus.

Google

auch im Testament selbst nicht erst an die juristischen Formen binden. Er bat den Kurfürsten, solche Begabung gnädiglich zu schützen, und schloß seine Urkunde mit den stolzen Worten: „Zuletzt bitte ich auch Jedermann, weil ich in dieser Begabung oder Leibgedinge nicht brauche der juristischen Formen und Wörter (dazu ich Ursachen gehabt), man wolle mich lassen sein die Person, die ich doch in der Wahrheit bin, nämlich öffentlich und die beide*) im Himmel, auf Erden, auch in der Hölle bekannt, Ansehens oder Autorität genug hat, der man trauen und glauben mag mehr denn keinem Notario. Denn so mir verdammten, armen, unwürdigen, elenden Sünder Gott, der Vater aller Barmherzigkeit, das Evangelion seines lieben Sohnes vertraut, dazu mich auch treu und wahrhaftig drinnen gemacht, bisher behalten und funden hat, also daß auch Viele in der Welt dasselbe durch mich angenommen und mich für einen Lehrer der Wahrheit halten, ungeachtet des Papsts Bann, Kaisers, Könige, Fürsten, Pfaffen, ja aller Teufel Zorn, soll man ja vielmehr mir hie in dieser geringen Sache glauben, sonderlich weil hie ist meine Hand, fast wohlbekannt, der Hoffnung, es solle gnug sein, wenn man sagen und beweisen kann, dies ist Dr. Martinus Luthers (der Gottes Notarius und Zeuge ist in seinem Evangelio) ernstliche und wohlbedachte Meinung, mit seiner eigenen Hand und Siegel zu beweisen." So ist das Testament ausgestellt vom Epiphanientag, dem 6. Januar 1542, und Melanchthon, Cruciger und Bugenhagen bezeugten mit ihrer Unterschrift, daß dies wirklich des ehrwürdigen Herrn Dr. Martin Luthers, ihres lieben Lehrers und Vaters Meinung und Wille und seine Hand sei (s. das Facsimile in Beilage 5). Nach Luthers Tod gab Johann Friedrich dem Testament ohne weiteres seine Bestätigung.

---

*) d. h. die, sowohl im Himmel als auf Erden und auch in der Hölle bekannt, Ansehens genug hat.

Bei seinem Gesinde war Luther zumeist darum besorgt, daß sie ihm kein Aergerniß anrichten möchten; denn der Teufel habe ein scharfes Auge auf ihn, um seiner Lehre einen Schandfleck anhängen zu können. Gegen treue Diener erwies er sich mild, dankbar, auch geduldig. Einen gewissen Wolfgang oder Wolf Sieberger, den er schon 1517 zu Dienstleistungen in's Kloster aufgenommen hatte, einen wohl redlichen, aber schwachen Menschen, der sich selbst nicht weiter zu helfen wußte, behielt er zeitlebens bei sich und suchte auch noch etwas für seine fernere Zukunft zu thun. Mit ihm wollte er einst die Kunst des Drechselns üben (oben Seite 386), wovon wir übrigens später nichts mehr hören. Er liebte es wohl auch, gemüthlich mit ihm zu scherzen. Als Wolf einmal i. J. 1534 sich einen Vogelheerd anrichtete, verwies er es ihm in einer Klageschrift, in welcher er die „frommen ehrbaren" Vögel darüber bei ihm Beschwerde führen ließ: sie bitten ihn, es seinem Diener zu verwehren, oder wenigstens darauf zu halten, daß Wolf (der ein schläfriger Bursche war) ihnen die Körner Abends streue und dann nicht vor Morgens acht Uhr aufstehe; sonst wollen sie Gott bitten, daß er ihn des Tags Frösche, Schnecken u. s. w. an ihrer statt fangen und des Nachts Flöhe, Wanzen u. s. w. über ihn kommen lasse; denn warum gebrauche Wolf solchen Zorn und Ernst nicht viel mehr wider die Sperlinge, Dohlen, Mäuse u. s. w. Als ein Famulus Namens Rischmann nach mehrjähriger tüchtiger Arbeit 1532 von ihm schied, forderte er von Torgau aus, wo er damals beim Kurfürsten sich befand, seine Frau auf, ihn „ehrlich", mit würdiger Gabe zu entlassen: „denke," schrieb er, „wie oftmal wir haben bösen Buben gegeben, da alles verloren gewest ist: so greif dich nun hier an und laß an einem solchen frommen Gesellen auch nicht mangeln... Laß ja nicht fehlen, weil ein Becher da ist, denke wo du es kriegest; Gott wird wohl anderes geben, das weiß ich."

Hoch schätzten den persönlichen Verkehr mit ihm seine

Tischgenossen, besonders die Männer, die aus nah und fern bei ihm sich zusammenfanden. Mehrere derselben haben niedergeschrieben, was sie da von ihm zu hören bekamen. Die „Tischreden" Luthers, die wir jetzt gedruckt besitzen, ruhen größtentheils auf Aufzeichnungen Veit Dietrichs und des oben erwähnten Lauterbach, welcher vor seiner Berufung nach Pirna 1539 als Wittenberger Diaconus einer der nächsten Hausfreunde Luthers und sein täglicher Gast war; dieselben sind übrigens dort durch fremde Hände vielfach willkürlich und unglücklich überarbeitet worden; einer Veröffentlichung ihrer ursprünglichen Texte, aus denen neuerdings schon ein Tagebuch Lauterbachs vom Jahre 1538 erschienen ist, dürfen wir jetzt entgegen sehen. Insbesondere endlich haben wir hier noch Johann Mathesius zu nennen, welcher, nachdem er schon 1529 in Wittenberg studirt hatte und dann Rector in Joachimsthal geworden war, in den Jahren 1540 bis 1542 noch einmal in Wittenberg dem Studium sich widmete und hier das Glück, an Luthers Tisch zu kommen, suchte und fand (vgl. oben S. 526). Durchdrungen von den Eindrücken seines eigenen Umgangs mit dem Reformator hat er später als Joachimsthaler Pastor in Vorträgen von der Kanzel aus, die dann gedruckt erschienen sind, seiner Gemeinde denselben dargestellt, seinen Lebenslauf ausgeführt, auch zahlreiche Reden von ihm mitgetheilt. Er ist so sein erster Biograph geworden, der vermöge seiner persönlichen Vertrautheit mit ihm und vermöge seiner Treuherzigkeit, Wärme und Lauterkeit der Gemeinde und dem Volke Luthers immer werth bleiben muß.

Wohl brachte Luther, wie Mathesius sagt, oftmals schwere und tiefe Gedanken mit sich an den Tisch und hielt über die ganze Mahlzeit sein altes klösterliches Schweigen ein. Es kam auch vor, daß er noch zwischen das Essen hinein arbeitete, oder daß er über Tisch und gleich nach Tisch Freunden, die zu predigen hatten und darin noch ungeübt waren, Dictate hiefür gab. Aber wenn das Gespräch

eröffnet war, floß es auch frei und reich und, wie jener sich ausdrückt, lustig dahin. Die Freunde pflegten Luthers

Abb. 58. Mathesius nach einem alten Holzschnitt.

Reden ihre Tischwürzen zu nennen. So verbreiteten sich dieselben je nach Anlaß und Zufall über Geistliches und

Digitized by Google

Weltliches, über Fragen des Glaubens und des Lebens, über die Thaten Gottes und über menschliches Treiben und die Ereignisse der Vergangenheit und Gegenwart; sie brachten Bemerkungen und kurze, recht praktische Anweisungen für's kirchliche Leben und Amt und Sätze allgemeiner Lebensweisheit, dazu auch allerhand Sprichwörter und deutsche Reimsprüche, dergleichen auch Luther selbst zu bilden verstand. Heitere Laune mischte sich mit tiefem und auch zürnendem Ernst. Durch alles hindurch aber machte sich auch hier bei Luther stets die Beziehung auf's Höchste, auf die höchsten sittlich religiösen Wahrheiten, Urtheile und Aufgaben geltend, und zwar in der ihm überall eigenen natürlichen, einfachen und geraden Weise, ohne Künstelei, Aufdränglichkeit oder schlecht angebrachte Salbung.

Wohl kamen auch hier, wie in seinen Schriften und Briefen, ja mitunter sogar auf der Kanzel, Ausdrücke und Wendungen aus seinem Munde, die unserem Ohr allzu unfein klingen. Aber es ist wenigstens offene, der Natürlichkeit, nichts Schlüpfriges, nichts innerlich Unreines. Ja, auch den „züchtigen Mund" Luthers durften seine Tischgenossen rühmen; „er war," sagt Mathesius, „der Unzucht und schandbaren Reden feind, ich hab, so lang ich um ihn gewest, kein unschambar Wort aus seinem Munde gehört." Es war ein großer Gegensatz gegen die groben Unfläthigkeiten, wie er sie besonders beim Mönchthum, aus dem er selbst hervorgegangen war, mit Entrüstung rügte, und gegen die feineren, wie sie damals bei so vielen humanistisch modern gebildeten geistlichen und weltlichen Herren cultivirt wurden.

Auch durch Mangel an bösartigem oder leichtfertigem Klatsch, woran es auch in Wittenberg sonst nicht fehlte, haben jene Gespräche sich ausgezeichnet. Von denen, welche übles bei anderen aufzuspüren und ihnen nachzureden lieben, sagte Luther öfters: „Es sind rechte Säue, welche im Garten der Rosen und Veielstöcklein nicht achten, sondern ihren Rüssel nur in Unflath stecken."

Nach Tisch wurde mit den Genossen und den Kindern auch Musik getrieben, mit geistlichen und auch weltlichen Liedern, deutschen und mitunter auch alten lateinischen Gesängen.

Auch eine Kegelbahn ließ Luther für seine jungen Gesellen herstellen, ließ sie ferner Spiele treiben mit Laufen und Springen. Auf jener that er gern selbst den ersten Schub, ließ sich auslachen, weil derselbe gern fehlging, erinnerte aber seine jungen Leute, daß mancher, der sich einbilde, es besser zu machen und die Kegel allesammt zu treffen, dann selbst vielmehr alles verfehle, und daß sie hieran auch einst im künftigen Leben und Amt werden zu denken haben. —

In seinem eigenen persönlichen Verhalten zu Gott folgte Luther ganz dem Weg, den er in Christi Offenbarung geöffnet sah und Andern verkündete. Nie ließ das Bewußtsein der eigenen Unwürdigkeit und darum auch Unseligkeit bei ihm nach, in welchem er mit dem bloßen einfachen kindlichen Glauben zu Gottes Liebe und Gnade flüchtete, und hier war er dann auch der Versöhnung und Seligkeit gewiß, des Sieges über Welt und Teufel und der Freiheit, mit der ein Gotteskind die Dinge der Welt gebrauchen dürfe. Gern hielt er sich auch an einfältige, kindliche Formen des Glaubens und an die gemeindlichen Ordnungen. Mit den Kindern pflegte er des Morgens die zehn Gebote, das Glaubensbekenntniß, das Vater Unser und irgend einen Psalm zu beten: „das," sagte er in einer Predigt, „thue ich darum, daß ich mich also dabei halten will, und will mir den Mehlthau nicht dran lassen wachsen." Getreulich nahm er an den kirchlichen Gottesdiensten theil; er, der so anhaltend und eindringlich im Kämmerlein zu beten wußte, äußerte doch: das Beten komme ihm in der Gemeinde viel sanfter an, denn im Hause.

So hohes, ja stolzes Selbstgefühl er in seinem Beruf aussprechen konnte und so sehr er von Natur, wie Mathesius sagt, eines Mannes Herz und Muth hatte, so schlicht

und anspruchslos war er dann doch persönlich, ja jener nennt ihn den demüthigsten Mann, der auch gern dem guten Rath seiner Leute gefolgt sei. Brüderlich ging er mit den niedrigsten Mitbrüdern um, während er zugleich in der würdigsten Einfachheit und Unbefangenheit mit den hochstehenden verkehrte. Angefochtene, die ihm klagten, wie schwer ihnen jener Glaube werde, tröstete er damit, daß es ihm nicht anders gehe und er Gott täglich um Mehrung seines Glaubens bitten müsse. Er bezog es vor allem auf sich selbst, wenn er sagte, ein großer Doctor müsse immer ein Schüler bleiben. Die Bescheidenheit, in der er anfangs auch mit seinem reformatorischen Wirken sich wohl hinter seinen jungen Freund Melanchthon stellen zu müssen meinte, hat er jenem dogmatischen Hauptwerke desselben, den „Loci", gegenüber (vgl. oben S. 528 ff.) bis zu Ende beobachtet. Wurde er nach tüchtigen Büchern für's theologische Studium und für eine reine evangelische Erkenntniß überhaupt befragt, so nannte er neben der Bibel vor allem oder gar allein dieses Buch. Während des Augsburger Reichstages hörten wir (oben S. 448), wie hoch er auch das Wort eines Brenz dem seinigen gegenüber stellte. Hinsichtlich Melanchthons fügen wir hiezu noch eine frühere öffentliche Aeußerung Luthers (vom Jahr 1529): „Ich muß die Klötze und Stämme ausrotten . . . und bin der grobe Waldrechter, der die Bahn brechen und zurichten muß, aber M. Philipp fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust." Er ließ unbemerkt, wie sehr doch alle die anderen nicht blos hinsichtlich des Bahnbrechens, sondern im ganzen Pflanzen und Bauen von ihm, dem urselbständigen und gewaltigen Geist, abhingen und wie Melanchthon dort Gold ausprägte, das von ihm selbst ausgehoben und in Fluß gebracht worden war. In seinen späteren Lebensjahren kommt zu solcher Bescheidenheit noch das schmerzliche Gefühl, daß er zu seinem Beruf nicht mehr die gleiche Kraft wie früher habe. Sein Ausdruck desselben erscheint oft übertrieben,

war aber gewiß ernstlich gemeint: er fühlte so, weil doch der Drang, seine Aufgabe zu erfüllen, noch so lebendig in ihm blieb. Da wünschte er wenigstens dessen werth zu bleiben, daß Gott ihn, das untauglich gewordene Werkzeug, noch hinter der Thüre in seinem Reich dulde. Seinem Freund Mykonius schrieb er bei einer gefährlichen Erkrankung desselben, dieser müsse ihn überleben: „Das erbitte ich, das will ich, und mein Wille geschehe, weil dieser Wille nicht mein Vergnügen, sondern die Ehre Gottes sucht."

Mit kindlicher Freude sah Luther auch Gottes Gaben an in der Natur, in Garten und Feld, bei Pflanzen und Vieh. Dieselbe spricht sich gar mannigfach und anmuthig in seinen Tischreden aus und findet auch in seinen Predigten ihre Stelle. Besonders der Frühling erweckte sie. Klagend bezeichnet er es da einmal als wohlverdiente Strafe seiner vergangenen Sünden, daß er in seinem Greisenalter wegen lästiger Geschäfte nicht, wie er möchte und bedürfte, seine Lust in den Gärten, am Sprossen der Blumen und Bäume, an den Vögeln u. s. w. haben sollte. Ein ander Mal sagt er: „Wir wollten uns an einem solchen Paradies genügen lassen, wenn nur Sünde und Tod weg wäre." Sofort aber blickt er auch von hier aus wieder nach einer anderen, himmlischen Welt, wo doch Alles noch viel schöner werden und ein ewiger Lenz angehen und bleiben werde.

Unter den Gaben, die Gott unserem Geist zur Freude und zum Genuß verliehen, war ihm vor Allem die Musik köstlich und lieb, ja er wollte ihr nach der Theologie die höchste Ehre geben. War er doch auch selbst für sie besonders begabt: er spielte nicht blos die Laute und konnte mit seiner schwach scheinenden, aber durchdringenden Stimme hellen Gesang anstimmen, sondern er verstand es auch, Etwas zu componiren. Er rühmt von der Musik besonders, daß sie den Teufel mit den betrübten Gedanken, die er einem mache, vertreibe, auch daß sie die Leute gelinder und sittsamer mache. Das Herz werde durch sie zufrieden,

erquickt und erfrischt. Er wies dazu auf das große Wunder Gottes hin, daß die Luft durch eine so geringe Bewegung der Zunge und Kehle, so wie das Gemüth es lenke, diese kräftigen, gewaltigen und lieblichen Laute geben könne, und daß da ein so reicher Unterschied der Stimmen und Sprachen sei bei den viel tausend Vögeln und vollends bei den Menschen.

Das wichtigste und beste Mittel übrigens zur natürlichen Erholung und Erfrischung blieb für Luther immer der Umgang und gesellige Verkehr mit Anderen, mit Frau und Kind, mit Freunden, mit den Nächsten überhaupt. So erfuhr er es an sich selbst und pflegte hieher die Trübsinnigen, die Rath bei ihm suchten, aus ihrer Einsamkeit heraus zu weisen. Auch darin sah er eine Ordnung göttlicher Weisheit und Liebe. Ein freundlich Gespräch und ein gut und fröhlich Liedlein stellte er oft als Waffen gegen böse und traurige Gedanken zusammen.

Um des eigenen Leibes Genuß und Verpflegung war es ihm auch bei allem Bewußtsein seiner christlichen Freiheit und allem Gegensatz gegen mönchische Skrupel und Heiligkeit immer nur sehr wenig zu thun. Stets genügte ihm einfache Hausmannskost und Tage lang konnte er Speise und Trank im Drange der Arbeit vergessen. Seine Freunde wunderten sich, wie ein so stattlicher Leib mit so mäßiger Nahrung auskomme, und auch von den ihm feindseligen Zeitgenossen hat nie einer den Vorwurf zu begründen oder auch nur ihm offen vorzuhalten gewagt, daß er den Ernst, mit welchem er gegen das Essen und Trinken seiner Deutschen eiferte, im eigenen Verhalten verläugnet hätte. Aber jene Freiheit wahrte er sich. Des Abends konnte er bei Tisch zu seinen Studenten sagen: „Ihr jungen Gesellen, unserem Kurfürsten und mir altem Mann müßt ihr ein reicheres Tränklein zu gut halten, wir müssen unser Polster und Kissen in Kännlein suchen.“ Auch bei seinem lebendigen und heiteren geselligen Zusammensein mit Freunden

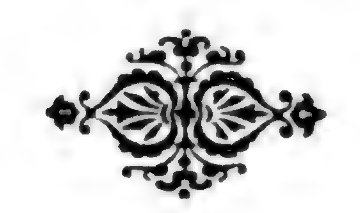
fehlte der gute Trunk nicht. Ja zu einem Freudentrunk konnte er auch aufrufen, wenn er böse Zeitung vernahm: denn dawider diene nichts besser, als ein stark Vater Unser und ein guter Muth.

Sein leibliches Leiden bestand jetzt hauptsächlich in jenen Beschwerden des Kopfes, welche ihn nie mehr ganz verließen und von Zeit zu Zeit zu neuen heftigen Anfällen von Schwindel und Ohnmacht sich steigerten. Des Morgens stellte Schwachheit des Kopfes und Schwindel ständig sich ein. Auch Steinschmerzen indessen kehrten 1543 heftig und beängstigend wieder. Schon früher hatte sich bei ihm ein Geschwür am linken Bein gezeigt, das dann geheilt worden zu sein scheint; als ein neues Aufbrechen desselben ihm den Kopf zu erleichtern schien, veranlaßte ihn sein Freund, der kurfürstliche Leibarzt Ratzeberger, eine Fontanelle anzulegen und offen zu erhalten. Sein Haar wurde weiß. Er selbst bezeichnete sich längst als Greis und abgelebt.

Sein Leib behielt jedoch die ihm eigene Haltung mit aufgerichtetem Haupt und emporgehobenem Angesicht. Seine Gesichtszüge drückten wohl noch mehr als früher, besonders um den Mund, die durch Kämpfe und Leiden hindurchgegangene milde Festigkeit aus. Das Pathos, das spätere Darstellungen oft in sie hineingelegt haben, hatten sie nach den zuverlässigen alten Bildern nicht; vielmehr etwas Schwermüthiges. Die tiefe Gluth und Kraft seines Geistes scheint sich, ohne daß Cranachs Pinsel es so wiederzugeben vermocht hätte, besonders in seinen dunkeln Augen ausgesprochen zu haben, die darum schon dem alten Wittenberger Rector Pollich und dem Legaten Cajetan in Augsburg aufgefallen sein sollen, mit welchen ihn bei seiner Ankunft in Worms Legat Aleander dämonisch umherblicken sah und die jenem Schweizer Keßler (oben S. 294) wie Sterne funkelten, daß man sie kaum ansehen könne; nach seinem Tod nannte sie ein anderer Bekannter von ihm Falkenaugen, und Melanchthon fand in den dunkelbraunen,

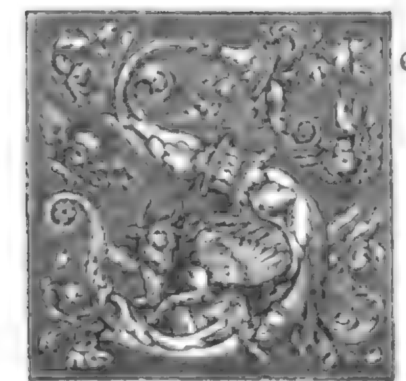
von einem gelben Ring umgebenen Augensternen den funkelnden, muthvollen Blick eines Löwen.

Dieses Feuer hat bei Luther nie nachgelassen. Unter dem Druck von Leiden und Gebrechlichkeit schlug es, wenn gekämpft werden mußte, nur um so heftiger in neue Flammen aus. Es ließ ihn unter diesem wohl auch noch reizbarer als früher werden, und versetzte ihn dem ganzen Treiben dieser Welt gegenüber in eine ungeduldige Unruhe. Mit vollem, klarem Zuge richtete es sich dem Jenseits zu.



Achtes Kapitel.

Letztes Lebensjahr und Tod.



eit Kaiser Karl mit König Franz den Frieden von Crespy geschlossen hatte, richtete sich seine Politik vollends ganz auf die kirchlichen Angelegenheiten hin. Der Papst konnte unter seinem Andrängen das Conzil nicht mehr länger verschieben; eine Bulle vom November 1544 berief es auf den folgenden März nach Trient. Hinsichtlich der Türken suchte der Kaiser durch friedliche Abmachungen und Zugeständnisse freie Hand zu bekommen. Er knüpfte 1545 Verhandlungen mit ihnen an, bei denen ein französischer Gesandter ihn unterstützte; sie führten endlich dahin, daß die Türken, die bisher noch von ihm behaupteten festen Plätze an der Grenze, welche sie ihm abgefordert hatten, ihm gegen einen Tribut beließen und einen Waffenstillstand auf anderthalb Jahre annahmen. „So," rief Luther aus, „führt man Krieg gegen den, welchen man so viele Jahre lang als Feind des christlichen Namens ausgeschrieen und gegen welchen der römische Satan so viel Geld mit Ablässen und unendlichem anderen Raub zusammengescharrt hat!"

Inzwischen hatte Kurfürst Johann seine Theologen beauftragt, das Reformgutachten, das nach den Beschlüssen von Speier vorgelegt werden sollte, zu verfassen. Am 14. Januar 1545 übersandten sie ihm einen Entwurf aus Melanchthons Feder. An ihrer Spitze unterzeichnete Luther. Es war eine letzte große friedliche Urkunde von seiner Hand. Der Entwurf trug klar und bestimmt die evangelisch-kirchlichen Grundsätze vor, wünschte aber, daß die Bischöfe

der katholischen Kirche ihr Amt thun möchten, und erbot sich, falls sie das reine Evangelium zuließen und förderten, zum Gehorsam gegen sie. Dem Kurfürsten war derselbe zu gemäßigt. Kanzler Brück aber versicherte ihm, daß Luther und die Andern alle mit Melanchthon einig seien, obgleich man „Doctoris Martini rumorenden Geist" in dieser Schrift nicht spüre.

Luther forderte hier auch mit Bezug auf die Abendmahlslehre nicht den stärksten Ausdruck, welchen er selbst der Lehre von der Gegenwart des Leibes Christi im Sacramente gab. Es wurde dort nur kurz „von Nießung des wahren Leibes und Blutes Christi" und vom Zweck und Nutzen dieses Genusses für die Seele und den Glauben geredet.

Aber um so voller und stürmischer entlud sich Luther eben jetzt vollends gegen den Papst und das Papstthum, von welchem jener Entwurf geschwiegen hatte. Im Januar 1545 wurde ihm das Schreiben des Papstes bekannt, in welchem der heilige Vater seinem Sohne, dem Kaiser, mit salbungsvoller Entrüstung Vorstellungen über die Beschlüsse von Speier gemacht hatte. Er hielt das Anfangs ernstlich nur für eine Fälschung, ein Pasquill, bis er namentlich auch durch seinen Kurfürsten von der Echtheit dieses und noch eines ähnlichen Schreibens versichert und zu einem öffentlichen Schritte dagegen angeregt wurde. Er meinte, wenn das Breve echt sei, so werde der Papst lieber noch den Türken, ja den Teufel selbst öffentlich anbeten, als jemals in eine Reform nach Gottes Wort sich fügen. Demgemäß verfaßte er seine Schrift „Wider das Papstthum zu Rom, vom Teufel gestiftet". Hier sprach einmal wieder ganz sein rumorender Geist; sein Zorn ergoß sich mit den heftigsten, gröbsten Ausdrücken wohl noch stärker als in irgend einer seiner früheren Kundgebungen gegen den römischen Antichrist. Gleich das erste Wort der Schrift giebt dem Papst den Titel „Der allerhöllischst' Vater". Luther wundert sich

nicht, daß diesem und seinem Hof die Worte „frei christlich deutsch Conzil“ eitel Gift, Tod und Hölle seien. Er fragt ihn aber, wozu denn ein Conzil sein solle, wenn der Papst sich im Voraus anmaße, Conzilsbeschlüsse zu ändern und zu zerreißen, wie seine Decrete brüllen; da würde man besser Unkosten und Mühe eines solchen Gaukelspiels sich ersparen und sagen: wir wollen ohne alle Conzilia euer Höllischheit glauben und anbeten. Das Spitzbubenstück, das der Papst mit seiner eigenen Conzilsankündigung gegen Kaiser und Reich vorhabe, sei auch nichts Neues; von Anfang an haben sie teuflische Bosheit, Verrätherei und Mord gegen deutsche Kaiser geübt; auch daran erinnert Luther hier, wie ein Papst das edle Blut Konradin habe öffentlich mit dem Schwert hinrichten lassen. Bei der Zurechtweisung, welche Papst Paul III. dort seinem „Sohn“, dem Kaiser Karl, ertheilte, hatte er mit frommer Miene auf das Exempel des Hohenpriesters Eli verwiesen, der gestraft worden sei, weil er seine Söhne nicht vermahnt habe über ihre Sünde. Da weist Luther ihn auf seinen, des Papstes, wirklichen natürlichen Sohn hin, den derselbe mit Gütern zu bereichern beflissen war: er fragt, ob denn der Vater Paulus an diesem nichts zu strafen hätte; man wisse, wie auch er selbst, der unersättliche Geizwanst Paulus, sammt seinem Sohn mit der Kirche Gütern umgehe. Weiter hält er dem Papst seine Cardinäle und sein Gesinde vor, die ja wohl keiner Vermahnung bedürften, während sie in abscheulichen sodomitischen Lastern leben. Aber freilich, der liebe Sohn Carolus habe dem deutschen Vaterland guten Frieden und Einigkeit in der Religion verschaffen, ein christlich Conzil haben und, weil er hiemit vom Papst vierundzwanzig Jahre lang wie ein Narr geäfft worden sei, endlich ein Nationalconzil ansetzen wollen. Das sei seine Sünde vor dem Papst, der ganz Deutschland im eigenen Blut ersoffen sehen möchte; das könne ihm der Papst nicht vergeben, daß er solch gräulichen Willen hindere. Lange ergeht sich Luther zum Eingang seiner Schrift in

solchen Ausführungen und sagt endlich: „Ich muß hie aufhören, denn mein Kopf ist schwach, und bin doch noch nicht an das gekommen, das ich mir vorgenommen habe in diesem Büchlein zu schreiben.“ Das waren die drei Stücke: ob's wahr sei, daß der Papst das Haupt der Christenheit sei, daß ihn Niemand richten und absetzen könne und daß er das römische Reich an die Deutschen gebracht habe, wie er über alle Maßen hievon stolziere und poche. Ueber diese Punkte aber verbreitet sich dann Luther in seinem Buche noch einmal mit eingehender Begründung. Beim letzten Punkt hören wir aus ihm auch noch einmal recht den Deutschen reden. Er wünschte, daß die Kaiser dem Papst seine Schmiere und Krönung gelassen hätten; denn nicht durch diese, sondern durch die Wahl der Fürsten werde einer Kaiser. Zum Reich habe der Papst nicht ein Haarbreit gegeben, wohl aber mit Lug und Trug und Abgötterei unmäßig viel davon gestohlen. Das Buch schließt: „Die teufelische Päpsterei ist das letzte Unglück auf Erden und das Näheste, so alle Teufel thun können mit alle ihrer Macht. Gott helfe uns, Amen.“

Cranach ließ im Anschluß an den Inhalt dieses Buches auch eine Reihe von Schmachbildern gegen das Papstthum erscheinen, die zum Theil eine höchst cynische Grobheit zeigen, übrigens den Deutschen auch jenen Konradin vorführen, wie der Papst selbst ihm den Kopf abschlägt, ferner einen deutschen Kaiser, den derselbe auf den Nacken tritt. Luther gab kurze deutsche Reime zu denselben. Eines der ihm vorgelegten Bilder mißbilligte er jedoch, weil es dem weiblichen Geschlecht eine Unehre angethan habe.

Wir haben schon gehört, wieviel Luther auf ein vom Papst ausgeschriebenes Conzil hielt. Eine Zusage, sich dem in Trient zu unterwerfen, konnten die Protestanten natürlich nimmermehr geben. Andererseits war ihre Forderung, daß das Conzil ein freies und ein in ihrem Sinn christliches sein müsse, für den Kaiser und die Katholiken eine

Unmöglichkeit; denn es war damit nicht blos eine Unabhängigkeit vom Papst gemeint, die dieser nicht zugab, sondern auch ein freies Zurückgehen auf die einzige Norm der heiligen Schrift mit einem möglichen Widerspruch gegen die Tradition und die Beschlüsse bisheriger Conzile. Der Kaiser gab dann nur zum Scheine den protestantischen Ständen noch etwas nach, indem er für den Januar 1546 noch einmal ein Religionsgespräch in Regensburg veranstaltete. Dem Papst ließ er im Juni 1545 sagen, er könne sich erst für's nächste Jahr zum Kriege gegen die Protestanten anheischig machen. Das Conzil begann dann wirklich im Dezember 1545, ohne Theilnahme der Protestanten.

Währenddem blieb für Luther die neu aufgerissene Kluft zwischen ihm und den Schweizern in ihrer ganzen Schroffheit bestehen. Gegen sein „kurzes Bekenntniß" erschien im Frühjahr 1545 eine scharfe, von Bullinger verfaßte Erwiderung. Sie konnte keinesfalls versöhnlich wirken; denn sie führte zwar eine ruhige Sprache im Gegensatz zu der Luthers, that sich aber darauf selbst zu viel zu gute, während sie zugleich, wie ihr z. B. auch Calvin vorwarf, vieles an Luther mit Unrecht übertrieb, ihm wegen seiner Redeweise Rügen ertheilte und zu einer dogmatischen Verständigung nichts beitrug. Vom Eindruck, den sie auf Luther machte, fürchtete man wieder sogar für Melanchthon, der mit Bullinger noch freundschaftlich correspondirt hatte, und besonders gerieth Melanchthon selbst wieder in Angst. Aber auch jetzt wieder sprach Luther nach dieser Seite hin kein verletzendes, argwöhnisches oder herausforderndes Wort. Den Zürichern wollte er nur kurz und nebenbei antworten: denn er habe überflüssig genug gegen Zwingli und Oekolampad geschrieben und wolle sich diese Zeit seines Alters nicht mehr mit so hochmüthigen und müssigen Kläffern verderben. Er hat dann nur nachher in eine Reihe von Thesen, mit denen er im Spätsommer des Jahres ein neues Verdammungsurtheil der Löwener Theologen über ihn

beantwortete, einen Satz gegen die Zwinglianer eingereiht, daß nämlich sie und alle die Sacramentsschänder, welche den mündlichen Empfang des wahren Leibes Christi im Sacrament leugnen, gewißlich Ketzer und von der heiligen christlichen Kirche abgesondert seien. Vom schmalkaldischen Bund blieben vermöge dieses Gegensatzes der Bekenntnisse auch jetzt, wo ihm die kriegerische Probe bevorstand, die Schweizer ausgeschlossen.

Luther blieb dabei, den Drohungen gegenüber dem Gotte zu vertrauen, der bisher geholfen habe, und fand in den neuesten Zeichen der Zeit noch gesteigerte Hinweisung auf das Ende, welches dieser werde anbrechen lassen. Jetzt nämlich sah er auch in jener kläglichen Erniedrigung des deutsch-römischen Reiches vor den Türken ein Zeichen vom nahen Sturze desselben; ebenso auch in der Unmacht, welche die Reichsregierung kleinen Händeln im Reich gegenüber zeige: da sei keine Gerechtigkeit mehr, kein Regiment, es sei ein Reich ohne Reich. Und er freute sich, daß mit dem Ende dieses Reiches der jüngste Tag, der Tag des Heiles, bevorstehe.

Noch tiefer aber als Gewaltdrohungen von katholischer Seite und als Angriffe auf seine Lehre, die ihm durch sein Wort längst widerlegt schienen, bewegten und reizten ihn, dem man auf katholischer Seite wegen seiner Heilslehre so gern einen Mangel an sittlicher Strenge vorwirft, jetzt fortwährend jene Zustände Wittenbergs und der Universität, gegen welche er schon seit Jahren vergebliche Strafreden gerichtet hatte: wir hören da von dem alten Laster im Trinken und Essen, von zunehmender Unmäßigkeit und Ueppigkeit, besonders bei Hochzeiten und Taufen, von Hoffarth in der Kleidung und schandbarer Frauentracht mit ausgeschnittenen Kleidern, von wüstem Lärm auf den Straßen, vom Treiben schlechter Dirnen, durch welche besonders die Studenten vergiftet werden, von Ueberforderung, Betrug und Wucher im Handel, dazu von Unthätigkeit und

Gleichgiltigkeit der Obrigkeit und Polizei gegen Unsitte und Unzucht. Dinge, über welche damals bei deutschen Städten und Universitäten insgemein und in steigendem Maße geklagt wurde, wurden dem greisen Reformator, der hier in seinem nächsten Kreis nicht durchzudringen vermochte, unerträglich.

Im Sommer 1545 quälten ihn auch neue Anfälle seines Steinleidens. Am Johannisfeiertag hatte ihn, wie er einem Freund berichtete, sein Peiniger, der Stein, schon umgebracht, wenn es nicht Gott noch anders gewollt hätte; er fügte bei: „lieber wünsche ich mir den Tod, als einen solchen Tyrannen.“

Ein paar Wochen nachher suchte er auf einer Reise Erholung für Leib und Gemüth. Er fuhr zuerst mit seinem Collegen Cruziger über Leipzig nach Zeitz, wo dieser einen Streit zwischen Geistlichen beilegen sollte. Unterwegs that es ihm wohl, von verschiedenen Bekannten freundlich aufgenommen zu werden. In Zeitz nahm er auch an jenen amtlichen Verhandlungen theil. Weiter wollte er nach Merseburg gehen; denn sein Freund, Georg von Anhalt, hatte die Gelegenheit ergriffen ihn dringend zu sich einzuladen, damit er, wie wir schon früher (Seite 561) erwähnten, von ihm die Weihe empfinge. Aber das Aergerniß, welches er an Wittenberg genommen hatte, verfolgte ihn unterwegs und wurde durch manches, was er auf dem Land über diese Stadt hörte, noch vermehrt. Da schrieb er am 28. Juli aus Zeitz seiner Frau: „Ich wollts gerne so machen, daß ich nicht dürft wieder gen Wittenberg kommen; mein Herz ist erkaltet, daß ich nicht gern mehr da bin; — — will also umher schweifen und ehe das Bettelbrod essen, ehe ich mein arm alte letzte Tage mit dem unordigen Wesen zu Wittenberg martern will mit Verlust meiner sauren theuren Arbeit.“ Ja er wollte schon, daß sie das kleine Haus, Garten und Acker in Wittenberg verkaufen und sich in Zulsdorf setzen möge; der Kurfürst werde ihm ja wohl

wenigstens für ein Jahr seines zu Ende gehenden Lebens noch den Sold belassen, womit man dann jenes Gütlein aufbessern könne. Solches möge sie, wenn sie wolle, den Bugenhagen und Melanchthon wissen lassen.

Die Aufwallung war insoweit doch, wie man hoffen durfte, nur eine vorübergehende. Um ihn zu beschwichtigen, wurden von der Universität sogleich Bugenhagen und Melanchthon, vom Wittenberger Magistrate der Bürgermeister, vom Kurfürsten sein Leibarzt Ratzeberger an Luther abgeschickt. Der Kurfürst erinnerte ihn auch freundlich, daß er ihm vorher sein Reisevorhaben hätte anzeigen sollen, damit er nämlich von ihm mit lebendigem Geleit und Zehrung hätte versehen werden mögen. Die abgesandten Wittenberger Theologen wohnten nun in Merseburg, wo sie Luther trafen, am 2. August auch der feierlichen Weihe Georgs bei. Luther blieb bei diesem noch ein paar Tage auf Besuch, während deren er auch in dem benachbarten Halle predigte und hier vom Rathe der Stadt mit einem goldenen Becher beehrt wurde. Die Reise blieb eine Erholungsreise. Nachdem er auch noch den Kurfürsten auf seinen Wunsch in Torgau besucht hatte, kam er am 16. des Monats nach Wittenberg zurück, wo jetzt ein Versuch mit einer polizeilichen Ordnung gegen die von ihm gerügten Unsitten gemacht wurde.

Er nahm jetzt auch seine Vorlesungen wieder auf, in denen er noch immer mit der Genesis, d. h. dem 1. Buch Mose, beschäftigt war und die er dann endlich am 17. November glücklich zum Schlusse brachte. Auch predigte er in Wittenberg noch mehrere Male des Nachmittags, was er ja des Morgens wegen seines leiblichen Befindens nicht mehr wagen durfte. Ferner ging er damit um, jenem ersten Buch gegen das Papstthum noch ein zweites folgen zu lassen, und dachte jetzt doch auch noch an eine Schrift wider die Sacramentirer.

Mit dem Herbste dieses Jahres aber kam nun ein neuer Handel, der mit Religion und Glauben nichts zu thun hatte, von Mansfeld her an ihn und rief ihn von Wittenberg weg. Die dortigen Grafen haderten schon seit längerer Zeit mit einander wegen gewisser Rechte und Einkünfte, namentlich mit Bezug auf's Kirchenpatronat. Sie waren auch schon früher von Luther mit der herzlichen Bitte angegangen worden, sich um Gottes willen freundlich zu verständigen. Jetzt einigten sie sich endlich dahin, ihn selbst um seine Vermittlung zu ersuchen, wozu sie auch beim Kurfürsten die Erlaubniß für ihn auswirkten, obgleich derselbe ihn lieber damit verschont gesehen hätte. Luther hatte zeitlebens ein warmes und dankbares Herz für diese seine Heimath bewahrt. Er nannte, während er für's große deutsche Vaterland arbeitete, doch speziell sie sein Vaterland. Der arbeitsmüde Mann war sogleich entschlossen ihr noch zu dienen.

Zu Anfang Octobers machte er mit Melanchthon und Jonas eine Reise dorthin, die vergeblich war, weil die Grafen, ehe er etwas bei ihnen erreichen konnte, zum Felddienst weg mußten. Er blieb aber zu einem zweiten Versuche bereit.

In der Zwischenzeit faßte Luther rasch noch eine kleine Schrift ab mit Bezug auf jenen Herzog von Braunschweig, der vor drei Jahren durch den Landgrafen Philipp und die sächsischen Fürsten aus seinem Lande vertrieben und jetzt plötzlich in dieses wieder eingefallen war, aber der Streitmacht der verbündeten Fürsten, in deren Gefolge eben auch die Mansfelder waren, erlag und sich selbst ihnen gefangen geben mußte. Veranlaßt nämlich durch den Kanzler Brück und im Einverständniß mit seinem Kurfürsten, richtete Luther ein Sendschreiben an diesen und den Landgrafen und gab es in den Druck, worin er warnte, daß man ja nicht, wie Philipp aus verschiedenen Rücksichten zu thun geneigt schien, einen so gefährlichen Gefangenen frei geben und

hiemit Gott versuchen möge. Hinter demselben sah er den Papst und die Papisten stehen, ohne die jener seinen Kriegszug nicht in's Werk zu setzen vermocht hätte: man müsse jedenfalls zusehen, bis da der Herzen Gedanken noch weiter offenbar würden. Nicht minder übrigens verwarnte er die Sieger vor Selbstüberhebung.

Noch einmal feierte er dann seinen Geburtstag im Kreise seiner Freunde, des Melanchthon, Bugenhagen, Cruciger und einiger anderer. Gerade vor demselben war ein sehr reiches Geschenk an Wein und Fischen vom Kurfürsten an ihn gelangt. Heiter war er mit jenen zusammen, konnte jedoch auch trübe Gedanken an einen Abfall vom Evangelium, der nach seinem Tod bei Vielen erfolgen möchte, nicht zurück halten.

Zum Schlusse jener Vorlesung sagte er am 17. November: „das ist nun die liebe Genesis; unser Herr Gott geb', daß man's nach mir besser mache, ich kann nicht mehr, ich bin schwach, bittet Gott, daß er mir ein gutes, seliges Stündlein verleihe". Eine neue Vorlesung begann er nicht mehr.

Ueber Weihnachten und bei grimmiger Winterkälte reiste dann Luther wieder mit Melanchthon nach Mansfeld. Er wollte, wie er dem Grafen Albrecht schrieb, trotz vieler anderer Arbeit doch gerne noch die Mühe und Zeit dran wagen, um sich mit Freuden in seinen Sarg zu legen, wo er zuvor seine lieben Landesherren mit einander vertragen hätte. Auch jetzt aber konnte er die Sache noch nicht zu Ende bringen. Die Sorge um die Gesundheit des leidenden Melanchthon trieb ihn hinweg, indem er ein neues Wiederkommen zusagte. Auf der Rückreise predigte er trotz der anhaltenden Kälte abermals in Halle, bemerkte übrigens am Schlusse: „Wohlan, dieweil es kalt ist, so laß ich's hie enden; so habt ihr auch sonst gute und treue Prediger u. s. w."

Mit Sorgen hatte er seinen Melanchthon zurückgebracht. Als jetzt das neue Religionsgespräch in Regensburg gehalten und ein Wittenberger Theologe dazu entsandt werden sollte, bat er den Kurfürsten, für das „nichtige und vergebliche Colloquium" nicht wieder jenen zu verwenden, zumal unter den Gegnern kein Mann sei, der etwas werth wäre. Er schrieb: „Wie wollte man thun, wenn M. Philippus todt oder krank wäre, als er wahrlich ist, daß ich froh bin, daß ich ihn von Mansfeld heimbracht habe; es ist sein hinfort wohl zu schonen, so thut er hier mehr nutz auf dem Bette als dort im Colloquio; — die jungen Doctor müssen auch hinan und nach uns das Wort führen." Von den Gegnern sagte er damals mit Bezug auf die von ihnen noch vorgenommenen Verhandlungen: „Sie halten uns für Esel, die ihre groben und albernen Anschläge nicht verstünden."

Sein eigenes Befinden bezeichnete er in einem Brief vom 17. Januar mit den Worten: „Alt, abgelebt, träge, müde, kalt und nun auch einäugig schreibe ich." Es muß ihm jetzt also auch ein Auge den Dienst versagt haben, ohne daß wir näheres drüber wüßten. Gleich darauf meinte er indessen, für sein Greisenalter sei sein Befinden immer noch leidlich gut.

Dem Melanchthon wurde, wie der Gang nach Regensburg, so auch die dritte Reise nach Mansfeld erlassen. Luther wagte sie noch im Januar. Er nahm jetzt seine drei Söhne nebst ihrem Hauslehrer, seinem Famulus, mit, damit auch sie sein liebes Vaterland kennen lernten. Als kurz zuvor etliche Studenten an seinem Tisch von einem seltsamen und wohl bedeutsamen schweren Fall hörten, den eine Schlaguhr um Mitternacht gethan habe, sprach er: „Erschrecket nicht, dieser Fall bedeutet mich, daß ich bald sterben werde; — ich bin der Welt müde, so scheiden wir uns desto lieber, wie ein reifer Gast aus einer gemeinen Herberge."

Abb. 59. Luther i. J. 1546 nach einem Holzschnitte Cranachs.

Digitized by Google

Am 23. d. Mon. verließ er Wittenberg, wo er am letztvergangenen Sonntag dem 17. zum letzten Mal gepredigt hatte.

In Halle kehrte er am 25. bei Jonas ein. Damals wohl hat er diesem das feine weiße venetianische Becherglas,

Abb. 60. Jonas' Glas (wann die darauf befindlichen Bilder von Luther und Jonas, der lateinische Vers und eine Uebersetzung desselben aufgemalt worden sind, ist fraglich). a) Luther. bb) gereimte Uebertragung der Verse Luthers: cc) Dat vitrum vitro Jonae vitrum ipse Lutherus, — Ut vitro fragili similem se noscat uterque. d) Jonas.

das noch in Nürnberg aufbewahrt wird, zum Geschenke gebracht mit einem lateinischen Vers:

„Jonas, dem Glas, giebt Luther ein Glas, der selber ein Glas ist,
Daß sie beid' es wissen, sie sei'n zerbrechlichem Glas gleich."

Ein Eisgang mit großer Ueberschwemmung und gewaltigen Fluthen hielt ihn drei Tage lang dort fest. Gleich am Tag nach seiner Ankunft predigte er wieder. Seiner Frau berichtete er, daß er mit den Freunden bei gutem Torgauischen Bier und Rheinwein sich tröste, bis die Saale auszürnen wolle. Zu diesen aber sprach er beim heiteren Zusammensein: „Lieben Freunde, wir sind mächtige gute Gesellen, wir essen und trinken miteinander, es wird aber auch einmal Sterbens geben; ich ziehe jetzt dahin nach Eisleben, will die Grafen von Mansfeld, meine Landesherren, helfen vertragen; nun kenne ich die Leute wie sie gesinnt sind; da Christus den himmlischen Vater und das menschliche Geschlecht versöhnen und vertragen wollte, kriegte er Scheidens Theil davon, mußte darüber sterben; Gott gebe, daß es mir auch so gehe."

Am 28. setzten die Reisenden, denen sich jetzt Jonas anschloß, bei der Burg Giebichenstein, wo die Saale in der Nähe der Stadt am engsten zusammengedrängt ist, über den immer noch Gefahr drohenden Strom und erreichten so an diesem Tag Eisleben, wo die Mansfelder Grafen mit mehreren anderen Herren auf Luther warteten. Von der Grenze zwischen dem Halleschen und Mansfeldischen Gebiet an geleitete ihn eine Schaar von mehr als hundert Reisigen in schwerer Rüstung. Unmittelbar vor dem Eintritt in die Stadt aber bekam er noch einen beängstigenden Anfall von Schwindel und Ohnmacht, wobei er sein Herz zusammengedrückt fühlte und Athemnoth hatte. Er selbst schrieb dies einer Erkältung zu, da er kurz vorher eine Strecke zu Fuß gemacht und dann im Schweiß den Wagen wieder bestiegen hatte; es ging ihm, wie er in einem Briefe vom 1. Februar seiner Frau erzählte, beim Dorf Rißdorf hart vor Eisleben ein so kalter Wind von hinten durch's Barett auf den Kopf, als sollte ihm das Hirn zu Eis werden. Schon in diesem Brief scherzte er übrigens wieder mit seiner „herzlieben Hausfrau, Doctorin, Zulsdorferin" u. s. w.:

„aber jetzt bin ich Gott Lob wohl geschickt, ausgenommen, daß die schönen Frauen mich so hart anfechten.“ Ja schon drei Tage nach dem Anfall predigte er in Eisleben.

Luther wurde gut im Drachstedtschen Hause einquartiert, das vom Rathe der Stadt angekauft und vom Stadtschreiber Albrecht bewohnt war.

Die Verhandlungen begannen sogleich. Sie wurden in ebendemselben Haus abgehalten. Aber mit großen Schwierigkeiten und viel Verdruß für Luther zogen sie sich hin. Einen Weg nach dem andern versuchte er, um einen Ausgleich zu finden. Am 6. Februar ließ er brieflich durch Melanchthon um ein Kurfürstliches Schreiben bitten, das ihn zurückrufen sollte, um hiedurch noch einen Druck auf die Grafen zu üben, und Tags darauf wollte er, wie er an seine Frau schrieb, schon im Zorn seinen Wagen schmieren, aber der Jammer seines Vaterlandes hielt ihn zurück. Er erschrak über den seelenverderblichen Geiz, der die Streitenden beherrsche. Auch auf die Juristen zürnte er, bei denen jeder Theil hochmüthig aufs vermeintliche Recht sich steife; er, welcher nun auch Jurist hat werden müssen, will als Poltergeist unter sie kommen, der ihren Stolz durch Gottes Gnade hemme.

Nebenbei war ihm auch die Menge der Juden, die er in Eisleben und der Umgegend traf, ein Aergerniß. Er wollte nicht, daß die Grafen ihnen so viel einräumten, die Jesum und Mariä lästern, die Christen Wechselbälge nennen, sie aussaugen, ja wohl gar, wenn's ihnen möglich wäre, sie alle tödten möchten. Auch die Gemeinde ermahnte er, als ein Landeskind, unverworren mit ihnen zu sein.

Unter die Verhandlungen hinein hielt er doch vier Predigten, nahm auch zwei Mal an der Beichte und dem Abendmahl theil und ordinirte zwei Geistliche.

An seine Frau, die sich viel Sorge um ihn und sein Befinden machte, schrieb er von Eisleben aus in vierzehn Tagen fünf Mal (den längsten dieser Briefe, den vom

7. Februar, giebt unsere nebenstehende 4. Beilage im Facsimile wieder*)). Zu ihr spricht er, auch wenn er das Unangenehme zu berichten hat, doch immer in freundlichster Laune, herzlich und beruhigend. Der Anreden, die er da gebrauchte, haben wir schon oben (S. 584) gedacht. Er erzählte ihr, wie gut er's doch habe mit essen und trinken. Er verwies sie auf

Abb. 61. Aufschrift von Luthers Brief vom 7. Februar („Meiner lieben Hausfrawen Katharin Lutherin Doctorin Säumärkterin zu Wittemberg meiner gnedigen frawen zu Handen und Fußen").

ihren Gott, an dessen Statt sie sorgen wolle, auf die Bibel und den kleinen Katechismus, über welchem sie ja selbst einmal geäußert habe, daß alles darin von ihr gesagt sei.

---

*) Der Inhalt lautet:

G V F [Gnade und Frieden] ym Herren. Liese du, liebe Kethe, den Johannem vnd den [auf dem Rand: kleinen] Catechismum, dauon du zu dem mal sagetest, Es ist doch alles ynn dem Buch von mir gesagt. Denn du wilt sorgen für deinen Gott, gerade als were er

waren besser. sie besten-
ich weder sie, Ob ich -
werden den yhren brot
Sie stellen sich alß war-
und billich bezeigt aber
[illegible] warde. [illegible]
hymel [illegible] besserr -
geschehe. Den [illegible]
hassen. denn ich wolt
[illegible] kunst. d.
konde wer der [illegible]
willigklich ~~[illegible]~~

Wer lieben

[illegible] [illegible] [illegible]
der ist sere gut [illegible] [illegible], [illegible]
gut Und Nuremberg
es machte wer der
[illegible]

Digitized by Google

mich einem Theologen gleichen, Bin
[illegible], ich möchte ein [illegible]
zu, durch Gottes gnade, [illegible] einen [illegible]
[illegible] sie [illegible] Damen machten sie wol
[illegible] Ehr [illegible] yhre Gottheit zu
[illegible] Lutherey geschmeckt der doch [illegible]
[illegible] gleichen [illegible] Wolan Gottes wille
[illegible] M philippus dieses [illegible]
[illegible] yhm [illegible] darumb
[illegible] ich doch gern [illegible] wenn ich
ist. Und er gegen seine frommen
mich [illegible], und alles wol verstehet
[illegible] wol. Und der [illegible] schmeckt mir
[illegible] [illegible] werden
[illegible] gestellet. [illegible] ist der [illegible] und [illegible]
[illegible], an das [illegible]
[illegible] wol phlegmatic, und [illegible]

Auch von Gefahren hat er ihr zu melden, von denen er gerade unter diesem ihrem Sorgen überfallen worden sei. Es war nämlich Feuer im Kamin neben seiner Stube ausgebrochen, und am 9. Februar wäre, wie er ihr schreibt, aus Kraft ihrer Sorge im heimlichen Gemach seines Hauses ein Stein, so lang wie ein Kissen und zwei Hand breit, ihm fast auf den Kopf gefallen, um ihn wie in einer Mausefalle zu zerquetschen. So sorgt denn er jetzt: „Wo du nicht aufhörest zu sorgen, möchte uns zuletzt die Erde verschlingen und alle Elemente verfolgen.“

Fortwährend besprach er sich ferner von Eisleben aus mit Melanchthon. An ihn richtete er noch drei Briefe, die letzten Zeugnisse seiner Freundschaft mit ihm. Ein Brief an seine „freundliche liebe Hausfrau“ und an Melanchthon, seinen „würdigsten Bruder in Christo“, vom 14. Februar, sind ohne Zweifel die letzten, die er überhaupt geschrieben.

---

nicht allmechtig der da kundte zehen Doctor Martinus schaffen, wo der einige alte ersoffe ynn der Saal oder ym offenloch oder auff Wolffes Vogelherd. Las mich ynn Frieden mit deiner Sorge, Ich hab einen bessern sorger denn du vnd alle Engel sind Der ligt ynn der Krippen, vnd henget an einer Jungfrawen Zitzen. Aber sitzet gleichwol zur rechten Hand Gottes des allmechtigen Vaters, Darumb sei ynn frieden, Amen.

Ich denke das die Helle vnd gantze welt musse itzt ledig seyn von allen Teuffeln die villeicht alle vmb meinen willen hie zu Eisleben zusammen komen sind: so fest vnd hart stehet die sache So sind auch hie Jüden bey funfftzig [auf dem Rand: ynn einem Hause] wie ich dir zuvor geschrieben Itzt sagt man das zu Rißdorff hart vor Eisleben gelegen daselbs ich krank ward ym einfaren sollen aus vnd ein reiten vnd gehen bey vierhundert Jüden Graff Albrecht, der alle Grentze vmb Eisleben her hat, der hat die Jüden so auff seinem eigenthum ergriffen, preisgegeben Noch will yhnen niemandt nichts thun Die Greffin zu Mansfild witwe, von Solinis [Gräfin Dorothea, Witwe des Grafen Ernst, geborene Gräfin von Solms] wird geachtet als der Juden Schützerin Ich weis nicht obs war sey Aber ich hab mich heute lassen hören wo mans merken wolte, was meine meinung sey, groblich gnüg wens sonst helffen solt Bettet, Bettet, Bettet vnd helfft vns das wirs gut machen Denn ich heute ym willen hatte

Man war in Eisleben auf die Pflege seines kränklichen Leibes wohl bedacht. Er pflegte auch des Abends früh zur Ruhe zu gehen, nachdem er seinem alten Brauch gemäß unter dem Fenster stehend eifrig gebetet hatte. Auch das Steinleiden machte ihm hier nichts zu schaffen, nur war er sehr angestrengt und ermüdet. Seine letzte Predigt, am Sonntag dem 14. Februar, brach er ab mit den Worten: „Das und viel mehr wäre von diesem Evangelio weiter zu sagen, aber ich bin zu schwach, wir wollen's hiebei bleiben lassen." Sehr bedenklich war ihm, daß er versäumt

---

den wagen zu schmiren in ira mea [in meinem Zorn]. Aber der Jamer so mir fur fiel, meines Vaterlandis hat mich gehalten Ich bin nu auch ein Jurist worden Aber es wird yhnen nicht gedeyen. Es wäre besser, sie ließen mich einen Theologen bleiben. Kome ich unter sie, so ich leben sol, ich mocht ein Poltergeisst werden, der yhren Stolz durch Gottes Gnade kemmen [kämmen] mochte. Sie stellen sich als wären sie Gott dauon mochten sie wol vnd billich bey Zeit abtreten Ehe denn yhre Gottheyt zur Teuffelheyt würde, wie Lucifer geschach der doch ym Hymel für Hoffart nicht bleiben kundte. Wolan Gottes Wille geschehe. Du solt M Philipps diesen Brieff lesen lassen: denn ich nicht Zeit hatte yhm zu schreiben, damit Du Dich trösten kannst, das ich Dich gern lieb hette wenn ich kondte, wie Du weißest. Und er gegen seine Frawen villeicht auch weis, vnd alles wol verstehet.

Wir leben hier wol vnd der Rat schenkt mir zu iglicher malzeit ein halb Stubigen Reinfall [auf dem Rand: der ist seer gut] Zuweilen trinck ichs, mit meinen gesellen. So ist der Landwein hie gut, vnd Naumburgesch Bier seer gut, on das mich dunkt es mache mir die brüst vol Phlegmate mit seinem Pech: Der Teuffel hat vns das bier ynn aller Welt mit Pech verderbet vnd bey euch den Wein mit Schwefel. Aber hie ist der wein rein, on was des Lands art gibt.

Und wisse das alle Brieve die Du geschrieben hast sind anher komen, Vnd heute sind die komen so Du am nehesten Freitag geschrieben hast mit M Philipps Brieven damit du nicht zernest.

Am Sontag
nach Dorotheenstag [7. Februar] 1546.

Dein Liebichen
Martinus Luther D.

hatte, eine ätzende Salbe mitzunehmen, mit der er seine Fontanelle offen hielt, und daß diese beinahe ganz zugeheilt war. Er wußte, daß dies nach dem Urtheil der Aerzte sehr gefährlich sei.

Endlich erreichten nun doch seine Bemühungen bei seinen „Landesherren" noch einen über Erwarten glücklichen Erfolg. Schon an jenem 14. Februar war für die Hauptpunkte eine Vereinigung erzielt, und die verschiedenen Mitglieder des gräflichen Geschlechtes freuten sich selbst, die verschiedenen jungen Herren und Fräulein belustigten sich miteinander. „Also," schrieb Luther an Käthe, „muß man greifen, daß Gott ist exauditor precum (Erhörer des Gebets)." Ihr selbst schickte er Forellen als Dank von der Gräfin Albrecht. Er kündigte ihr an: „Wir hoffen diese Woche wieder heimzukommen, ob Gott will."

Am 16. und 17. d. Mon. kam der Vergleich über sämmtliche Streitpunkte vollends zum förmlichen Abschluß. Es waren darin namentlich auch Bestimmungen über Einkünfte von Kirchen und Schulen enthalten, denen diese noch in der Gegenwart eine reiche Ausstattung verdanken. — Am 16. äußerte Luther im Tischgespräch: „Ich will nun nicht länger verziehen, ich will mich nach Wittenberg machen und da mich in einen Sarg legen und den Würmern einen feisten Doctor zu essen geben."

Schon am Morgen des 17. jedoch sahn sich die Herren durch Luthers Befinden zur Bitte veranlaßt, daß er nicht mehr selbst zu ihrer Verhandlung sich bemühen möchte, und er gab dann nur noch seine Unterschrift dazu. Gegen Jonas und den gräflichen Hofprediger Cölius, die ihm Gesellschaft leisteten, sprach er auch schon einen Gedanken daran aus, daß er in Eisleben, wo er geboren sei, wohl auch bleiben solle. Vor dem Abendessen empfand er einen Druck auf der Brust, weshalb er sich mit warmen Tüchern reiben ließ. Er fühlte sich jedoch hiedurch erleichtert, ging zum Essen aus seinem Stüblein noch eine Treppe hinunter in

ein gemeinsames Speisezimmer, weil Alleinsein nicht Fröhlichkeit bringe, war dann auch noch fröhlich mit den andern über Tisch und ließ sich nach seiner Weise in scherzenden, wie in ernsten, sinnigen und frommen Reden vernehmen.

Sobald er aber nach seiner Stube zurückgegangen war und sein gewöhnliches Abendgebet gethan hatte, wurde ihm wieder sehr wehe und bange. Nachdem man ihn von Neuem mit warmen Tüchern gerieben und ein vom Grafen Albrecht selbst herbeigebrachtes Mittel eingegeben hatte, legte er sich dort gegen neun Uhr auf ein ledernes Ruhebett und genoß anderthalb Stunden lang eines sanften Schlafes. Daraus erwacht ging er mit den (lateinisch gesprochenen) Worten: „In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, Herr du treuer Gott“ nach seinem Bett in der anstoßenden Kammer, wo er wieder mit natürlichem Athem bis ein Uhr schlummerte. Da wachte er auf, rief seinem Famulus, er möge die Stube heizen, die übrigens schon warm gehalten war, und klagte dann dem Jonas: „Ach, Herre Gott, wie ist mir so wehe; ach, ich achte, ich werde hie zu Eisleben, da ich geboren und getauft bin, bleiben.“ In dieser Bangigkeit stand er auf, schritt noch ohne Beihilfe in die Stube, indem er mit denselben Worten wie vorhin seinen Geist Gott befahl, ging hier noch ein Mal auf und ab und legte sich dann mit neuer Klage über den Druck der Brust wieder aufs Ruhebett. Bei ihm waren die ganze Nacht seine beiden Söhne Martin und Paul, welche vorher die meiste Zeit bei den Verwandten in Mansfeld zugebracht, nun aber bei ihm sich wieder eingefunden hatten (Hans war noch abwesend), sein Famulus und Jonas. Jetzt eilte auch Cölius wieder herbei, der im Haus geblieben war, dann der auch mit den Grafen befreundete junge Theologe Johann Aurifaber, der mit Jonas und Cölius in Luthers Gesellschaft zu sein pflegte, weiter der Stadtschreiber und seine Frau, zwei Aerzte, Graf Albrecht mit seiner Frau, die besonders eifrig um die Pflege des Kranken sich bemühte, später

auch noch ein Graf von Schwarzburg mit Frau, die bei den Mansfeldern auf Besuch waren. Das Reiben und Auflegen warmer Tücher und die Arzneien fruchteten nichts mehr gegen die Beklemmungen bei Luther. Er gerieth jetzt in Schweiß. Die Freunde wollten sich freuen, weil dieser ihm Besserung bringen werde, er aber erwiderte: „Es ist ein kalter, todter Schweiß, ich werde meinen Geist aufgeben." Hierauf hub er an, laut Gott zu danken, der seinen Sohn ihm geoffenbart habe, welchen er bekannt und geliebt habe, und welchen die Gottlosen und der leidige Papst schänden und verfolgen. Zu Gott und dem Herrn Jesu rief er: „Nimm mein Seelichen in deine Hände! ob ich schon diesen Leib lassen muß, weiß ich doch, daß ich bei dir ewig bleibe." Dazu sprach er biblische Worte, namentlich drei Mal den Spruch Joh. 3 „also hat Gott die Welt geliebet u. s. w." Nachdem ihm Cölius noch einen Löffel Arznei eingegeben, sagte er abermals „ich fahr' dahin, werde meinen Geist aufgeben", und drei Mal schnell nach einander die lateinischen Worte: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöset, du treuer Gott." Von da an wurde er ganz still und schloß die Augen, ohne denen, welche mit jenen Mitteln um ihn beschäftigt waren und ihn ansprachen, mehr zu erwidern. Jonas und Cölius aber riefen, nachdem man seinen Puls mit stärkenden Wassern bestrichen hatte, ihm noch die Frage ins Ohr: „Reverende pater (ehrwürdiger Vater), wollet ihr auf Christum und die Lehre, wie ihr sie gepredigt, beständig bleiben?" Und darauf antwortete er noch ein vernehmliches Ja. Dann wandte er sich auf die rechte Seite und schlief ein. Noch gegen eine Viertelstunde lag er so da, seine Füße und seine Nase wurden kalt, er holte noch einmal tief und sanft Athem und war entschlafen. Es war zwischen zwei und drei Uhr in der Frühe des 18. Februars, eines Donnerstages.

Die Leiche wurde in einem weißen Gewand auf ein Bett und dann in einen schleunig hergestellten zinnernen

Sarg gelegt. Viele Hunderte, Hoch und Niedrig, kamen herbei, um sie hier zu sehen. Noch am ersten Vormittag wurde sie von einem Eislebener Maler, am darauf folgenden von Lukas Fortenagel aus Halle abgemalt. Fortenagels Bild liegt wohl denjenigen zu Grunde, welche wir an verschiedenen Orten unter Cranachs Namen finden,

Abb. 62. Luther im Tode, sogenanntes Cranach'sches Bild.

und welche wohl auch wirklich aus Cranachs Werkstatt hervorgegangen sind.

Kurfürst Johann Friedrich drang sogleich darauf, daß die sterblichen Reste Luthers in Wittenberg ruhen müßten. Die Mansfelder Grafen wollten ihnen wenigstens noch die letzten Ehren anthun. Nachdem sie schon am Nachmittag des 19. in die Andreaskirche gebracht und hier eine Predigt

Digitized by Google

von Jonas an diesem Tag und eine von Cölius am Morgen des folgenden gehalten worden waren, brach am Mittag des 20. ein feierlicher Trauerzug mit dem Sarg auf. Voran ging eine Schaar von gegen fünfzig leicht gewappneten

Abb. 63. Luthers Todtenmaske in Halle.

Reitern mit zwei Söhnen der Grafen, um die Leiche bis an ihren Bestimmungsort zu begleiten. Bis zum Thor von Eisleben folgten die sämmtlichen Grafen und Gräfinnen mit ihren Besuchen, worunter auch ein Fürst von Anhalt

Digitized by Google

war, der Magistrat, die Schuljugend, die Masse der Bevölkerung.

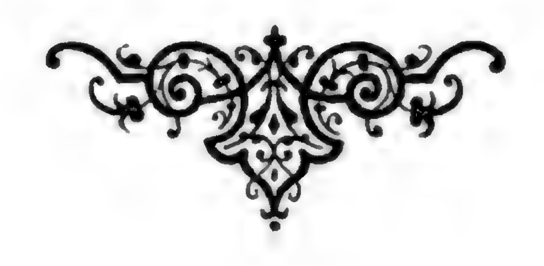
In den Dörfern auf dem Wege läuteten die Glocken, Alt und Jung lief herbei. — In Halle wurde der Sarg, nachdem man ihn mit gleicher Feierlichkeit in Empfang genommen hatte, für die Nacht vom 20. auf den 21. in der städtischen Hauptkirche niedergestellt. Hier nahm man vom Todten auch noch eine Maske ab in Wachs. Diese ist dann im Bibliotheksaal der Kirche wie das Bild eines Lebenden aufgestellt worden, wobei freilich die ursprünglichen Züge durch Einsetzen der Augen und Nachbessern am Mund Aenderungen erlitten haben. Zur Vervollständigung unseres Bildes von Luthers äußerer Erscheinung dient uns hier besonders die starke Stirne, welche auf den Cranach'schen Bildern Luthers bei seinem aufgerichteten Antlitz oft unverhältnißmäßig zurücktritt. Die beiden Darstellungen des todten Luthers, die wir noch besitzen, behalten ihren Werth, wenn wir auch bedauern, daß nicht noch geschicktere Hände, als die des Halleschen Malers und Wachsbildners an ihnen gearbeitet haben.

Am 21. wurde die Leiche noch bis Kemberg geführt, nachdem sie an der Grenze des kursächsischen Gebietes von Beauftragten des Kurfürsten aufgenommen worden war. Erst am Morgen des 22. erreichte sie vollends Wittenberg. Hier wurde sie sogleich feierlich durch die ganze Länge der Stadt nach der Schloßkirche gebracht. Es war ein langer, wehmüthiger Aufzug. Die Geistlichen und die Lehrer und Schüler der Stadt eröffneten ihn mit den üblichen christlichen Gesängen. Dann kamen vor dem Sarge die vom Kurfürsten dazu verordneten Herren und die Mansfeldischen Reiter und jungen Grafen, hinter dem Sarg die Wittwe in einem kleinen Wagen mit anderen Frauen, Luthers Söhne und sein Bruder Jakob nebst anderen Verwandten aus Mansfeld, dann Universität, Rath, Bürgerschaft von Wittenberg. In der Kirche hielt Bugenhagen eine Predigt, Melanchthon,

der schon gleich nach Ankunft der Trauerbotschaft in einem Anschlag für die Studenten seinen Schmerz ausgedrückt hatte, als Vertreter der Universität eine lateinische Rede. Darauf wurde die Leiche hier, wo der Reformator einst seine Thesen angeschlagen hatte, ins Grab gesenkt.

Durch die ganze evangelische Kirche hallte der Ruf der Klage laut wieder. Luther wurde wie ein Prophet Deutschlands beweint, wie ein Elias, der den Götzendienst gestürzt und das lautere Gotteswort wieder aufgerichtet habe. Wie Elisa dem Elias rief ihm Melanchthon nach: „Ach, dahin ist der Lenker und Wagen Israels.“ Dagegen verfolgten fanatische Papisten auch seinen Hingang noch mit Lästerung und Lüge: schon ein Jahr ehe er starb war eine alberne Schauergeschichte von seinem Tod bei ihnen verbreitet worden.

Luther selbst ist während seines ganzen Wirkens um Lob und Lästerung von Menschen wenig bekümmert gewesen, vielmehr nach der Weisung seines großen Lehrers Paulus durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte unverrückt den Weg gegangen, auf welchem er sich von oben geführt wußte. So wird auch sein geschichtliches Bild, wenn es einfach und ungeschminkt vor die Gegenwart tritt, jederzeit von selbst für den Werth des großen Mannes zeugen und für die ewigen Aufgaben weiter wirken, welchen er Leib und Leben und auch Ehre und Ruhm vor der Welt zu opfern bereit war.



Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

weil sie ist, wenn [illegible]

hoffnung. Es solle gnug sein. Wenn man sagen
und beweisen kan, Dis ist D Martinus Luthers
(der Gottes Notarius und zeuge ist ynn seinem
Euangelio) ernstliche und wolbedachte meinung
mit seiner eigen hand und siegel zu beweisen,
Geschrieben und gegeben Am tage Epiphanie
1542

M Luther

Ego philippus Melanthon vidi hanc 1551
& signaturam ac volumen de manu
Reverendi Dni doctoris Martini Lutheri
praeceptoris & patris nostri carissimi.

Et ego Caspar Cruciger d. vidi hanc 1550
et signaturam et voluminum et manum

Fues's Verlag (R. Reisland) in Leipzig.

Seitenstück zu Köstlin, Luthers Leben.

Schiller, nach dem Oelgemälde von Frau Simanowitz 1793.

Schillers Leben

von

H. Düntzer.

Mit authentischen Illustrationen: 46 Holzschnitten und 5 Beilagen (facsimilirte Autographieen).

36 Bogen in 8.

1881.

Preis M. 7.—; sehr eleg. geb. M. 9.—.

Diese neue Biographie Schillers bildet ein Seitenstück zu dem 1880 erschienenen, mit so großem Beifall aufgenommenen Goethe's Leben von demselben Verfasser. Wie jene, so erhält auch sie besonderen Werth durch die vielen Illustrationen, die alle nach authentischen Originalen neu angefertigt worden sind, Phantasiebilder und Compositionen von Künstlern sind also ausgeschlossen, und durch geschmackvolle reiche Ausstattung, Velinpapier, Schwabacher Schrift und Kopfleisten. Der Einband ist ebenso elegant wie dauerhaft.

Digitized by Google

Fues's Verlag (R. Reisland) in Leipzig.

Seitenstück zu Köstlin, Luthers Leben.

Goethe, nach einer Photographie direct vom Originalgemälde May's.

Goethe's Leben

von

H. Düntzer.

Zweite Auflage.
Mit authentischen Illustrationen:
55 Holzschnitten und 4 Beilagen
(facsimilirte Authographieen).

1882. 45 Bogen in Octav.

Preis M. 8.—;
sehr elegant gebunden M. 10.—.

Diese neue Biographie Goethe's, zu deren Bearbeitung der bekannte Verfasser durch seine langjährige Beschäftigung mit dem Gegenstande ganz besonders berufen war, ist für alle Kreise bestimmt. Sie erhält besonderen Werth durch die vielen Illustrationen, die alle nach den authentischen Originalen neu angefertigt worden sind, Phantasiebilder und Compositionen von Künstlern sind also ausgeschlossen, und durch geschmackvolle reiche Ausstattung. Der Einband ist ebenso elegant wie dauerhaft.

Digitized by Google

RETURN TO: CIRCULATION DEPARTMENT
198 Main Stacks

LOAN PERIOD 1 Home Use	2	3
4	5	6

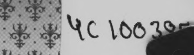
ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS.
Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.
Books may be renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW.

FEB 0 9 2000		

FORM NO. DD6
50M

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
Berkeley, California 94720–6000


YC 10039